Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX 5XLY E

PGerm
147
10

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutschland

Monatsschrift für die gesamte Kultur

unter ständiger Mitarbeit von

Eduard von Hartmann, Theodor Lipps, Berthold Litzmann,
Otto Pfleiderer und Ferdinand Tönnies

herausgegeben von

Graf Paul von Hoensbroech

Band V.
Oktober 1904 — März 1905.

Berlin
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn.

Digitized by Google

P Germ 147.10

×

HARVARD COLLEGE
JAN 13 1922
LIBRARY

Alle Rechte vorbehalten.

MICROFILMED
AT HARVARD

Digitized by Google

Namen-Register.

Seite

Behnisch-Kappstein, Anna, „Der blaue Tag". Episode aus dem Leben eines modernen Mädchens 290
Bonus, Arthur, Zur Frage der Mission 235
Bothmer, Major a. D., von, Die gegenwärtige Lage des Deutschtums in den Ländern zwischen Drau und Adria, Teil I 718
Charmatz, R., Dr. Karl Lueger 64
Church-Terrel, Mary, Die Lynchjustiz. Deutsch von Anna Sußmann-Ludwig 746
Deutsch-Südwestafrika und die deutsche Auswanderung nach Niederländisch-Indien. Von ? 537
Dippe, Gustav, Musikberichte 258 386 522 645 789
Döring, Prof. Dr. Aug., Zur Würdigung Ludwig Feuerbachs . . 359
Driesmans, Heinrich, Das Wesen der Kultur 203
Dunkmann, Lic. Karl, Kant, Goethe, Schleiermacher. Ein Beitrag zum Verständnis „Deutscher Kultur" 553 675
Egge-Weichling, Julia, Die Sozialdemokratie in Küche und Keller 586
Erdmannsdörffer, Dr. Ernst, Fünfzig Jahre japanischer Politik und Kulturarbeit. Zur Erinnerung an die Erschließung Japans vor einem halben Jahrhundert 273 464
Erhardt, Prof. Dr. Franz, Ein Vertreter der Teleologie unter den modernen Biologen 29 179
Ernst, Dr. Paul, Maupassant 588
Föllmer, Wilhelm, Das erste Weh 175
Fränkel, Ludwig, Die Stellung der Völker- und Erdkunde im deutschen Reiche 48
Fränkl, Rechtsanwalt Viktor, Der Kampf um Lippe 367
Fürth, Henriette, Das Geschlechtsproblem und die moderne Moral 13
Fürth, Henriette, Vaterrecht oder Mutterfamilie? 728
Gagliardi, Ernesto, Volksschulunterricht in Italien 609
Gallwitz, Superintendent H., Staatlicher und kirchlicher Religionsunterricht 401
Gerhardt-Amyntor, Dagobert von, Religion und Religiosität . . 284

Digitized by Google

Seite

Haacke, Dr. Wilhelm, Die nationalen Aufgaben des biologischen Unterrrichts 484
Hartmann, Dr. Eduard von, Die Grundlagen der Moral 162
Hoensbroech, Graf Paul von, Der Regensburger Katholikentag . 82
Hoensbroech, Graf Paul von, Streiflichter . . . 267 395 532 654 798
Kaisenberg, Moritz von, Die Aufzeichnungen des Leutnants von den Kaiserhusaren, Barons Gerdau, über seinen Aufenthalt in Japan, Teil 2 bis 6 . . . . . 116 243 373 509 628
Kalkschmidt, Eugen, Aus Bismarcks politischen Lehrjahren . . . 143
Kappstein, Dozent Th., Theaterberichte . . . 132 260 388 526 648 791
Kieser, Superintendent D. H., Die Bedeutung der Wartburg für den Protestantismus, Teil I 665
Kietz, Dr. Georg M., Ein welkes Blatt im Ruhmeskranze Friedrichs des Großen 734
Kluge, Prof. Dr. Fr., Luthers sprachgeschichtliche Stellung 137
Kohut, Dr. Adolf, Wie ein fürstlicher Fastenprediger zu seinen Predigten kam 341
Kräger, Heinrich, Deutsche Kunstausstellungen 1904. VI. Düsseldorf 249
Lincke, Prof. Karl F. A., Simon Petrus, der Schriftzeuge des Urchristentums 209 347
Lux, Joseph Aug., Das Marionettentheater 758
Manitius, Dr. M., Der Aberglaube unserer Vorfahren und die Kirche 690
Meyer, Oswald, „Gottesgerichte". Gedicht 626
Minuth, Fred R., Die amerikanische Gefahr 306 475
Osborn, Dr. Max, Deutsche Kunstausstellungen 1904, III. München 123
Osborn, Dr. Max, Berliner Kunstausstellungen. Berichte 379 518 639 784
Petsch, Privatdoz. Dr. Robert, Der Eidzwang 603
Pfleiderer, Prof. D., Noch ein Wort zur Konfessionsschule . . . 1
Pflugk-Harttung, Prof. Dr. Jul., Archivrat, Die Sozialdemokratie in Kunst und Literatur 330
Philippi, Fritz, Das Heidekreuz. Erzählung aus dem Westerwälder Volksleben 440
Richter, Mil., Handelshochschulbildung 616
Rogalla von Bieberstein, Oberstleutn. A., Die Neugestaltung des Militärpensionsgesetzentwurfs 420
S., v., Kriegsminister Graf von Roon. (Zur Denkmalsenthüllung) . 43
S., v., Feldmarschall Graf Hellmuth von Moltke (Zur Denkmalsenthüllung) 436
S., v., Erklärung 658
Schorn, H. Tr., Deutsch-Pennsylvanien. Kulturhistorische Schilderung 238
Schultze, Georg, Der deutsche Kaufmann als Kulturträger 448
Schwimmer, Rosika, Staatlicher Kinderschutz in Ungarn 429
Stavenhagen, W., Über Küstenbefestigungen 220
Stefanik, Wassili, Der Herbst. Ein Bild aus dem Volksleben Galiziens. Deutsch von M. Beßmertny 98
Strantz, Regierungsrat Kurt von, Kaiser Friedrich als Politiker . 324
Stümcke, Dr. Heinrich, Die Bildung des Schauspielers 157

Digitized by Google

Seite
X. Y. Z., Aufdecken oder Vertuschen? 101
X. Y. Z., Konfessionelle Ursachen und Strömungen im siebenjährigen Kriege 494 566
Wentzel, Hans von, „Epauletten". Ein Beitrag zur Schlachtenpsychologie aus dem Jahre 1870. Wahrheitsgetreu erzählt, Teil I 764
Weymann, Regierungsrat Dr. Konrad, Die Idee im Kunstwerk . 545
Witzleben, Rittmeister von, Bagdad-Bahn und persischer Meerbusen. Eine militärpolitische Studie 108
Zepler, Marg. N., Die Landerziehungsheime 704

Digitized by Google

Sach-Register.

Seite

Recht, Staatsrecht, Volkswirtschaft, Sozialwissenschaft, Frauenfrage, Rettungswesen, Verwaltung, Politik.

Zur Frage der Mission von Arthur Bonus 235
Die gegenwärtige Lage des Deutschtums in den Ländern zwischen Drau und Adria, Teil I von Major a. D. von Bothmer . . 718
Dr. Karl Lueger von R. Charmatz 64
Die Lynchjustiz von Mary Church-Terrel. Deutsch von Anna Sußmann-Ludwig 746
Deutsch-Südwestafrika und die deutsche Auswanderung nach Niederländisch-Indien von ? 537
Fünfzig Jahre japanischer Politik und Kulturarbeit. Zur Erinnerung an die Erschließung Japans vor einem halben Jahrhundert von Dr. Ernst Erdmannsdörffer 273 464
Die Stellung der Völker- und Erdkunde im deutschen Reiche von Ludwig Fränkel 47
Der Kampf um Lippe von Rechtsanwalt Viktor Fränkl 367
Vaterrecht oder Mutterfamilie? von Henriette Fürth 728
Staatlicher und kirchlicher Religionsunterricht von Superintendent H. Gallwitz 401
Die nationalen Aufgaben des biologischen Unterrichts von Dr. Wilhelm Haacke 484
Der Regensburger Katholikentag von Graf Paul von Hoensbroech 82
„Streiflichter" von Graf Paul von Hoensbroech 267 395 532 654 798
Aus Bismarcks politischen Lehrjahren von Eugen Kalkschmidt . . 143
Ein welkes Blatt im Ruhmeskranze Friedrichs des Großen von Dr. Georg M. Kietz 734
Die amerikanische Gefahr von Fred R. Minuth 306 475
Der Eidzwang von Privatdoz. Dr. Robert Petsch 603
Noch ein Wort zur Konfessionsschule von Prof. D. Pfleiderer . . 1
Die Neugestaltung des Militärpensionsgesetzentwurfs von Oberleutnant A. Rogalla von Bieberstein 420
Deutsch-Pennsylvanien. Kulturhistorische Schilderung von H. Tr. Schorn 238

Digitized by Google

Seite

Staatlicher Kinderschutz in Ungarn von Rosika Schwimmer . . . 429
Über Küstenbefestigungen von W. Stavenhagen 220
Kaiser Friedrich als Politiker von Regierungsrat Kurt von Strantz 324
Aufdecken oder Vertuschen? von X. Y. Z. 101
Konfessionelle Ursachen und Strömungen im siebenjährigen Kriege von X. Y. Z. 494 566
Bagdad-Bahn und persischer Meerbusen. Eine militärpolitische Studie von Rittmeister von Witzleben 108
Die Landerziehungsheime von Marg. N. Zepler 704

Literatur.

Kant, Goethe, Schleiermacher. Ein Beitrag zum Verständnis „Deutscher Kultur" von Lic. Karl Dunkmann 553 675
Die Sozialdemokratie in Küche und Keller von Julia Egge-Weichling 586
Maupassant von Dr. Paul Ernst 588
Luthers sprachgeschichtliche Stellung von Prof. Dr. Fr. Kluge . . 137
Simon Petrus, der Schriftzeuge des Urchristentums von Prof. Karl F. A. Lincke 209 347
Die Sozialdemokratie in Kunst und Literatur von Archivrat Prof. Dr. Jul. Pflugk-Hattung 330
Die Bildung des Schauspielers von Dr. Heinrich Stümcke . . . 157

Geographie, Geschichte, Kulturgeschichte.

Zur Frage der Mission von Arthur Bonus 235
Die gegenwärtige Lage des Deutschtums in den Ländern zwischen Drau und Adria, Teil I von Major a. D. von Bothmer . . 718
Die Lynchjustiz von Mary Church-Terrel. Deutsch von Anna Sußmann-Ludwig. 746
Deutsch-Südwestafrika und die deutsche Auswanderung nach Niederländisch-Indien von ? . . . ! 537
Das Wesen der Kultur von Heinrich Driesmans 203
Kant, Goethe, Schleiermacher. Ein Beitrag zum Verständnis „Deutscher Kultur" von Lic. Karl Dunkmann 553 675
Fünfzig Jahre japanischer Politik und Kulturarbeit. Zur Erinnerung an die Erschließung Japans vor einem halben Jahrhundert von Dr. Ernst Erdmannsdörffer 273 464
Ein Vertreter der Teleologie unter den modernen Biologen von Prof. Dr. Franz Erhardt 29 179
Die Stellung der Völker- und Erdkunde im deutschen Reich von Ludwig Fränkel 47
Der Kampf um Lippe von Rechtsanwalt Viktor Fränkl 367
Das Geschlechtsproblem und die moderne Moral von Henriette Fürth 13
Vaterrecht oder Mutterfamilie? von Henriette Fürth 728

Digitized by Google

Seite

Die nationalen Aufgaben des biologischen Unterrichts von Dr. Wilhelm Haacke 484
„Streiflichter" von Graf Paul von Hoensbroech 267 395 532 654 798
Der Regensburger Katholikentag von Graf Paul von Hoensbroech 82
Die Bedeutung der Wartburg für den Protestantismus, Teil I von Superintendent D. H. Kieser 665
Ein welkes Blatt im Ruhmeskranze Friedrichs des Großen von Dr. Georg M. Kietz 734
Wie ein fürstlicher Fastenprediger zu seinen Predigten kam von Dr. Adolph Kohut 341
Das Marionettentheater von Joseph Aug. Lux 758
Der Aberglaube unserer Vorfahren und die Kirche von Dr. M. Manitius 690
Der Eidzwang von Privatdoz. Dr. Robert Petsch 603
Handelshochschulbildung von Mil Richter 616
Deutsch-Pennsylvanien. Kulturhistorische Schilderung von H. Dr. Schorn 238
Der deutsche Kaufmann als Kulturträger von Georg Schultze . . 448
Konfessionelle Ursachen und Strömungen im siebenjährigen Kriege von X. Y. Z. 494 566

Kirche, Theologie, Religion, Ultramontanismus.

Zur Frage der Mission von Arthur Bonus 235
Staatlicher und kirchlicher Religionsunterricht von Superintendent H. Gallwitz 401
Religion und Religiosität von Dagobert von Gerhardt-Amyntor 284
Der Regensburger Katholikentag von Graf Paul von Hoensbroech 82
„Streiflichter" von Graf Paul von Hoensbroech 267 395 532 654 798
Die Bedeutung der Wartburg für den Protestantismus, Teil I von Superintendent D. H. Kieser 665
Ein welkes Blatt im Ruhmeskranze Friedrichs des Großen von Dr. Georg M. Kietz 734
Luthers sprachgeschichtliche Stellung von Prof. Dr. Fr. Kluge . . 137
Wie ein fürstlicher Fastenprediger zu seinen Predigten kam von Dr. Adolph Kohut 341
Simon Petrus, der Schriftzeuge des Urchristentums von Prof. Karl F. A. Lincke 209 347
Der Aberglaube unserer Vorfahren und die Kirche von Dr. M. Manitius 690
Der Eidzwang von Privatdoz. Dr. Robert Petsch 603
Noch ein Wort zur Konfessionsschule von Prof. D. Pfleiderer . . 1
Konfessionelle Ursachen und Strömungen im siebenjährigen Kriege von X. Y. Z. 494 566

Digitized by Google

Seite

Philosophie, Erziehung, Unterricht.

Zur Würdigung Ludwig Feuerbachs von Prof. Dr. Aug. Döring . 359
Ein Vertreter der Teleologie unter den modernen Biologen von Prof. Dr. Franz Erhardt 29 179
Das Geschlechtsproblem und die moderne Moral von Henriette Fürth 13
Volksschulunterricht in Italien von Ernesto Gagliardi 609
Staatlicher und kirchlicher Religionsunterricht von Superintendent H. Gallwitz 401
Die nationalen Aufgaben des biologischen Unterrichts von Dr. Wilhelm Haacke 484
Die Grundlagen der Moral von Dr. Eduard von Hartmann . . 162
Noch ein Wort zur Konfessionsschule von Prof. D. Pfleiderer . . 1
Handelshochschulbildung von Mil Richter 616
Staatlicher Kinderschutz in Ungarn von Rosika Schwimmer . . . 429
Die Bildung des Schauspielers von Dr. Heinrich Stümcke . . . 157
Die Landerziehungsheime von Marg. N. Zepler 704

Heer und Flotte.

Deutsch-Südwestafrika und die deutsche Auswanderung nach Niederländisch-Indien von ? 537
Die Neugestaltung des Militärpensionsgesetzentwurfs von Oberleutnant A. Rogalla von Bieberstein 420
Kriegsminister Graf von Roon (Zur Denkmalsenthüllung) von v. S. 43
Feldmarschall Graf Hellmuth von Moltke (Zur Denkmalsenthüllung) von v. S. 436
Erklärung von v. S. 658
Über Küstenbefestigungen von W. Stavenhagen 220
Aufdecken oder Vertuschen? von X. Y. Z. 101
Konfessionelle Ursachen und Strömungen im siebenjährigen Kriege von X. Y. Z. 494 566
„Epauletten". Ein Beitrag zur Schlachtenpsychologie aus dem Jahre 1870. Wahrheitsgetreu erzählt von Hans von Wentzel. Teil 1 764
Bagdad-Bahn und persischer Meerbusen. Eine militärpolitische Studie von Rittmeister von Witzleben 108

Kunst, Musik, Theater.

Musikberichte von Gustav Dippe 258 386 522 645 789
Theater-Berichte von Dozent Th. Kappstein . 132 260 388 526 648 791
Das Marionettentheater von Joseph Aug. Lux 758
Deutsche Kunstausstellungen 1904. III. München von Dr. Max Osborn 123
Deutsche Kunstausstellungen 1904. IV. Düsseldorf von Heinrich Kräger 249

Digitized by Google

Seite

Berliner Kunstausstellungen. Berichte von Dr. Max Osborn 379 518 639 784
Die Bildung des Schauspielers von Dr. Heinrich Stümcke . . . 157
Die Idee im Kunstwerk von Regierungsrat Dr. Konrat Weymann 545

Dichtungen, Erzählungen.

„Der blaue Tag". Episode aus dem Leben eines modernen Mädchens von Anna Behnisch-Kappstein 290
Das erste Weh von Wilhelm Föllmer 175
Die Aufzeichnungen des Leutnants von den Kaiserhusaren, Barons Gerdau, über seinen Aufenthalt in Japan, Teil II bis VI von Moritz von Kaisenberg 116 243 373 509 628
„Gottesgerichte". Gedicht von Oswald Meyer 626
Das Heidekreuz. Erzählung aus dem Westerwälder Volksleben von Fritz Philippi 440
Der Herbst. Ein Bild aus dem Volksleben Galiziens von Wassili Stefanik. Deutsch von M. Beßmertny 98
„Epauletten". Ein Beitrag zur Schlachtenpsychologie aus dem Jahre 1870. Wahrheitsgetreu erzählt von Hans von Wentzel. Teil I 764

Ständige Berichte.

Musik von Gustav Dippe 258 386 522 645 789
„Streiflichter" von Graf Paul von Hoensbroech 267 395 532 654 798
Theater von Dozent Th. Kappstein 132 260 388 526 648 791
Berliner Kunstausstellungen von Dr. Max Osborn . 379 518 639 784

Bücherbesprechungen.

Rindfleisch, Heinrich, Feldbriefe 1870/71. Herausgegeben von Ed. Ornold, 6. Aufl. (Th. Kappstein) 272
Traudt, Val., Leute vom Burgwald. Eine Erzählung aus dem oberhessischen Volksleben. Mit Buchschmuck von O. Ubbelohde (L. Frost) 399
Protestantisches Taschenbuch. Ein Hilfsbuch in konfessionellen Streitfragen. Im Auftrage des Vorstandes des Evang. Bundes von Konsistorialrat Dr. Hermens und Lic. Oskar Kohlschmidt (Kohlschmidt) 660
Im Kampfe um Süd-Afrika. Bd. I u. II 660
Frost, L., Aus unseren vier Wänden. Ein Buch für Mütter . . . 663
Bismarck als Erzieher. In Leitsätzen aus seinen Reden usw. zusammengestellt und systematisch geordnet (Dr. Fey) 803
Knortz, Karl, Römische Taktik in den Vereinigten Staaten 808

Digitized by Google

Noch ein Wort zur Konfessionsschule.*)

Von Otto Pfleiderer.

Nachdem die Gegner der konfessionellen Volksschule in dieser Zeitschrift mehrfach das Wort ergriffen und z. T. in ziemlich temperamentvollen Anklagen gegen die Verteidiger des nationalliberalen Schulgesetzentwurfes sich ergangen haben, dürfte es an der Zeit sein, daß auch einer der letzteren die Gründe seiner abweichenden Ansicht darlege. Ich werde dies in um so rührigerer Weise tun, als ich versichern kann, daß ich von jenen Anklagen mich in keiner Hinsicht betroffen fühle. Die Liebe zum deutschen Vaterlande und das Interesse für die Geistes- und Gewissensfreiheit ist mir genau ebenso Herzenssache, wie den Gegnern; wenn ich gleichwohl zur vorliegenden Frage eine andere Stellung einnehme, so hat dies seinen Grund darin, daß ich von der Macht des Staates in Dingen der Volkserziehung etwas weniger optimistisch urteile, als sie, und dann darin, daß ich die tatsächlichen Verhältnisse der Volksschule etwas genauer zu kennen glaube, als dies ihrerseits augenscheinlich der Fall ist; habe ich doch selbst einst als Knabe eine ländliche Volksschule besucht und habe dann später viele Jahre lang in städtischen und dörflichen Volksschulen Unterricht erteilt. Ich brauche mich also nicht auf aprioristische Deduktionen über die Aufgabe der Volksschule einzulassen, sondern will nur in Kürze zeigen, wie sich mir auf Grund meiner Erfahrung von den wirklichen Verhältnissen die Überzeugung vom Vorzug der konfessionellen Volksschule ergibt, die übrigens, um das gleich vorauszuschicken, keineswegs mit einer „Kirchenschule" verwechselt werden darf, sondern es ist eine unter staat-

*) Unsere Zeitschrift hat den Vorzug, zwei so hervorragende Männer wie Theodor Lipps und Otto Pfleiderer als ständige Mitarbeiter zu besitzen. In der Frage der Gestaltung der Volksschule gehen beider Ansichten auseinander. Die hohe Bedeutsamkeit des Gegenstandes erfordert, die Anschauungen beider Männer unserm Leserkreis vorzulegen. D. H.

Digitized by Google

licher Aufsicht stehende Schule der bürgerlichen Gemeinde, in welcher Schüler und Lehrer derselben Konfession angehören, während die Simultanschule eine solche ist, die von Schülern verschiedener Konfessionen besucht wird; wo also der Lehrer einer anderen Konfession angehört, als ein Teil — sei es die Minorität oder Majorität — der Schüler. Ob die letztere für die Aufgabe der Erziehung der Jugend geeigneter sei, als die erstere, das ist die sehr einfache Frage, die man um so richtiger beantworten wird, je weniger man den hier maßgebenden pädagogischen Gesichtspunkt mit fremdartigen politischen Parteiinteressen verquickt und je weniger man sich durch abstrakte Spekulationen den nüchternen Blick für die Wirklichkeit trüben läßt.

Die Volksschule hat die Grundlage der allgemeinen Bildung, des Wissens und der Weltanschauung eines Volkes, der Jugend mitzuteilen. Nun kann der Staat zwar die mitzuteilenden Elemente des Wissens vorschreiben, nicht aber auch die Weltanschauung, d. h. die Art, über Welt und Leben zu urteilen. Wie sollte er denn das anfangen? Sollte er etwa eine Reihe von metaphysischen und moralischen Sätzen formulieren und diese dann den Kindern wörtlich einprägen lassen, wie der Feldwebel seine Instruktionen den Rekruten einprägt? Das wäre ein Drill, aber keine Intellekt und Charakter bildende Erziehung der Jugend. Nein, den erziehlichen Teil des Unterrichts, die den Charakter bildenden Grundüberzeugungen kann kein Staat dekretieren, sondern er muß sie so nehmen, wie er sie als den im Volksbewußtsein gegebenen Inhalt, der sich als der Niederschlag aus der Volksgeschichte gebildet hat, vorfindet. Wäre nun die Weltanschauung unseres deutschen Volkes eine einheitliche, so wäre die Sache sehr einfach und es gäbe keinen Streit über konfessionelle oder simultane Schulen. Aber in dieser glücklichen Lage befindet sich eben unser Volk durch die Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts nicht; sondern die Scheidung der Religion in zwei Konfessionen hat auch eine Scheidung der allgemeinen Weltanschauung zur Folge gehabt, die über das bloß religiöse Gebiet, über Dogma und Kultus, weit hinausreicht und von tiefgreifendster Bedeutung für die ganze Denkweise auch auf allen Gebieten der weltlichen Kultur geworden ist. Wollen wir diesen Unterschied in wenigen Worten fixieren, so läßt sich sagen, es ist der prinzipielle Unterschied zwischen Autonomie und Heteronomie, zwischen der persönlichen Freiheit von Vernunft und Gewissen einerseits und der Unterwerfung des persönlichen Urteils unter eine gegebene äußere

Digitized by Google

Autorität andererseits. Man mag zwar dagegen einwenden, daß ja doch auch die protestantische Kirche die Autorität der Bibel anerkenne und lehre, und daß auch die katholische Kirche ihre Lehren zur Gewissenssache der einzelnen zu machen suche. Dennoch bleibt zwischen beiden der prinzipielle Unterschied bestehen, daß für den Protestanten die Bibel nur insofern und insoweit Autorität ist, als sie mit seinem persönlichen Gewissen übereinstimmt, für den Katholiken umgekehrt das persönliche Gewissen nur insofern und insoweit Geltung haben darf, als es mit der Autorität der Kirche übereinstimmt; das ausschlaggebende Moment liegt bei beiden an verschiedenem Ort, beim Protestanten im Inneren der einzelnen Person, beim Katholiken in der dem einzelnen als Autorität gegenüberstehenden sozialen Institution und geschichtlichen Tradition der Kirche. Darin liegt ein fundamentaler Unterschied in der Stellung des einzelnen zur Welt, ein Unterschied, der sich unvermeidlich in der ganzen Weise des persönlichen Denkens, Fühlens und Wollens reflektieren muß; darauf beruht der tatsächliche Unterschied von katholischer und protestantischer Weltanschauung, Denkart und Kultur.

Ist es nun wahrscheinlich, daß von diesem kardinalen Unterschied der Weltanschauungen die Volksschule bei ihrer Erziehung der Jugend absehen könnte? Ich meine, daß nur ein abstraktes, alle Erfahrungen der Psychologie und der Pädagogik beiseite setzendes Denken diese Frage zu bejahen wagt; wer irgend vom Schulwesen wirkliche Erfahrung hat, der wird sie unbedingt verneinen. Statt darüber ins Blaue hinein zu disputieren, wollen wir uns die Sachlage einmal an konkreten Beispielen klarmachen. Da fällt mir ein Wort ein, daß einmal ein katholischer Lehrer zu einem protestantischen Schulmann (der mir's wiedererzählte) gesagt hat: „Bei uns Katholiken ist alles bis auf den Rechenunterricht hinaus anders als bei euch Protestanten." — „Unsinn!" höre ich da den liberalen Theoretiker ausrufen, „gibt's etwa ein anderes Einmaleins für den Katholiken, als für den Protestanten?" — Gemach! meine Herren Theoretiker! Die Zahlen und Zahlenverhältnisse sind freilich in aller Welt dieselben; worauf es aber ankommt, das ist die Methode des Unterrichtens über das Zählen und Rechnen, und daß diese anders ausfallen wird, wo das Schwergewicht auf Einprägung und Einübung von autoritativ mitgeteilten Regeln gelegt wird, und anders, wo die Schüler zum Verstehen der Gründe des Verfahrens angeleitet werden sollen, das ist doch wohl nicht schwer einzusehen, und darum dürfte jener aus seiner

Digitized by Google

Erfahrung urteilende katholische Lehrer eine viel richtigere Einsicht von der Sache gehabt haben als die sämtlichen doktrinären Freunde der Simultanschule. Oder nehmen wir den Gesangsunterricht. Da sind freilich die Stimmen und Instrumente, die Noten und Rhythmen dieselben für alle; aber zu den Noten gehören auch Worte, und bei der Frage, was in der Volksschule gesungen werden soll, stoßen wir sofort wieder auf die konfessionellen Differenzen. Daß die protestantische Jugend unsere protestantischen Choräle, die katholische ihre Liturgien und Aves singen lernt, wird man in der Ordnung finden; wenn sie nun in derselben Schule beisammen sitzen, sollen da die einen schweigen, während die anderen singen? oder sollen beide Teile auch die Gesänge des anderen mitsingen? Wie aber, wenn dem protestantischen Kind die gesungenen Gebete der Katholiken an die Heiligen Gewissensbedenken erregen? oder wenn dem katholischen Kind das lutherische Trutzlied „Ein feste Burg ist unser Gott" peinliche Empfindungen erregt? Wird dann der gemeinsame Gesang bei so zwiespaltigen Gedanken zur wirklichen Harmonie des Gefühls führen oder nicht viel wahrscheinlicher die bestehende Disharmonie erst recht zum Bewußtsein bringen und zur schroffen Spannung reizen? Oder wollte man, um diesen Schwierigkeiten zu entgehen, die religiösen Lieder vom Gesangsunterricht ganz ausschließen, so wäre das eine so gewaltige Verstümmelung des Gesangsunterrichts, daß kein Schulmann ihn verantworten, keine Schulgemeinde ihn gutheißen könnte. Und wie wird es erst mit dem Geschichtsunterricht werden? Es ist leicht gesagt: die Tatsachen und Zahlen der Geschichte seien für katholische und protestantische Schüler dieselben, können also für beide gemeinsam gelehrt werden. Das möchte allenfalls gelten, wenn es sich bloß um Einprägung von Geschichtstabellen handelte; aber welcher Lehrer wäre so geist- und herzlos, daß er sich zu einem derartigen entgeisteten Geschichtsunterricht hergeben möchte? Eine Geschichtserzählung mag noch so objektiv sein, immer wird doch schon in der Gruppierung und kausalen Verknüpfung der Ereignisse und in der Erklärung der Handlungen aus den Charakteren und Verhältnissen das Urteil des Erzählers sich geltend machen; ein Lehrer aber vollends, der durch seine Geschichtsdarstellung erziehend und charakterbildend wirken will, kann sich nicht auf kühle Referate beschränken, sondern wird mit seinem Herzen bei der Sache sein und aus seiner persönlichen Überzeugung lobende und tadelnde Urteile über die Personen und Handlungen der Geschichte fällen. Da diese Überzeugung bei dem katholischen

Digitized by Google

Lehrer auf anderen Voraussetzungen ruht und mit einer anderen Weltanschauung zusammenhängt, als bei dem protestantischen, so wird sein Urteil auf allen den Punkten der Geschichte, wo jene Weltanschauung direkt in Frage kommt, vor allem also bei der Geschichte des deutschen Mittelalters und der Reformation, ganz anders lauten, als das des Protestanten; ist er ein strengkirchlicher Katholik, so wird er die deutschen Kaiser, die mit den Päpsten in Fehde standen, abschätzig beurteilen und Luther als einen ruchlosen Empörer wider die höchste Autorität brandmarken; ist er milder denkend, so wird er vielleicht beide entschuldigen und mit Nachsicht behandeln, gewiß aber nicht für sie Partei nehmen oder gar für Luther sich begeistern. Ein solcher Geschichtsunterricht wird für den protestantischen Teil der Schüler entweder direkt verletzend oder im günstigsten Fall doch nie wirksam sein zur Bildung protestantischer Denkart. Das protestantische deutsche Volk hat aber das allergrößte Interesse daran, daß im Jugendunterricht die Gestalten der Reformatoren in ihrer vollen heroischen Größe so ins Licht gestellt werden, daß die Jugend in ihnen die typischen Vorbilder der protestantischen Gesinnung, der Gewissensfreiheit und der Überzeugungstreue, zu erkennen und zu verehren lerne. Diesen zu protestantischer Denkweise erziehenden Eindruck aber kann die Jugend nur von dem Geschichtsunterricht eines protestantischen Lehrers erhalten, dessen Herz bei seinen reformatorischen Helden ist, und der ebendarum auch ihr innerstes Wesen seinen Schülern aufzuschließen und ihre Herzen dafür zu begeistern weiß. Heute noch denke ich mit Freude an meine eigenen Erfahrungen vor 40 Jahren zurück, als ich den Kindern einer Dorfschule die Reformationsgeschichte mit gründlichem Eingehen ins Detail (ich entnahm den Stoff aus Rankes bekanntem Werk) erzählte und erläuterte, wie da die Augen der Kinder an meinen Lippen hingen und strahlten von einer Begeisterung, die der Widerschein meiner eigenen war. Solche Erfahrungen gehören zu den erhebensten Momenten des Schullebens für beide, Lehrer wie Schüler; nicht aus den Dogmen des Katechismus, sondern aus den lebendigen Gestalten der Reformationsgeschichte schöpft unsere Jugend den protestantischen Geist, auf dessen Erhaltung und Kräftigung mehr als auf allem anderen die Hoffnung auch für unsere nationale Zukunft beruht. Und diese starken Wurzeln unserer Kraft sollten wir preisgeben und verdorren lassen um des unvolkstümlichen doktrinären Kunstgebildes einer Simultanschule willen, in der den katholischen Schülern zuliebe

Digitized by Google

alles, was uns als hoch und herrlich gilt, aufs niedere und niederſte Niveau herabgezogen, alle Kraft und Begeiſterung verpönt und alles bis zur unerträglichſten Langweilerei verwaſchen und verſchwommen und verwäſſert und entgeiſtet wäre?*)

Wollte ich unhöflich ſein, ſo könnte ich den Vorwurf unſerer Gegner damit heimgeben, daß ich ſagte, die gerade ſeien es, die nicht wiſſen, was ſie wollen! Warum wollen ſie denn eigentlich die Simultanſchule? Damit nicht, ſo ſagen ſie, durch die konfeſſionell geteilte Schule der Zwieſpalt in unſer Volk hineingetragen werde, damit die Jugend an den konfeſſionellen Frieden gewöhnt werde, damit das ganze Volk in einheitlich nationalem Geiſt erzogen werde. Das lautet ja ſehr ſchön. Sieht man aber die Dinge, wie ſie in Wirklichkeit ſind, ſich etwas gründlicher an, ſo ſtellt ſich die Sache ganz anders. Vor allem iſt es eine ſeltſame Behauptung, daß durch die konfeſſionell geteilte Schule der Zwieſpalt in unſer Volk hineingetragen werde — als ob er nicht längſt, ſeit bald 400 Jahren ſchon, vorhanden wäre! Die Volksſchule iſt daran völlig unſchuldig, ſie iſt ja erſt aus der Reformation hervorgegangen; auf Luthers Rat wurden in proteſtantiſchen Gebieten erſtmals Volksſchulen für Knaben und Mädchen gegründet, und zwar ſelbſtverſtändlich rein proteſtantiſche, die für die Erziehung der Jugend in proteſtantiſchem Glauben und Wiſſen beſtimmt waren. Nachher folgten auch die katholiſchen Länder und Städte dieſem Vorbild und gründeten für ihre Jugend katholiſche Volksſchulen. So ergab ſich die konfeſſionelle Geteiltheit der Volksſchule von Anfang an als die natürliche Folge ihres Urſprungs aus den geſchiedenen Konfeſſionen. Man mag nun dieſe konfeſſionelle Geteiltheit unſeres Volkes, die nicht bloß einen Gegenſatz der religiöſen Bekenntniſſe, ſondern zugleich einen ſolchen der ganzen Weltanſchauung und Kultur bedeutet, noch ſo lebhaft bedauern, ſo muß man eben doch mit dieſem geſchichtlich gewordenen Tatbeſtand rechnen. Die Hoffnung aber, dieſen Tatbeſtand beſeitigen zu können durch einen Akt der ſtaatlichen Geſetzgebung, der die beſtehenden Konfeſſionsſchulen zugunſten einer interkonfeſſionellen Simultanſchule wegdekretieren würde, ſcheint mir utopiſtiſch zu ſein. Sie ſetzt einen Glauben an die Allmacht

*) Die Verfechter des interkonfeſſionellen Charakters der Volksſchule wollen ebenſo wie der Herr Verfaſſer, daß die proteſtantiſche d. h. die auf autonomer Forſchung beruhende Wahrheit in der Schule gelehrt werde. Ich verweiſe dafür auf die „Streiflichter“ des Auguſthefteſ (S. 665 ff.) und auf die des vorliegenden (September-)Heftes. D. H.

Digitized by Google

des Staates voraus, den man heute, nach allen Erfahrungen der Geschichte des letzten Jahrhunderts, kaum mehr für möglich halten sollte. Sie verkennt den engen Zusammenhang der bestehenden Form der Volksschule mit dem tatsächlichen Volksbewußtsein und unterschätzt die zähe Kraft der Selbsterhaltung, die dem religiösen Volksbewußtsein und allen mit ihm zusammenhängenden Institutionen, also auch der konfessionellen Volksschule innewohnt. Ein solcher Doktrinarismus, der sich so souverän über die Mächte des geschichtlichen Volkslebens hinwegsetzt, hat noch immer bei dem Versuch, die staatliche Gesetzgebung seinen radikalen Absichten dienstbar zu machen, zum geraden Gegenteil von dem geführt, was er eigentlich bezweckte. Das würde sich auch im vorliegenden Fall zweifellos wiederholen.

Die Simultanschule die den bestehenden Gegensatz der Konfessionen ignorieren und die Faktoren einer einheitlichen Weltanschauung unseres Volkes zur Basis ihrer Erziehungsmethode machen will, würde so wenig zum konfessionellen Frieden beitragen, daß sie vielmehr durch die unendlich vermehrten Gelegenheiten zu gegenseitiger Reibung und Reizung die Quelle täglich erneuten Haders und einer immer unheilvoller wachsenden Spannung der konfessionellen Gegensätze werden würde. Und man glaube nicht, daß der Staat dies durch irgendwelche Verwaltungsmaßregeln zu verhüten imstande wäre, gesetzt auch, er hätte dazu den ehrlichsten Willen und mannhaftesten Mut; eine Voraussetzung, die übrigens unter heutigen Verhältnissen nicht so ganz feststeht. Doch davon ganz abgesehen, auch beim besten Willen seinerseits, den konfessionellen Frieden innerhalb der Simultanschule zu wahren, würde es sich bald genug zeigen, daß er dazu gar nicht befähigt ist. Denn der Grund der immer neu hervorbrechenden Streitigkeiten läge ja nicht bloß im bösen Willen der Lehrer, der sich durch Staatsgesetz und Staatsinspektion eindämmen ließe, er läge vor allem im Wesen dieser Schule selbst, in ihrer Zusammenkoppelung von Schülern verschiedener Konfessionen, von Parteien also, deren jede ihre eigenartige Weltanschauung vom Elternhaus her besitzt, und sich in dieser ihrer Eigenart durch die andere Partei, bezw. durch den der anderen Partei angehörigen Lehrer, bei jedwedem Anlaß benachteiligt und bedrückt, gereizt und verletzt fühlen würde. Nicht die Einheit des nationalen Geistes würde auf diesem Wege herbeigeführt werden, sondern im Gegenteil: die Geteiltheit desselben würde jedem Schulkind in der Simultanschule alltäglich durch die stetigen Grenzstreitigkeiten der

Digitized by Google

beiden Parteien fühlbar gemacht und aufs schärfste zum Bewußtsein gebracht werden. Kurz, dieser vermeintliche Weg zum konfessionellen Frieden wäre in Wahrheit der sicherste Weg zur Verewigung und Vertiefung des Unfriedens, zur unheilbaren Erweiterung und Verbitterung der konfessionellen Spaltung und Entfremdung, also zum nationalen Unheil.

Und er wäre dies auch noch in anderer Hinsicht. Fragt man, welcher von beiden Konfessionen die Simultanschule vorzugsweise zugute kommen würde, so kann nach allen bisherigen Erfahrungen, wie sie z. B. in Österreich seit Jahrzehnten fortwährend gemacht wurden, kein Zweifel darüber bestehen, daß dies die katholische wäre. Denn mag durch die Gesetzgebung noch so entschieden jede konfessionelle Beeinflussung der anders konfessionellen Schüler durch den Lehrer einer Simultanschule verboten sein, so kommt es eben bekanntlich bei allen solchen Gesetzen auf die Art der der Ausführung an, und diese hängt zuletzt wieder von der Art des Lehrers und von seiner Auffassung seiner Berufsaufgabe ab. Nun ist es eine bekannte und wohlbegreifliche Erfahrungstatsache, daß der katholische Lehrer, der im Glauben an seine allein seligmachende Kirche erzogen ist und sich durch die Sorge um sein irdisches und jenseitiges Heil an seinen Priester und Beichtvater aufs engste gebunden fühlt, in viel höherem Grade, als dies bei dem protestantischen Lehrer der Fall zu sein pflegt, von Eifer für die Verherrlichung und Vergrößerung seiner Kirche erfüllt ist; für sie bei den Andersgläubigen Propaganda zu machen, erscheint ihm als heilige Pflicht und verdienstliches Werk, an dem er sich durch kein Staatsgesetz verhindern läßt. Von dieser Überzeugung durchdrungen findet er dann leicht auch hundert Mittel und Wege, um den katholischen Geist in seiner Schule, trotz aller ihrer gesetzlichen Interkonfessionalität, zur Geltung zu bringen und seinem beherrschenden Einfluß auch die andersgläubigen Schüler zu unterwerfen. So wirkt die Simultanschule in gemischten Gegenden, wenn der Lehrer und ein großer Teil der Schüler der katholischen Konfession angehört, immer als Mittel der katholischen Propaganda. In Österreich hat sie sich als schwere Gefahr für die protestantischen Gemeinden erwiesen und manche Eltern haben ihre Kinder, um sie vor den katholischen Einflüssen der öffentlichen Simultanschule zu bewahren, mit schweren Geldopfern in eine protestantische Privatschule geschickt. Ist hingegen der Lehrer an der Simultanschule ein Protestant, so hält er sich keineswegs für verpflichtet oder befugt, unter den andersgläubigen Kindern

Digitized by Google

für seine Kirche Propaganda zu machen, sondern im Gegenteil fühlt er sich durch sein staatliches Pflichtgefühl verbunden, alles ängstlich zu meiden, was die katholische Denkweise eines Teiles seiner Schüler verletzen oder diese im Glauben an ihre Kirche irre machen könnte. Er wird also, um Konflikten, z. B. beim Geschichtsunterricht, vorzubeugen, lieber seine eigene protestantische Gesinnung zurückhalten und seine Darstellung der verfänglichen Dinge auf eine farblose Neutralität herabstimmen, als daß er frei von der Leber weg reden und dadurch den empfindlichen Ohren der katholischen Schüler und der hinter ihnen stehenden Mütter und Beichtväter Anstoß geben würde. Die Folge aber dieser diplomatischen Neutralität ist, daß zwar den Katholiken kein Grund zum Anstoß gegeben wird (was freilich nicht ausschließt, daß sie dennoch solchen noch oft genug zu finden meinen oder doch vorgeben), daß aber auch für die protestantischen Kinder der so abgeblaßte Unterricht völlig fruchtlos und wertlos wird. Nehmen wir noch dazu, daß dieser interkonfessionelle, farblos neutrale Charakter der Simultanschule allen Volksschulen, nicht bloß in gemischten, sondern auch in rein protestantischen Gebieten, durch ein allgemeines Schulgesetz wie unsere Gegner es wünschen, aufgenötigt würde, dann ergäbe sich die Folge, daß die gesamte protestantische Jugend unseres deutschen Volkes in allen Volksschulen kein ehrliches und kräftiges Wort über die Bedeutung der Reformation, über Luthers heroische Größe und über Ablaß, Messe und Papst mehr zu hören bekäme, während andererseits, unter dem Deckmantel derselben Simultanschule, die katholischen Lehrer lustig darauf los Propaganda treiben, die Reformatoren verlästern und den Protestantismus nach berühmten Mustern als eine „Pest" verdammen würden. Daß dieser nette Zustand darauf hinausliefe, dem Protestantismus in Deutschland seine Zukunft zu rauben und seine heranwachsende Jugend an den Indifferentismus oder an Rom oder auch an beide zugleich auszuliefern, das liegt auf der Hand. Ob dieses Opfer für die „nationale Einheit" nicht doch zu groß wäre? ob das deutsche Volk noch eine Zukunft und Kulturmission hätte, wenn ihm mit der Knebelung und Erstickung des protestantischen Geistes der Lebensodem der Geistesfreiheit, die Kraft des autonomen Denkens und Wollens geraubt wäre? Das ist die Frage, die ich die liberalen Befürworter der Simultanschule alles Ernstes zu erwägen bitte.*)

*) Man sehe die Anmerkung oben S. 808.

Digitized by Google

Im Grunde genommen verhält sichs mit der vielgerühmten Simultanschule genau ebenso, wie mit dem berüchtigen § 166 des Strafgesetzbuches; bei oberflächlicher Betrachtung seines Wortlautes scheint er mit unparteiischer Gerechtigkeit alle Konfessionen zu schützen und den Frieden zwischen ihnen zu wahren; tatsächlich aber erwies er sich in der Erfahrung als ein höchst parteiischer Schutz der katholischen Kirche gegen jede offene Kritik ihrer Einrichtungen und Satzungen seitens der Protestanten, während er keinen Katholiken hindert an niederträchtigster Verlästerung Luthers, der ja keine „Einrichtung" der protestantischen Kirche ist, in dem wir aber den Geist des Protestantismus ebenso typisch verkörpert sehen, wie der Katholik den Geist seiner Kirche im Papst. Dieselbe Erfahrung, die wir mit diesem Gesetzesparagraphen wider Willen und Erwartung der Gesetzgeber gemacht haben, würden wir zweifellos auch mit einem die Simultanschule zur Regel machenden Schulgesetz, wider Willen und Erwarten seiner heutigen kurzsichtigen Fürsprecher, machen: den katholischen Lehrer würde sie nirgends hindern, mit mehr oder weniger Geschick und Erfolg für den Katholizismus Propaganda zu treiben und auch den andersgläubigen Schülern die Devotion vor der kirchlichen Autorität also eine direkt antiprotestantische Gesinnung und Weltanschauung einzuprägen; den protestantischen Lehrer aber würde sie überall hindern, seiner Überzeugung von dem Recht der Gewissensfreiheit und von der Wohltat der Reformation, die uns diese gebracht hat, mit solcher Offenheit und Entschiedenheit Ausdruck zu geben, daß er auf die jugendlichen Gemüter Eindruck machen und sie zum Verständnis und zur Aneignung der protestantischen Denkart erziehen könnte. Jeder Protestant, der nicht durch Phrasen, Schlagworte und Abstraktionen befangen ist, sondern nüchternen Blickes sich an die Tatsachen der Erfahrung hält, kann also nur aufs entschiedenste protestieren gegen die nivellierende Schablone der interkonfessionellen Simultanschule, hinter deren harmlos erscheinender Larve nur der römische Geist seine stille Minierarbeit treiben und unserer Jugend das protestantische Herz aus dem Leibe stehlen würde.*)

Was soll ich vollends sagen zu dem Satz, daß aus der Konfessionalität der Volksschule als notwendige Konsequenz auch die Konfessionalität der Universität, ja des Heeres und der Justiz folgen müßte! Kann man denn im Ernst den ungeheuren

*) S. oben S. 808 Anmerkung.

Digitized by Google

Unterschied übersehen, daß die Volksschule von allen Kindern besucht werden muß und jedes Kind hier dem erziehenden Einfluß des Lehrers, den es nicht selbst wählen kann und dem gegenüber ihm keine kritische Haltung möglich ist, untersteht, während die Studenten auf der Universität sich ihre Lehrer nach Belieben wählen können und an deren Autorität sich keineswegs kritiklos hingeben. Hier ist der Ort, wo jede Meinung zum Worte kommen kann, wo die Geister aufeinander platzen, wo jeder Lehrer nach Kräften versuchen mag, für seine Überzeugung Propaganda zu machen; von irgendwelchem zwingenden Einfluß auf den Geist der Hörer kann hier keine Rede sein, dafür sorgt schon der die Freiheit seines kritischen Urteils eifersüchtig wahrende Geist der reifen Jugend und sorgt überdies die Konkurrenz der verschiedenen Lehrer, die sich gegenseitig kritisieren und damit die einseitigen Richtungen der einzelnen paralysieren und ausgleichen. Wie kann man damit die Volksschule in Vergleich stellen, in der unmündige Kinder der alleinigen Autorität ihres Lehrers unterstehen? Übrigens sind unsere Universitäten, obgleich sie formal interkonfessionell sind und ihre Tore den Lehrern und Schülern aller Konfessionen gleichmäßig öffnen, doch nach ihrem Prinzip freier Forschung und Prüfung tatsächlich Erzeugnisse und Organe des protestantischen Geistes der Autonomie. Darum ist es begreiflich genug, daß streng kirchliche Katholiken mit Mißtrauen und Antipathie gegen sie erfüllt sind, und den Wunsch hegen, rein katholische Universitäten zu gründen, wo ihre Jugend vor dem ansteckenden Einfluß des freien, also protestantischen Geistes der staatlichen Universitäten geschützt wäre. Ich kann auch den Zorn und die Entrüstung vieler Liberalen über derartige katholische Wünsche und Versuche nicht recht verstehen; ich meine vielmehr, wir sollten diese Leute getrost einmal den Versuch machen lassen, wie weit sie mit einer streng katholisch geregelten Universität kommen; es würde sich ja dabei bald genug herausstellen, daß echte Wissenschaft und kirchliche Autorität feindliche Prinzipien sind, die sich nie vertragen können, und daß also eine unter kirchlicher Autorität stehende Universität in wissenschaftlichen Leistungen rückständig bleiben und Fiasko machen muß.

Wiefern vollends aus der Konfessionalität der Volksschule die des Heeres als Konsequenz sich ergeben sollte, ist schwer einzusehen. Das Heer hat doch nicht zu einer allgemeinen Weltanschauung zu erziehen, sondern es hat eine äußere Disziplin einzuüben, deren Unabhängigkeit von religiös-sittlichen Über-

Digitized by Google

zeugungen schon daraus erhellt, daß sie bei Völkern der verschiedenen Religionen und Kulturformen wesentlich dieselbe ist und immer war. Die Justiz aber hat das Recht zu handhaben, das, im Gesetzbuch fixiert, für alle Bürger dasselbe ist, gleichviel, welche Weltanschauungen die einzelnen haben mögen. Auf diesen Gebieten des äußeren Handelns ist die Uniformität des staatlichen Mechanismus notwendig und zweckmäßig, darum hat hier der Staat allein nach seinen Gesichtspunkten und Interessen alles für alle zu regeln. Aber diese Uniformität nun auch auf die Schule ausdehnen und auch hier alles aus der Idee des Einheitsstaates deduzieren und nach bureaukratischer Schablone normieren zu wollen, das ist der verhängnisvolle Irrtum, den leider noch immer der liberale Doktrinarismus mit dem staatlichen Bureaukratismus teilt; ein Irrtum, der schon bisher für eine gesunde Entwickelung unseres Schulwesens hemmend genug gewesen ist, der aber vollends mit der gesetzlichen Einführung der uniformen Simultanschule uns das gefährlichste und heilloseste Danaergeschenk bereiten würde.

Was uns nottut, ist nicht eine größere Uniformierung und staatliche Mechanisierung der Schule, wodurch ihr eigentümliches Wesen nur geschädigt und die Fähigkeit des Lehrers und Erziehers erschwert und verkümmert würde. Sondern was uns nottut, ist die Befreiung der Schule von der bureaukratischen Schablone, damit sie ihr Leben aus der inneren Natur des Unterrichts und der Erziehung selbständig, und je nach den besonderen Bedürfnissen der Orte und Zeiten in verschiedenen Formen, ausgestalten könne. Die politischen Parteien haben kein Recht, die Volksschule zum Tummelplatz ihrer politischen Experimente und zum Werkzeug ihrer politischen Zwecke zu degradieren, sondern sie sollen in ihr ein selbständiges Glied des Volksganzen anerkennen, das sich nach seinen eigenen pädagogischen Gesetzen betätigt und das als Ausdruck und Organ des mannigfach differenzierten Volksbewußtseins auch mannigfache Formen anzunehmen berechtigt ist. Zu diesen mannigfachen Formen gehört zwar nicht allein, aber in erster Linie die konfessionelle Differenzierung der Volksschule, die sich mit innerer organischer Notwendigkeit aus der konfessionellen Differenzierung des deutschen Volksbewußtseins ergeben hat, und die solange, als die letztere dauert, ein unabweisliches Bedürfnis bleiben wird. Sie durch ein Schulgesetz aufzuheben und an ihre Stelle das Kunstgebilde der Simultanschule zu setzen, das wäre ein politischer Gewaltakt der schlimmsten

Digitized by Google

Art, der das gerade Gegenteil von gesundem Liberalismus wäre und von mehr als 99 Prozent des deutschen Volkes — abgerechnet nur die Doktrinäre — als ein peinlicher Zwang, ein unerträglicher Eingriff gesetzgeberischer Willkür in die naturgemäße Entwickelung des Volkslebens empfunden würde. Die politische Partei aber, die die Verantwortung für diesen Gewaltakt trüge, dürfte an den Folgen desselben wenig Freude erleben: sie hätte bei den nächsten Wahlen durch den Verlust ihrer Mandate zu büßen für den kardinalen Irrtum ihrer kurzsichtigen, unvolkstümlichen, bureaukratisch-doktrinären Schulpolitik!

Das Geschlechtsproblem und die moderne Moral.

Von Henriette Fürth.

Wir leben in einer bewegten Zeit, die vom Grunde des Seins so manches emporhebt, an dem frühere Geschlechter kenntnis- und darum fraglos vorübergingen. Vorhanden waren aber diese Dinge. Nur ragten sie nicht als drohende Klippen aus dem Meere des Lebens empor, als Gebilde, die man mit Liebe oder mit Haß betrachten, die man befördern oder befehden, die man aber weder ignorieren noch übersehen kann.

Ein solches Gebilde ist das Geschlechtsproblem. Das Geschlechtsleben und die dahin gehörigen Beziehungen haben allzeit im Leben der Menschen eine zentrale Bedeutung besessen. Hunger und Liebe sind heute, wie vor Jahrtausenden, die entscheidenden Triebkräfte des Daseins. Das einzige, was sich geändert hat, ist unsere Stellung zu diesen Triebkräften des Seins, ist die Ausgestaltung, die sie erfahren, die Folgen, die sie gezeitigt haben.

Nicht mehr naiv oder gedankenlos, nicht mehr unwissend oder selbstverständlich stehen wir vor diesen Dingen. Die fortschreitende Differenzierung des Menschengeistes hat uns die Augen geöffnet

Digitized by Google

für unsere Stellung in der Natur; unsere Rechte, aber auch unsere Pflichten ihr gegenüber. Wir haben vom Baume der Erkenntnis gegessen, wir sind bewußt geworden und darum verantwortlich.

In dem Maße aber, in dem wir einsehen und begreifen lernen, von wie verheerenden Folgen die Hypertrophie des Sexuallebens, die Entartung des Sexualempfindens und Begehrens begleitet ist, wächst unsere Selbstverantwortlichkeit und das Verantwortlichkeitsgefühl vor kommenden Geschlechtern, muß unsere Sehnsucht und unser Mühen wachsen, zu reineren, gesünderen Anschauungen, Formen und Inhalten auch hier zu gelangen.

Darum mag es wohl an der Zeit sein, unser theoretisches Wissen von den Dingen und Beziehungen des Geschlechtslebens zu revidieren, neue Erkenntnisse anzustreben und auf ihrem Boden zu neuen ethischen Werturteilen ebenso, wie zu ihrer praktischen Verlebendigung zu kommen. Und dies um so mehr, als mancherlei in unsern sittlichen Anschauungen, wie in unsern Lebensgewohnheiten, eine Reformation an Haupt und Gliedern geradezu zur unabweisbaren Pflicht macht.

Das trat in voller Deutlichkeit bei Gelegenheit der ersten Tagung der „Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" hervor, die im März des Jahres 1903 in Frankfurt a. M. stattfand. Man hätte meinen sollen, daß eine solche Gesellschaft ihre vornehmste Aufgabe darin sehen würde, die inneren, wie äußeren Ursachen der traurigen Seuche in voller Schärfe zu beleuchten und klarzustellen. Auch nahmen verschiedene Referate, die sich mit der Wohnungsfrage, den wirtschaftlichen Ursachen der Prostitution usw. beschäftigten, einen begrüßenswerten Anlauf in dieser Richtung; im allgemeinen aber begnügte man sich, von den vorliegenden Zuständen als dem „bekannten notwendigen Übel" zu reden und eine Reihe von Vorschlägen zu diskutieren, die am Symptom herumkurieren, ohne doch den Sitz des Übels zu treffen oder selbst zu umgrenzen.

Und — was das charakteristischste ist — als der, wenn nicht allein schuldige, so doch allein verantwortliche Teil wurde ganz überwiegend das Weib gekennzeichnet; das Weib als Prostituierte zwar, aber immerhin: das Weib. Selbst da, wo die Referate eine gewisse Gleichmäßigkeit in der Beurteilung, wie in den Vorschlägen, anstrebten, arbeitete sich in der Diskussion mit unfehlbarer Sicherheit die Auffassung durch, daß die Prostitution unvermeidbar, der Mann als ihr legitimer Konsument zu schützen, und jede etwaige Straffälligkeit nur auf der Seite der

Digitized by Google

Prostituierten anzutreffen sei. Das wurde freilich nicht mit so glatter Brutalität ausgesprochen, aber was anderes bedeutete es im Grunde, wenn der Jurist Strafbestimmungen in Fällen wissentlicher Krankheitsübertragung verlangte, oder der Arzt Zwangsheilung und Bordell als unerläßliche Schutzmittel empfahl? Man weiß gut, daß die „wissentliche Übertragung" meist nur bei Prostituierten nachzuweisen ist, ebenso wie es auf dahingehende Anfragen als unmöglich bezeichnet wurde, die Zwangsheilung auch auf die Männer auszudehnen.

Angesichts dieser merkwürdigen, von Fräulein Pappritz in ihrem „Herrenmoral", Leipzig, Verlag Frauen-Rundschau, trefflich gekennzeichneten Ethik mag es nicht unangebracht erscheinen, den Tatsachen, wie den Vorstellungen nachzuforschen, auf denen sie erwachsen ist. Denn wenn, wie dies hier geschah, Vertreter der Wissenschaft, an deren Ernst, Wohlwollen und Sachlichkeit zu zweifeln kein Anlaß ist, von der Überzeugung durchdrungen sind, daß tiefgehende Unterschiede zwischen dem sexuellen Empfinden und Bedürfen des Mannes und Weibes vorhanden sind, die ein nach dem Geschlecht verschiedenes Sexualrecht und Gesetz rechtfertigen, ja herausfordern, so hat eine anders geartete Auffassung nicht nur das Recht, sondern geradezu die Pflicht, sich geltend zu machen.

Dies aber nicht, indem man die Argumente des Gegners vom Gefühlsstandpunkt aus bekämpft. Auch auf das moralische Werturteil ist hier völlig zu verzichten, und als einzig zulässiges Kampfmittel der Appell anzusehen, der von dem gut unterrichteten Vertreter der Wissenschaften an den besser zu unterrichtenden ergeht.

Und von diesem allein zulässigen Standpunkt aus sei nunmehr die Frage erörtert: Beruht die heute unsere Gesellschaft in allen ihren rechtlichen, moralischen und politischen Ausstrahlungen beherrschende Ansicht von der geringeren geschlechtlichen Aktivität des Weibes und ihrem daraus folgenden geringeren sexuellen Bedürfnis auf biologischen Tatsachen? Und weiter: Gibt uns die Geschichte der natürlichen oder der Entwickelung des Gesellschaftslebens Anhaltspunkte dafür, daß irgend eine frühere Zeit, das Geschlechtsproblem in solcher Weise aufgefaßt und in ihren gesellschaftlichen Einrichtungen widergespiegelt habe?

Alles organische Leben baut sich auf der Zelle, dem Träger des lebendigen Eiweiß, auf. Wir unterscheiden einzellige und

Digitized by Google

vielzellige Lebewesen. Die einzelligen vermehren sich durch Teilung, die vielzelligen durch die Vereinigung zweier Zellen verschiedener Art oder, wie wir sagen, verschiedenen Geschlechtes zu einer neuen Zelle, aus der nach erfolgter Verschmelzung ein neuer vielzelliger Organismus, ein Zellstaat, sich entwickelt. Es ist noch nicht festgestellt, in was die spezifischen Eigentümlichkeiten der männlichen und weiblichen Geschlechtszellen bestehen. Die Vereinigung der Zellen vollzieht sich, wie neuere Forscher annehmen, infolge einer chemischen Reizauslösung durchaus mechanisch, oder es werden, wie dies z. B. in der Pflanzenwelt bei der Fremdbestäubung der Fall ist, Zufallskräfte physikalischer Art in den Dienst der Fortpflanzung gestellt. Jedenfalls dürfen wir es als für das ganze Pflanzenreich und den größten Teil des Tierreiches gegeben annehmen, daß die Fortpflanzung sich infolge chemischer und physikalischer Vorgänge und in durchaus mechanischer Weise vollzieht. Daß auf höheren Entwickelungsstufen diese Vorgänge sich als das darstellen, was wir Instinkt nennen oder sich gar in Willenshandlungen, d. h. in bewußte Zwecksetzung und von aller Körperlichkeit anscheinend losgelöste, geistige Akte umwandeln, ändert nichts an der gegebenen Grundlage.

Daneben — und das ist in unserm besonderen Fall das wichtigste — finden wir innerhalb der Pflanzen- und Tierwelt nirgends Anzeichen dafür, daß der sexuelle Instinkt des männlichen von dem des weiblichen Teils grundverschieden wäre. Selbst die vielfach beobachteten Kämpfe der männlichen Tiere um die Weibchen beweisen nichts in dieser Richtung. Sie finden nur da statt, wo die Weibchen in der Minderzahl sind, und daher die Wahlfreiheit der Weibchen schon im Interesse der Arterhaltung und Entwickelung liegt. Auch gibt es andererseits Tierarten, (siehe z. B. Darwin: Abstammung des Menschen Bd. II, Kp. 14, S. 103 der 2. Auflage) bei denen die Weibchen sich als den stärkeren und, auch in geschlechtlicher Beziehung, aggressiveren Teil erweisen. Von naheliegenden Beispielen sei hier nur an den Hering, die Biene und die Ameise erinnert.

Der gleichen Erscheinung, wie in der Tierwelt, begegnen wir auch bezüglich der beiden Geschlechter bei den meisten Naturvölkern, deren oft lockere Geschlechtssitten keineswegs mit gesteigerter Erregbarkeit, sondern recht häufig mit vergleichsweiser Passivität in sexuellen Dingen einhergehen.*) Ja, man hat selbst

*) Vgl. dazu Westermark: Geschichte der menschlichen Ehe, und Ellis: Mann und Weib.

Digitized by Google

darauf hingewiesen, daß sie dem Zustande der Tierheit (dies nicht in ethisch-herabsetzendem Sinne gebraucht) sich dadurch näher zeigen, daß sich bei einigen von ihnen, gerade wie bei den Tieren, eine gewisse Zeit der gesteigerten Empfänglichkeit und Erregbarkeit (Brunstzeit), und demnach ein Überwiegen der Geburtenfrequenz in der Jahreszeit finde, in der durch das Vorhandensein genügender Nahrungsquellen die Wahrscheinlichkeit des am Lebenbleibens der Nachkommenschaft gesteigert ist. Der Mensch hat sich und seine Haustiere von dieser natürlichen Einteilung unabhängig gemacht; daher hier das perennierende Geschlechtsbegehren.

Und ebenso, wie bei den Tieren, finden wir auch bei manchen Naturvölkern das Weib als den im Geschlechtsverhältnis wählenden Teil, und im übrigen nichts, was auf einen Unterschied in dem sexuellen Empfinden und Begehren der beiden Geschlechter hindeutete. Wir begegnen neben der leichtlöslichen Einehe, die sich oft in nichts von der sog. Paarungsehe unterscheidet, der Polygamie so gut, wie der Polyandrie; beide abhängig und als Ergebnis von Verhältnissen, die mit der Sexualität im denkbar losesten, wenn überhaupt im Zusammenhang stehen. Auch sind bei den Naturvölkern die sekundären Geschlechtscharaktere längst nicht so ausgebildet, wie bei den Kulturmenschen. Die beiden Geschlechter weichen selbst inbezug auf die Kapazität des Beckens nicht wesentlich voneinander ab und eine größere Schwäche und Hinfälligkeit des Weibes wird nirgends erwähnt. Dagegen berichtet Ellis, daß selbst so einschneidende Vorgänge, wie der Geburtsakt, bei vielen Naturvölkern nicht als krankhafte Störung aufgefaßt und in keiner Weise (etwa als Hinderung bei Märschen der Horde usw.) berücksichtigt werden.

Soweit die Biologie. Sie gibt uns, mindestens sofern Tiere und Naturvölker in Betracht kommen, keinerlei Anhaltspunkte dafür, daß der Geschlechtstrieb bei beiden Geschlechtern wesensverschieden oder selbst nur von erheblicher Quantitätsdifferenz sei.

Sehen wir nun zu, ob die in der Geschichte des Gesellschaftslebens nachgewiesenen Formen des Geschlechtsverkehrs diesen biologischen Tatbeständen entsprechen. Es liegen darüber so umfassende, sachliche und einwandfreie Bekundungen vor, daß wir uns auf eine kurze Zusammenfassnng beschränken und die Interessenten auf die einschlägigen Werke von Bachofen, Morgan, Westermark, Lubbock, Engels u. a. verweisen können. Danach finden wir auf der untersten Stufe der eben den Tierzustand verlassenden Menschheit die regellose geschlechtliche Vermischung.

Digitized by Google

Als die üblen Folgen solcher unterschiedslosen Verbindungen, die weder Eltern von Kindern, noch den Bruder von der Schwester sonderten, fühlbar wurden, da verdichtete sich, just wie bei dem Ursprung religiöser Vorstellungen, die Furcht vor einem Unbekannten, Unerklärlichen zu Verboten und Satzungen, denen man einen zugleich religiösen und rechtsverbindlichen Charakter gab. Man verbot zuerst den Geschlechtsverkehr zwischen Eltern und Kindern, dann den zwischen Geschwistern. Das konnte man aber nur, indem man alle gleichaltrigen Angehörigen einer Familiengruppe als Geschwister auffaßte und den Geschlechtsverkehr innerhalb der Gruppe verbot. So kam die von Morgan als Punaluafamilie bezeichnete Gruppenehe zustande. Eine Reihe von Männern der einen Gruppe, Brüder genannt, verheirateten sich mit einer Reihe von Frauen (Schwestern) aus einer anderen Gruppe und zwar waren es die Männer, die in die Familiengruppe der Frau übersiedelten, wie denn auch das Wort der Bibel nicht lautet: „Das Weib" —, sondern „der Mann soll Vater und Mutter verlassen und dem Weibe anhangen." Diese unsern Anschauungen und Rechtsbegriffen völlig sinnlos erscheinende Einrichtung wird verständlich, wenn man bedenkt, daß bei einer Gruppenehe wohl allemal die Mutterschaft, niemals aber mit Sicherheit die Vaterschaft nachweisbar ist. So erklärt sich auch völlig natürlich und ungezwungen die für die übergroße Reihe aller früheren Völker und eine große Anzahl heute noch lebender Naturvölker nachgewiesene Erbfolge nach dem Mutterstamm.

Die Herrschaft des Mutterrechtes, von dem Bachofen in seinem groß angelegten und in jeder Beziehung hochinteressanten Werk zuerst eine umfassende Darstellung gegeben hat, kennzeichnet sich als eine Form des gesellschaftlichen Lebens, innerhalb deren nicht nur Stammeszugehörigkeit und Erbfolge sich nach Mutterseite regelten, sondern in der auch dem Weibe eine hochangesehene, ja bei vielen Völkern eine bevorrechtete Stellung gegeben war. Man erinnere sich an die Erzählungen von Amazonenreichen, an einzelne Motive der griechischen Mythologie. Den Orest verfolgen die Furien, weil er die Hand an das geheiligte Haupt der Mutter gelegt hat, indes sie von Klytämnestra, die den Gatten erschlug, sagen: „Sie war dem Mann, den sie erschlug, nicht blutsverwandt." Und erinnern wir uns ferner der hohen Achtung, die das Weib bei den Germanen genoß oder des Mutterbruders im Nibelungenlied. Hagen ist es, der das Schicksal

Digitized by Google

der Burgunden schmiedet. Sie lieben ihn nicht, aber trotzdem entzieht sich keiner der Pflicht, ihn bis zum letzten Atemzug zu schützen.

So finden wir in der Zeit des Mutterrechts das Weib als Gesellschaftswesen in bevorrechteter Stellung, die Frage einer differenten sexuellen Erregbarkeit und eines daraus folgenden verschiedenen sexuellen Anspruchs aber völlig unberührt. Und als infolge der immer verwickelter werdenden Verwandtschaftssysteme und Eheverbote an Stelle der Gruppenehe die lose gefügte Paarungsfamilie trat, der später die auf privatwirtschaftlichen Erwägungen beruhende Einehe folgte, da hatte das Sexualempfinden als solches und sein angeblich nach dem Geschlecht differierender Stärkegrad so wenig damit zu tun, daß im Gegenteil die durch den Kult geheiligte oder gar geforderte freie Hingabe früherer Zeiten in bedeutungsvollen Überresten noch lange fortbestand. Der Dienst der Astarte, der Aphrodite usw. sah eine solche entweder periodische oder einmalige Preisgabe vor. Man will darin, und meines Erachtens mit gutem Recht, sozusagen eine Ablösung religiöser Forderungen oder alter Gerechtsame sehen, eine Annahme, durch die auch das bei vielen Völkern und bis in die Neuzeit nachgewiesene „jus primae noctis“ in einleuchtender Weise erklärt wird. Von einer geschlechtlichen Herabwürdigung des Weibes oder einem Herrenrecht des Mannes kann dabei nicht die Rede sein und zwar auch da nicht, wo, wie es bei einer Anzahl von Völkerschaften Polynesiens, des indischen Archipels, Südamerikas heute noch der Fall ist, geschlechtliche Treue nur von der Ehefrau verlangt wird, während den jungen Mädchen, gerade so, wie bei uns den jungen Männern, geschlechtliche Ungebundenheit gestattet ist.

Und dies dauert und dauerte überall so lange, bis eine fortgeschrittene Produktionstechnik die Ansammlung von Privateigentum ermöglichte und damit den Wunsch nach legitimen Erben hervorrief, daneben aber auch den Wert der individuellen Arbeitskraft beträchtlich senkte. Auf einer frühen Stufe der technischen Entwickelung und in einer Zeit, die nur den freien Produzenten aber weder den Sklaven noch den Lohnarbeiter kannte, hing naturgemäß das Gedeihen und die Ausbreitung des Besitzes ganz wesentlich von der Zahl der verfügbaren Arbeitskräfte ab, und Frau und heranwachsende Kinder wußte man als solche zu schätzen. Da wurde und wird für die Frau je nachdem ein größerer oder geringerer Kaufpreis bezahlt (ein Verhältnis das in der heutigen

Digitized by Google

Kulturwelt bekanntlich umgekehrt ist und, wie mich dünkt, aus den gleichen Voraussetzungen; da in einer bestimmten Volksschicht nur der Mann, nicht aber die Frau als wertschaffende Arbeitskraft anzusehen ist). Konnte oder kann der Mann den Kaufpreis nicht erlegen, so siedelte er auf eine Reihe von Jahren, manchmal auf Lebenszeit in den Haushalt des Schwiegervaters über, ein Vorgang, der uns z. B. völlig ungezwungen, aber von einer neuen Seite her, erklärt, wie es kam, daß Jakob 14 Jahre um Rahel und Lea diente.

Also das auf den veränderten Besitzverhältnissen ruhende Legitimitätsprinzip schafft die Monogamie; die Wandlung innerhalb der Produktionsbedingungen und die damit einhergehende Senkung des Wertes der Arbeitskraft festigt sie. Aber mit der Durchführung der monogamischen Idee, die mit der in der christlichen Welt sich vollziehenden, sakramentalen Fixierung der Ehe durch die Kirche, allmählich eine auch auf das junge Mädchen, d. h. die Zeit vor der Ehe rückwirkende Kraft erhält, erwuchs die Prostitution. Zur Sicherung der legitimen Nachkommenschaft bedurfte es nur der geschlechtlichen Treue des Weibes. Der Mann, der vorher polygam gewesen war, durfte es auch in Zukunft sein, und er war es um so eher, als der mit den veränderten Erwerbsverhältnissen wachsende, beschäftigungs- und existenzlose Frauenüberschuß ein zu seiner geschlechtlichen Verfügung stehendes Weibermaterial darbot.

Damit sind wir an den springenden Punkt unserer Darlegungen gelangt: Nicht die anatomische Anlage und Beschaffenheit des Sexualapparates und Nervensystems, nicht die stärkere Sinnlichkeit und geschlechtliche Emotivität des Mannes stehen an der Wiege der sexuellen Überrechte, die man dem Manne allgemein einräumt, des gesteigerten sexuellen Bedürfnisses, das man ihm zuerkennt. Es sind lediglich wirtschaftliche Gründe, die ursprünglich, zusammen mit dem durch diese Verhältnisse geschaffenen weiblichen Freiwild, dem Manne eine sexuelle Ausnahmestellung erobert haben. Daß er, der die wirtschaftliche Übermacht und physische Überlegenheit besitzt, das Errungene zum Gesetz geschweißt, daß er es, aus Gründen der Natur und Sitte, a posteriori gerechtfertigt hat, ist selbstverständlich. Alle Satzungen, geschriebene und ungeschriebene, bezeichnen nicht etwa ein Werdendes, Zukünftiges, sie sind der Ausdruck des Gewordenen und erlangen als solcher rechtsverbindliche oder gar sakrosankte Form, ebenso wie alle Zweckmäßigkeit und Gesetzlichkeit in die Natur hineininterpretiert

Digitized by Google

wird, das heißt lediglich die Formel ist, durch die wir das Naturgeschehen nachträglich zu erklären suchen.

II.

Aber heute! Ist's heute nicht ganz anders? Sind es heute nicht die Frauen selbst, die ihre im Vergleich zu den Männern geringere geschlechtliche Aktivität zugeben? Und ist nicht das Heer der Prostituierten ein weiterer, besonders von Ärzten immer wieder betonter Beweis in dieser Richtung? Das letzte zuerst, da es mit einem Worte abgetan ist. Was führt zur Prostitution? In den meisten Fällen die wirtschaftliche Not, verstärkt manchmal durch eine nur zu begreifliche Sehnsucht nach etwas Licht und Lebensgenuß; in einigen die angeborene Anlage, in vielen anderen der Umstand, daß das heiße Blut, das heißt doch wohl die sexuelle Erregbarkeit und das sexuelle Begehren, den ersten verhängnisvollen Schritt herbeiführten. Fehlte der freien geschlechtlichen Hingabe das Brandmal der Schande und unserem Kulturgemälde das düstere Bild der sogenannten Gefallenen: es gäbe weniger Rekruten der Prostitution. — Und dann das zweite: die gewerbsmäßige Hingabe führt zur sexuellen Stumpfheit, das ist so selbstverständlich, daß es kaum gesagt werden muß, beweist aber eben darum nichts gegen die ursprüngliche Anlage.

Und nun unsere erste Frage: Gewiß, die normalen Frauen der heutigen Kulturwelt sind geschlechtlich passiver, als der Mann. Es besteht ein Unterschied des Grades, anscheinend größer innerhalb der dünnen Schicht der sogenannten Gebildeten, minder ausgeprägt im naiver denkenden und empfindenden Volk. (Es sei hier an die größere sexuelle Freiheit erinnert, die man ganz allgemein in ländlichen Bezirken und teilweise auch innerhalb der Arbeiterbevölkerung dem Mädchen zubilligt, eine Freiheit, die indes nicht mit Sittenlosigkeit verwechselt, sondern eher als ein naives Zugeständnis an die Gleichberechtigung, bezw. die natürliche Gleichheit der Geschlechter bezeichnet werden darf.) Sind nun die gradativ vorhandene geschlechtliche Passivität des Weibes auf der einen, die gesteigerte sexuelle Erregbarkeit des Mannes auf der anderen Seite Momente der Arterhaltung und Entwickelung oder der Entartung? Uns die hier zu einer erschöpfenden Antwort notwendige Breite der Beweisführung für eine andere Gelegenheit vorbehaltend, mag doch aus allem Vorangegangenen mit Fug geschlossen werden, daß diese vergleichs-

Digitized by Google

weise Passivität des Weibes ein arterhaltender Charakter ist, der den geschlechtlichen Gepflogenheiten entspricht, die wir bei Naturvölkern bei beiden Geschlechtern antreffen.

Aber die sexuelle Passivität ist nur vergleichsweise, das heißt im. Hinblick auf die sexuelle Hypertrophie des Mannes vorhanden, und das sexuelle Empfinden, Begehren und Bedürfen an sich eignet dem Weibe ebenso, wie dem Manne. Trotzdem darf hier die Forderung nicht lauten: Gleiches Recht für Mann und Weib! denn der von uns betonte Unterschied des Grades wird zu einem solchen der Qualität, sobald wir die letzten Zwecke des Geschlechtsempfindens ins Auge fassen. Der Mann repräsentiert heute in geschlechtlichen Dingen die Degeneration. Im ganzen weiten Reich der Natur dient die Sexualität der Forterhaltung der Art. Sie ist ihr Zweck und ihr Ausdruck, und was sich von diesem Zweck entfernt, ist Entartung. Das trifft freilich auch das Weib der Kulturwelt, aber es trifft den Mann in weit höherem Grade; nimmt er es doch als sein gutes und selbstverständliches Recht in Anspruch, sich geschlechtlich auszuleben ohne die mindeste Absicht der Fortpflanzung, und hat doch die damit zusammenhängende Art des Geschlechtsverkehrs beim Kulturmenschen Dimensionen angenommen, vor denen der Wilde zurückschrecken und die ihm unverständlich sein würden. Daß diese geschlechtlichen Unsitten durch ihr Alter zu Rechten geworden sind, ändert nichts an ihrem degenerativen Charakter. Dafür gibt es ein Zeugnis von furchtbarer Überzeugungskraft. Es ist die Natur selbst. Sie hat in der Impotenz und in den luetischen Erkrankungen sich eine Waffe geschaffen, vermittelst deren sie die entarteten Elemente hinwegfegt, indem sie sie von der Fortpflanzung ausschließt.

Darum ist die Sehnsucht des modernen Weibes, als Vollwesen gewertet und mit allen seinen Lebensansprüchen dem Manne gleichgesetzt zu werden, nicht so zu verstehen, als ob sie nun die gleiche geschlechtliche Zügellosigkeit für sich verlange, sondern sie will sich selbst zuerst das Reich jener Klarheit und Wahrheit erringen, das Sittlichkeit und jene Freiheit, die Selbstverantwortlichkeit bedeutet und die Erkenntnis der Notwendigkeit umschließt. Die Frauen waren von je, sowie das arterhaltende, auch das in der Artentwickelung vorwärts treibende Element. Der stofflichen Natur durch ihre mütterliche Funktion näher, als der Mann, konnten sie sich einerseits nie so weit von ihr entfernen, wie er, und wurden andererseits die natürlichen Träger und

Digitized by Google

Vertreter jener Kräfte, die aus dem frischen Born der Entwickelung quellen.

Und es will mir scheinen, als ob es wiederum dem Weibe vorbehalten sei, eine neue Ära der geschlechtlichen Sitten im Sinne einer Höherentwickelung herbeizuführen, und der dem feiner organisierten Menschen, Mann und Weib, in immer höherem Grade wertvollen monogamischen Ehe die Wege zu ebnen. Nicht der monogamischen Ehe, die auf Besitztiteln sich aufbaut, oder in der, vom Standesbeamten und Priester sanktioniert, ein armes Mädchen eine Versorgung sucht, um dafür jeden Anspruch auf Persönlichkeitsgefühl, auf die Erfüllung höchster Lebensforderungen aufzugeben; sondern jenen Bund, der auf der freien, das heißt auf keinerlei Verstandeserwägungen und Nützlichkeitsrücksichten beruhenden Liebe sich aufbaut, und keines Zwangsmittels, keines anderen Kittes bedarf, als des freien Willens, der innigen Herzensgemeinschaft und des Zusammengehörigkeitsgefühls der Beteiligten. Wenn Prostitution der Verkauf des Leibes und wenn die wahrhafte Ehe die freie, das ist selbstgewählte Hingabe ist, dann ist eine große Zahl von Ehen der Prostitution gleich zu achten, und unterscheidet sich von ihr nur dadurch, daß das eine einen Kauf für eine Stunde, das andere einen solchen auf Lebenszeit bedeutet. Und dann ist das, was man heute als freie Liebe zu beschimpfen wähnt, die einzig zulässige, die einzig wirklich sittliche Basis einer wahrhaft monogamischen Ehe.

Man strebt diesem Ziel zu. Man sucht es mit der Seele, wie Iphigenie das Land der Heimat, und unsere beste und tiefste Sehnsucht fliegt dorthin. Aber solche Wandlungen vollziehen sich nicht von heute auf morgen, und nur wer die Zeichen der Zeit zu deuten vermag, der kann sie voraussehen und voraussagen. Und es ist heute an dem. So wie unterm Schnee eine knospende Welt dem Frühling entgegendrängt, so kündet sich's in tausend Zeichen an, daß der Frühling einer vollen und allseitigen Entfaltung für das Weib heraufzuziehen beginnt. Schon sehen wir Millionen von Frauen an der Erwerbsarbeit beteiligt. Sie alle bedürfen des Mannes nicht länger als eines Versorgers. Wir aber, die wir miteinander verfolgt haben, in wie hohem Grade die wirtschaftlichen Existenzbedingungen und Besitzverhältnisse die Formen des Geschlechtsverkehrs beeinflussen, können nicht daran zweifeln, daß sich die Frau mit der wirtschaftlichen Selbständigkeit zugleich die sexuelle Freiheit erobern wird.

Daß das heute noch nicht in der rechtlichen und in der

Digitized by Google

Sittengesetzgebung zu klarem Ausdruck gelangt, darf uns nicht wundern. Sitten und Gesetze sind der formulierte Niederschlag dessen, was lange Zeit gebräuchlich war; und in ihrem Schoße bereitet sich, kaum daß sie geboren sind, schon das Neue vor, das eines Tages an ihre Stelle treten soll. Die wirtschaftliche Selbständigkeit der Frau ist aber erst im Werden; und dies Werden ist so jungen Datums, daß die ihm entsprechenden ethischen und sozialen Formen des Lebens sich noch nicht herauskristallisieren konnten. Um so erfreulicher, und ein Beweis für den starken Anspruch, der sich hier durchsetzen will, sind die auch hier vorhandenen Ansätze. Die Frauen, die solange von sich und dem, was sie zutiefst erfüllte, nicht zu reden, die sich selbst kaum dazu zu bekennen, es nicht einmal klar zu denken wagten, sind beredt geworden. In 1000 Zungen schluchzt und klagt, lacht, jauchzt und jubelt die Frauenseele verschwiegenes Leid, verschwiegeneres Sehnen in die Welt hinaus. Und nicht die Hefe des Frauentums, jene, die als Opfer eines entarteten Triebes und ungerechter Wirtschaftsverhältnisse stumpf und dumpf geworden sind, sondern hochgesinnte Frauen, die ihr Schicksal in starker Hand halten. Aber auch schwer geprüfte Dulderinnen, die an ihrem Schicksal heranreiften und nun den Kranz des freien schönen Glückes, der ihnen selbst versagt blieb, einem hoffenden Geschlecht aufs Haupt drücken möchten.

Noch verkleidet sich Anspruch und Sehnsucht. Noch nennt sich Recht auf Mutterschaft, was zutreffender das Recht auf sich selbst genannt werden sollte; der Anspruch, sich in den Grenzen einer sich selbst verantwortlichen, in sich selbst ruhenden, reich und allseitig entwickelten Persönlichkeit ausleben zu können.

Auch Ruth Bré, deren warmen Appell: „Das Recht auf die Mutterschaft" ich jedem Weib in die Hände legen möchte, verfällt diesem Irrtum, wenn sie sagt: „Alles weist darauf hin, daß die Mutterschaft für das Weib Selbstzweck ist, nicht die Ehe." Das ist eine Selbsttäuschung, die aber leicht verständlich wird, wenn wir bedenken, daß der Begriff der Immaculata, der „jungfräulichen Mutter" der „Mutter an sich" wie man sagen könnte, der einzige ist, den die schnöde Sophistik der Männermoral unangetastet gelassen hat, dieweil jede Bekundung der Sinnlichkeit, die nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Mütterlichkeitsempfinden steht, dem Weibe als Schamlosigkeit oder Perversität ausgedeutet und vorgeworfen wird. Es ist, wie wenn der Mann ein dunkles Gefühl davon hätte, daß auf seinem

Digitized by Google

Wege der Sittlichkeit höchste Menschheitsgüter, die Gesundheit des Leibes wie der Seele, gefährdet seien, und er das Weib als das Gefäß einer reineren und höheren Zukunft vor seinem Niedergang bewahren müsse. Aber wäre es selbst an dem, in der Praxis des täglichen Lebens verflüchtigt sich diese Höherwertung zur ungerechten Beschränkung und zum ungerechteren Vorwurf, indem sie gleichzeitig die weibliche Hälfte der Menschheit, die doch, gleich der männlichen, ihre Eigenschaften sowohl dem Vater, wie der Mutter verdankt, zu Entsagung oder Heuchelei zwingt. Und darum muß auch das einmal gesagt werden, daß das Weib nach dem Manne verlangt, wie jener nach dem Weibe. Es muß gesagt werden, damit endlich einmal freie Bahn geschaffen, endlich einmal der Boden für eine neue und höhere Art der Sittlichkeit bereitet werde, die auf Wahrhaftigkeit beruht und zur Lebensschönheit strebt. Warum nicht wahr sein in dem Bekenntnis zu einem Empfinden, von dem man beim Manne annimmt, daß es alle Fesseln bricht und alle Dämme niederreißt?

Und man fängt an, zu wagen, wahr zu sein. Eine reiche Literatur von und für Frauen hat sich entfaltet, in der das erotische Moment eine große Rolle spielt. Da gelangen jene „Gefallenen" zu Wort, die die Not oder die Lust an Tand und Flitter, und jene anderen, die ein mächtiger Lebensdrang hinabgelockt hat. Die vulkanischen Naturen einer Magda, einer Marikke. Ihnen hat einmal das Johannisfeuer rückhaltloser Hingabe geloht und beim Scheiden sagt Marikke: „Ich weiß, ganz arm kann ich nun nie mehr werden. Denn einmal hat das Johannisfeuer auch für mich gebrannt. — Eine Nacht! — Einmal!" Und jene andere, von der Ruth Bré spricht, die Thesi Malinger aus dem Drama: „Die Ehrlosen" von Elsa Pleßner.

„Ich hab' nichts Schlechtes getan," sagt Thesi. „Blut hab' ich in mir. Jung war ich, heiß und jung. Was wißt's denn Ihr, was das heißt? — Ja, freilich, man lebt schön ruhig und kein Mensch hat eine Ahnung, wie es in einem kocht. Man spielt ja immer so gut Komödie. Da ist einer gekommen, gerade in einem Moment, wo ich nimmer imstand war, mich zu verstecken. Man kann doch nicht immer und ewig kämpfen. Gegen Euch und gegen jeden Tropfen Blut, den man in sich fühlt. — Nun? — Was ist das? Weißt Du's? — Vielleicht hast Du recht. Vielleicht war ich wirklich schlecht. Das weiß ich schon nicht mehr. Aber einmal — ein einzigmal war ich — ich selber."

Digitized by Google

Ist das mütterliches Empfinden? Und ist es Sehnsucht nach der Mutterschaft, was in Halbes „Jugend" Anna in das Schlafzimmer des Vetters führt?

Nein, nicht Sehnsucht nach der Mutterschaft, aber ein Gefühl, nicht schlechter, als sie, und dessen sie sich zu ihrer Durchsetzung bedient. Das sexuelle Empfinden und Begehren, das beim hochstehenden Menschen durch tausendfältige Beziehungen psychischer und geistiger Art differenziert und geadelt wird, ist ein Recht für Mann und Weib. In ganz vereinzelten Fällen und bei ganz besonders gearteten Individuen, jenen, die vielleicht den idealen Typ der Zukunft repräsentieren, ist es identisch mit der Sehnsucht nach dem Kinde; im allgemeinen aber ist das sexuelle Begehren das primäre, das mütterliche Empfinden und die Sehnsucht nach der Mutterschaft das sekundäre Gefühl. Bei vielen erwacht es erst, sobald die Mutter ihr Kind im Arme hält, und steigert sich mit jedem Atemzug des Kindes bis zu der Höhe jener Hingabe und Opferfreudigkeit, die in keinem anderen menschlichen Verhältnis angetroffen, von keinem anderen annähernd erreicht wird.

Und wohl weil dies Gefühl ein so erhabenes ist, hat man die Mutterliebe als die aller Erfahrung voraufgehende Sehnsucht nach dem Kinde bezeichnet. Ich glaube nicht, daß dem so ist. Ich glaube, daß das unzerreißbare Band zwischen Mutter und Kind langsam und allmählich aus den Opfern gewoben wird, die die Mutter dem Kinde vor und nach der Geburt, ein ganzes langes Leben hindurch bringt. Ich möchte die Mutterliebe die erhabenste und verehrungswürdigste Form der Selbstliebe nennen; denn in dem Kinde lieben wir die Kraft und Schönheit unserer Jugend, die wir ihm zum Opfer brachten, in ihm all die durchwachten Nächte und die durchsorgten Tage. Lieben wir Mütter nicht unsere „Schmerzenskinder" am meisten, jene am tiefsten, denen das Schicksal die Schattenseite des Lebens zuwies? — Nein, Mutterliebe und Mutterseh nsucht, groß und schön, wie sie sind, sind nichts Primäres. Sie sind die reife Frucht, die aus der Blüte des die Fortpflanzung vollenden und bedingenden Sexualempfindens sich entfaltet, jenes Empfindens und Begehrens, das dem Weibe eigen ist, wie dem Mann.

Zu dieser Erkenntnis muß das Weib sich durchringen. Auf diesem Grunde muß es ein neues Sexualgesetz errichten, das nicht das heutige des Mannes ist. Denn der Mann der Kulturmenschheit ist polygam, ganz allgemein und uneingeschränkt vor

Digitized by Google

der Ehe und recht sehr häufig auch in dieser. Das Weib aber will die Monogamie und soll auch den Mann zu ihr hinerziehen.

Wird das möglich sein? Entspricht die absolute Monogamie der menschlichen Natur? Die bisherige Erfahrung spricht dagegen, doch sind wir im Rahmen unserer Darlegungen weder berufen noch berechtigt, zu dieser schwerwiegenden Frage Stellung zu nehmen, denn das neu zu schaffende Sittengesetz des Weibes wird als Monogamie jeden Geschlechtsbund auffassen müssen, der, so lang oder kurz er dauere, auf der freien Hingabe, d. i. dem Wunsch und Willen der beiden Beteiligten, beruht.

Nun ist nach allem, was uns die Erfahrung darüber sagt, nicht zu befürchten, daß das instinktsichere Weib, die Vorkämpferin der Einehe, die Bannerträgerin des sittlichen Fortschritts, allzu wetterwendisch in seinen sexuellen Bündnissen sein werde. Sie wird in den meisten Fällen keine höhere Sehnsucht kennen, als lebenslang im Vater ihrer Kinder ein Ideal zu verehren. Aber auch für den Mann wird der Ehebund von anderer Bedeutung werden, wenn nicht mehr die Rücksicht auf die Mitgift und die soziale Stellung seine Wahl bestimmt, und weiter, wenn die Frau, ökonomisch unabhängig und auch in ihren geschlechtlichen Beziehungen durch Gesetz und Sitte geschützt, gleichfalls das Recht der Wahl und einer dauernden Freiheit der Selbstbestimmung hat. Dann wird der Mann vielleicht die fatale Gleichgültigkeit verlieren, die auf der Sicherheit des Besitzes ruht. Er wird um die Liebe derselben Frau, die er heute als sein unantastbares Eigentum besitzt und für die er deshalb keinerlei Anstrengung psychischer oder geistiger Art für nötig hält, dauernd neu zu werben haben, und ein ewiger Liebesfrühling, aufgebaut auf ständig erneutem und ständig wachsendem gegenseitigen Verständnis und warmer gegenseitiger Sympathie wird die schöne Folge gegenseitiger geschlechtlicher Wahlfreiheit sein, und so gearteten Ehebündnissen einen sicheren Charakter geben und eine längere innere Dauer gewährleisten, als die auf äußerlichen Motiven beruhende, durch Zwangsgewalten zusammengeschweißte und aufrecht erhaltene sogenannte Einehe.

Es wäre müßig, Luftschlösser in die Zukunft hinauszubauen. Die Entwickelungslinie des Geschlechtsempfindens ist eine hoffnungsreiche. Aus dem Zustand dumpfen Unbewußtseins und später tierischen Verlangens herausgehoben, hat es sich auf dem Umweg über einen Nützlichkeitsvertrag zu dem entwickelt, was wir individuelle Liebe nennen. Nicht irgend ein beliebiges, sondern

Digitized by Google

ein geistig und leiblich mit ganz bestimmten, unserer Eigenart entsprechenden Eigenschaften ausgestattetes Wesen verlangen wir als Partner am Liebesbund. Die Sittlichkeit und Naturgemäßheit und daneben das Fortschreiten zu höherer Entwickelungsstufe, das in dieser Forderung zum Ausdruck kommt, ist in seinen Wirkungen so mächtig, daß es die Menschen veranlaßt, selbst da, wo solche Liebe und Übereinstimmung nicht vorhanden sind, sie mindestens vorzutäuschen. Auch die konventionellen Verlöbnisse und Ehebündnisse erheben nach außen den Anspruch, für Liebesbündnisse genommen zu werden. So unwürdig diese Heuchelei an und für sich ist: daß man sie für schicklich hält, läßt hoffen, daß man eines nicht zu fernen Tages die wahrhafte Herzensgemeinschaft zur sittlichen Forderung erheben und als einzig zulässige Grundlage jedes Geschlechtsbündnisses ansehen wird.

Aber dazu tut vor allem not, daß das Weib sich auf sich selbst besinne. So wie sie, je länger, je mehr darauf verzichtet, nur ein Geschöpf von Mannes Gnaden zu sein, sowie sie in der wirtschaftlichen, wie in der Welt des Geistes auf eigenen Füßen stehen will und kann, so auch muß sie sich frei machen von den Banden einer verheuchelten Zimperlichkeit und Verleugnung der zentralen Lebensmacht, die in der Sphäre des Geschlechtslebens zu gewaltigem Ausdruck kommt. Auch in geschlechtlichen Dingen muß sie sich als einen Menschen von Fleisch und Blut empfinden und auch hier ihr Recht verlangen, ihr Menschenrecht. Zur Sittlichkeit durch Wahrheit, zur Freiheit durch Selbstverantwortlichkeit, die aus der Erkenntnis der Notwendigkeit fließt.

Das, was den Menschen hoch über alle anderen Lebewesen erhebt, ist, daß er, obwohl erdgeboren und in all seinen, auch den feingeistigsten Lebensäußerungen, stofflich begründet und begrenzt, sich soweit differenziert hat, daß er als der einzig Bewußte der unbewußten blindwirkenden Natur gegenübertritt und sie nach seinem Willen und seinen selbstgesetzten Zwecken modifiziert. So wie er Tiere und Pflanzen nach seinen besonderen Absichten züchtet, so münzt er die wachsenden Erkenntnisse zu Vorschriften geistiger und körperlicher Diät aus, durch die er Entwickelungsgang und Ziel des eigenen Geschlechtes zu beeinflussen und sein Geschlecht über sich selbst hinaus zu erhöhen trachtet. Der Mensch ist auf dem Wege, sich selbst Formen zu lernen; er will bewußt die Ewigkeit erobern, der man bis jetzt auf so manch anderem Pfade zustrebte, indem er seinem Geschlecht Richtung und Ziel gibt.

Digitized by Google

Diese Ausnahmestellung des Menschen im Reiche des Seienden legt uns Verpflichtungen auf. Nicht zuletzt auf dem Gebiete der Fortpflanzung und des gesamten Geschlechtslebens. Von uns werden unsere Kinder Kraft, Gesundheit und Lebensschönheit fordern. An uns ist es, ihnen und uns die Vorbedingungen gesunden, freien und freudigen Lebens zu schaffen. Darum mußte von der törichten Scheu des Weibes und der darin beschlossenen Unwahrhaftigkeit, Unsittlichkeit und Unnatur ebenso geredet werden, wie von der sexuellen Hypertrophie und Entartung des Mannes. Beides nicht als Vorwurf, sondern als Warnung, als Wegweiser, der auf dem Boden erhöhter, das ist bewußter Sittlichkeit zur schlichten Größe der Natur zurückführt.

Den Frauen fällt dabei eine besondere Aufgabe zu. Sie müssen die Hüterinnen der Herdflamme sein, wie in alter Zeit. Sie müssen sorgen, daß die hypertrophische Geschlechtlichkeit des Mannes auf das gesunde und schöne Maß zurückgeführt werde, das den Zwecken der Natur angemessen ist. Und darum noch einmal: Die Parole kann nicht lauten: dem Weibe das gleiche Maß geschlechtlicher Freiheit, d. i. Zügellosigkeit, wie dem Manne, sondern: Sittliche, geistige und wirtschaftliche Freiheit und Selbständigkeit für das Weib, damit sie von diesem Boden aus den unablässigen, nicht feindseligen, sondern erziehlichen Kampf führen könne gegen die Entartung des Geschlechtslebens mit allen ihren erniedrigenden und verderblichen Folgen.

Ein Vertreter der Teleologie unter den modernen Biologen.

Von Franz Erhardt (Rostock).

I.

Während in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den wissenschaftlichen Kreisen, die sich mit biologischen Problemen beschäftigten, eine vitalistische und teleologische Naturauffassung vorherrschend war, gelangte im Verlaufe der späteren Jahrzehnte eine ganz entgegengesetzte Denkweise zum Durchbruch.

Digitized by Google

Die sogenannte Lebenskraft, mit deren Hilfe man bis dahin die Lebenserscheinungen hatte erklären wollen, wurde verworfen, die teleologische Naturbetrachtung, deren Rechte vorher in bedeutendem Umfange anerkannt waren, in Acht und Bann getan. Die Wissenschaft, so lautete etwa die Losung, müsse mit allen übernatürlichen Erklärungsprinzipien aufräumen und die Natur in ihrem ganzen Umfang physikalisch-chemisch zu begreifen suchen. Zwischen der organischen und der anorganischen Welt sollte ein prinzipieller Unterschied nicht mehr bestehen; daher mußte es auch unzulässig erscheinen, bei der Erforschung der Lebenserscheinungen andere Gesichtspunkte und andere Erklärungsprinzipien zur Anwendung zu bringen, als die, die sich auf dem Gebiete der Physik und Chemie bewährt hatten. Zwar war man noch weit davon entfernt, dieses Programm wirklich durchführen zu können; aber die bisherigen Erfolge der physikalisch-chemischen Methode schienen zu um so größeren und zuversichtlicheren Hoffnungen für die Zukunft zu berechtigen. War doch die Hauptschwierigkeit, welche bis dahin einer materialistischen Interpretation der Lebenserscheinungen im Wege gestanden hatte, durch Darwins Selektionstheorie, wie man glaubte, endgültig beiseite geräumt; denn wenn nicht alles täuschte, so schien es dem englischen Forscher gelungen, die unleugbare Zweckmäßigkeit der organischen Wesen ohne die Annahme zwecktätiger Prinzipien und als das Ergebnis der Wirksamkeit rein mechanischer Faktoren zu erklären.

Was Wunder daher, daß sich der Glaube an die alleinige Berechtigung einer mechanischen Naturauffassung immer weiterer Kreise bemächtigte und im wissenschaftlichen Bewußtsein des Zeitalters immer tiefere Wurzeln schlug. Es waren keineswegs nur die Naturforscher als solche, die den mechanischen Standpunkt vertraten; auch außer ihren Reihen fand das neue Evangelium zahlreiche und begeisterte Anhänger. Unter diesen treten uns auch eine ganze Reihe philosophischer Forscher entgegen, von denen einige, wie z. B. F. A. Lange, nicht wenig dazu beigetragen haben, die ganze Denkweise der Zeit im Sinne einer aller Teleologie feindlichen Weltanschauung umzugestalten. Philosophen waren es auch in erster Linie, die den Standpunkt der mechanischen Naturauffassung in gewisser Weise bis in seine letzten Konsequenzen durchbildeten, indem sie auch die Einwirkung seelischer Vorgänge auf den Körper mechanisch zu deuten suchten. Die seelischen Erscheinungen selbst mußte man freilich in ihrer Eigentümlichkeit bestehen lassen; denn daß es unmöglich sei, das

Digitized by Google

Seelenleben als eine Summe materieller Prozesse anzusehen, galt allerdings in philosophischen Kreisen als eine ziemlich ausgemachte Sache. Sollte nun trotzdem die materialistische Auffassung der äußeren Natur durchgeführt werden, so durften seelische Faktoren keinen kausalen Einfluß auf die Körperwelt mehr entfalten; an die Stelle der natürlichen Annahme einer realen Wechselwirkung zwischen Leib und Seele setzte man daher in den letzten Dezennien die Theorie des sogenannten psychophysischen Parallelismus, wonach materielle und geistige Vorgänge nur noch nebeneinander ablaufen, jedoch in keinen kausalen Beziehungen mehr stehen sollten.

So glaubte man von philosophischer Seite einerseits den Ansprüchen der Psychologie, andererseits den Forderungen der Naturwissenschaft gerecht werden zu können; freilich erkannten lange nicht alle Forscher, die der mechanischen Naturauffassung huldigten, die Selbständigkeit des seelischen Lebens und seinen Unterschied von materiellen Vorgängen an; vielmehr war wohl die große Mehrzahl auch in psychologischer Beziehung in mehr oder weniger materialistischen Ansichten befangen. Doch brauchen wir auf die Verschiedenheit der Richtungen innerhalb des allgemeinen Standpunktes, den wir schildern, nicht näher einzugehen. Worauf es für uns ankommt, ist die Feststellung der Tatsache, daß die Gegnerschaft gegen alle Teleologie und die Überzeugung von der Notwendigkeit einer rein physikalisch-chemischen Erklärung der Lebenserscheinungen sich in dem Maße durchsetzte, daß der endgültige Sieg dieser Auffassung über die entgegenstehende Naturanschauung nur eine Frage der Zeit zu sein schien.

Aber die Hoffnungen, welche man in dieser Hinsicht lange Jahre hindurch hegte, sollten nicht in Erfüllung gehen. Auch als die antiteleologische Richtung der modernen Wissenschaft ihre höchsten Triumphe feierte, fehlte es doch nicht ganz an Stimmen, in denen teleologische Ansichten zu mehr oder weniger deutlichem Ausdrucke kamen. Allerdings waren diese Stimmen während geraumer Zeit sehr vereinzelt und verhallten deshalb fast ungehört in dem lauten Getöse, mit welchem die Vertreter des gegnerischen Standpunktes die wissenschaftliche Atmosphäre zu erfüllen wußten. Aber allmählich verstand es die langsam wachsende Zahl der Anhänger einer teleologischen Naturbetrachtung, sich doch mehr und mehr Gehör zu verschaffen. Daher erleben wir etwa seit den neunziger Jahren das höchst interessante und bedeutsame Schauspiel, daß sich auf dem Gebiete der Biologie und Naturphilo-

Digitized by Google

sophie ein Umschwung der Ansichten zu vollziehen beginnt, den man nicht allzulange vorher wohl kaum in diesem Maße für möglich gehalten hätte. Während es aber in den vorausgehenden Jahrzehnten hauptsächlich Philosophen gewesen waren, die für die Rechte einer teleologischen Naturauffassung eintraten, haben sich ihnen neuerdings eine ganze Anzahl von Naturforschern zugesellt, die sich nicht mehr scheuen, eine Durchführung der mechanistisch-materialistischen Interpretation der Lebenserscheinungen für ganz unmöglich und die Anerkennung von Zwecken in der Natur für notwendig zu erklären.

Unter den Männern, die als Träger dieser Bewegung hervorgetreten sind, nimmt eine hervorragende Stelle der Kieler Botaniker Johannes Reinke ein. Durch eine große Anzahl von Arbeiten auf dem Gebiete seiner besonderen Wissenschaft hat sich Reinke als Fachgelehrter legitimiert und dadurch den Beweis erbracht, daß er das empirische Material, welches für eine Beurteilung der allgemeinen biologischen Probleme in Betracht kommt, in besonderem Maße beherrscht. Infolgedessen befindet er sich in der glücklichen Lage, von vornherein gegen den gehässigen Vorwurf der Inkompetenz geschützt zu sein, den man in Ermangelung sachlicher Gründe so gern gegen Philosophen zu erheben pflegt, wenn sie sich erlauben, in naturphilosophischen Fragen andere, als die herrschenden Anschauungen zu vertreten. Man wird daher nicht umhin können, die Ansichten Reinkes sachlich zu prüfen, ehe man sie für falsch erklären darf. Das Material für eine solche kritische Prüfung hat nun Reinke hauptsächlich in zwei großen Werken niedergelegt, in denen er seinen naturphilosophischen Standpunkt im Zusammenhang entwickelt.*) Im Jahre 1899 veröffentlichte er unter dem Titel „Die Welt als Tat" eine Darstellung seiner Überzeugungen, welche soviel Aufmerksamkeit erregte, daß bereits 1901 die zweite Auflage des Buches erscheinen konnte; in dem letzteren Jahre trat zugleich die noch umfangreichere „Einleitung in die theoretische Biologie" hervor, welche die Untersuchungen der ersten Schrift nach der naturwissenschaftlichen Seite fortführt und ergänzt, während sich die Welt als Tat mehr auf die Erörterung allgemeiner und philosophischer Probleme beschränkt. Aber auch in der Einleitung nehmen diese Probleme einen sehr beträchtlichen Raum ein; ja man darf sagen, daß kaum ein Gegenstand behandelt wird, der nicht von prinzipiellem Interesse wäre.

*) Eine Anzahl kleinerer Arbeiten werden späterhin erwähnt werden.

Digitized by Google

Immerhin aber wiegt in der ersten Schrift die Richtung auf die philosophischen Fragen mehr noch, als in der zweiten vor; trotzdem erklärt Reinke ausdrücklich, daß die Welt als Tat kein philosophisches Buch sein soll, und daß ihm nichts ferner liegt, als zu philosophieren (W. a. T.*) S. 8 u. 9). Auch ein abgeschlossenes System, aus dem sich alles erklärt, will die Welt als Tat nicht geben; sie stellt nichts dar, „als einen Versuch in dem säkularen Ringen der Menschheit nach Erkenntnis der Geheimnisse dieser Welt" (W. a. T. 84). Müssen wir Reinke darin beistimmen, daß er uns in seinen Untersuchungen ein abgeschlossenes System nicht liefert, so möchten wir dagegen die Grenze nicht gelten lassen, die er zwischen seiner Art der wissenschaftlichen Arbeit und der Philosophie zu ziehen gedenkt. Denn ohne Zweifel sind es nicht nur naturwissenschaftliche, sondern zugleich philosophische Probleme, mit denen er es in den beiden Werken meistenteils zu tun hat; und auch das Verfahren, dessen er sich bei seinen Untersuchungen bedient, ist im Grunde kein anderes, als es auch von der Philosophie angewendet zu werden pflegt. Denn es ist keineswegs allgemein zutreffend, wenn Reinke den methodologischen Unterschied von Naturforschung und Naturphilosophie dahin formuliert, daß er als die Arbeitsmittel der Ersteren Beobachtung und Nachdenken bezeichnet, während der Naturphilosophie das Nachdenken allein genügen soll (W. a. T. 7/8). In vollem Umfang gilt dieses Wort nicht einmal von der Naturphilosophie Hegels, die Reinke selbst hierbei erwähnt; von der Naturphilosophie überhaupt aber gilt es jedenfalls nicht. Mögen auch die Schelling, Hegel und andere Denker jener Zeit in gewissem Sinne versucht haben, die Natur a priori zu konstruieren, so ist doch ein solches Verfahren für die Naturphilosophie im allgemeinen durchaus nicht charakteristisch. Freilich wird die Naturphilosophie, wenn sie ihre Aufgabe richtig versteht, die eigentliche Beobachtung der tatsächlich gegebenen Erscheinungen je länger je mehr den Naturforschern überlassen; um so eher wird sie es aber als ihre Pflicht betrachten, sich mit den Resultaten dieser Beobachtung möglichst genau bekannt zu machen, um dann erst mit ihren Spekulationen einzusetzen.

Im Geiste dieser Methode hat die Naturphilosophie aller Zeiten gearbeitet, wenn wir von der rasch vorübergegangenen

*) Die Welt als Tat zitiere ich nach der ersten Auflage und zwar in der im Text gebrauchten Abkürzung; bloße Seitenzahlen beziehen sich auf die Einleitung in die theor. Biologie.

Digitized by Google

Verirrung aprioriſcher Konſtruktionen einmal abſehen wollen. Es beſteht alſo zwiſchen Naturwiſſenſchaft und Naturphiloſophie keineswegs ein ſo bedeutender Gegenſatz, wie Reinke an der erwähnten Stelle behauptet. Übrigens hat er den Unterſchied in dieſer Schärfe ſelbſt gar nicht feſtgehalten. In der Einleitung in die theoretiſche Biologie beſtimmt er gleich im Anfang ſeiner Darlegungen das Verhältnis beider Wiſſenſchaften weſentlich anders. „Die Grenzen zwiſchen Philoſophie und Naturwiſſenſchaft," ſo leſen wir hier, „ſind flüſſig. Sie ſind es von jeher geweſen. Darum laſſen ſie ſich nicht in ſcharfen Linien ausziehen." „Das Gebiet beider Wiſſenſchaften greift vielfach ineinander. Die Wechſelbeziehungen ſind beſonders enge und zahlreich zwiſchen der Naturphiloſophie und der Biologie. Unſere ganze Biologie iſt von naturphiloſophiſchen Elementen durchſetzt, und in naturphiloſophiſchen Werken ſind mancherlei Anregungen für den Biologen zu finden" (S. 3). „Wenn man es mit Recht als Aufgabe der Philoſophie bezeichnet, das Allgemeine aus den Einzelheiten der Erſcheinungswelt herauszuleſen, ſo ſteckt ein Stück Philoſophie faſt in jeder biologiſchen Arbeit. Denn ohne Vergleich und Abſtraktion, ohne Verallgemeinerung des Beobachteten in irgend einer Richtung vermag niemand auch nur die Monographie eines eng umgrenzten Gebietes zuſtande zu bringen." „Weil aber umgekehrt die Naturphiloſophie das ganze Rüſtzeug der gemachten Beobachtungen zur Verwertung verfügbar hat, iſt es im Grunde ein wiſſenſchaftliches Unding, daß beide als zwei getrennte Strömungen nebeneinander herlaufen, ohne voneinander Notiz zu nehmen. In Wirklichkeit kann die Biologie auch gar nicht ohne philoſophiſche Elemente auskommen, wie ſchon die Begriffe von Kraft, von Kauſalität, von Zweck beweiſen" (5).

„So fällt die Arbeit der Philoſophen und der Biologen vielfach zuſammen. Wollte der Zoolog oder Botaniker etwa jedes Nachdenken über den Zuſammenhang beobachteter Einzelheiten dem Philoſophen überlaſſen, er würde ſich ſelbſt aufgeben. Andererſeits wäre es eine unverzeihliche Torheit, wollte der Biologe das Nachdenken der Philoſophie über den Zuſammenhang der Naturerſcheinungen weniger ernſt nehmen, als die Spekulationen der eigenen Fachgenoſſen über den gleichen Gegenſtand. Wenn Philoſophen Syntheſen ausführen, die auf dem ſichergeſtellten empiriſchen Material der Biologie fußen, dann haben jene Philoſophen eine biologiſche Gedankenarbeit vollbracht, die man

Digitized by Google

nur darum zur Philosophie rechnet, weil ihre Urheber sich Philosophen nennen" (5/6).

Diesen Auseinandersetzungen über das Verhältnis von Naturwissenschaft und Naturphilosophie können wir nur vollkommen beipflichten; zugleich begrüßen wir aber mit Dank die offene Anerkennung, die Reinke hier der philosophischen Spekulation hat zuteil werden lassen. Wie wohltuend sticht diese verständnisvolle Würdigung von den geringschätzigen und verächtlichen Urteilen ab, die in den letzten Jahrzehnten so häufig über naturphilosophische Untersuchungen gefällt worden sind, die von Fachphilosophen ausgingen! War doch im eigenen Lager der Philosophie die Meinung vielfach anzutreffen, daß nur die Naturforscher ein Recht hätten, naturphilosophische Probleme zu behandeln! Ging man doch auf philosophischer Seite in seiner Bescheidenheit und Selbstbeschränkung oft so weit, auf eine eigene Ansicht in diesen wichtigen Fragen fast ganz zu verzichten, und dafür die in der Naturwissenschaft gerade herrschenden Dogmen ohne genauere kritische Prüfung anzunehmen!

Ein solcher Standpunkt ist nun aber nur für eine bestimmte Epoche charakteristisch und hat mit dem Geiste wahrer Philosophie nichts zu tun. Mag auch der oder jener philosophische Forscher für seine Person die genauere Beschäftigung mit naturphilosophischen Problemen ablehnen, so wird doch die Philosophie überhaupt sich niemals das Recht rauben lassen, zu diesen Problemen selbständig Stellung zu nehmen. Dabei wird es ihr nicht in den Sinn kommen, die tatsächlichen Ergebnisse der Naturwissenschaft irgendwie antasten und bestreiten zu wollen; wie sollte sie auch wohl auf einen solchen Gedanken verfallen? Um so schärfer aber wird sie zu prüfen haben, was von den Lehren der Naturwissenschaft oder richtiger einzelner Nachforscher als wirklich festgestelltes Resultat und was als bloße Hypothese anzusehen ist.

Diese Prüfung ist kaum jemals dringender nötig gewesen, als in unserer Zeit. Denn selten wohl sind Tatsachen, Theorien und Hypothesen kritikloser durcheinander geworfen worden, als es im Laufe des letzten halben Jahrhunderts von naturwissenschaftlicher Seite geschehen ist. Was wurde nicht alles als ausgemachtes Ergebnis der Naturforschung hingestellt, das in Wirklichkeit durchaus keinen Anspruch auf diese Bezeichnung hat! Wie oft hat man nicht sogar hören müssen, daß die moderne Naturwissenschaft bei konsequentem Denken mit Notwendigkeit zu der Weltanschauung des Materialismus führe! Daher er-

Digitized by Google

wächst also für den gewissenhaften Forscher mehr, als je, die Pflicht der kritischen Prüfung, von der ich soeben sprach. Diese Pflicht hebt auch Reinke ausdrücklich hervor. „Gerade wir Biologen," so sagt er, „sollten auf allen Arbeitsgebieten daran gehen, festzustellen, was in unseren Urteilen hypothesenfrei und was hypothetisch ist, damit wir den festen Boden nicht unter den Füßen verlieren. Es herrscht immer noch zu viel Unklarheit darüber, wie tief wir in den letzten fünfzig Jahren in Hypothesen hineingeraten sind; wir müssen fortan wieder schärfer den Unterschied betonen lernen zwischen dem, was wir wissen, und dem, was wir glauben." (Studien zur vergleichenden Entwicklungsgeschichte der Laminariaceen, Kiel 1903, S. 48).

Indem nun Reinke diese Unterscheidung vornimmt, kommt er freilich zu wesentlich anderen Anschauungen, als sie in der modernen Naturwissenschaft meistenteils gegolten haben. Wenn es bisher eine ausgemachte Sache zu sein schien, daß man in der äußeren Natur alles aus der blinden Wirksamkeit physikalischer und chemischer Kräfte erklären müsse, so hält Reinke diese Ansicht für ein grundloses Vorurteil und bekennt sich vielmehr zu einer teleologischen Weltanschauung; wenn der Darwinismus von so Vielen als der Gipfel der Weisheit angesehen wurde, so läßt Reinke zwar die Deszendenztheorie als eine mit den Tatsachen sehr gut übereinstimmende und daher wahrscheinliche Hypothese gelten, spricht aber der spezifischen Selektionstheorie Darwins durchaus die Fähigkeit ab, als ausreichendes Erklärungsprinzip der organischen Entwickelung dienen zu können; wenn es in naturwissenschaftlichen Kreisen so lange Zeit geradezu verpönt war, das Wort Gott zu gebrauchen, so sieht sich Reinke genötigt, zu einer kosmischen Intelligenz seine Zuflucht zu nehmen, um ein wirkliches Verständnis der organischen Zweckmäßigkeit zu gewinnen; wenn man endlich die Theorie des psychophysischen Parallelismus neuerdings so vielfach vertreten hat, so lehnt Reinke auch diese Theorie mit Entschiedenheit ab und setzt die natürliche Annahme einer realen Wechselwirkung zwischen Leib und Seele wieder in ihr Recht ein.

II.

Um nunmehr auf die Anschauungen Reinkes im einzelnen genauer einzugehen, stellen wir mit ihm zunächst die hauptsächlichen Merkmale fest, durch die sich die organische von der anorganischen Natur unterscheidet. Ein solcher Unterschied ist nicht zu leugnen. Bei vorurteilsloser Betrachtung der Dinge läßt sich durchaus nicht

Digitized by Google

verkennen, daß die organischen Wesen eine Reihe von Eigenschaften besitzen, zu denen sich in der anorganischen Natur keine wirklich entsprechenden Analoga finden. Zwar stimmen die organischen mit den anorganischen Körpern darin überein, daß auch sie aus den Elementen sich aufbauen, welche in der anorganischen Natur enthalten sind; ebenso wirken in den Organismen ohne Zweifel die physikalischen und chemischen Kräfte, von denen das Geschehen in der leblosen Welt beherrscht und geregelt wird; auch sind es, wenigstens in der Hauptsache, chemische Prozesse, die den Organismen die Energie liefern, deren sie zur Erhaltung ihres Lebens bedürfen: aber trotzdem besteht zwischen organischer und anorganischer Natur eine Kluft, die sich nicht überbrücken läßt. Sind die Stoffe, aus denen sich die Organismen zusammensetzen, auch der anorganischen Natur entnommen, so treten sie im Organismus doch zu eigentümlichen Verbindungen zusammen, die sich in der anorganischen Natur nirgends finden; zwar gelingt es der Kunst des Chemikers, diese Verbindungen zum Teil außerhalb des Organismus herzustellen; dadurch wird aber nichts an der Tatsache geändert, daß sie niemals in der anorganischen Natur von selbst entstehen. Die Quellen der Energie, von deren Zufluß das Leben abhängig ist, liegen in der äußeren Natur; wie aber der von außen kommende Energiestrom im Organismus verteilt und verwendet wird, ist durch dessen besondere Beschaffenheit bedingt und hat kein Gegenstück in der anorganischen Welt. Die physikalischen und chemischen Kräfte spielen im Getriebe des Lebens freilich eine große und wichtige Rolle; wäre ihr Wirken innerhalb des Organismus aber nicht einer eigentümlichen Gesetzlichkeit unterworfen, so würden sie nun und nimmer imstande sein, die vitalen Leistungen zu vollbringen, deren sie eben nur im Organismus fähig sind.

„Im Reiche des Leblosen herrschen Stoff und Kraft, beziehungsweise Energie; im Reiche des Lebendigen tritt die zweckmäßig wirkende, anpassungsfähige Form hinzu“ (626). Diese Form unterscheidet sich von jeder unorganischen Gestalt und Struktur (627). „In jedem Tier und in jeder Pflanze ist die Form das Wesentliche und Bleibende, der Stoff und mit ihm die Energie das Wechselnde; während in der unorganischen Natur bis zu einem gewissen Grade das Umgekehrte gilt.“ „Die Gestalt baut sich auf aus dem Stoff und sie kommt zustande, indem zum Prinzip der Kraft und Energie, die überall den Stoff beherrschen, das Prinzip der Richtung hinzutritt“ (155).

Digitized by Google

Bis in seine einfachsten und letzten Elemente hinein durchdringt die Form als maßgebendes Prinzip den organischen Körper. Es war eine gänzlich unhaltbare Auffassung, wenn man früher glaubte, die Zellen als bloße Eiweißklümpchen ansehen zu können (264); zwischen einer Zelle und einer bloßen Substanzmischung ist ein fundamentaler Unterschied vorhanden (268). Die genaueren Untersuchungen der neueren Zeit haben uns gezeigt, daß jede Zelle ein hochorganisiertes Gebilde darstellt, in dem eine Vielheit von Teilen zu einem wohlgegliederten Ganzen verbunden ist. Und welche wunderbaren und staunenerregenden Vorgänge hat uns die anatomische Forschung im Innern der Zelle bei deren Teilung enthüllt! Dergleichen gibt es schlechterdings nicht in der anorganischen Natur. Daher kann auch keine Rede davon sein, daß durch die Fortschritte unserer Erkenntnis die Kluft zwischen organischer und anorganischer Natur verringert worden wäre, wie man so oft behauptet hat; im Gegenteil hat sich nur herausgestellt, daß auch die niedersten Lebensformen von der anorganischen Welt noch durch einen unermeßlichen Abstand getrennt sind (627).

Wenn sich sonach der Organismus von allen materiellen Systemen der leblosen Natur durch seine eigentümliche Struktur und dadurch bedingte eigentümliche Bewegungsprozesse unterscheidet, so findet er dagegen eine Art Abbild in bestimmten Erzeugnissen des menschlichen Könnens. Bis zu einem gewissen Grade läßt er sich nämlich mit einer Maschine vergleichen (165). Auch eine Maschine ist ja ein Apparat von eigenartigem Gepräge, „ein materielles System von bestimmter Struktur und bestimmter Bewegung, welche ganz bestimmten Verrichtungen dient" (W. a. T. 260). Auch die Maschine muß von außen Energie aufnehmen, um ihre Leistungen vollbringen zu können; die Beschaffenheit dieser Leistungen aber hängt viel weniger von der Energie als solcher, als vielmehr von deren besonderer Verwendung ab, die wiederum durch die Konfiguration der Teile in der Maschine bedingt ist; mit dem gleichen Quantum der Energie werden ganz verschiedene Leistungen verrichtet, wenn es verschiedenartigen Maschinen zugeführt wird. Vermöge der zweckmäßigen Konfiguration ihrer Teile sind die Maschinen imstande, ganz andere Aufgaben zu lösen, als das Spiel blinder Naturkräfte es vermag (W. a. T. 261). Deshalb aber walten in den Maschinen keine anderen Kräfte als außerhalb derselben; auch eine Durchbrechung der Naturgesetze findet in ihnen nicht statt. Aber wohl sind die

Digitized by Google

Naturkräfte in der Maschine „gebeugt unter den intelligenten Willen ihres Erfinders und ihres Verfertigers, dem gewöhnlichen Naturgeschehen sind durch diese Intelligenz bestimmte Richtungen und Bahnen vorgezeichnet" (W. a. T. 262); in jeder Maschine „verkörpert sich der Geist ihres Erfinders, durchdringt seine Intelligenz die Teile und zwingt sie zu einheitlichem Zusammenwirken. In jeder Maschine steckt ein unsichtbarer Werkmeister, ein Dämon, den menschliche Intelligenz hineingetan hat; und je verwickelter eine Maschine ist, um so höher ist der Grad der darin verkörperten Intelligenz" (ebd. 261).

Wie die Maschinen, so sind nun auch die Organismen zweckmäßig konstruierte Apparate. Es wäre unmöglich, die Leistungen des Organismus zu erklären, wenn wir ihm nicht eine Maschinenstruktur zuschreiben wollten, die sich auf alle seine Teile erstreckt. „Es war ein Fehler, mit der Annahme einer bloß chemischen Struktur für die Zelle auskommen zu wollen. Man hat das Geheimnis der Organisation gesucht in einer Molekularstruktur, ohne zu bedenken, daß durch eine solche Struktur niemals ein Automat gebildet werden kann, dessen Maschinenleistungen klar am Tage liegen" (W. a. T. 263). Übrigens ist der Vergleich des Organismus mit einer Maschine kein neuer Gedanke; schon Descartes hat ihn klar und deutlich ausgesprochen (ebd. 262, Einl. 165). Damit war eine Einsicht gewonnen, die für den Fortschritt der theoretischen Biologie von der größten Bedeutung geworden ist. Freilich darf die Ähnlichkeit des Organismus mit einer Maschine auch nicht übertrieben werden. Es ist vielmehr klar, „daß der Organismus in seiner bewundertswerten Beschaffenheit auch über die kunstvollste Maschine weit hinaus ragt" (165/6). Entwickelung, Wachstum, Fortpflanzung, Vererbung sind spezifisch organische Prozesse, durch die sich die Organismen von allen Maschinen durchaus unterscheiden. Es wird der menschlichen Technik niemals gelingen, Apparate zu konstruieren, in denen ähnliche Prozesse abzulaufen vermöchten.

In den eben genannten Erscheinungen des organischen Lebens offenbart sich zugleich in besonderem Maße das Prinzip der Zweckmäßigkeit, welches die organische Welt und das Geschehen in ihr von Grund aus beherrscht. Auch die Maschinen sind zweckmäßig konstruiert und zu zweckmäßigen Leistungen befähigt, wie wir hervorgehoben haben. Um wie viel großartiger aber ist die Zweckmäßigkeit, die uns in der organischen Natur entgegentritt! Dem Eindruck dieser Zweckmäßigkeit vermag sich niemand zu entziehen,

Digitized by Google

der die Erscheinungen der organischen Welt unbefangenen Auges betrachtet. „Wohin wir den Blick wenden in der lebenden Natur, sehen wir Zwecke durch die Organisation verkörpert. Wer könnte sie leugnen? Es ist sicher nicht nur richtig, sondern auch wissenschaftlich, zu sagen: Die Lunge dient zum Atmen, das Auge zum Sehen, das Ohr zum Hören, die Zähne zum Beißen, die Flügel der Schmetterlinge zum Fliegen. Für die Blätter, die Wurzeln, die Blüten der Pflanzen liegt der Zweck in gleicher Weise auf der Hand" (W. a. T. 248). Freilich hat man bisweilen geglaubt, die Zweckmäßigkeit der organischen Natur für eine bloß subjektive Anschauung erklären zu können, die ohne reale Bedeutung wäre; aber diese Auffassung läßt sich in keiner Weise mit den Tatsachen der Erfahrung vereinigen (ebd. 254/5). „Die Biologie ist so ganz durchdrungen von der Zweckmäßigkeit der lebenden Natur, daß wir das Zweckmäßige in der Einrichtung eines Organismus fast für etwas Selbstverständliches halten" (ebd. 248). „Meine eigene Überzeugung geht dahin", so erklärt Reinke, „daß die Teleologie den wichtigsten Teil der theoretischen Biologie ausmacht, weil die Organismen nur teleologisch verstanden und erklärt werden können und eben dadurch einen fundamentalen Gegensatz zur anorganischen Natur bilden, für deren Erklärung die Mechanik und der Chemismus ausreichen. Denn überall verkörpern sich Zwecke, im Gesamtorganismus, wie in seinen Teilen. Man ist versucht, so weit zu gehen und zu sagen: Der Zweck und die Zweckmäßigkeit sind das innerste Wesen des Lebendigen selbst" (91).

Vergebens berufen sich die Anhänger einer mechanischen Naturerklärung auf das Vorkommen zweckloser oder gar zweckwidriger Erscheinungen bei Pflanzen und Tieren, um die Teleologie zu bekämpfen. Denn die Zahl solcher Erscheinungen ist so gering, „daß wir vollauf berechtigt sind, sie für Ausnahmen zu erklären — sofern nicht die Zwecklosigkeit derselben überhaupt nur eine scheinbare ist. Ihnen gegenüber steht die ungeheure Mehrzahl aller Einrichtungen der Organismen, die wir als zweckmäßig, ja als überaus zweckmäßig anzuerkennen genötigt sind. Und die Organismen müssen zweckmäßig gebaut sein, wenn sie ihre Lebensverrichtungen erfüllen wollen; der allgemeinste Zweck der Organisation ist die Erhaltung des Lebens und der Art. Darum ist auch z. B. der Körper eines Säugetiers aus lauter im einzelnen zweckmäßig gebauten Mechanismen zusammengesetzt, wie eine Maschine; der höhere Grad von Zweckmäßigkeit enthüllt sich aber erst im Zusammenwirken dieser Teile, im Ganzen des Organismus,

Digitized by Google

und alle jene Teile bilden nur darum eine Einheit, weil sie einem einheitlichen, im Ganzen verwirklichten Zwecke untergeordnet sind. Die Zweckmäßigkeit des Tiers ist also die für Erhaltung seines Lebens und Geschlechts erforderliche Beschaffenheit; darum kann es so wenig ein zweckwidriges Tier geben, wie eine zweckwidrige Maschine" (95).

Um die organische Zweckmäßigkeit hervorzubringen, bedient sich die Natur der physikalischen und chemischen Kräfte als mechanischer Mittel; es wäre aber ganz unrichtig, um des mechanischen Charakters der Mittel willen, die teleologische Natur des Resultates übersehen zu wollen. „Bei Maschinen gelangt wohl der höchste Grad von Zweckmäßigkeit zum Ausdruck in den Selbstregulierungen, die in ihnen angebracht werden, wie z. B. im Sicherheitsventil einer Dampfmaschine. Und wenn es gelingt, solche Selbstregulatoren auch in den Pflanzen und Tieren nachzuweisen, so läßt sich nur das gleiche daraus folgern, nämlich ein besonders hoher Grad von Zweckmäßigkeit, nicht aber umgekehrt, daß hiermit die „rein" mechanische Wechselwirkung der Teile erwiesen sei, und man von Zwecken nicht mehr zu sprechen brauche. Gerade der Umstand, daß die Entwickelung eines Tieres oder einer Pflanze als eine durch die Wechselwirkung der Teile bedingte Notwendigkeit erscheint, ist der Gipfel der Zweckmäßigkeit in ihrer Bildung" (W. a. T. 253).

Indem wir diese treffende Bemerkung, die für eine richtige Stellung zu dem teleologischen Problem von großer prinzipieller Wichtigkeit ist, für unsere späteren Untersuchungen im Gedächtnis behalten, haben wir jetzt noch die Erscheinungen der organischen Zweckmäßigkeit im einzelnen kurz zu betrachten. Von ihnen ist keine bedeutsamer als die Ausbildung und Entwickelung eines Organismus aus seinem Keime; daß es sich dabei rein tatsächlich genommen um ein Spiel von Kräften handelt, das zweckmäßige Wirkungen zur Folge hat, läßt sich auf keinen Fall bestreiten. „Die augenfälligste Erscheinung des ganzen Vorganges ist die zielstrebige Anpassung der einzelnen Zellen, Gewebe und Organe an den Zweck, dem sie im ausgebildeten Zustande dienen. Diese zielstrebige Anpassung verrät sich vom ersten bis zum letzten Entwickelungsschritt; sie tritt hervor, lange bevor die Funktion da ist, die ausgeübt werden soll" (364). „Unter allen Umständen lenkt ein einheitliches Prinzip den Aufbau des Apfelbaums, wie des Hühnchens aus dem Ei, ein Prinzip, das mit maschinenmäßiger Sicherheit wirkt" (365). Die zweckmäßige Wirksamkeit der bil-

Digitized by Google

denden Kräfte im Organismus zeigt sich schon bei der Teilung einer Zelle in deutlichster Weise. Wie wir bereits sagten, ist die Zelle ein hochorganisiertes Gebilde; ihr wichtigstes Organ ist der Kern, der uns seinerseits wieder „eine geradezu wunderbare anatomische Sonderung der Teile enthüllt" (259). Der Vorgang der Zellteilung besteht nun nicht etwa darin, daß, wie man früher bisweilen geglaubt hat, das Ganze einfach in zwei Hälften zerfällt; vielmehr werden auch die einzelnen Organe der Zelle mit staunenswürdiger Regelmäßigkeit halbiert und die Hälften so auf die beiden Tochterzellen verteilt, daß diese in ihrer Organisation der Mutterzelle entsprechen. Ohne Zweifel haben wir es hierbei mit einer Reihe von Vorgängen zu tun, die einem ganz bestimmten Zwecke dienen; die Art und Weise aber, in der dieser Zweck erreicht wird, muß einen jeden, der den Prozeß nur einigermaßen kennt, mit tiefer Bewunderung für das teleologische Verhalten der Natur erfüllen.

In überwältigender Größe tritt uns die biologische „Finalität" ferner in der großen Mannigfaltigkeit von Veranstaltungen entgegen, die die Natur im Interesse der Fortpflanzung getroffen hat. Um zu ihrem Ziele zu gelangen, wendet sie hier eine reiche Fülle der verschiedensten Mittel an, die aber jedesmal dem besonderen Falle in sinnreichster Weise angepaßt sind (416). Von ganz außerordentlicher teleologischer Bedeutung ist auch die Fähigkeit der Organismen, auf äußere Einwirkungen und Verhältnisse in einer für sie zweckmäßigen Weise zu reagieren. Wir haben es dabei mit einem Fall der von Pflüger sogenannten „teleologischen Mechanik", mit einem Vorgang zweckmäßiger Selbstregulierung des Lebensprozesses zu tun. Diese Fähigkeit, auf der die Angepaßtheit der lebenden Geschöpfe an ihre Umgebung wesentlich beruht, ist nicht als etwas Zufälliges, oder allmählich Erworbenes, sondern als eine Grundeigenschaft der Organismen anzusehen, ohne deren Besitz ihr Leben und Bestand fortwährend bedroht sein würde (Kap. 14). Auch die harmonische Übereinstimmung, die zwischen den einzelnen Teilen des Organismus stattfindet, ist unter dem gleichen Gesichtspunkt zu betrachten; denn wären die verschiedenen Teile nicht imstande, sich den Einwirkungen anderer Teile in zweckmäßiger Weise anzupassen, so würde der Organismus als Ganzes nicht lebensfähig sein (115). Endlich sei noch der Instinkte gedacht, in denen eine besondere Form der organischen Zwecktätigkeit sich offenbart, der eine große Menge von Lebenserscheinungen unterworfen sind (Kap. 21).

Digitized by Google

So spielt denn das Zweckprinzip in der organischen Welt eine Rolle von fundamentaler Wichtigkeit; in seiner eigentümlichen Funktion würde es allein schon ausreichen, um zwischen organischer und anorganischer Natur einen Unterschied von unermeßlicher Bedeutung zu begründen. Noch größer aber als nach allen bisherigen Ausführungen, stellt sich uns die Kluft zwischen beiden Reichen dar, wenn wir bedenken, daß auch die Intelligenz eine Eigenschaft lebender Wesen ist, zu der uns die anorganische Natur kein Gegenstück darbietet (55). Näher hierauf einzugehen, dürfte jedoch nicht nötig sein; es wird für die Zwecke unserer Untersuchung genügen, diese Tatsache flüchtig erwähnt zu haben.

[Fortsetzung.]

Kriegsminister Graf von Roon.

(Zur Denkmalsenthüllung.)

Von H. v. S.

Wenn wir der kriegerischen glorreichen Epoche gedenken, die mit Düppel begann und mit dem siegreichen Einzuge in Paris endigte, deren Ergebnis die Einigung Deutschlands unter der Kaiserkrone ist, erinnern wir uns zugleich der beiden Soldaten, deren Namen mit jenen stolzen Ereignissen unlösbar verknüpft sind: der Feldmarschälle Graf von Moltke und Graf von Roon. Zusammen mit Bismarck, dem Staatsmanne, dem gewaltigen Schöpfer des neuen Deutschland, nennen wir sie die Paladine des Kaisers Wilhelm I. Dankbar und mit Liebe gedenken wir dieses ehrwürdigen Monarchen, der es verstanden hat die rechten Männer an den rechten Platz zu stellen und sie daselbst auch zu halten; nicht in genialen, gewaltigen Entwürfen oder Großtaten liegt dieses Fürsten Größe, sondern in seiner klaren Stetigkeit, in seiner unwandelbaren Pflichttreue, in seiner neidlosen Dankbarkeit, mit der er treue Dienste lohnte, und in der er nie müde wurde, die Verdienste seiner Helfer anzuerkennen.

Digitized by Google

Bei der Vollendung des Denkmals für den Kriegsminister von Roon ist es angebracht, der Tätigkeit dieses Mannes zu gedenken. Roon war der Mann, dem die Vermehrung der preußischen Armee, wie sie König Wilhelm für notwendig erachtet hatte, übertragen worden war. Diese Vermehrung, die sogenannte Reorganisation, war nicht der Gedanke Roons, sondern die ureigene Idee des Königs gewesen, dem es also allein zu danken ist, wenn das Preußische Heer 1866 und 1870 in gewaltiger Stärke auf den Kriegsschauplätzen erscheinen konnte. Die Ausführung des königlichen Planes war bei Roon in guten Händen. Mit eiserner Willenskraft führte er die ihm gewordene Aufgabe aus, mit großem rednerischem Geschicke verfocht er ihre Notwendigkeit vor der heftigen Opposition der preußischen Volksvertretung. Er war es, der zugleich dem Könige, dem dieser innere Konflikt schwere, sorgenvolle Stunden bereitete, mutvoll zusprach und ihn zum Aushalten zu bewegen suchte; denn das Festbleiben des Monarchen war die eine Grundbedingung für die erfolgreiche Durchführung der Armeereorganisation. Die andere, eben so wichtige Bedingung aber war die vortreffliche Qualität des preußischen Heeres an Haupt und Gliedern; denn nur einem kerngesunden Heeresorganismus konnte man die Stämme neuer Formationen entnehmen; die kernige treffliche Beschaffenheit dieser Stämme bedingte die gleiche Eigenschaft bei den sich auf sie aufbauenden Neubildungen. Ein durch und durch kerngesunder Heeresorganismus allein konnte ferner so leicht veraltete Prinzipien abstoßen und gegen modernere vertauschen. Diese Qualität des Heeres war aber nicht das Werk Roons, sondern der Scharnhorst, York und Gneisenau, die sie nach dem Zusammenbruche von Jena in harter Arbeit wieder zu der stolzen Höhe der Friederizianischen Epoche gehoben hatten. Es ist aber eine landläufige, irrige Ansicht, daß man Roon diese Vortrefflichkeit des Heeres danke, eine Ansicht, der man wegen der hohen Verdienste der genannten Männer und zur Ehre der Armee selbst, entschieden widersprechen muß. Sie ist die Ursache der Überschätzung der Lebensleistung dieses Kriegsministers, den man zu einem „Großen“ gemacht hat, weil er in großer Zeit der Mitarbeiter großer Männer, Bismarck und Moltke, gewesen ist. *Roons Tätigkeit war eine quantitativ verändernde, nicht qualitativ verbessernde.* Wir können es ruhig aussprechen: Jeder preußische General von Intelligenz, Tatkraft und Organisationstalent (und diese Fähigkeiten finden sich gerade bei Militärs sehr oft geeint) hätte die

Digitized by Google

Armeereorganisation genau mit demselben Erfolge durchgeführt; man braucht nur die Namen Blumenthal oder Stosch zu nennen. Wir haben im neuen Deutschen Reiche wiederholt Armeevermehrungen in gewaltigem Umfange erlebt, die gleichzeitig unter dem Einflusse veränderter taktischer Grundsätze und waffentechnischer Umwälzungen standen. Auch sie vollzogen sich, unter Anlehnung an treffliche Stammformationen, glatt und ohne besondere Schwierigkeiten; wir haben aber nie davon gehört, daß die Tätigkeit des Kriegsministers dabei besonders gelobt worden wäre. Bei Roon kam aber hinzu, daß er der Vertraute seines Monarchen, daß er der Mitarbeiter eines Bismarck war, und daß ein Moltke die reorganisierte Armee in gewaltigen Kriegen von Sieg zu Sieg geführt hat. Der Dank des sieggekrönten Kriegsherrn überschüttete dann seine Helfer mit den größten Huldbeweisen.

Es darf bei dieser Gelegenheit nicht übergangen werden, daß die Tätigkeit Roons manchmal schädlich wirkte, und daß ihre Folgen unter weniger von Glück begünstigten Umständen verhängnisvoll hätten sein können.

So war 1866 von dem Kriegsministerium angeordnet worden, daß das 8. Armeekorps am Rhein verbleiben sollte, während Moltke es zur Erzielung der numerischen Überlegenheit bei den nach Böhmen einrückenden Heersäulen haben wollte. So schob Roon den von Moltke dringend und schleunigst verlangten Abmarsch des Gardekorps zur Armee um vier Tage hinaus.

So opponierte Roon am 17. August 1870 in der heftigsten Weise gegen den Vorschlag Moltkes, den Angriff am folgenden Tage zu erneuern, was dem Feinde Zeit zur Sammlung gelassen, unsere Verluste unverhältnismäßig gesteigert, ja den günstigen Erfolg der Schlachten vor Metz für unsere Waffen in Frage gestellt hätte.

So war Roon auch in Versailles oft gegen Moltkes Vorschläge. Im Tagebuch des Kaisers Friedrich, damaligen Kronprinzen, heißt es darüber am 27. November 1870: „Moltke trägt die Sachen stets mit der größten Klarheit, ja Nüchternheit, vor, hat immer alles bedacht, berechnet, und trifft stets den Nagel auf den Kopf; aber Roons Achselzucken und Spucken und Podbielskis olympische Sicherheit influieren oft auf den König . . .“

So stand Roon auch in der Frage der Beschießung von Paris nahezu allein gegen die Autorität Moltkes und der übrigen hohen Militärs. In den Denkwürdigkeiten des Generals von Stosch,

Digitized by Google

der 1866—1870 im Kriegsministerium war, also nach der Armeereorganisation, heißt es von Roon: . . . . „Um meine Tätigkeit kümmerte er sich kaum. Ich habe in den vier Jahren meiner Stellung nur zwei eigentlich dienstliche Gespräche mit ihm gehabt. . . . . Ich habe mehrfach versucht, ihn z. B. für Neuformation und Instruktion der Feld- und namentlich der Festungsartillerie nach den Erfahrungen von 1866 zu interessieren. . . . . Roon gab mir überall Recht, aber es geschah nichts. Wir hätten 1870/71 ganz anders, namentlich für den Festungskrieg gerüstet sein müssen, und hätten dann Unendliches gespart an Menschenleben und Kriegsmaterial, und namentlich die schrecklichen Reibereien und Treibereien in Versailles, die alles lahm legten. Genug davon." — Diese „Reibereien und Treibereien" Roons in Versailles waren die Ursache zu einer Denkschrift des Chefs des großen Generalstabes, des Feldmarschalls Grafen Moltke, in der er ausführte, daß der Kriegsminister im Falle einer Mobilmachung nicht in das große Hauptquartier der Armee gehöre, sondern besser in Berlin bliebe.

So sind wir nun, ein Menschenalter nach jenen großen Ereignissen, in der Lage, ein ruhigeres, unbefangeneres Urteil über die Männer jener Tage abzugeben. Mit jedem Jahre wird das Verständnis der Größe eines Bismarck und eines Moltke allgemeiner, die Bewunderung intensiver und begründeter, aber auch für Roon steht die Beurteilung, der richtige Maßstab seiner Schätzung, nahezu fest. Trotz seiner hohen Intelligenz und seines Organisationstalentes versagte sein Verständnis vollkommen, wenn es sich um Angelegenheiten außerhalb seiner speziellen Tätigkeit handelte. Wir stehen z. B. mit Staunen vor der Tatsache, daß wir in seinen sämtlichen Feldzugsbriefen von 1866 und 1870, die veröffentlicht sind, kein einziges Wort der Anerkennung, nicht das geringste Lob der eminenten strategischen Leistungen des Feldmarschalls Grafen Moltke finden. Und Roon war beinahe bei allen Vorträgen desselben zugegen und sah mit eigenen Augen die gewaltigen Erfolge des genialen Feldherrn zur Tat werden.

Für die Neuordnung der Dinge in Deutschland seit 1871 fehlte ihm jeder Blick. Er blieb im Grund seines Herzens Partikularist; seinen Standpunkt zu den sonstigen großen Fragen allgemeiner Bedeutung bestimmte eine Weltanschauung, die man als puritanisch-pietistisch bezeichnen kann.

Bei Roons Tod im Jahre 1879 schrieb Ranke, der Historiker

Digitized by Google

mit dem feinen und tiefen Verständnis für geschichtliche Größe, in sein Tagebuch: „Als ein großer Mann kann er überhaupt nicht gelten. Aber er war brauchbar und dem Könige sehr hilfreich, um seine Ideen durchzuführen; wacker im Streit, in der Konversation nicht ohne Geist.“ — In einer seiner tiefsinnigen Abhandlungen sagt der amerikanische Philosoph Emerson: „Tagesgrößen werden leicht von uns überschätzt.“ Wir können statt „Tagesgrößen auch „Menschenaltersgrößen“ sagen und den Satz folgendermaßen ergänzen: „Wahre Größe wird leicht von den Zeitgenossen unterschätzt oder gar nicht erkannt.“ Stellten nicht die Zeitgenossen Blücher über den hochbedeutenden Gneisenau? Hat nicht ein englisches Blatt Lord Roberts mit Hannibal verglichen? Erleben wir nicht mit Verwundern, daß ein großer Teil des deutschen Volkes die gewaltige Größe Bismarcks nicht erkennt, den freien und unbefangenen Blick gehemmt durch ultramontane und sozialdemokratische Scheuklappen? Wer spricht andererseits heute noch von Talleyrand, Wrangel, Beust, Gortschakow, Manteuffel, Stosch oder Windthorst?

Wir wollen das Andenken unserer Blücher, Wrangel und Stosch, wie das des Kriegsministers von Roon in Ehren halten, als das von tapferen und treuen Dienern des Vaterlandes; wir wollen sie aber nicht auf das Piedestal erheben, auf dem nur Platz ist für wahre Größe.

Die Stellung der Völker- und Erdkunde im Deutschen Reiche.

Von Ludwig Fränkel (München).

I. Die schwache Vertretung der Völkerkunde.

Eine geist- und kenntnisreiche Parallele zwischen deutscher und amerikanischer Wissenschafts-Verkörperung an den betreffenden Hochschulen der Gegenwart innerhalb eines Feuilleton-Aufsatzes der „Frankfurter Zeitung“ am 16. Januar 1903 von Professor Dr. Wilh. Wetz zu Freiburg i. B. wies auf die wachsende Rück-

Digitized by Google

ständigkeit unserer inländischen Universitäten bezüglich vieler moderner Spezialgebiete, insbesondere auf literaturgeschichtlichem Felde, gegenüber denen in den Vereinigten Staaten hin. Diese anfangs verallgemeinerte, dann auf sein eigenes Fach spezialisierte Feststellung von Wetz können wir getrost auf die Völkerkunde übertragen. Wenn man diese als ein Hauptkapitel der Wissenschaft vom Menschen, der Anthropologie, auffaßt, bewahrheitet sich das am 18. Januar 1903, also unmittelbar nach Wetz' Aussage, von Maurice Maeterlinck bei einem Berliner Ehrenbankett in seinen Komplimentarschwall an Deutschland eingeflochtene Lob, es sei „das auserwählte Land des Nachdenkens über Menschen und Menschenwert", nicht. Die einschlägigen Zustände im offiziellen Betriebe der Anthropologie und Ethnologie in unserem Vaterlande sind nicht nur unbefriedigend, sondern sogar traurig und unwürdig. Kurz, doch unleugbar seien diese starken Ausdrücke durch unangreifbare statistische Tatsachen hier begründet!

Es ist über zwei Jahre her, da beleuchteten „Die Grenzboten" in Leipzig, die ein zwar nicht immer stichhaltiges, doch stets selbständiges und wohlerwogenes Urteil über die Kulturbewegungen der deutschen Welt auszeichnet, in ihrer letzten Nummer (vom 27. Dezember 1900) des abgelaufenen Jahrhunderts die heutige Vertretung der Völkerkunde in Deutschland drastisch am Schlusse unter dem ironischen Stichworte „Glückliche Völkerkunde!". Sie gingen aus von der, kolonialpolitischer Seite entstammenden energischen Mahnung an das preußische Kultusministerium, die damals unlängst ergangen, endlich die Völkerkunde, diese täglich an Bedeutung wachsende Disziplin, als volles Universitätsfach anzuerkennen und ihr die nötigen Lehrstühle zu schaffen, worauf der Minister auf die in Berlin schon errichteten bezüglichen Lehrstühle und das sogar für Kiel — wohl noch immer Preußens kleinste Universität — in Aussicht genommene Extraordinariat hingewiesen habe. Diese Auskunft prüften „Die Grenzboten" mit ihrer gewohnten scharfen Lupe. Sie enthüllten, wie jene Angabe im Munde des Chefs des preußischen Unterrichtswesens das Faktum, „daß man in Berlin einfach einige Beamte des Museums für Völkerkunde, die längst vorhanden waren und als Dozenten seit Jahren (an der Universität) gelesen hatten, mit einem offiziellen Titel versehen hatte, als Nebensache nicht weiter betont". Sie deckten, gleichsam in würdiger Ergänzung „zu diesen wahrhaft glänzenden Erfolgen und der noch glänzenderen Aussicht auf eine außerordentliche Professur in Kiel" als neuesten „Beweis hoher

Digitized by Google

ministerieller Fürsorge" folgendes Ereignis auf: „Ein Mann, der seines Zeichens entwicklungsgeschichtlicher Anatom ist und auf einer Reise um die Welt, die hauptsächlich einer neuseeländischen Eidechsenart galt, auch einige Eingeborene gesehen hat, ist zum außerordentlichen Professor für Anthropologie und Ethnologie ernannt worden," und schließlich schlagen sie sarkastisch als Beruhigungsmittel wider die „Klagen der unbequemen neuen Wissenschaft" vor, beliebige studierte Leute, die „einmal eine größere Reise gemacht oder in Kastans Panoptikum — zu Berlin — einige Wilde gesehen haben", einfach nebenbei mit einer ethnologischen Professur zu betrauen. Jenen, von den „Grenzboten" angezogenen Fall, der zweifellos mit der kurz zuvor erfolgten Breslauer Ernennung*) identisch war, fassen wir nicht näher ins Auge, zumal Person und spezielle Anlage hier nichts zur Sache tun. Gleichwohl leugnen wir nicht, daß er typisch ist und die von den „Grenzboten" gezogene Konsequenz mit ihrer satirischen Spitze wohl etwas drastisch malt, aber ein dickes Korn Wahrheit birgt. Diejenigen Zweige der Geographie, die dem stets mächtiger flutenden Weltverkehre Rechnung tragen und allenthalben Land und Leute in verfeinerter Weise und mit den unaufhaltsam zuströmenden Hilfsmitteln betrachten, untersuchen, darstellen, üben heute eine frische, wesentlich verjüngte Anziehungskraft aus, und die staatlichen Unterrichtsbehörden dürfen sich nicht länger wider die schulmäßigen und akademischen Erfordernisse dieses Strebens sperren. Nur nebenbei sei darauf hingewiesen, daß der Lehrplan des in Preußen versuchsweise gebilligten „Reformgymnasiums", wie ein Schulkenner ganz kürzlich beim betreffenden Etat im hessischen Landtag tadelnd hervorhob, den bisher schon gerade knapp genug gehaltenen Geographie-Unterricht des herrschenden philologisch-humanistischen Gymnasiums noch um zwei Stunden beschnitten hat, gerade wie den Geschichts-Unterricht. Und dabei bedenke man, wie relativ blutwenig Lehrer sich an den preußischen und außerpreußischen Gymnasien überhaupt finden, die über ihren amtlichen Sprachunterricht hinaus Wissen, Verständnis und gar

*) Die sichtbarlichste Folge dieses Verfahrens verbildlicht nach nun fast 4 Jahren Anfang September 1904 folgende durch die Zeitungen laufende Notiz: „Breslau. Dem außerordentlichen Professor für Anthropologie und Ethnologie und Kustos der anatomischen Sammlung am Anatomischen Institut der Breslauer Universität Dr. Georg Thilenius ist die nachgesuchte Entlassung aus seiner Stellung am 1. Oktober 1904 erteilt worden. Thilenius folgt einem Rufe als Direktor des Museums für Völkerkunde in Hamburg."

Digitized by Google

Luſt für die, Broſamen erbettelnde Geographieſtunde übrig haben. Man vergeſſe freilich nicht, daß faſt im ganzen Deutſchen Reiche an den Gymnaſien Geographie von Männern gelehrt wird, die dafür nicht ausgebildet ſind, jedenfalls darin keinerlei Studien gemacht haben, alſo ihren Zöglingen nur die meiſtens geringfügigen, in der Regel zuſammenhangsloſen Einzeldaten mitzuteilen imſtande ſind, die ſie einſt ſelbſt in noch minderwertigerem Unterrichte in ſich aufgenommen und ſeitdem während ihrer Berufsvorbereitung und -Ausübung feſtgehalten haben. Kein Wunder daher, daß die Erd- und Völkerkunde als Schul- und Lernfach an der Mehrzahl der deutſchen Gelehrtenſchulen hochgradige Mißachtung genießt, wie auch ein Mann, wie der Kösliner Gymnaſialprofeſſor Dr. Rud. Hanncke, als Verfaſſer der beiden Folgen feſſelnder und anmutiger „Erdkundlicher Aufſätze“, (zunächſt für die Oberklaſſen höherer Lehranſtalten; Glogau, C. Flemming, 1900/1901) ein weißer Rabe unter ſeinen Kollegen gelten muß. Nun wirds einem freilich verſtändlich, daß Hunderte und Tauſende unſerer Juriſten, Mediziner und anderer auf die durchſchnittliche Gymnaſialbildung angewieſenen Akademiker in Erd- und Völkerkunde ein ſchandbar minimales Wiſſen und daher in den dieſe vorausſetzenden Tagesfragen ein nichts weniger als maßgebliches Urteil beſitzen.

Mit dieſen teilweiſe kaum glaublichen, aber noch feſtwurzelnden Verhältniſſen ſtimmt nun eben die Dienſtmagd-Stellung der Völkerkunde an unſeren Hochſchulen vollkommen. Augenblicklich liegt dieſe Angelegenheit im ganzen Reich noch bös im Argen. Wirkliche Profeſſuren für Ethnologie kann man noch an den Fingern herzählen, ohne über den Gebrauch einer Hand hinauszukommen — in Süddeutſchland gibts überhaupt keine direkt dafür eingerichtete. Statt ſo fähige Männer wie F. v. Luſchan, Karl von den Steinen, Ed. Seler mit dem ſchwachen Troſte der „außerordentlichen“ Wirkſamkeit an der Univerſität der Hauptſtadt abzuſpeiſen, ſollte man ſie über die ganze preußiſche Monarchie verteilen und teils durch ſie, teils durch andere treffliche Jünger Adolf Baſtians, des Altmeiſters und ſchier unerſetzlichen Direktors des herrlichen „Muſeums für Völkerkunde“ in der Königgrätzer Straße Berlins, und Freiherrn von Richthofens, des wahrhaft muſtergültigen Dogmatikers und Praktikers ſowie erfolggekrönten Pädagogen des Fachs, eine dem Doppelgebiete der Ethnographie und Ethnologie angemeſſene Vertretung auf dem akademiſchen Katheder ſchaffen: den anderen Bundesregierungen mit gutem

Digitized by Google

Beispiele vorangehend. Ja, viel Sorgfalt ist anzuwenden, ehe einigermaßen diesen Bedürfnissen abgeholfen ist; da wäre ein weites brachES Feld für tief einsetzende Agitation des „Deutschen Flottenvereins", der „Kolonialgesellschaft" usw. mit ihren Hunderttausenden von Mitgliedern! Und hierbei würde ihnen bei keiner politischen Richtung Gegnerschaft erwachsen!

Vorläufig aber sind erst an den wenigsten Universitäten des Deutschen Reiches Ordinariate für die gesamte Geographie vorhanden, und auch die vorhandenen sind teilweise sehr jungen Datums und wenig in dem Organismus des akademischen Etats eingewurzelt. An den, in ihrer derzeitigen Verfassung durchaus nicht diesen Interessen fernstehenden Technischen Hochschulen Preußens wie der anderer deutscher Staaten — außer Bayern (Günther) und Sachsen (Ruge); neuerdings teilweise Braunschweig (Vierkandt) — ist Geographie nominell, als Lehrfach, völlig unvertreten, wofern nicht einmal ein strebsamer gelehrter Debutant auf eigenes Risiko die schwere Aufgabe auf seine jugendlichen Schultern nimmt, um bald — so geschah es vor rund einem Jahrfünft in Stuttgart — die Flinte ins Korn zu werfen, weil amtlich wenig oder gar nicht gefördert. Und mit der eigentlichen Völkerkunde sieht's nun gar schlimm aus! Vorläufig muß durchgängig die Wirksamkeit eines wenigstens mit Lehrauftrag für Geographie bestellten Fachprofessors den Anspruch befriedigen.

Werfen wir bezüglich der letzteren auf Geographie berechneten einen Blick auf Süddeutschland, so finden wir nur an der, seit Anfang absichtlich reich dotirten Straßburger Universität ein sofort kreiertes Ordinariat, in Freiburg i. B. seit längerem wenigstens eine offizielle Professur, in Heidelberg ein Extraordinariat jüngsten Ursprungs, das fast so nebensächlich mit nebenherläuft, wie dasjenige, das seit ein paar Jahren für Tübingen den württembergischen Ständen abgerungen worden und überaus schlecht dotiert ist. Gießen besitzt ein ebensolches, etwas älteres; die Technischen Hochschulen zu Karlsruhe und Darmstadt beide aber keinen amtlichen Geographen. Endlich Bayern, wo die Geographie seit Dezennien besonderes Studien- und Prüfungsfach einer ganzen Kategorie von „Mittelschullehrern" ist, nämlich der sog. „Realisten", die an Realschulen, Industrieschulen und Realgymnasien Deutsch, Geschichte und Geographie lehren. Da besteht in München an der Technischen Hochschule die offizielle ordentliche Professur für Geographie, bis 1886 von Friedrich Ratzel († 1904), dem seither in Leipzig noch zu vollerer Originalität einer völkerkundlichen Instanz

Digitized by Google

obersten Ranges herausgewachsenen Forscher und Darsteller, von da an vom vielseitigen und unermüdlich für die Erdkunde in allen ihren Zweigen regsamen Siegmund Günther ernst und eifrig verwaltet; daneben seit drei Jahren eine Honorarprofessur, wohl persönlich für den gelehrten und lange bewährten Dozenten errichtet und, weil dieser durch anderweitigen Posten finanziell versorgt ist, so viel wir wissen, unbezahlt. An der Münchener Universität wirkte bis 1903 für Geographie nur ein außerordentlicher Professor, bis vor einigen Jahren noch dazu bloß infolge eigener Initiative und daher bloß nebenamtlich, und es gelang dem Kultusministerium, sowie einigen warm befürwortenden Abgeordneten (Sommer 1902) in der zweiten Kammer nicht, bei deren maßgeblichen Mehrheit die längst gebührende und erforderliche Erhebung zu einem Ordinariat durchzudrücken. Und die Folge: der vortreffliche, auch gerade neuerdings durch gediegene Funde und Leistungen erprobte provisorische Vertreter der Lehrkanzel, Professor Eugen Oberhummer, nahm unlängst die überaus ehrenvolle Berufung an Tomascheks Stelle nach Wien an. Die Würzburger Universität, in anderen Disziplinen einen führenden Posten unter ihren Schwestern behauptend, erhielt überhaupt erst seit dem letzten Lustrum, die Erlanger wenige Jahre früher ein, weder betreffs des Gehalts noch der Lehrmittel irgendwie auskömmliches Extraordinariat für Geographie: bei der neuerlichen Erhebung geschichtlicher, anglistischer u. a. Lehraufträge zu Ordinariaten blieb die Geographie im Schatten. Daß unter solchen Umständen für Ethnographie und Ethnologie wenig abfällt, schon deshalb, weil Zeit und Demonstrationsmittel mangeln, kann man sich lebhaft vorstellen. Mit was für Gehältern und Studienbehelfen müssen ein erdkundiger Weltfahrer von der Bedeutung Pechuël-Loesches und ein Mann vom Rufe einer Landeskunde-Autorität, wie Regel, die betreffenden Lehrkanzeln in Bayerns fränkischen Provinzen bekleiden! Übrigens liegen von den fünf obengenannten akademischen Geographie-Professuren des Konigreichs Bayern eigentlich nur zweien die beiden verschwisterten Gebiete näher, nämlich dem Erlanger, weil er von Haus aus Entdeckungsreisender ist, und allenfalls dem Professor Honorarius der Technischen Hochschule, Wilhelm Götz, der u. a. Ost- und Südosteuropa aus wiederholter direkter Anschauung genau kennt. Die übrigen, jedoch auch beide eben genannten, verhindert schon die Menge beruflicher Obliegenheiten an etwaigen gelegentlichen Seitensprüngen auf das ethnologische Revier, das auch von oben her und sogar von

Digitized by Google

vielen gelehrten Geographen meistens recht mißtrauisch angesehen wird, wennschon nicht geradezu als dilettantisch wie anderwärts. Und doch blüht, getragen von mehrfacher fürstlicher Gunst und persönlicher Anteilnahme zweier hervorragender Mitglieder des Herrscherhauses — des Thronfolgers Prinz Ludwig, des nachdrücklichen Wortführers der Flußkanäle- und sonstigen Verkehrsstraßen-Reform, und seiner Schwester, der gelehrten Prinzessin Therese*), in München eine „Anthropologische Gesellschaft" neben der imponierenden „Geographischen"; jetzt seit Herbst 1902 auch die landes- und völkerkundlich ungemeine tatkräftige und schnell mitgliederstark gewordene „Münchener Orientalische Gesellschaft" — all' diese ganz abgesehen von den wirklich großartigen Sammlungen entsprechenden Charakters, die Isar-Athen durch königliche, staatliche, bürgerliche Munifizenz besitzt und ständig erweitern sieht.

So ist es denn auch nicht merkwürdig, daß gerade in der Kulturmetropole München die „Völkerschau. Illustrierte Monatsschrift, herausgegeben von Barbara Clara Renz, Dr. phil. (bekanntlich die erste Frau in Deutschland, die im staatlichen Bibliotheksdienste — Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München — tätig ist) unter dem Protektorate I. K. H. Prinzessin Therese von Bayern" (München, „Völkerschau"-Verlag; Leipzig, Woerls Hofbuchhandlung) vor zwei Jahren das Licht des Tages erblickt hat und Aussicht hat, dauernden Rückhalt in maßgeblichen Kreisen zu genießen**). So berührt es auch sehr angenehm, daß Professor Dr. med. Max Buchner, der bei exotischen Stämmen Asiens und Afrikas lange aufhältig gewesene Vorstand der Münchener Kgl. Ethnographischen Sammlung, die er äußerst kundig und wohlbegeistert erweitert und (durch Journal-Artikel und amüsante „Führungen") erläutert, seit Jahren zu den geographischen Ferienkursen für fertige Gymnasial- und Realschulmänner beigezogen, und so wenigstens nachträglich diesen berufenen

*) Bekanntlich die Verfasserin gediegener Werke über ihre ausgedehnten südamerikanischen Reisen, Inhaberin rarer ethnologischer Sammlungen, Ehrendoktor der Universität München, Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

**) Im Jahre 1904 hat eine Neue Folge dieses Völkerkunde-Organs eingesetzt, indem es mit dem III. Jahrgange (von dem nun zwei starke Hefte von zusammen 192 Seiten vorliegen) als „Völkerschau. Populärwissenschaftliche Quartalschrift, herausgegeben von B. Cl. Renz, Dr. phil., München" in den Verlag der kgl. Hofbuchhandlung von Jos. Bernklau, Leutkirch i. Württ. (Stuttgart u. München) übergegangen ist; eine Fülle anziehender Aufsätze und Mitteilungen ist darin schon enthalten.

Digitized by Google

Schulpionieren der Geographie Bedeutsamkeit, Umfang und Aufschwung der modernen Völkerkunde vermittelt wird. Die eigentliche Völkerkunde findet nun aber außer bei den wenigen offiziell für Geographie angestellten Hochschullehrern, die Muße, Lust und eigenes gründliches Wissen dafür mitbringen, höchstens soweit noch akademische Rücksicht, als die ja durchweg medizinisch basierten Professoren der Anthropologie sich nebenbei darauf einlassen. Ein solches Ordinariat größter Bedeutung liegt in München seit langer Zeit in Johannes Rankes Händen vorzüglich aufgehoben, des hochverdienten Generalsekretärs der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie und Prähistorie. Außerdem gab es wohl, von dem mit dem Titel eines nichthonorierten Honorarprofessors an der Universität bekleideten Direktor des Berliner „Museums für Völkerkunde" Bastian abgesehen, in ganz Deutschland noch vor einem Jahrzehnt die einzige außerordentliche Professur in Leipzig, die Dr. med. et phil. Emil Schmidt für Völkerkunde versah.

Alles in allem fürwahr ein ganz unzureichender Zustand; um so verwunderlicher, wenn man erwägt, welche Wichtigkeit in den jetzigen Zeitläuften der Welt-, See- und Kolonialpolitik, des Buren-, China- und Venezuelakriegs, der Verwickelungen in Macedonien, Marokko, Nigritien, Persien, Ostasien, der Nicaragua- und Panamakanal-Verhandlungen und der sonstigen nordamerikanischen, die Monroedoktrin Lügen strafenden Expansionsbestrebungen, der Erd-, Völker- und Volkskunde zukommt und zukommen muß. Die Erdkunde erkämpft sich jetzt durch Nachdruck ihrer engeren Berufsvertreter eine angesehene Stellung und Vertretung, die sog. Volkskunde wirbt durch rastlose und umsichtige Gesellschaften und Zeitschriften mit Glück Anhänger und Förderer. Möge nun auch der gegenwärtig zurückgedrängten Völkerkunde, der so oft stiefmütterlich behandelten und über die Achsel angesehenen, der Erfolg überall, auch auf den akademischen Kathedern, würdig vertreten zu sein, nicht auf die Dauer fehlen!

München, im Mai 1903.

II. Von den Geographie- und Völkerkunde-Professuren, zumal Bayerns.

Seit Abschluß vorstehenden Aufsatzes ist eine längere Zeit verflossen, und wenn sich in dieser Frist auch arg wenig von den beregten und gerügten Mißständen zum Guten geändert hat, so dämmert doch die Erkenntnis von der Notwendigkeit eines Eingreifens

Digitized by Google

allgemach durch und bricht sich da oder dort, zumal in der Tagespresse, Bahn. Letztere ist ihrer vornehmlichen Aufgabe, wichtige Fakten des Bildungsstandes zu registrieren und zu glossieren, auch neuerdings in anerkennenswerter Weise nachgekommen, der der 2., im April 1904 erschienene Jahrgang des „Geographen-Kalenders" — die Verläßlichkeit dieses Hilfsmittels*) verbürgt sein Verlag durch die größte geographische Spezialfirma Justus Perthes in Gotha — einen Überblick über die derzeitige wirkliche Situation der Geographie in ihrem Gesamtumfange als Lehrfach an den Hochschulen deutscher Zunge ermöglichte. Es sei hier, wo wir ja den einschlägigen Verhältnissen Bayerns, teilweise als einem Symptome der mancherseits behaupteten Rückständigkeit der Wissenschaftspflege in diesem deutschen Lande, eine besondere Achtsamkeit widmen wollen, notiert, daß sowohl das bei weitem verbreitetste und in gewissem Sinne leitende süddeutsche und bayerische Tagesblatt, die „Münchener Neuesten Nachrichten", in Nr. 190 vom 23. April S. 2, mit an der Spitze der innerpolitischen Nachrichten in auffälliger Form einen kurzen Auszug aus jenen bezüglichen Angaben des „Geographen-Kalenders", und zwar mit scharfer Nutzanwendung auf Bayern, mitgeteilt hat, während Deutschlands einziges Gelehrten-Tagesblatt, die „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" (München), Nr. 108 v. 11. Mai, S. 261 einen Artikel aus den statistischen Daten der Abteilung B jenes trefflichen Kompendiums, die ein wirkliches geographisches Adreßbuch vorstellt, zusammengesetzt hat. Daraus entnehmen wir nun, ohne, ebensowenig wie das zugrunde liegende Handbuch, eine Ausscheidung von geographischen und völkerkundlichen Dozenturen vorzunehmen, folgende Daten für das Deutsche Reich und Deutsch-Oesterreich:

a) Universitäten:

Berlin: 2 Ordinariate, 1 Honorarprofessor, 4 Extraordinarien, 4 Dozenten; Wien: 2 Ordinariate, 1 Extraordinarius, 2 Dozenten; Leipzig: 1 Ordinariat, 2 Extraordinarien, 2 Dozenten; Prag (deutsche und czechische!): 1 Ordinariat, 1 Extraordinariat, 1 Dozent; Halle: 1 Ordinariat, 2 Dozenten (als Titularprofessoren); je 1 Ordinariat und 1 Dozent: Breslau, Bonn, Gießen, Göttingen, Greifswald, Innsbruck, Marburg (Lemberg, Zürich);

*) In Verbindung mit Dr. Wilhelm Blankenburg, Professor Paul Langhans, Professor Paul Lehmann und Hugo Wichmann, herausgegeben von Dr. Hermann Haack.

Digitized by Google

Ordinariate: Czernowitz, Graz, Heidelberg, Königsberg, Münster, Straßburg (Klausenburg); eine Honorarprofessur: Freiburg i. B.; Extraordinariat und 1 (nicht lesender) Dozent: Würzburg; Extraordinariat: Erlangen, Jena, München (seit $1^1/_2$ Jahren unbesetzt), Tübingen; Titularprofessor: Rostock.

b) Technische Hochschulen:

München: 1 Ordinariat, 1 Extraordinarius; Wien: 1 Ordinariat, 1 Dozent; Graz: 1 Honorardozent (Zürich: 2 Professoren); Darmstadt: 1 Privatdozent; Dresden: seit 1903 eingegangen; Aachen, Braunschweig, Charlottenburg-Berlin, Hannover, Karlsruhe, Stuttgart unvertreten.

c) Handelshochschulen:

Frankfurt a. M.: 1 Professur (seit 1903 unbesetzt); Köln: 1 Professur; Leipzig: 3 Lehrer der Universität.

Während zufolge dieser Statistik an den Universitäten nun die Erd- und Völkerkunde leidlich ausreichend vertreten ist (sie zählt 63 Lehrkräfte auf: 44 im Deutschen Reiche, 16 in Österreich-Ungarn, 3 in Zürich), „ist an den Technischen Hochschulen Deutschlands, trotz der zunehmenden Bedeutung, welche die Erdkunde mit den Zweigen der politischen und der Handelsgeographie bei der Ausbreitung des deutschen Handels hätte gewinnen müssen, dieselbe nicht genügend berücksichtigt, ja sogar zurückgedrängt worden": so sagt —r—s „Zuschrift aus dem Leserkreis" in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung". Insbesondere gilt dies für sämtliche norddeutsche Technische Hochschulen, voran diejenigen Preußens, welcher führende deutsche Bundesstaat da, wie öfters, keineswegs an der Spitze marschiert. Der Schlußabschnitt jenes Privatartikelchens stehe hier als bezeichnender Ausdruck des Unmuts, der völlig dem wirklichen Sachverhalt entspricht: „Die geführte Übersicht erbringt den Beweis, daß in Deutschland die Geographie durchaus noch nicht die Stellung einnimmt, welche ihr durch ihre Beziehungen zum öffentlichen Leben unserer Nation, infolge ihrer wissenschaftlichen und praktischen Bedeutung gebührt. Bei den immer lebhafteren Berührungen, die Deutschland durch seine koloniale Arbeit, seine kulturelle Mission und seinen vordringenden Handel in allen Zonen der Erde zufallen, darf der erzieherische Wert eines Wissenszweiges, wie die Geographie es ist, nicht hoch genug eingeschätzt werden. Aufgabe der wissenschaftlichen Gesellschaften Deutschlands, der kolonialen Vereine, der Handelskammern,

Digitized by Google

der kaufmännischen Korporationen wäre es, auf die in Betracht kommenden Behörden und die Öffentlichkeit aufklärend und anregend einzuwirken."

Da ist es denn besonders erfreulich, daß in Bayern, wo, gemäß obigen Nachweisen, die bezügliche Sachlage am fatalsten ist, in verschiedenster Weise allerjüngst Besserung angestrebt ward, wie ja schon die Bedeutung, welche Bayerns zwei hervorragendste Preßorgane, an den oben angeführten Stellen, dieser Angelegenheit beilegen, erweist. Namentlich das weitest gelesene Tageblatt deutscher Zunge, die „Münchener Neuesten Nachrichten", haben diese Frage von vornherein richtig als eminente Kulturfrage eingeschätzt, eine unermüdliche publizistische Kampagne dieserhalb eröffnet und den Feinden moderner Wissenschaft scharf die Zähne gezeigt. Schon jene erwähnte erste Notiz vom 22. April 1904 leitete sie nachdrücklich so ein: „Bei dem Umstande, daß an unserer Universität München nach der Berufung des Herrn Professors Oberhummer nach Wien schon im dritten Semester das Fach der Geographie verwaist ist, indem die Frage der Umwandlung der außerordentlichen Professur in eine ordentliche noch immer keine Lösung gefunden hat" und schließt wie folgt: „Rechnet man die verwandte Disziplin der Völkerkunde hinzu, so wirken als Vertreter der Geographie in Berlin neun Lehrkräfte, in Leipzig fünf, in Halle drei, an einer Reihe kleiner Universitäten zwei, während München, eine der größten Universitäten Deutschlands, augenblicklich weder durch eine ordentliche noch eine außerordentliche Professur für Geographie noch durch einen Dozenten vertreten ist."

Stimmen vielleicht auch nicht alle Unterlagen der auf diesen Blättern ausgezogenen Personalstatistik, so ist doch die Hauptsache dieses sachgemäßen Ergusses unzweifelhaft. Gerade das traurige Faktum der Vakatur des Münchener Universitätslehrstuhls für Geographie beleuchtete gleichzeitig von einem anderen, ebensowenig anfechtbaren Standpunkte der anonym gebliebene Verfasser des tatsachen-reichen Doppelaufsatzes „Zum Kultusetat. Etwas von der Universität München", der die Nummern 192 und 193 derselben großen Zeitung vom 24. bezw. 25. April 1904 führt. Scharf mit der Kargheit und Parteilichkeit der derzeit maßgeblichen politischen Fraktion der bayerischen Abgeordnetenkammer*) in Bewilligung der

*) Obwohl es eigentlich im Zusammenhange unseres, die Interessen der Wissenschaft im Auge habenden Aufsatzes wenig in Betracht kommt, bemerke ich hier zum Verständnisse des folgenden, daß die oben gemeinte Fraktion die der klerikalen Zentrumspartei ist, und weise Interessenten hin

Digitized by Google

Mittel für die vielfach lückenhaften Studiengelegenheiten der Universität München abrechnend, spielt er seinen Haupttrumpf in der Beweisführung von der Bildungsfeindlichkeit des Ultramontanismus mit folgendem Passus (Nr. 193, S. 2) aus: „Übrigens belügt das Zentrum, wenn es solche alberne Forderungen (bayerische und strengkatholische Abstammung der Hochschuldozenten) aufstellt, sich selbst: Professor Oberhummer war Bayer, katholisch, und man setzte ihm doch den Stuhl vor die Tür und zwang ihn, ein Ordinariat in Wien anzunehmen, indem man ihm hier (in München) keines bewilligte, so daß jetzt — auch ein äußerst würdiger Zustand — schon das dritte Semester in München kein Student Geographie hören kann. Das nennt man Prinzipien, und solche Leute entscheiden in der Kammer über die Universitäten!"

Am 3. Mai gelangte diese Angelegenheit im Finanzausschusse der Abgeordnetenkammer beim Kultusetat zur Verhandlung. Es wurden im ganzen nur 1380 Mark verlangt, um die vorhandene außerordentliche Professur in eine ordentliche umzuwandeln. Der Referent, Domdekan Dr. Schädler in Bamberg, der bekannte ultramontane Führer, legte dar: Das Postulat sei vor zwei Jahren schon bewilligt, aber damals von der Majorität (d. h. dem Zentrum) abgelehnt worden. Der damalige außerordentliche Professor, der zehn Jahre an der Universität München gewirkt habe, habe einem Rufe nach Wien Folge geleistet. Daraus, daß an anderen Universitäten ordentliche Professuren bestehen, folge nicht, daß auch in München eine solche zu errichten und zumal jetzt dringlich sei. Der liberale Führer Dr. Cafselmann, Bürgermeister von Bayreuth, erwiderte als Korreferent: Man habe vor zwei Jahren gegen seinen Rat leider eine tüchtige einheimische Kraft ziehen lassen, einen guten Katholiken, so daß er den Widerspruch des Zentrums nicht verstehe. Alle preußischen und viele andere Universitäten hätten Ordinariate für Geographie, Berlin, Wien, Zürich sogar zwei. Der Kultusminister Dr. v. Wehner sprach sich wie der Korreferent für die Notwendigkeit aus, eine vollwertige Kraft zu gewinnen, was mit dem Gehalt eines außerordentlichen Professors nicht möglich sei. Die Geographie gewinne an Wichtigkeit und sei doch Prüfungsgegenstand. München sei der Sitz der Deutschen

auf den überaus schwächlichen, nur an Ausflüchten und Geschimpf reichen, daher kläglich verunglückten Versuch einer „Widerlegung", im Leitartikel des offiziellen Parteiorgans des Landtags-Zentrums, „Bayerischer Kurier" Nr. 117 vom 27. April.

Digitized by Google

Geographischen Gesellschaft und deshalb doch auch eine tüchtige Vertretung des Faches an dessen Universität notwendig. Auch der Führer der Sozialdemokraten, von Vollmar, der liberale Fraktionschef Wagner, der Bauernbündler Hilpert (dessen Parteifreunde sonst Geldforderungen für wissenschaftliche Zwecke meistens ablehnen, traten, ebenso nochmals Casselmann und der Kultusminister, für die würdige Verkörperung der Erdkunde an der Hauptuniversität des Königreichs, die die zweite des Gesamtvaterlandes ist, ein; der Referent Schädler und der Vorsitzende Dr. v. Daller, beide Koryphäen der Zentrumspartei, ebenso entschieden dagegen auf, und so überstimmten letztere beiden mit fünf Fraktionsbrüdern die sechs Vertreter der übrigen Parteien.

Am 18. Mai kam dasselbe Thema im Plenum der Abgeordnetenkammer zur Erörterung. Da Redner und Reden im ganzen dieselben waren, wie bei der soeben rekapitulierten Ausschußberatung, so halten wir hier nur die Stimmung fest, in der das hohe Haus leider unmittelbar vor einer angekündigten und danach auch in einem Nachmittage durchgeführten offiziellen Pfälzerweinprobe den ernsten Gegenstand unter die Lupe nahm. Allerdings fußt dieses den „Münchener Neuesten Nachrichten" (Nr. 232, S. 4) entlehnte Stimmungsbild auf deren ausgesprochen bildungsfreundlicher, man darf sagen kulturbegeisterter Gesinnung. Demgemäß „geriet das Zentrum in eine fatale Situation, als bei Beratung der von der klerikalen Mehrheit des Finanzausschusses gestrichenen Etatsposition für eine ordentliche Professur für Geographie an der Münchener Universität Dr. Casselmann und v. Vollmar den Zentrumsführer Dr. v. Daller wiederum ins Kreuzfeuer nahmen. Obwohl in dieser übrigens sehr lustig verlaufenen Debatte .... das Zentrum sich in dem Disput eine gründliche moralische Niederlage zugezogen hatte, blieb es gegen alle Vernunftsgründe und wohlmeinende Ermahnungen, sich nicht weiter zu blamieren, taub und verharrte eigensinnig auf seiner ablehnenden Haltung. So fiel in der namentlichen Abstimmung die so dringend notwendige Professur abermals ins Wasser".

Den Schluß dieser Tragikomödie bilden folgende zwei Dinge. v. Auer hat Anfang Juni als Referent über den Kultusetat in der Kammer der Reichsräte den — angenommenen — Antrag gestellt, die von der Abgeordnetenkammer gestrichene Position für die Umwandlung der außerordentlichen Professur für Geographie an der Universität München wieder einzusetzen, nachdem die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, die Zustimmung der anderen Kammer zu er-

Digitized by Google

halten. Andererseits macht sich in der Zentrumsfraktion des Landtages, wie deren Zeitungs-Sprachrohr, der „Bayerische Kurier", verrät, eine Strömung geltend, den seit 1886 als Ordinarius an der Technischen Hochschule zu München wirkenden, hervorragenden Fachmann, Professor Dr. Siegmund Günther, auf dessen Posten in den oben besprochenen Beratungen der Abgeordnetenkammer von beiden Seiten hingewiesen worden war, an die Universität zu versetzen, obwohl Günther ausgesprochener linksliberaler Politiker und Protestant ist. Also eine kuriose Verlegenheitskandidatur, für die der ausgezeichnete Mann eigentlich zu gut sein sollte.

Es hat wohl seit längerer Zeit innerhalb der reichsdeutschen Grenzpfähle kein Einzelfall einer Professurbesetzung eine derartige scharfe Kontroverse entfesselt, daß er gleichsam zur Kulturfrage sich ausgewachsen hat — noch nie aber enthüllte eine Debatte um den Ersatz eines akademischen Lehrers einen solch tiefgreifenden Gegensatz der Anschauungen, ohne daß inhaltliche Meinungsverschiedenheiten, wie sonst bei theologischen, philosophischen, historischen Lehrstühlen, überhaupt in Betracht kamen.

Es trifft sich nun seltsam und überaus gelegen, daß die beiden so tüchtigen Münchener Geographen, die bei jener, lediglich durch die Macht der Mehrheit entschiedenen Diskussion über das erdkundliche Katheder der Münchener Universität mit Persönlichkeit und Amt genannt worden sind, soeben in knapper, gediegener und fesselnder Darstellung von grundverschiedenen Stand- und Gesichtspunkten aus die Bedeutung der heutigen Erd- und Völkerkunde beleuchten. Eugen Oberhummer, der 1902/3 den Staub des undankbaren Heimatlandes, dem er ein Dezennium für schier lächerliches Entgelt eine breite Lücke ausgefüllt hatte, von den Füßen geschüttelt (so äußerte sich Abgeordneter Casselmann am 3. Mai), um eine „außerordentlich glänzende Berufung" ins Ausland anzunehmen (so der bayerische Kultusminister an demselben Datum): „Die Stellung der Geographie zu den historischen Wissenschaften. Antrittsvorlesung, gehalten bei Übernahme der historisch-geographischen Lehrkanzel an der Universität Wien [am 2. Mai 1903]".*) Der Nachfolger W. Tomascheks, selbst von der Philologie und der Ge-

*) Wien, Gerold u. Co., 1904, 31 S., 90 Pfg. Ein Abdruck dieser Antrittsrede, der sich im wesentlichen mit dem obigen separaten deckt, ist im „Bericht über das XXVII. und XXVIII. Vereinsjahr 1900/01 und 1901/02 des Vereins der Geographen an der Universität Wien" erschienen; eine etwas veränderte resümierende Wiedergabe in Nr. 147 der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" vom 3. Juli 1903, S. 17—21.

Digitized by Google

schichte des Altertums hergekommen, eröffnet da über die historische Pflegeweise der Erdkunde so weite Perspektiven, daß man den erstaunlichen Aufschwung der geographischen Forschungs- und Lehrmethode fast mit Fingern greift. Er plädiert eifrig für die Einheit der Geographie als der Lehre von der Erdoberfläche und den irdisch erfüllten Räumen und deren Einwirkung auf die Völkergeschichten, wie K. Ritter, v. Richthofen, A. Hettner ihre Aufgabe definierten. Der Geschichte der Erdkunde nebst ihren speziellen Beobachtungsrevieren weist Oberhummer einen ungemein wichtigen Rang in der positiven Wissenschaft der Gegenwart an und läßt sich dann des breiteren über „die schon länger als besonderer Wissenszweig anerkannte Völkerkunde" in ihrem Zusammenhange mit und Unterschiede von der Geographie im strengeren Sinne aus. Gerade sie bringe den Geographen durch eine Menge von Fragen mit den historischen und philologischen Wissenschaften in engste Beziehung und dürfe weder nur als Naturwissenschaft gelten, noch, obzwar sie heutzutage viele Untersuchungen in sich schließe, die auch in den weitesten Rahmen des Begriffs Geographie nicht mehr fallen, ganz von der Erdkunde getrennt werden. Bevor Oberhummer schließlich in feinen, warmherzigen Ausführungen den immer höher gestiegenen Wert der politischen Geographie, der Verkehrs-, Handels-, Kulturgeographie hervorhebt, heischt er in dem überzeugten Tone, der diesen Wiener akademischen Anfang des allseitig ausschauenden Geographen erfreulich durchklingt: „Deshalb sollte, wenigstens an den großen Universitäten, Völkerkunde durch speziell beauftragte Lehrer vertreten sein, was schon vor mehreren Jahren von der Deutschen Kolonialgesellschaft gefordert wurde. Wo aber für Völkerkunde nicht eigene Lehrstühle, wie in Berlin, oder freiwillige Lehrkräfte, wie in Wien und Leipzig, vorhanden sind, muß eben der Geograph so weit, wie möglich, dafür eintreten. Ganz wird er sie überhaupt nie von seinem Programm streichen dürfen, wenn er auf das menschliche Element in der Erdkunde nicht von vorneherein verzichtet."

Da geht nun der Partner Oberhummers als Münchener Repräsentant der Geographie, der in vielen Sätteln gerechte, in mathematischen — von denen er ausgegangen — und naturwissenschaftlichen Disziplinen rastlos rührige Siegmund Günther, einen starken Schritt weiter. Er umreißt in der, aus einem Festvortrage der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Krefeld vom 24. März 1903 herausgewachsenen Broschüre die „Ziele, Richt-

Digitized by Google

punkte und Methoden der modernen Völkerkunde"*) gemäß der bei ihm längst glänzend bewährten, sachlich sorgsam fundierten, anziehend stilisierten Art des geradezu encyklopädisch bewanderten Gelehrten. Seinem Programm zufolge**) strebt er in erster Linie eine die grundsätzlichen Momente behandelnde Erörterung des Wesens der Völkerkunde an und dabei hauptsächlich den Nachweis, daß die Völkerkunde eine selbständige Wissenschaft geworden ist, samt ihrem daraus zufließenden Recht, auch als solche behandelt zu werden. „Die Erdkunde (S. VI) aber zieht daraus den großen Vorteil, daß an ihre Vertreter nicht mehr die Anforderung gestellt werden kann, auch jene zwar nahe verwandte, aber gleichwohl auf eigenen Wegen wandelnde Disziplin ihrem vollem Umfange nach mitberücksichtigen zu müssen, wie dies bei der gegenwärtigen Gestaltung des höheren Unterrichts fast allgemein der Fall ist. Denn erst seit ganz kurzer Zeit ist die preußische Regierung mit der dankenswerten Neuerung vorgegangen, besondere Professuren für die Völkerkunde zu begründen, und dem Beispiele Berlins sind andere deutsche Hochschulen noch nicht nachgefolgt ... Die Unmöglichkeit, daß grundsätzlich zwischen dem Geo- und Ethnographen das Verhältnis der Personalunion fortbestehe, trat klar hervor, als die Lehre von den Völkern auch ihre Methode zu verändern und ihr rein induktives Prinzip der Forschung durch ein deduktives Verfahren nicht zu ersetzen, wohl aber zu ergänzen anfing, wie das einer ihrer verdientesten Vorkämpfer, der leider so früh aus gesegneter Wirksamkeit abberufene Schurtz***), als eine Notwendigkeit hinstellte. Auch die zwingende Gewalt, die durch die Anhäufung eines ungeheuren Stoffes ausgeübt wird, ist sehr in Rechnung zu ziehen; es gibt noch einzelne, welche nach beiden Seiten hin produktiv ihre Kräfte zu betätigen vermögen, allein mit jedem Jahre wird sich die Zahl dieser wenigen vermindern müssen; unser Zeitalter duldet keine Polyhistorie mehr."

*) Stuttgart, Ferdinand Enke, 1904, 52 S. 1,60 Mk.

**) Günther hat dies schon 1901 festgelegt: „Entdeckungsgeschichte und Fortschritte der wissenschaftlichen Erdkunde im 19. Jahrhundert", S. 197 ff.

***) Es ist auch ein Zeichen der schändlich geringen Anerkennung, die die Völkerkunde und ungewöhnliche wissenschaftliche Leistung darin heutzutage finden, wenn sie sich nicht streberisch hervordrängt, daß dieser überaus individuelle und geniale, 1902 viel zu früh jungverstorbene Forscher Dr. H. Schurtz als Bremer Musealassistent wirken mußte. Günther spricht S. VI und Anm. 22, 34, 41 f., 45, 48, 52 von ihm und seinen teilweise einschneidenden Schriften zur Völkerkunde und verweist auf Fr. Ratzels (auch sachlich) inhaltsreichen Nekrolog in „Dtsch. Geogr. Blätter", 26. Band, S. 51 ff.

Digitized by Google

Wir erlauben uns, dieses leidenschaftslose, genau begründete Verlangen eines der kenntnisreichsten der heutigen Geographen, der selbst, soweit dies jetzt noch möglich, ein halber Polyhistor ist, mit wenigen Streichungen wörtlich herüberzunehmen. Denn diese Sätze, aller Redensarten bar, müssen die gebieterische Notwendigkeit über jeden Zweifel hinausheben, der Völkerkunde in ihrer großartigen neueren Entfaltung ein eigenes Ressort im akademischen Lehrbetriebe einzuräumen, wie sie es sich in der Forschung und deren literarischer Ausmünzung nun nachgerade unangreifbar errungen hat. Und diese intensive Ausbreitung in quantitativer wie qualitativer Hinsicht dürfte man nirgends mit gleicher Verläßlich- und Übersichtlichkeit verfolgen können, wie in den zunächst geschichtlichen, — ist S. Günther doch anerkanntermaßen ein musterhafter Historiker der exakten Fachwissenschaften*) — sodann methodologischen Auseinandersetzungen der Güntherschen Schrift, die in undogmatischem, jedoch chronologisch wie logisch unanfechtbarem Gange die Entwickelungsstadien, Wege, Aufgaben und Materialien der modernen Ethnographie und Ethnologie vorführt. Anthropogeographie und Völkerkunde erweist der umsichtige Theoretiker sonach als völlig mündig gewordene der bislang meistens noch unter Geographie subsummierten Schwesterfächer, und urteilt endlich (S. 52), von dem sicheren Boden unzähliger Einzelheiten des wundersam hinausgeschobenen Erd-, Völker- und Kulturhorizonts aus, von der Völkerkunde: „Eine Disziplin, die so viel in sich aufgenommen, so zielbewußt Methoden gebildet und nach allen Seiten Anstöße erteilt hat, die, selbsttätig fortwirkend, auch wiederum die Entstehung neuer wissenschaftlicher Gebilde veranlaßten, kann fürderhin nicht mehr bei einer anderen im Miete- oder Gastverhältnis leben." Die sich „aus dieser unbestreitbaren und nicht mehr rückgängig zu machenden Tatsache" mit vollster Notwendigkeit ergebenden Konsequenzen zu ziehen, sei, schließt Günther, nunmehr Sache des Corpus Scientiarum.

Also gründet für die verdiente und wichtige, dem praktischen Leben nicht etwa abgewandte, vielmehr tausendfach ihm dienstbare und mit ihm sich kreuzende Völkerkunde würdige Repräsentationen! Und dabei ringt man stellenweise im deutschen Vaterlande, der alten Geburts-, Pflege- und Wirkensstätte der uneigennützigen Denker und Gelehrten, noch um Anerkennung des Anspruchs der eigentlichen Geographie auf wirkliche Lehrkatheder! Will man

*) Inzwischen ist aus seiner Feder auch eine „Geschichte der Erdkunde" (Sommer 1904) erschienen.

Digitized by Google

einmal, nach all den feinsinnigen historischen Darlegungen Oberhummers und Günthers, dieser beiden langjährigen treuen Wächter der Erdkunde auf dem umtosten Posten München, den gewaltigen Emporstieg, das sieghafte Vorschreiten der Völkerkunde scharf erfassen, so vergleiche man, was sie geworden ist unter den unermüdlichen Händen und durch das unabgesetzte Denken desjenigen Mannes, der, wie Klopstock als erster nur Dichter, so nur Ethnolog sein wollte; und seiner Genossen, Mitstrebenden und Schüler, nämlich des 1826 geborenen und doch gottlob noch rüstig fortarbeitenden Adolf Bastian (man sehe auch Günther S. 15—17 und 49), wie er 1860 in dem 1. Bande — „Die Psychologie als Naturwissenschaft" — seines Werks „Der Mensch in der Geschichte" (er widmet's dem Gedächtnisse Alexanders v. Humboldt, der, soeben vor dem Schlußbande seines „Kosmos" geschieden, diesen Neubruch brachen Lands wohlwollend ermutigt hatte), dahertritt und dann etwa 1873 in buntem Reigen 37 „Geographische und Ethnologische Bilder" sammelt. „Der Freiheit eine Gasse!" und dem Fortschritt in der Wissenschaftspflege!

München, im Juni 1904.

Dr. Karl Lueger.

Von R. Charmatz, Wien.

Wer unter den österreichischen Politikern wäre bekannter, als das Oberhaupt der christlichsozialen Partei Dr. Karl Lueger, der kleine Advokat von einstmals, den man heute den Beherrscher von Wien und Niederösterreich nennt? Seit dreißig Jahren steht er im öffentlichen Leben und was den westlichen Teil des Habsburgerstaates von Stufe zu Stufe hinabtrieb, hat ihn auf der sozialen Leiter von Sprosse zu Sprosse emporgetragen: das Verflachen des Massengeistes, die zunehmende Furcht vor der Sachlichkeit und der infolgedessen steigende Kultus der Persönlichkeit.

Digitized by Google

Unter solchen Verhältnissen mußte Dr. Karl Lueger sein Glück machen, denn wenige Leute haben es so, wie er, verstanden, sich jeder persönlichen Meinung, aller eigenen Grundsätze zu entledigen, um in bedenkenloser Selbstverleugnung zur gefügigen Verkörperung des aufschimmernden Tagesbedürfnisses zu werden. Die Natur hat ihn mit reichen Gaben ausgestattet und ihm nur eine versagt: den Charakter. Dr. Lueger ist ein überaus kluger Kopf, der zwar keine eigenen Gedanken produziert, aber desto tiefer in das Denken und Fühlen seiner Umgebung einzudringen versteht; seine einschmeichelnde männliche Schönheit, seine vortreffliche Rednergabe, der Wienerische Witz, seine Geschmeidigkeit vereint mit Tatkraft fesselten die breiten Schichten des hauptstädtischen Kleinbürgertums. Einige Zeit wurde der gegenwärtige Bürgermeister der alten Kaiserstadt an der Donau als Messias gefeiert, umjubelt; jetzt hat sich die Begeisterung für ihn wohl gelegt, doch er hat Macht und Ansehen erreicht, die Träume seines ungestümen Ehrgeizes verwirklicht.

Über Gegensätze, Widersprüche, Frontänderungen, Meinungswechsel führt der Lebensweg dieses Günstlings der Menge! Aufwärts ging es mit dem Politiker, jäh abwärts mit dem moralischen Menschen in ihm. Die Entwickelung vom Liberalen zum Demokraten, vom Freiheitsschwärmer zum Pfaffendiener konnte nicht ohne schwere, innere Havarie durchgemacht werden. Deshalb gilt für Dr. Karl Lueger in gewissem Sinne das Wort Grillparzers über Lenau: „Ihn hob, ihn trug und ihn verdarb die Zeit."

* * *

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war Wien noch eine kleine Stadt, die 400000 Einwohner zählte und ein Jahresbudget von 3 Millionen Gulden hatte. Der Wirkungskreis des Gemeinderates entbehrte einer genauen Umgrenzung, was unerquickliche Reibereien zwischen dem Magistrat und der Stadtvertretung mit sich brachte. Diesem unhaltbaren Zustand wurde nach der Revolution durch die Gemeindeordnung vom 6. März 1850 abgeholfen, die auf dem Grundsatze: Die freie Gemeinde ist die Grundfeste des freien Staates! basierte. Eine neue Ära für das städtische Selbstverwaltungsrecht schien bevorzustehen, aber bald vernichtete der Absolutismus der Gegenrevolution die Hoffnungskeime. Erst mit dem Siege der konstitutionellen Ideen brach die Stunde der Freiheit für die Gemeindeautonomie Wiens an, und im März des Jahres 1860 gingen auf Grund des wieder-

Digitized by Google

hergestellten Gemeindestatuts von 1850 die Neuwahlen für die Stadtvertretung vor sich.

Neue Männer, Männer von 1848! war die Losung. Aber die Bannerträger des Sturmjahres hatten sich zu zahmen Bürgern abgeklärt und zogen als gemäßigte Liberale in das Rathaus ein. In einer ungünstigen Periode, denn die Bedeutung Wiens war in ständiger Abnahme begriffen. Durch den Verlust der italienischen Provinzen wurde das wirtschaftliche Betätigungsfeld eingeengt, während der österreichisch-ungarische Ausgleich die Stellung Wiens als Reichsmittelpunkt erschütterte. Dennoch bemühten sich die liberalen Gemeindegewaltigen, der Ungunst der Zeit zu trotzen, und den Aufschwung, die Entwickelung zur Weltstadt mit allen Mitteln zu fördern. Die Kommunalverwaltung wurde durch die Investitionen verteuert, der Steuerdruck wuchs, indes der gewerbliche Mittelstand immer schwerer unter der Konkurrenz der Großindustrie leiden mußte. Der kleine Mann, dieses Aschenbrödel in den Tagen des Liberalismus, begann, unmutig zu werden und zu seinem Anwalt schwang sich der demokratische Gemeinderat des III. Bezirkes, Dr. Ignatz Mandl, auf, dem ein junger Mann zur Seite trat: Dr. Karl Lueger. Als Kind eines Dieners an der Technischen Hochschule hatte dieser am 24. Oktober 1844 das Licht der Welt in der schönen Kaiserstadt erblickt. Im Jahre 1866 verließ er die Universität, um sich 1874 als selbständiger Advokat niederzulassen. Ein Jahr später wurde er vom 2. Wahlkörper des III. Bezirkes in die Gemeindestube entsendet und bei den Neuwahlen von 1876 abermals gewählt. Kurz nachher legte Dr. Lueger sein Mandat nieder, wurde jedoch im Jahre 1878 neuerdings mit der Gemeinderatswürde betraut, die er seitdem inne hat. Ursprünglich stand der homo novus im Lager der Liberalen und nahm auf der rechten Seite des Stadtverordnetenkollegiums Platz. Bald mußte der junge Politiker einsehen, daß die Aussichten für sein Fortkommen recht schlimm seien, denn es gehörte zu den unverzeihlichen Schwächen der Altliberalen, unliebsame Talente zu unterdrücken, niederzuhalten. Eine Statistenrolle zu spielen war Dr. Lueger niemals der Mann, und so sah er sich nach einem anderen Wirkungskreis um. Der Übergang zur Demokratie fand sich leicht: Arm in Arm mit Dr. Mandl wollte er nun das Jahrhundert und die Gemeinderatsmehrheit in die Schranken fordern.

Damals schwirrte ein Schlagwort durch die Luft: Kampf gegen die Korruption! Der Krach von 1873 und die Bahn-

Digitized by Google

gründungsschwindeleien des Ritters von Ofenheim ließen in ein Meer von Schmutz, Bestechung und Unmoral blicken. Das Mißtrauen der mühsam erwerbenden Kreise nahm überhand und die Korruptionsriecherei lebte sich ein. Die finanziellen Geschäfte der Gemeinde wurden bemängelt, die Abmachungen mit privaten Unternehmungen angefochten und die Reibereien der Kommune mit der Pferdebahn und der Gasgesellschaft lieferten der Opposition spitze Waffen. Aus den Angriffen im Gemeinderat und in den Versammlungen entspannen sich für den Vorkämpfer der Linken, Dr. Mandl, zahlreiche Prozesse, die das Interesse der Bevölkerung ungemein fesselten und ihn populär machten. Dr. Mandl und sein Famulus Dr. Lueger — das rote Dioskurenpaar — wurden die Helden des Tages.

Unterdessen bereitete sich in Wien eine neue Bewegung vor: Der Antisemitismus durchsetzte den Mittelstand. Langsam wälzte er anfänglich seine Fluten vorwärts. Am 11. Oktober 1880 fand im „Dreher-Saal" im III. Bezirke eine Versammlung von Gewerbetreibenden statt, die ein 22gliedriges Komitee unter des Uhrmachers Josef Buschenhagen Leitung einberufen hatte. Auf der Tagesordnung stand ein Referat: „Die Gewerbetreibenden gegen den Hausierhandel". In der Versammlung waren sowohl die Liberalen, unter Dr. Grübls Führung, als auch die Demokraten, mit Dr. Mandl an der Spitze erschienen; aber man suchte hauptsächlich die wirtschaftliche Seite der Frage hervorzukehren. Dessenungeachtet wurde an diesem Abend zum erstenmal in einer öffentlichen Versammlung während der Herrschaft des Liberalismus in Wien eine antisemitische Note angeschlagen, die jedoch nur schwach erklang. Schließlich einigten sich die Gewerbetreibenden dahin, eine Abordnung zum Bürgermeister Dr. von Newald zu entsenden, welche diesem die Wünsche des Kleingewerbes vorzutragen hatte. Eine zweite große Versammlung nahm des Bürgermeisters Antwort entgegen und setzte ein Komitee ein, dem die Aufgabe zufiel, über die Lage und die Bedürfnisse des Handwerkerstandes zu beratschlagen. Der nächste Schritt war die Gründung eines „Vereins zum Schutze des Gewerbestandes", der sich im Jahre 1881 konstituierte. Ihm traten Mitglieder aller politischen Richtungen bei, doch wurden die Gegensätze unter der Mitgliederschaft zusehends stärker. Insbesondere der Schriftführer Josef Buschenhagen stellte seinen Judenhaß immer mehr in den Vordergrund, bis die ganze Organisation in Trümmer ging. Am 14. November 1881 hielten die Gewerbetreibenden in Wien einen Ge-

Digitized by Google

werbetag ab, nachdem ähnliche Veranstaltungen schon vorher in Krems und Graz vor sich gegangen waren. Bei dieser Gelegenheit gelangte eine Resolution zur Annahme, die in 12 Punkten die Forderungen des Mittelstandes aufzählte. Diese waren ein krauses Gemisch von zünftlerischen Bestrebungen, von politischen und sozialpolitischen Anliegen, dessen wichtigster Teil zweifellos das Verlangen nach gewerbegesetzlichen Reformen bildete — selbstredend im reaktionären Sinne. Befähigungsnachweis, Verallgemeinerung des Innungswesens: das waren die Rettungsmittel von denen das Kleingewerbe eine Renaissance seines Standes erhoffte. Im Jahre 1882 konstituierte sich der „Reformverein" zur Betreibung der gewerblichen Interessen, der schon offen antisemitischen Grundsätzen huldigte. Dem Verein stand Dr. Robert Pattai vor, der noch jetzt in der christlichsozialen Partei einen Führerposten bekleidet. Durch nationale Reibereien zum Rücktritt veranlaßt, — im „Reformverein" gab es eine beträchtliche Anzahl von Tschechen, — löste ihn der Mechaniker Ernst Schneider ab, der bis heute dem extremsten, judenwütigsten Flügel der Antisemiten angehört und im Parlamente zu den besten Talmudkennern und Ritualmordspezialisten zählt. Die antisemitische Strömung unterstützte ein kleines Wochenblatt, das sich — wohl nicht mit einem Anflug von Ironie? — „Österreichischer Volksfreund" nannte; der Staatsanwalt hatte mit ihm viel zu schaffen.

Weit bedeutender, als der „Reformverein", ist der 1887 gegründete „Christlichsoziale Verein" für die antisemitische Agitation geworden. Ersterer lockerte nur den Boden, und erst dem letzteren blieb es vorbehalten, die Saat auszustreuen, die dann so üppig in die Halme schoß. Dr. Ludwig Psenner, der bereits früher die Redaktion des „Österreichischen Volksfreund" übernommen hatte, war nicht bloß der Gründer der Kampfgemeinschaft, er stellte auch den Kopf derselben dar. Die neue Firma „christlichsozial" darf nicht irreführen; sie ist ein Wort ohne Inhalt für Österreich und bedeutet nichts weiter als die verheißungsvolle Umschreibung des Begriffes: antisemitisch. Sowohl Stöcker auf der einen, wie Freiherr von Vogelsang auf der anderen Seite blieb den Wiener Antisemiten wesensfremd.

In dem ersten Aufruf zum Beitritt in den „Christlichsozialen Verein" hieß es: Der geschäftliche Konkurrenzkampf habe unmoralische Formen angenommen, die Korruption sei in alle Gebiete eingedrungen, ebenso wie die Verhetzung und Zersetzung

Digitized by Google

der Bevölkerung überhand nehme. Eine Gesundung der Verhältnisse könne lediglich die Anerkennung der christlichen Prinzipien im öffentlichen Leben herbeiführen. Sie durchzusetzen, mache die Aufgabe des Vereines aus. . . . Die Empörung wider das „mobile Kapital", wider „die semitische Vorherrschaft im Wirtschaftsleben" gewann an Umfang. Die deutschnationalen Rassenantisemiten, von Georg von Schönerer geführt, hatten ansehnliche Bundesgenossen gefunden: Das Wiener Kleinbürgertum, welches den Kampf gegen „Juda" aus wirtschaftlichen Beweggründen in Szene setzte.

Dr. Karl Lueger verfolgte die Geschehnisse mit offenen Augen. Bei den Reichsratswahlen im Juni 1885 hatten die Demokraten allerdings 3 Mandate erobert; er selbst wurde im V. Bezirk gegen den liberalen Vizebürgermeister Steudel gewählt, während es dem Schneidermeister Kreuzig im VII. und dem Dr. Kronawetter im VIII. Bezirk gelang, die Stimmenmehrheit auf sich zu vereinen; aber im III. Bezirk unterlag Dr. Ignatz Mandl und im VI. Bezirke war gar der Antisemit Dr. Robert Pattai durchgedrungen! Die zusammenhangslose, demokratische Gruppe konnte in Wien, über dessen Weichbild sie nicht hinaus zu dringen vermochte, auf keinen weiteren Machtzuwachs rechnen, ihr Anhang blieb auf eine bestimmte Schicht beschränkt, ohne aus neuen Kreisen Kräfte ziehen zu können. Der herrschende Liberalismus war dem Verdorren nahe; als Regierungsmacht hatte er ausgespielt und als Volkspartei kam er niemals in Betracht. Wer sollte in Wien und Niederösterreich sein Erbe antreten? Aus den Massen, über die der Altliberalismus achtlos hinwegschritt, mußte die „werdende" Macht aufsteigen. Für eine der zwei Volksströmungen: Antisemitismus oder Sozialismus galt es, sich zu entscheiden, denn Dr. Lueger erzitterte vor der Perspektive, einmal der Mann der Vergangenheit zu sein. Da die Arbeiterschaft zu dem strebersischen Demokraten kein Vertrauen hatte und die Annäherungsversuche ohne Gegenliebe abwies, war die Qual der Wahl geschwunden. Es blieb nur ein Weg offen, auf dem des tatenlustigen Volksmannes Vorwärtsdrang sich ausleben konnte: Dr. Karl Lueger wurde Antisemit.

Im Mai 1887 unterstützte er zur großen Überraschung des Reichsrates einen Antrag der vier Schönerianer auf Erlassung eines Einwanderungsverbotes für Juden. Dieses Verhalten begründete der Apostat später damit, daß er „als österreichischer Demokrat" gegen die Zulassung „fragwürdiger Elemente" eintreten mußte.

Digitized by Google

Die Erbitterung über diesen Gesinnungsumschwung war in liberalen und demokratischen Kreisen unbeschreiblich und ein förmliches Kesseltreiben wurde wider die „demokratische Karikatur des V. Bezirkes" — dies der Titel eines Pamphlets — gerichtet. Das hinderte indes Dr. Karl Lueger nicht im geringsten, den neugewählten Weg fortzusetzen. Bei der V. Plenarversammlung des „Christlichsozialen Vereins" fand er sich bereits als Gast ein und nahm nach dem referierenden ungarischen Abgeordneten und Antisemiten Komlossy das Wort zu einer verblümten Einführungsrede. Er hob das Kompromiß hervor, das bei den vor kurzem stattgehabten Gemeinderatswahlen zwischen den zwei Oppositionsgruppen — den Antisemiten und Demokraten — abgeschlossen worden war, und sagte:

> „Ich für meine Person halte noch heute an dem damals vereinbarten Bündnis fest. Ich abstrahiere gerne von kleinen Differenzen, welche zwischen der einen und der anderen Partei in der Methode des Kampfes obwalten mögen; ich sehe weniger auf Worte und mehr auf die Sache. Ob Demokrat, ob Antisemit, das läuft schließlich auf ein und dasselbe hinaus. Die Demokraten stoßen auf Schritt und Tritt auf Juden und die Antisemiten bekämpfen ja nicht bloß den schlechten Juden, sondern ebenso den schlechten Christen."

So ward aus dem Saulus ein Paulus. Es fragt sich nur, warum Dr. Lueger sich nicht der Schönerer-Gruppe anschloß, da er doch immer seine deutsche Gesinnung betonte. Die Deutschnationalen erfreuten sich in Schönerer bereits eines Oberhauptes, das eifersüchtig seine Führerschaft wahrte. Die Wiener Antisemiten waren hingegen ein aus allen Gegenden des Parteilebens zusammengewirbeltes Häuflein und harrten noch des Herrn und Gebieters. Ihr Mann konnte der abtrünnige Demokrat werden, dem die Gaben, welche zur Führung einer Partei, zur agitatorischen Werbearbeit, zur Bezauberung der Massen notwendig sind, in überreichem Maße zur Verfügung standen. Bald hatte er die unbestrittene Führerschaft in Händen. Interessant ist jedenfalls, daß Dr. Lueger erst 1889 mit seinem Gönner und Förderer Dr. Ignatz Mandl — dem „ungarischen Juden", wie dieser damals genannt wurde — politisch brach; freundschaftlich soll er ihm noch heute ergeben sein.

* * *

Digitized by Google

Die christlichsoziale Strömung in Österreich entsprang nicht dem Hirne kritischer Denker; sie quoll aus den dumpfen Arbeitsstätten des kleinen Mannes hervor und wurde von Dr. Lueger und seinem Anhang in ein politisches Bett geleitet. Ohne Programm, ohne feste Willensrichtung lebten die Antisemiten Wiens von der Hand in den Mund, ihr geistiges Kapital aus den Schlagwörtern des Tages ziehend. Was in der jungen Partei an Denkarbeit geleistet ward, bestritten fast ausschließlich Kleriker, die der Bewegung den Schein der wissenschaftlichen Berechtigung verleihen wollten. Überhaupt stellte die katholische Priesterschaft von allem Anbeginn ein starkes Kontingent der Führergarde, es sei bloß aus der ersten Zeit der Pater Eichhorn und Latschka erwähnt. Eine der markantesten Taten des „Christlichsozialen Vereins" war die Veranstaltung einer Feier zu Ehren des 50jährigen Priesterjubiläums des Papstes am 8. Februar 1888. Der „Österreichische Volksfreund" nannte diese Veranstaltung ein denkwürdiges Ereignis, und er hat damit Recht behalten. In der Festversammlung hielt der Fürsterzbischof Ganglbauer eine Rede, in der es hieß:

> „Österreich, das auf dem Boden des Katholizismus mächtig und groß geworden, kann nur in treuem Festhalten an demselben, in innigem Anschluß an den heiligen Vater seine providentielle Aufgabe lösen, einer gesunden Zukunft entgegengehen."

Prinz Alois Liechtenstein, der zu dieser Zeit ausgesprochen klerikal war, gab seiner Freude über das Zusammenwirken aller christlichen Richtungen, die sich zur Feier vereint hatten, Ausdruck, und Dr. Karl Lueger griff sofort diesen Gedanken auf.

> „Man kann sagen — führte er aus — die Menschheit ist ans Kreuz geschlagen, sie blutet aus tausend Wunden, und wie einst die Schriftgelehrten und Pharisäer unseren am Kreuze schmachtenden Heiland verspotteten, rufend: „Bist du Gottes Sohn, dann hilf dir selbst!" so höhnen auch heute die falschen Propheten (die Liberalen) die von ihnen betrogenen und ausgesogenen Völker mit dem Rufe: Hilf dir selbst und steige herab vom Kreuze! In dieser Not wendet sich das Auge des Volkes zu dem Gotte seiner Väter und es beginnt jener mächtige Kampf der Geister, dessen Zeuge wir sind. Auf Seite der Gegner sind ungezählte Massen, die furchtbaren Waffen der Presse und des Reichtums! Auf Seite der Christen stehen vorläufig noch wenige und diese

Digitized by Google

geteilt in einige Häuflein. Wenn ich dennoch siegesgewiß in die Zukunft schaue, so ist es deswegen, weil der Gedanke der Einigkeit immer weitere Kreise durchdringt."

Kampf der „vereinigten Christen": das war zunächst die Parole, welche Dr. Lueger ausgab. Die antisemitische Flut hatte die Grenzen der Ordnung und des Rechtes überströmt, ihre Kraft bestand ja darin, daß sie die vergrämten, wirtschaftlich herabgekommenen, trotz mühevollen Schaffens darbenden Leute aus dem Volke ihre Wut laut hinausschreien ließ, daß sie dem Haß gegen den Liberalismus und die Juden in einer an Aufruhr grenzenden Raserei Luft machte. Von allen Seiten wurde die Regierungsgewalt angefleht, Schutzdämme aufzurichten, Ruhe zu schaffen. Dr. Lueger wußte, daß es um ihn und seine Partei geschehen sei, wenn er sich nicht mächtige Freunde suchte; deshalb prägte er das Wort: „Christen vereinigt euch!" Mit den Klerikalen verband ihn schon in diesem Zeitpunkte mancherlei Interesse und dem deutschsozialen Schönerer brachten ihn viele Berührungspunkte näher. Beide stürmten wider den Liberalismus; beide waren erbitterte Gegner der allmächtigen liberalen Wiener Zeitungen, von denen Dr. Lueger im Parlamente bei der Beratung über die Auslieferung Schönerers wegen dessen Affäre mit dem „Neuen Wiener Tageblatt" sagte, daß sie „die schändlichsten Blätter nicht bloß in Österreich, nicht bloß in Europa, sondern auf der weiten Welt seien"; beide eiferten gegen das Zoll- und Handelsbündnis Österreichs mit Ungarn, hat doch Lueger später durch seine Hetzereien wider die „Judäomagyaren" beispiellose Effekte erzielt. Es kam also wirklich zu einem fallweisen Zusammengehen der drei christlichen Gruppen und sonderlich genug muten die Forderungen an, welche sie gemeinsam aufstellten. Da wurden angestrebt: Die Aufhebung der Freiteilbarkeit der Güter, eine Reform des Steuerwesens, die Beschränkung der Wechselfreiheit, verschärfte Wuchergesetze, eine reaktionäre Änderung des Aktienwesens, die Ausschließung, eventuell die Beschränkung des Rechtes der Juden, Grund und Boden zu erwerben, die Erweiterung des Befähigungsnachweises, die Ausschließung der Juden von den öffentlichen Ämtern, die Verwehrung der Einwanderung von Juden, ein Zoll- und Handelsbündnis mit Deutschland und die konfessionelle Schule.

Nicht lange währte es und die vereinigten Christen konnten sich mit dem Gegner messen. In der Donaustadt begann eine bedeutungsvolle Frage aktuell zu werden: Die Vereinigung

Digitized by Google

der Vororte mit Wien. Bereits anfangs der fünfziger Jahre hatte der Minister Graf Stadion ein ähnliches Projekt den Stadtvätern empfohlen, doch wurde dasselbe von diesen zurückgewiesen. Gegen das Ende der achtziger Jahre schien die Verschmelzung der Stadt mit den Vororten aus Rücksichten für die Entwickelung Wiens unaufschiebbar und ihre Einbeziehung in die Verzehrungssteuergrenze war der erste Schritt in dieser Richtung. Die Liberalen haben sich durch die Schaffung Groß-Wiens ein dauerndes Verdienst erworben, das heute einmütig anerkannt wird. Allein Dr. Lueger bekundete seinerzeit eine andere Meinung über diese Tat. Er überschüttete die Gemeinderatsmehrheit mit giftigen Pfeilen, die besonders gegen den Bürgermeister Dr. Joh. Nep. Prix und dessen Stellvertreter Dr. Grübl gerichtet waren. Die Antisemiten bekämpften die Stadterweiterung, weil sie sich auf Gemeinden mit ländlichem Charakter erstreckte und angeblich bloß unternommen wurde, um die brüchige Macht des Liberalismus zu stärken. Wie falsch diese Argumentation gewesen ist, kann man heute an den gegenteiligen Folgen ersehen. Aber Dr. Lueger hat wohl die teuflische Hetze nur deshalb eingeleitet, weil die Stimmung hierfür günstig schien. Der kleine Mann war leichtgläubig und wollte bloß ein Ziel für seine Angriffe haben. Von Versammlung zu Versammlung pilgerte der Antisemitenführer — der „Wanderprediger", wie ihn die Liberalen spöttisch nannten — überall den „Verrat" an den Stadtinteressen verkündend. Im Oktober 1890 fanden die Wahlen für den niederösterreichischen Landtag statt, Dr. Lueger agitierte unermüdlich und ihm sprangen klerikale Helfershelfer bei, so der Abgeordnete Dr. Ebenhoch und Prinz Alois Liechtenstein, der sich den Wiener Antisemiten dauernd anschloß. Acht Mandate stellten den Kampfesgewinn dar, die Christlichsozialen konnten im Landtage Fuß fassen. Ihr Führer triumphierte und er hatte guten Grund, da das Glück ihm treu blieb.

Trotz aller Gegenwehr wurde das Statut von Groß-Wien im Dezember 1890 zum Gesetz erhoben und die ersten Wahlen für den neuen Gemeinderat brachten den Liberalen eine imposante Mehrheit. Doch die Zahl der antisemitischen Vertreter in der Gemeindestube wuchs von Wahl zu Wahl, so daß die Majorität der Rathausherren bedenklich zusammenschmolz. Im Frühjahr 1895 nahte die Katastrophe. Der zweite Wahlkörper, in dem die Intelligenz, die Lehrerschaft, den Ton angab, schwenkte — von der allgemeinen Stimmung überwältigt — mit fliegenden Fahnen

Digitized by Google

in das Lager der Christlichsozialen ein und dies bedeutete für die Liberalen nicht allein einen harten Mandatsverlust, sondern die Vernichtung des letzten Restes von Prestige. Die Fortschrittlichen sahen sich angesichts der an Stärke fast ebenbürtigen antisemitischen Opposition außerstande, das Heft in den Händen zu behalten; der Bürgermeisterstuhl von Groß-Wien war für Dr. Karl Lueger frei geworden, wenngleich es noch eine Weile dauerte, bevor er sich auf ihm niederlassen konnte.

* * *

Am 14. Mai 1895 war der Wiener Gemeinderat zur Vizebürgermeisterwahl versammelt. 74 liberale Stadtväter standen 64 Antisemiten gegenüber. Bei dem ersten Wahlgang erhielt der fortschrittliche Dr. Richter 70 Stimmen, lehnte aber die Wahl ab. Hierauf wurde Dr. Karl Lueger zum Vizebürgermeister gewählt, der die ihm übertragene Würde annahm. „Ich weiß — sagte er, — daß die Majorität des Gemeinderates mich nicht gewählt hat, doch ich glaube, der Wille des Volkes verlangt es, daß ich die auf mich gefallene Wahl annehme.“ Hierauf legte der liberale Bürgermeister Dr. Grübl seine Stelle nieder und am 29. Mai hatte Dr. Lueger die Ersatzwahl für den aus dem Amte geschiedenen letzten fortschrittlichen Bürgermeister zu leiten. Er selbst wurde von den Antisemiten kandidiert. Nach zwei erfolglosen Wahlgängen entfielen endlich die erforderlichen 70 Stimmen auf ihn, allein er lehnte die so schwer zustande gebrachte Ehrung ab. Wahrscheinlich sah er voraus, was kommen müsse. Der Gemeinderat wurde von der Regierung aufgelöst und ein Regierungskommissar mit der provisorischen Leitung der Stadtverwaltung betraut. Im September fanden unter ungeheurer Aufregung der Bevölkerung die Neuwahlen für den Gemeinderat statt. Die Antisemiten — allen voran Dr. Lueger — entfalteten eine fieberhafte, in Wien früher nie erlebte Agitation, und auch die Liberalen, die, zu ihrem Unglücke, allzulange eine unerklärliche Abneigung vor der innigen Berührung mit den Volksmassen gezeigt hatten, griffen mit Energie in die Bewegung ein. Vergebens! Der Antisemitismus siegte auf der ganzen Linie, 92 Mandate brachte er von der Wahlstatt heim; den Liberalen verblieben nicht mehr als 46 Sitze. Kurze Zeit darnach wurde das Oberhaupt der christlichsozialen Partei mit 93 Stimmen zum Bürgermeister erwählt, aber von der Krone nicht bestätigt. Die Greuelszenen seines Triumphzuges waren noch zu sehr in aller

Digitized by Google

Erinnerung, sein Einfluß auf die fanatisierten, rebellisch gewordenen kleinen Leute ließ nichts Gutes erwarten, und der Schrecken, den der Name Lueger auf die von der antisemitischen Menge bekämpften Volksgruppen ausübte, war so gewaltig, daß der Monarch und dessen verantwortliche Regierung nicht die Stadt an das Oberhaupt der christlichsozialen Partei auszuliefern wagten.

Eine neuerliche Bürgermeisterwahl ergab das gleiche Resultat und der Gemeinderat wurde abermals aufgelöst. Der Regierungskommissar kehrte als Stadtregent in das Rathaus zurück und beraumte die Neuwahlen der Stadtvertretung für das Frühjahr 1896 an. Sie brachten den Christlichsozialen einen Zuwachs von 4 Mandaten. Nun trat eine Wendung ein. Kaiser Franz Josef ließ Dr. Lueger zu einer Audienz berufen und legte ihm nahe, aus Patriotismus auf die Bürgermeisterstelle zugunsten eines weniger prononzierten Parteigenossen zu verzichten. So wurde der Gemeinderat Josef Strobach als Platzhalter für seinen Parteichef mit dem höchsten Ehrenamt, welches die Bürgerschaft zu vergeben hat, betraut. Dr. Lueger begnügte sich mit der Stelle eines Vizebürgermeisters und der tatsächlichen Leitung der Geschäfte; dabei hielt er den Blick fest auf sein letztes Ziel gerichtet.

Im Jahre 1897 fand die Zeit des Harrens für den Antisemitenführer ihr Ende; die große goldene Kette, das Symbol der Bürgermeisterwürde, wurde ihm um den Hals gelegt. Zwei wichtige Veränderungen hatten die Beendigung der Wiener Bürgermeisterfrage beschleunigt: die eine war in der Stellung der Regierung vor sich gegangen, die andere hatte sich in der Wesensart der Christlichsozialen allgemach vollzogen. Graf Badeni, dessen Ernennung zum Ministerpräsidenten zeitlich so ziemlich mit der ersten Wahl Dr. Luegers zum Bürgermeister zusammenfällt, empfahl ursprünglich der Krone die Nichtsanktion, weil er sich die Unterstützung der liberalen Partei im Parlamente nicht verscherzen wollte. Doch im Laufe seiner wenig ruhmreichen Regierungsperiode hatte er sich immer mehr der slavisch-klerikalen Seite zugewendet und hier konnte ihm die Gunst des christlichsozialen Führers gute Dienste leisten. Dr. Karl Lueger und Graf Badeni, die vorher nur Haß und Verachtung füreinander hatten, fanden sich. Der eine tilgte die Vergangenheit durch die Anerkennung des Bürgermeisters aus der Erinnerung, der andere bot seine Freundschaft und — in den Armen lagen sich beide ...

Kaum weniger tiefgreifend, obgleich von außen minder wahr-

Digitized by Google

nehmbar, war die Umwälzung in der Denk- und Handlungsweise der Christlichsozialen. Von Jahr zu Jahr hatte in dieser Partei der Einfluß der Kleriker und Klerikalen zugenommen, was nicht zuletzt des Prinzen Liechtenstein Werk bildete, von dem Dr. Lueger ja jüngst zutreffend erzählte, daß er der Bewegung „seinen Verstand geliehen habe". Die Antisemiten, denen mittlerweile der Aufstieg von der Opposition zur Herrschaft in der Stadt- und Landesverwaltung gelang — 1896 wurde die liberale Majorität im niederösterreichischen Landtag erdrückt — begannen sich zu mäßigen. Der Bürgermeister von Wien bremste und sein Anhang fügte sich mit wenigen Ausnahmen. Der „revolutionäre" Zug, den das klerikale „Vaterland" noch im Jahre 1895 in einer Besprechung der Rathausvorgänge rügen zu müssen glaubte, verblaßte. Die Grundforderung des Umsturzes im Wirtschaftsleben verstummte, man gab sich mit der geglückten politischen Revolution zufrieden. Wie die Kirche vor Jahrhunderten mit den bestehenden Verhältnissen ihren Frieden gemacht hat, so fanden sich die Antisemiten mit ihrer Zeit ab. Die ökonomische Allgewalt des Großkapitals wurde geduldig ertragen, und es genügte den zur Macht Gekommenen, ab und zu Nadelstiche zu versetzen. Der kleine Mann, der Gewerbetreibende, hatte seinen Günstling durchgesetzt: für den Magen war nichts erreicht, aber das Selbstgefühl der Menge konnte sich schmeicheln. Die Masse, welche noch vor kurzem wild über die Stränge schlug, wurde nun fromm und loyal. Die Priester unterstützten den christlichsozialen Heerbann von der Kanzel aus, die Antisemiten revanchierten sich und füllten die Kirchen, veranstalteten prunkende katholische Feste, begünstigten die religiösen Vereine, zierten die Katholikentage durch ihre Anwesenheit; mit einem Wort: die Christlichsozialen waren klerikal — antisemitische Klerikale — geworden. Von den einen wurde der Judenhaß stärker, als von den anderen betont, darin lag der ganze Unterschied.

Erst durch diese Wandlung schwang sich Dr. Karl Lueger, der Stolz des Kleinbürgers, der Anfang der neunziger Jahre im Parlamente noch manch offenes Wort über die Lippen brachte, zum Günstling der höchsten und allerhöchsten Gesellschaftszirkel Österreichs auf. Die „demokratische Verirrung" seiner Jugend wurde ihm verziehen; er schien nun auch der Krone hoffähig, bürgermeisterfähig.

* * *

Digitized by Google

Kaum waren die Christlichsozialen ans Ruder gekommen, gingen sie schon daran, ihre Herrschaft dauernd zu sichern. Dies geschah durch zwei Maßnahmen. Im Jahre 1899 wurde das Wiener Gemeinderatswahlrecht einer Reform unterzogen, deren offenkundiger Zweck in der Festigung des antisemitischen Regimes lag. Doch noch viel verdammenswerter, als dieses Beginnen, ist die klerikale Verseuchung der Schule, der Dr. Lueger einen konfessionellen Charakter gab. Die heranwachsenden Generationen mußten rechtzeitig gekrümmt werden, um für die Lebens- und Weltauffassung der antisemitischen Klerikalen empfängliche Elemente zu liefern. Den Lehrern wurde die traurige Mission zugedacht, die letzten Überreste der josefinischen Denkart, welche sich noch in Wien erhalten hatten, auszumerzen; deshalb eröffnete der Bürgermeister eine Razzia auf die deutschnationalen und sozialdemokratischen Erzieher, die man angeblich wegen ihrer antiösterreichischen, antidynastischen Gesinnung verfolgt.

Trotzdem muß zugegeben werden, daß es andererseits den Rathausherren von heute gelang, Wiens Interessen ungeachtet aller Anfeindungen in mancher Hinsicht zu fördern, wobei besonders die energische Verstadtlichung privater Unternehmungen lobend zu erwähnen ist. Hierin offenbart sich am deutlichsten Dr. Luegers unleugbare Genialität. Da ihn zum übergroßen Teile geistige Nullen umgeben, liegt die Arbeitslast fast ausschließlich auf seinen Schultern. Aber um welchen Preis ist die Entwickelung erkauft? Die Verwaltungsprinzipe der Liberalen — denen die Antisemiten mit Feuer und Schwert entgegengetreten waren — werden von demselben Mann praktiziert, der ihnen den Garaus machen wollte. Der Bürgermeister von Wien siegt mit den Mitteln, die er einst als unsittliche verdammte: Von dem Riesenanlehen bis zu den Kompagniegeschäften der Kommune mit Banken läuft eine Kette von Handlungen der Gemeindemajorität, die dem Dr. Lueger der Vergangenheit Anregung zu den fulminantesten Anklagen gegeben hätten und die den Dr. Lueger von heute mit Genugtuung erfüllen.

Das ganze Leben des christlichsozialen Führers ist eben eine Serie der gewagtesten Sprünge und sein Tun steht völlig unter der Gewalt des Augenblicks. „Was mir der Tag zutrug“: so könnte der Wiener Bürgermeister die Geschichte seines Entwickelungsganges nennen. Am krassesten zeigt sich dessen Unbeständigkeit in seiner theoretischen und praktischen Stellungnahme zum Stimmrechtsproblem. Im Dezember 1880 brillierte Dr. Lueger

Digitized by Google

im Gemeinderate mit einem Dringlichkeitsantrage, der das Wahlrecht für alle steuerzahlenden, in Wien ansässigen, österreichischen Staatsbürger reklamierte, also ein sehr erweitertes Zensuswahlrecht anstrebte. Zehn Jahre später ereiferte sich der unterdessen Antisemit gewordene Demagoge für die Aufhebung des damals in Wien bestehenden Wahlkörpersystemes, das die Gemeindewähler hauptsächlich nach ihren Steuerleistungen in drei Gruppen teilte, und schloß eine stürmische Rede im Landtage mit der Drohung an die Adresse der Liberalen, er werde für alle Zeiten festnageln, daß sie Gegner der Beseitigung des volksfeindlichen Wahlkörpersystems seien. In einer Versammlung, die 1893 abgehalten wurde, sagte das Oberhaupt der Christlichsozialen: „Ich müßte meine ganze Vergangenheit verleugnen, wenn ich nicht für das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht wäre. Selbst wenn Lueger sein Mandat verlieren würde, wird er doch Lueger bleiben und für das allgemeine Wahlrecht eintreten." Einige Zeit nachher ließ der mit der Leitung der autonomen Gemeindeverwaltung betraute Volksmann für seine Vaterstadt eine neue Wahlordnung ausarbeiten, die zwar das allgemeine Stimmrecht enthielt, aber eine fünfjährige Seßhaftigkeit zur Vorbedingung der Erlangung des Wahlrechtes machte. Dieser Entwurf wurde jedoch von dem antisemitischen Landtag umgeworfen und eine Wahlordnung zum Landesgesetz erhoben, in der das Wahlkörpersystem beibehalten und nur nach den Bedürfnissen der Rathauspartei abgeändert ward. Für die breiten Massen, denen Lueger in einem „für ihn feierlichen Augenblick" den Eintritt in den Gemeinderat versprochen hatte, kreierte der Landtag eine IV. Kurie mit insgesamt zwanzig Mandaten. Weit ärger wurde vor kurzem die Wahlordnung für die niederösterreichischen Landgemeinden gestaltet, der jeder volkstümliche Einschlag fehlt. Auch an dem von den Liberalen überkommenen Privilegienwahlrecht für das niederösterreichische Landesparlament wurde nicht gerührt, denn heute denkt Dr. Lueger anders über die Dinge, als einstmals.

Ebenso kennzeichnend für die Pendelbewegungen der luegerischen Auffassung war das vor zwei Jahren mit Aplomb in die Öffentlichkeit gerückte Projekt, Wien mit einem riesigen Landkomplex am linken Donauufer, wo einmal der Oberkanal einmünden wird, zu vereinen. Der geplante XXI. Bezirk hätte nahezu einen rein agrarischen Anstrich gehabt, eine Eigentümlichkeit, die dem Oppositionsmann Dr. Lueger vor fünfzehn Jahren an den damaligen Stadterweiterungsplänen so sehr mißfiel. Oder

Digitized by Google

ein anderes Beispiel: Im vorigen Jahre rief der Bürgermeister von Wien im Reichsrate den Sozialdemokraten — die der gefährlichste Gegner seiner Partei geworden sind — mit Nachdruck zu:

„Sie sind der innere Feind (des Staates) und sie müssen bekämpft werden. Die Armee ist dazu da, das Leben und das Eigentum der Staatsbürger zu schützen gegen gewisse turbulente Elemente. Wenn mir das Militär zur Verfügung steht, werde ich auch kommandieren!"

Nicht ganz ein Jahrzehnt vorher hatte Dr. Lueger erzürnt das Heer ein „Rotschildmilitär" genannt, denn der Korpskommandant von Wien, Baron Schönfeld, erklärte zu dieser Zeit mit deutlicher Spitze gegen die antisemitische Bewegung, die sich gerade in rohen Ausschreitungen gefiel, die Armee sei zur Verteidigung des „Rechtes, Gesetzes und der Heiligkeit des Eigentumes" da.

Kurz nachher — am 1. Juni 1894 — hielt Dr. Karl Lueger eine vielbeachtete Rede im Abgeordnetenhause, die an den blutigen Kohlenarbeiterstreik in Falkenau und Mährisch-Ostrau anknüpfte. Ich gebe hier eine besonders kennzeichnende Stelle wieder, um die Gedankengänge des Antisemitenführers aus jener Zeit in Erinnerung zu rufen und um die wirkungsvolle Art seiner Rhetorik, von der die Massen hingerissen wurden, zu veranschaulichen.

„ . . . Sehen Sie, — sagte Dr. Lueger — der hochgeehrte Herr Abgeordnete Siegmund hat mich durch seine Religiosität, die er heute entwickelt hat, ins höchste Erstaunen versetzt. Der hochgeehrte Herr Abgeordnete hat sogar Bibelstellen zitiert. Als ich einmal in diesem hohen Hause Bibelstellen zitiert habe, hatten Sie, meine Herren Liberalen, die Güte, mich auszulachen, und in den nächsten Blättern bin ich als ein gewöhnlicher Reaktionär und noch als viel Ärgeres bezeichnet worden. Sie folgen getreu meinem Pfade nach, Sie studieren jetzt schon die Bibel, aber Sie studieren sie nicht gut. Die Einwendung, die Sie machen, ist nicht die richtige. So zum Beispiel hat der Herr Abgeordnete Siegmund hingewiesen auf das Wort: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. Das ist richtig; aber es steht nicht in der Bibel: Gebet dem Rothschild, was des Rothschild ist. Der Herr Abgeordnete hat anerkannt, daß, wenn unser Herrgott wieder auf der Erde wandeln möchte, er gewiß auf Seite der Arbeiter stehen würde. Dann aber hat

Digitized by Google

er beigefügt: Doch er würde auch sagen, hütet Euch vor den Wölfen im Schafspelze. Der geehrte Herr Kollega scheint nicht zu wissen, was ein Wolf ist. Ein Wolf ist ein reißendes Tier, welches andere, harmlose Tiere auffrißt; und wenn er nach solchen Wölfen im Schafspelze suchen will, wäre es vielleicht zweckmäßiger, bei den Kohlenbaronen Umschau zu halten, ob die nicht Wölfe im Schafspelze sind. Denn die haben wirklich schon, freilich nicht natürlich, aber figürlich Tausende und Tausende Arbeiter gefressen, denn sie haben ihre Arbeitskraft vollständig verbraucht, um sie dann, nachdem sie alt und schwach geworden sind, als nutzlose Dinge hinzuwerfen . . . . Der Schluß-effekt der Rede des Herrn Abgeordneten Siegmund war das Militär. Militär hätte (ins Streikgebiet) hingeschickt werden sollen . . . Spielen Sie, meine Herren, gefälligst nicht mit dem Militär. Es besteht aus dem Volke und ist nicht zu dem Zwecke da, einige Kohlenbarone gegen ausgehungerte Arbeiter zu verteidigen, sondern das Militär ist vielleicht eher dazu da, ausgehungerte Arbeiter gegen die Kohlenbarone zu schützen . . . ."

Zum Schlusse noch eine Episode, die veranschaulicht, in welchem Maße aus dem heulenden Wolf, der die Liberalen zerfleischte, ein frommes Lamm wurde, seitdem er nicht mehr erobern muß und bloß den Besitz zu wahren hat. In der Sturm- und Drangepoche des Antisemitismus tadelten die zur Minderheit herabgesunkenen Fortschrittlichen den Vizebürgermeister Dr. Lueger, weil derselbe die Stadt Wien bei der Hauptversammlung des „Deutschen Schulvereines" nicht vertreten hatte. „Gegner begrüßen sich nicht!" war die lakonische Antwort. Zu den Mitgliedern der interparlamentarischen Union sagte dagegen der Bürgermeister Dr. Lueger im Vorjahre:

„Wir begrüßen Sie nicht als politische Freunde, wir fragen gar nicht, welcher Anschauung Sie sind, meinetwegen können Sie liberal und was alles sein. Ich frage Sie nicht danach und begrüße Sie alle. . . ." Und an diesem Schlagwort hält er seither fest.

Tempora mutantur!

* * *

Heute dominiert Dr. Karl Lueger im Gemeinderate der Stadt Wien und die liberale und sozialdemokratische Minderheit ist bis zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt. Im niederösterreichischen

Digitized by Google

Landtag, der 78 Mitglieder hat, sind den Antisemiten 47 Stimmen sicher, in demselben Landesparlament, von dem der Führer der Christlichsozialen einmal — als er noch nicht drinnen saß — behauptete, er würde es am liebsten vom Boden vertilgen, wenn er dies könnte. Im Reichsrate folgen 25 Abgeordnete dem Wiener Antisemitenführer. Der Statthalter von Niederösterreich, der in der liberalen Ära zu Luegers heftigsten und von diesem befehdetsten Gegnern gehörte, ist in das antisemitische Fahrwasser geraten, ja selbst die Minister erweisen sich dem Wiener Rathausgewaltigen gefügig. Durch den Prinzen Liechtenstein hat dieser Fühlung mit dem Hochadel erhalten, durch seinen Übergang zum Klerikalismus ist er auch in den Hofkreisen zu Ansehen gekommen.

Dr. Karl Lueger brach die Omnipotenz einer Partei, die sich für unüberwindlich hielt. Man muß bei der Beurteilung der Sachlage in Betracht ziehen, daß der österreichische Altliberalismus, der schwere Vergehen auf sein Haupt geladen hatte, mit den Bedürfnissen der Zeit in Konflikt geraten war, so daß schließlich sein Fall herbeigesehnt wurde. Doch was der Führer der Christlichsozialen an seine Stelle setzte, ist in nichts besser und in allem schlechter. Dort politische Verfehlungen aus Kurzsichtigkeit, hier politische Reaktion aus Überzeugung; dort wenigstens kulturelle Freisinnigkeit, hier auch diese durch frömmelnde Muckerei ersetzt: das ist der Unterschied von einst und jetzt. Die Herrschaft der manchesterliberalen Großbourgeoisie in Wien und Niederösterreich vernichtet und den gedankenarmen, beschränkten, den Pfaffen willfährigen Kleinbürger zum ausschlaggebenden Faktor gemacht zu haben, ohne nach unten hin die proletarischen, vorwärtsblickenden Massen einzubeziehen: darin liegt Dr. Luegers Tat, seine Missetat!!

Schade um die vielen Fähigkeiten dieses Politikers! Schade, daß er gerade in einer Periode heranreifen mußte, in der der kleine Mann sich lärmend in Szene setzte, während die Arbeiterschaft, die Macht der Zukunft, noch rechtlos und darum politisch weniger bedeutungsvoll war. Unter anderen Verhältnissen, bei geringerer Versuchung zur Selbsterniedrigung, bei etwas stärkerer moralischer Festigkeit hätte er zu einer Zierde seines Vaterlandes, seiner Vaterstadt werden können. Heute ist der Bürgermeister der alten Kaiserstadt nur ein Symbol Österreichs, ein Zeichen des moralischen Verfalles, des Niederganges.

Digitized by Google

Der Regensburger Katholikentag.

Von Graf von Hoensbroech.

Seit fünfzig Jahren bilden die „Katholikentage" eine stehende Einrichtung unseres öffentlichen Lebens. Ursprünglich als religiöse Versammlungen geplant, sind auch sie, wie alles in der katholischen Religion, vom Ultramontanismus erfaßt und zum politischen Machtmittel ausgestaltet worden. Sie sind die Herbstmanöver des Zentrums; nicht gerade Kaiser-Manöver, aber um so mehr Papst-Manöver. Als solche verdienen sie größte Beachtung, und das besonders, weil die Partei — das Zentrum — und die internationale Macht — das Papsttum —, die dort manöverieren, herrschende Faktoren im Deutschen Reiche geworden sind.

Gerade der diesjährige Katholikentag ist hervorragend bedeutungsvoll, denn mehr als einer seiner Vorgänger war er eine Heerschau der päpstlichen Kerntruppe in deutschen Landen. Es waren die Führer der Truppen da: der päpstliche Nuntius, Bischöfe, Priester, Ordensleute, die Parlamentarier, und es waren da die Truppenmassen, das Volk im umfassenden Sinne des Wortes: Adel, Bauern, Arbeiter, Kaufleute, Industrielle, Schriftsteller, Journalisten, Studenten, Männer, Frauen Jünglinge, Jungfrauen. Und sie waren nicht da als Einzelpersonen, sondern als organisierte Verbände: Adelsvereine, Bauernvereine, Arbeitervereine, kaufmännische Vereine, Handwerkervereine, Schriftstellervereine, Journalistenvereine, Studentenvereine, Männer-, Frauen-, Jünglings- und Jungfrauenvereine (vgl. das im vorigen Hefte mitgeteilte Programm des Katholikentages). Und diese alle waren umfaßt von der großen Organisation des „katholischen Volksvereins", der nach dem in Regensburg erstatteten Jahresbericht seines Generaldirektors, Dr. Pieper, im Juni 1904 über 400 000 Mitglieder zählte, die sich auf folgende Provinzen und Bundesstaaten verteilten:

Rheinland 137,992, Hessen-Nassau 19,701, Westfalen 91,621, Hannover 20,328, Schleswig-Holstein 1030, Provinz Sachsen 3268, Brandenburg 4111, Pommern 27, Westpreußen 384, Ostpreußen 316, Posen 53, Schlesien 22,623, Hohenzollern 1087, Bayern rechts des Rheins 10 184, links des Rheins (Pfalz) 8291, Württemberg 27,933, Königreich Sachsen 4986, Baden 17,353,

Digitized by Google

Hessen-Darmstadt 4156, Sachsen-Weimar 470, Mecklenburg 269, Oldenburg 3997, Braunschweig 441, Anhalt 214, Lippe-Detmold 200, Hamburg-Bremen-Lübeck 2210, Elsaß-Lothringen 28,341.

Hier haben wir den Schwerpunkt, das Schwergewicht der Katholikentage: die vielgestaltete, weit verzweigte und doch streng einheitliche Gliederung, durch einen Geist einem Zwecke dienstbar gemacht. Dieser eine Geist ist der ultramontane; dieser eine Zweck ist die politische Macht.

Nichts Neues sage ich hiermit; aber es gibt alte Dinge, deren ständige Wiederholung eine Notwendigkeit ist.

Daß niemand und besonders nicht der Staat und die politischen Parteien auch nur daran denken, der katholischen Religion zu nahe treten zu wollen, ist eine offenkundige Wahrheit, die nur böswillige Unwahrhaftigkeit leugnen kann. Wo ist der politische Machtfaktor, der den Katholiken den Besuch des Gottesdienstes, den Empfang der Sakramente, den Religionsunterricht für ihre Kinder, das Gebet, die Lesung der heiligen Schrift, den Verkehr mit ihren Seelsorgern, von den Pfarrern angefangen bis zum Papst, erschweren oder verkümmern will? Wo ist der Machtfaktor, der den Katholiken wehren will, religiöse Feste zu feiern, religiöse Versammlungen abzuhalten? Ungehindert erheben sich katholische Gotteshäuser in großer Zahl in allen Teilen des Deutschen Reiches, ungehindert rufen ihre Glocken die Gläubigen zur Messe, zur Predigt, zu den verschiedenen Andachten; ungehindert erscheinen die Katholiken an den Beichtstühlen, an der Kommunionbank, am Taufstein; ungehindert nehmen die katholischen Kinder teil an der Christenlehre, d. h. an dem in der Kirche erteilten Religionsunterricht; ungehindert bestehen die Wallfahrtsorte fort: Alt-Ötting, Kevelaer, Telgte, Bornhofen usw.; ungehindert werden dort Umzüge veranstaltet, Weihegeschenke dargebracht, Opferstöcke aufgestellt, Krönungen von Marien- und Heiligenbildern durch päpstliche Legaten, Kardinäle und Bischöfe vorgenommen; ungehindert flutet die katholische Erbauungsliteratur in Gestalt von Gebetbüchern, Leben der Heiligen, religiösen Zeitschriften durch das Land; ungehindert werden Volksmissionen abgehalten, Exerzitien gegeben. Kurz, was kann ein Katholik mehr verlangen für die vollständig freie, uneingeschränkte Betätigung seines und seiner Glaubensgenossen religiösen Lebens? In der Tat, nichts! Und dennoch wird ein „mehr" verlangt, aber dies „mehr" liegt nicht auf religiösem, sondern auf politischem Gebiet.

Ultramontanismus ist ein weltlich-politisches System,

Digitized by Google

das, unter dem Deckmantel von Religion und unter Verquickung mit Religion, weltlich-politische Herrschafts- und Machtbestrebungen verfolgt; ein System, das dem Haupte der katholischen Religion, dem Papste, die Stellung eines weltlich-politischen Großkönigs über Fürsten und Völker zuspricht (vgl. mein Werk: Der Ultramontanismus, sein Wesen und seine Bekämpfung, 2. Aufl., Berlin 1898, H. Walther). Die Richtigkeit dieser meiner schon vor Jahren gegebenen Begriffsbestimmung des Ultramontanismus ist in Regensburg aufs neue bestätigt worden.

Unter religiösem Schein barg sich dort die Politik, unter Frömmigkeit die Herrschsucht, unter christlicher Duldung die Unduldsamkeit. Mochte Herr Schädler über die Schule, Herr Rören über das Papsttum, Herr Thaler über die Pflichten des Mannes, Herr Huppert über Belletristik, Herr Schnürer über katholische Wissenschaft, Herr Meyenberg über katholische Weltanschauung, Herr Pieper über Sozialpolitik, Herr Gröber über die Autoritätsfrage, Herr Bach über die Presse sprechen — aus allen Reden tönte scharf und klar hervor: ich will herrschen; herrschen in der Familie, herrschen in der Schule, herrschen in der Sozialpolitik, herrschen in der Literatur, herrschen in der Wissenschaft, herrschen im Staate. Während Christus die Innerlichkeit, die Weltabgewandtheit, die Überirdischheit der Religion lehrte und übte, war Regensburg voll von irdischem Getümmel, von politischem Treiben, voll von Kampfesstimmung und Herausforderung.

Schon in der der eigentlichen Tagung vorangehenden Arbeiterversammlung, in der 300 Arbeitervereine mit 7000 Abgesandten vertreten waren, wurde vom „Generalkommissar" der Katholikentage, dem preußischen Herrenhausmitgliede Grafen Droste-Vischering, die Kampflosung in die Massen geworfen: „Wir alle wissen, daß ein schlagfertiges Kriegsheer nur dann auf der Höhe seiner Aufgaben zu erhalten ist, wenn von Zeit zu Zeit Manöver und Besichtigungen stattfinden. Wir Katholiken wollen zwar keinen Kampf, aber der Kampf ist uns aufgedrängt. Es ist daher notwendig, daß auch wir Katholiken uns kampfbereit halten." Und als ob der verkündete Kampf der Religionsfreiheit gälte, ruft Graf Droste die objektiv eine wahrhaft empörend unwahre Verdächtigung enthaltende „Forderung" ins Land: „Wir fordern, daß das Glaubens-

Digitized by Google

bekenntnis frei sei in deutschen Landen."*) Damit ist allen folgenden, wesentlich politischen Reden der Tagung, allen Ausfällen gegen den Staat, allen Übergriffen in fremdes, staatliches, nicht religiöses Gebiet, der religiöse Mantel umgehängt; die Massen haben die Richtung erhalten: Auf zum Kampf, euer Glaubensbekenntnis ist bedroht! Der Ultramontanismus hat damit seinem Wesen, seiner klugen Taktik getreu, die Religion als Vorspann, als treibende Kraft für seine politischen Herrschaftsbestrebungen in Regensburg eingesetzt.

Hochpolitisch wird dann gleich „die erste geschlossene Versammlung" am Vormittage des 22. August. In feierlicher Form wird die römische Frage aufgerollt durch folgenden Beschluß:

„Die 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands kann es, wie alle Vorgängerinnen, nicht unterlassen, Einspruch zu erheben gegen die Lage des Heiligen Stuhles in Rom seit dem Jahre 1870. Die deutschen Katholiken, wie alle übrigen Katholiken der ganzen Welt, können nicht das Verlangen aufgeben, daß ihr höchstes Oberhaupt, der Papst, eine volle und wirkliche Unabhängigkeit und Freiheit genieße, welche die unerläßliche Vorbedingung für die Freiheit und Unabhängigkeit der katholischen Kirche ist. Sie können diese Freiheit und Unabhängigkeit erst dann als verbürgte anerkennen, wenn ein Zustand hergestellt sein wird, welchem auch der Papst selbst seine Zustimmung hat geben können."

Daß dieser Beschluß die Lüge enthält von der Unfreiheit des Papstes, daß er einen Angriff darstellt auf die territoriale Integrität eines souveränen Staates (Italien), daß er eine Einmischung bedeutet in äußer-politische Verhältnisse, wie sie stärker nicht gedacht werden kann, das ficht die Beschließenden nicht an. Und, um dem Gebahren den Stempel aufzudrücken: ein Parlamentarier, der Zentrumsführer Bachem, ist es, der den Beschluß begründet.**)

Auch muß es als besonders scharfe Herausforderung bezeichnet werden, daß gerade aus dieser Versammlung heraus, die durch die Forderung der Wiederherstellung des Kirchenstaates einen politischen Angriff auf Italien richtete, das Telegramm an den Deutschen Kaiser, den Bundesgenossen Italiens, abge-

*) Alle Anführungen aus den Reden sind teils der „Köln. Volksztg." teils der „Germania" entnommen.

**) Eine Stelle dieser Begründung ist hervorzuheben; sie ist in sich von unüberbietbarer Komik, zeigt aber, von welcher Anmaßung der Ultramontanismus erfüllt ist. Gnädig äußerte Herr Bachem: „über die Wege und Mittel, wie eine Besserung der Lage des Papstes herbeizuführen sei, wolle er sich nicht verbreiten, um nicht der göttlichen Vorsehung vorzugreifen!"

Digitized by Google

sandt wurde, und zwar, was auch zu beachten ist, an zweiter Stelle. Das erste Telegramm flog nach Rom zum Papst.

Am Abend des gleichen Tages verkündete der Präsident des Katholikentages, der Reichs- und Landtagsabgeordnete Porsch: die Freiheit der katholischen Kirche sei „eine politische Frage", und die entgegengesetzte Ansicht wies er als „naiv" ab. Und „unter stürmischem Beifall" der vielen Tausende, unter denen auch der Erzbischof von München sich befand, fuhr er fort: „Es handelt sich lediglich um das Recht der katholischen Staatsbürger auf Freiheit für Kirche und Glauben." Die vom Grafen Droste ausgesprochene verhetzende Unwahrheit, daß der katholische Glaube nicht frei sei, wiederholt also der Zentrumsführer und Vizepräsident des preußischen Abgeordnetenhauses, Dr. Porsch. Hätte der Erzbischof von München, als katholischer Seelsorger, hier nicht aufstehen und der Wahrheit die Ehre geben müssen, mit der Erklärung: die katholische Kirche und der katholische Glaube sind frei!? Aber er stand auf und segnete die soeben gehörte dreiste Unwahrheit!

Nach diesem bischöflichen Segen sprach der Bonner Theologieprofessor Esser über „die Erneuerung der Welt in Christus". Welch ein Thema nnd welche Gelegenheit, um die „Erneuerung" zu verkünden, die wirklich Christi und seiner Jünger Ziel und Ende war! Aber die „Erneuerung" des Bonner Theologen war nicht christlich, sondern päpstlich; sie fußte nicht auf dem Evangelium, sondern — auf der ersten Enzyklika Pius X. Und diese erste Enzyklika, erläutert durch die gleich darauf folgende erste Allokution, enthält nach Form und Inhalt die Lehren eines Gregor VII., Innozens III., Bonifaz VIII., Pius V. von der päpstlichen Oberhoheit über Völker und Staaten. Mit den genannten Päpsten bezieht dort Pius X. auf sich die Worte des Propheten Jeremias: „Siehe, ich setze dich heute über die Völker und Reiche, daß du ausreißest und niederreißest, aufbauest und pflanzest", Worte, die in ihrer Anwendung auf die politische Oberherrschaft Roms ein für allemal festgelegt sind durch die Päpste Bonifaz VIII. und Pius V. in ihren Bullen Unam sanctam (vom 2. Nov. 1302) und Regnans in excelsis (vom 25. Febr. 1570). Und um jede Ungewißheit über diese Deutung von vorneherein zu beseitigen, fügt Pius X. aus eigenem hinzu: „Jeder billig Denkende sieht, daß der oberste Pontifex von seinem Lehramte in Sachen des Glaubens und der Sitten unmöglich die politischen Dinge trennen kann. Für unser

Digitized by Google

Amt als Papst ist es notwendig, die Gesamtheit und die Einzelnen, nicht nur die Gehorchenden, sondern auch die Herrschenden, im privaten und öffentlichen Leben, in sozialer und politischer Hinsicht zur bürgerlichen Ordnung zu lenken."

Von diesem weltlich-politischen Standpunkte aus klingt es fast wie Hohn, wenn Herr Esser seine Rede pathetisch schließt: „Christus heute, Christus gestern, Christus auch in Ewigkeit." Jawohl, Christus der Religionsstifter, aber nicht sein „Stellvertreter", der politische Großkönig.

Auf die Einleitungsrede des Theologieprofessors folgte die Rede des Politikers, des Reichs- und Landtagsabgeordneten Roeren, über „Papsttum und Ultramontanismus". Der Zentrumsführer leugnet das Bestehen eines politischen Papsttums; alles am Papsttum ist religiös, alle seine Taten, alle seine Forderungen sind Religion; nur gehässige Verleumdung kann von einem politischen Papsttume sprechen.

Weil gerade diese Rede von der ultramontanen Presse als „aufklärendes Wort" gepriesen wird, weil sie gewissermaßen den Höhepunkt der Regensburger religiös-politischen Aktion darstellt, weil in ihr entweder ultramontane Unwissenheit oder ultramontane Unwahrhaftigkeit zu besonders klarem Ausdrucke kommen, so ist näher auf sie einzugehen, um zu zeigen, welch klaffender Gegensatz besteht zwischen religiösem und politischem Papsttum.

Der religiöse Papst — ich spreche vom katholischen Standpunkte aus — ist der religiöse Mittelpunkt des Teiles der Christenheit, der sich katholische Kirche nennt; er ist der „Stellvertreter Christi", also desjenigen, der einzig und allein um des Seelenheiles der Menschen willen gelebt und gewirkt hat; der gekommen war einzig und allein, um die Sünder zu suchen und mit Gott zu versöhnen, um das Reich Gottes, das im Innern ist, der Menschheit zu bringen; der nicht herrschen wollte, sondern dienen; der äußeren Glanz und Pracht mit Abscheu von sich wies; der nichts sein Eigen nannte; der vom Anfang bis zum Ende jede Einwirkung, jedes Einmischen in Weltlich-Politisches als seiner Lebensaufgabe, seinem Berufe, seinem Ziele entgegengesetzt erklärte; der nichts zu tun haben wollte mit der „Welt", d. h. mit der zu politischen und staatlichen Gemeinwesen organisierten Menschheit; der seine Anhänger nur auf eine Beziehung zum Staate hinwies: auf die Untertänigkeit, auf

Digitized by Google

den Gehorsam gegen ihn; der klar und scharf schied zwischen Religion und Politik: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist; der noch am Abend seines Lebens sich selbst und sein Werk als außerhalb der Politik stehend, als ausschließlich religiös, als überirdisch programmatisch bezeichnete: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

Der religiöse Papst ist derjenige — ich wiederhole, daß ich vom katholischen Standpunkte aus spreche —, der das Wort des Römerbriefes sich zu eigen gemacht hat: „Jegliche Seele — also doch auch die der Päpste — sei den übergestellten Gewalten untergeben" (Röm. 13, 1); der die Worte des „ersten Papstes", (katholische Auffassung) des Apostels Petrus, auch als die seinigen anerkennt: Die Christenheit ist „ein geistliches Haus", sie ist „untergeben jeder menschlichen Obrigkeit, sei es einem Könige oder Statthalter". (1. Petr. 2, 5. 13. 14)

Hier ist ein klares Programm gegeben, dessen A und O lautet: Religion und nichts, als Religion; die Gründung eines überirdischen Gottesreiches in den Herzen der Menschen, unter ausdrücklicher Anerkennung der bestehenden politischen Gewalten und mit der scharf ausgesprochenen Verpflichtung, diesen politischen Gewalten untertan zu sein.

Mit diesem Programm haben jahrhundertelang die Päpste religiös „regiert"; sie dachten nicht daran, politisch tätig sein und noch weniger politisch herrschen zu wollen; sie gaben, in genauer Befolgung des Wortes Christi, Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Beispiele dieser religiösen Päpste will ich nicht häufen; nur eines sei, seiner großen Bedeutung wegen, angeführt. Der römische Kaiser Mauritius hatte ein Gesetz erlassen, das Staatsbeamten und Soldaten den Eintritt in den geistlichen Stand und die Übernahme kirchlicher Ämter verbot. Mit Recht hielt der damalige Papst solch ein Gesetz für ungerecht, für einen Eingriff in die Gewissensfreiheit des Menschen. Kraftvoll erhob er deshalb seine Stimme und freimütig hielt er dem Kaiser sein Unrecht vor. Dann aber folgen die Worte: „Was bin ich aber, der ich so zu meinem Herrn spreche, als Staub und ein Wurm! Daß ich dies Gesetz gegen Gott gerichtet erachte, habe ich meinem Herrn nicht verschweigen können. Da ich aber deiner Herrschaft untergeben bin (jussioni tuae subjectus), so habe ich veranlaßt, daß dies (gottlose) Gesetz in den verschiedenen Landstrichen verkündet werde. Nach beiden Seiten habe ich so meine

Digitized by Google

Pflicht getan, dem Kaiser habe ich Gehorsam geleistet und was ich Gott schuldig war, habe ich nicht verschwiegen" (Migne, Patrologia lat. 77, 663 ff.). Das ist die Sprache eines religiösen Papstes, und er nennt sich Gregor I. (590—604); ein Papst, dem die Geschichte den Beinamen des Großen gegeben hat, der tatsächlich als der größte in der Reihe der Päpste dasteht.*)

Und der politische Papst? Um ihn zu kennzeichnen, kann ich nichts Besseres tun, als der Tat und der Lehre dieses größten Papstes die Taten und Lehren einiger seiner Nachfolger gegenüberzustellen. Innocenz III. „annulliert" die englische Magna charta am 15. August 1215; Urban IV. erklärt jedes Statut einer Stadt für „nichtig", das der kirchlichen Inquisition hinderlich ist; (c. 9 in VIto de haeret 5, 2); Gregor XI. verdammt 1373 den Sachsenspiegel. Leo X. „annulliert" die „Pragmatische Sanktion" Karls VII. von Frankreich (1516). In der Bulle In Coena Domini werden alle Gesetze für nichtig erklärt, „die den Rechten des päpstlichen Stuhles direkt oder indirekt, ausdrücklich oder stillschweigend präjudizieren"; Innocenz X. kassiert in der Bulle Zelus Domini vom 26. November 1648 den Westfälischen Frieden; Pius IX. verwirft 1868 das österreichische Staatsgrundgesetz: „Wir verdammen kraft unserer apostolischen Autorität die erwähnten Gesetze und erklären, daß sie mit all ihren Folgen gänzlich nichtig sind und sein werden"; und in den gleichen Ausdrücken verdammt derselbe Papst am 5. Februar 1875 die preußischen Maigesetze.

Ferner: Christus und seine „Stellvertreter", die religiösen Päpste Petrus I. und Gregor I., verkünden und üben die Untertänigkeit unter die weltliche Obrigkeit gegenüber den Kaisern. Die politischen Päpste erklären sich für die Oberherren der Welt, sie setzen Könige und Kaiser ab und entbinden die Untertanen des Treueides: Gregor VII. setzt Kaiser Heinrich IV.

*) Diese Größe Gregor des Großen anerkennt ein Redner des Regensburger Katholikentages, Dr. Werthmann: Am 12. März d. J. wurde in Rom das 1300jährige Gedächtnis eines Mannes gefeiert, den man die verkörperte katholische Caritas auf dem Papstthron nennen kann. Der Riesengeist auf Petri Stuhl, Gregor der Große, der mit seinem Wirken die damals bekannte Welt umspannte, der die christliche Zivilisation aus den Stürmen der Völkerwanderung in das Mittelalter hinübergerettet, der dem entstehenden germanischen Reiche das Licht und den Segen der Kirche vermittelte, dieser Mann, Gregor I., war auch der große Papst der Caritas, welcher die Kirche zu dem Asyl der bedrängten Menschheit machte."

Digitized by Google

und König Boleslaus von Polen ab; Alexander III. erklärt Kaiser Friedrich Barbarossa der Krone für verlustig; Innocenz III. den König Johann von England und Otto IV. von Deutschland; Innocenz IV. den Kaiser Friedrich II., Klemens VI. Ludwig den Bayern, Paul II. den Böhmenkönig Georg, Klemens VII. und Paul III. den König Heinrich VIII. von England, Pius V. die Königin Elisabeth von England, Sixtus V. und Gregor XIV. den König Heinrich von Navarra, Pius IX. erklärt am 20. Juli 1871 das Fürstenabsetzungsrecht für ein „aus der Autorität des Papstes entspringendes Recht".

Die gesamte katholische Theologie lehrt seit vielen Jahrhunderten, seitdem das politische Papsttum die Oberhand gewonnen über das religiöse Papsttum: der Papst könne Fürsten absetzen, Staatsgesetze für nichtig erklären, er habe die Oberaufsicht über alle Regierungshandlungen der Fürsten, die Lösung von Treueiden stehe ihm zu. Diese Lehren finden sich nicht nur in allen theologischen Hand- und Lehrbüchern, sie sind nicht etwa mittelalterliche Lehren, sondern sie stehen deutlich und klar auch im modernen „Staatslexikon der Görresgesellschaft", dessen Mitarbeiter Herr Roeren selbst und viele andere Zentrumsführer sind. Autoritativ, durch das Papsttum verkündet, findet sich diese Lehre von der politischen Oberherrschaft des Papstes im Syllabus, dem jeder Katholik nach der Lehre des dem Zentrum nahestehenden „Staatslexikons" (V[1], 663 ff. und V[2], 648 ff.) äußeren und inneren Gehorsam schuldig ist.

Herr Rören sagt, „das Schlagwort vom politischen Papsttum sei nebelhaft, unfaßbar". Wo ist, frage ich, im Lichte der aufgeführten Geschichtstatsachen dieses „Nebelhafte", „Unfaßbare". Scharf umrissen steht das politische Papsttum in der Weltgeschichte vor uns, und während das religiöse Papsttum längst — schon seit mehr, als tausend Jahren — der Vergangenheit angehört, steht das politische Papsttum in der Gegenwart und schreitet in die Zukunft. Jahr und Tag des Anfanges des politischen Papsttums, wie Herr Rören es verlangt, können selbstverständlich nicht angegeben, der letzte religiöse und der erste politische Papst können selbstverständlich nicht genannt werden; denn alle großen geschichtlichen Entwickelungen vollziehen sich nicht von heute auf morgen, sondern ihr Werdegang ist ein vielverschlungener, sich in Vorwärts- und Rückwärtsbewegungen abspielen-

Digitized by Google

der. Aber eine Antwort kann dem Regensburger Katholikentage dennoch gegeben werden auf die Rörensche Frage: „wo hört der religiöse Papst auf und wo fängt der politische Papst an?“ Die Fragestellung war spöttisch, die Antwort ist ernst: Der religiöse Papst hört auf, wo er Christi Lehre von der Überweltlichkeit und Innerlichkeit der Religion, von ihrem Getrenntsein von der Politik verläßt; und der politische Papst fängt an, wo er eintritt in das politische Getriebe, wo er, antichristlich, politische Herrschaft und Oberherrschaft beansprucht. So lange das Wort in der Schrift steht: „Jegliche Seele sei den übergeordneten Gewalten unterworfen“ und so lange die Lehren und Taten der Päpste in der Geschichte stehen, die sich über diese „Gewalten“ gestellt haben und noch stellen, so lange ist die Rede vom politischen Papsttum kein „nebelhaftes Schlagwort“, sondern eine unselige Wahrheit. Das politische Papsttum ist eine Tatsache; die Tatsache, die seit einem Jahrtausend Ursache ist des verderblichen Streites zwischen politisierender, herrschsüchtiger Kirche und dem Staat, Ursache für die Ausartung des Christentums Christi in die Afterreligion des weltlich-politischen Ultramontanismus.

Ein gläubiger Anhänger der katholischen Religion, ein Mann, dessen religiöse Treue und fromme Anhänglichkeit an seine Kirche bis zu seinem Tode über jeden Zweifel erhaben war, der als Landgerichtspräsident zu Mannheim verstorbene Reinhold Baumstark, der langjährige Führer des Zentrums in der badischen Kammer, hat diesen Ultramontanismus „die Pestbeule am Leibe der katholischen Kirche“ genannt (Schicksale eines deutschen Katholiken, S. 361).

Und Herr Rören und mit ihm der Regensburger Katholikentag haben diese „Pestbeule“ mit der katholischen Religion identifiziert.

Neben die Rörensche Rede ist die Rede zu stellen, die Rörens Kollege, der Reichs- und Landtagsabgeodnete Gröber, in der „dritten öffentlichen Generalversammlung“ am Abend des 24. August über „die Autoritätsfrage“ hielt; ihr wohnte die Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern bei, „deren Kommen und Gehen, wie die „Germania“ berichtet, stürmische Kundgebungen hervorrief.“

Rören hatte den religiösen Deckmantel geworfen über das Papsttum im allgemeinen, über seine Gesamtgeschichte: ein

Digitized by Google

politisches Papsttum hat es nie gegeben. Seine Rede war recht eigentlich die Ausführung und Verteidigung des 23. Syllabus-Satzes: „Die römischen Päpste haben die Grenzen ihrer Gewalt nicht überschritten und Rechte von Fürsten nicht sich angemaßt." Gröbers Rede wendet sich einem besonders wichtigen Einzelpunkte päpstlicher Lehre zu, derjenigen Lehre, die unter religiösem Gewande die sozusagen absolute Herrschaft des Papsttums über den Staat aufstellt.

In $1^1/_2$stündiger Ausführung sang der süddeutsche Zentrumsführer das alte unwahre, ja lügnerische Lied: Rom, der Papst, ist der treueste Hüter und Förderer staatlicher Autorität, die vom Papste geleitete katholische Religion ist das festeste Bollwerk gegen Umsturz und Empörung; ein Lied das gerade in unseren Tagen wieder schmeichelnd und lockend in die Ohren der politischen Machthaber dringt und Zustimmung findet. Der langatmige Gröbersche Text dieser Melodie interessiert uns nicht; es sind abgetretene Gemeinplätze, auf denen Herr Gröber sich mit seinen Zuhörern bewegt. Aber mitten zwischen den banalen Phrasen über Autorität finden sich einige Sätze, die der leierkastenartigen Sirenenmusik den echt päpstlich-ultramontanen, scharf klingenden Ton geben:

„Wenn die staatliche Gesetzgebung und Verwaltung sich in kirchliche Dinge einmischen, wenn sie die Befugnisse der Bischöfe regeln wollen, über kirchliches Ordens- und Vereinswesen Bestimmungen treffen, so wird die Kirche gegen solche Maßnahmen stets protestieren, aber nicht deshalb, weil der Kirche eine Zuständigkeit in Angelegenheiten der staatlichen Aufgaben zukäme, sondern deshalb, weil die Staatsgewalt hier zu Unrecht in Angelegenheiten der kirchlichen Aufgaben eingegriffen hat, und weil die Verwahrung gegen solche Rechtsverletzungen nicht nur ein Recht, sondern geradezu eine Pflicht der Kirche ist. Wenn die Träger der Staatsgewalt so sich Eingriffe in die Zuständigkeit der Kirche erlauben, so ist das nicht ein Gebrauch ihrer Autorität, sondern ein Mißbrauch, der selbstverständlich keine Verpflichtung des Gewissens zum Gehorsam zu begründen vermag ... Wir müssen fordern: 1. die Wiederherstellung voller Freiheit der höchsten Autorität der Kirche; 2. die eifrigste Pflege der christlichen Erziehung, von der Volksschule, bis hinauf zur Universität; 3. die Wiederherstellung einer christlichen Staats- und Gesellschaftsordnung."

Das also ist das Programm, das der Regensburger Katholikentag zur Lösung der Autoritätsfrage durch den Mund eines führenden Zentrumsparlamentariers aufstellt. Was besagen, was bergen diese programmatischen Sätze? Sie enthalten die vom römischen Stuhle in seinen amtlichen Kundgebungen aufgestellte

Digitized by Google

Lehre von der direkten oder indirekten Gewalt der Kirche, d. h. des Papstes über die weltlichen Dinge, eine Lehre, die ihre endgültige Fassung im 24. Satze des Syllabus erhalten hat: „Die Kirche hat eine direkte oder indirekte zeitliche Gewalt." Es ist, als ob die Herren Rören und Gröber sich verabredet hätten: Der eine erläutert den 23., der andere den 24. Syllabussatz; sie bekunden dadurch ihr Festhalten an dem vom „Staatslexikon", dessen hervorragende Mitarbeiter beide sind, verkündeten Grundsatz: „jeder Katholik ist dem Syllabus äußeren und inneren Gehorsam schuldig" (V¹, 663ff; V², 648ff.).

Nun einige Bemerkungen zu den einzelnen Punkten des Regensburger Autoritätsprogramms.

Eine amtliche Depesche des Kardinalstaatssekretärs Antonelli vom 19. März 1870 an den päpstlichen Nuntius in Paris, Monsignore Chigi, wird wohl als authentische Interpretation der Lehre von der direkten oder indirekten päpstlichen Gewalt über Zeitliches gelten können. Antonelli schreibt:

„In Wahrheit beabsichtigte die Kirche niemals, noch beabsichtigt sie heute, irgendwelche absolute Macht über politische Rechte des Staates auszuüben. Da sie aber von Gott die erhabene Aufgabe erhalten hat, die Menschen, sei es als Individuen, sei es als Gemeinschaften, zu einem überirdischen Ziel zu führen, erhielt sie damit zugleich die Autorität und die Pflicht, über die Sittlichkeit und die Gerechtigkeit aller Handlungen, ob dieselben innere oder äußere seien, inbezug auf ihre Übereinstimmung mit den natürlichen und göttlichen Gesetzen, zu urteilen. Da nun keinerlei Handlung, ob sie von einer obersten Macht angeordnet wird, oder ob sie von einem freien Individuum ausgeht, von den unterscheidenden Merkmalen der Moralität und der Gerechtigkeit frei sein kann, so geschieht es auch, daß das Urteil der Kirche, obwohl es sich direkt nur auf die Moralität der Handlungen bezieht, indirekt sich auf alle Dinge erstreckt, die mit derselben verknüpft sind. Aber das ist nicht gleichbedeutend mit der direkten Einmischung in politische Angelegenheiten. Die Kirche übt nicht eine direkte Einmischung aus, noch werden die konstitutiven Prinzipien der Regierungen, die Formen des bürgerlichen Regiments, die politischen Rechte der Bürger, die Pflichten des Staates davon betroffen. Aber da keinerlei bürgerliche Gesellschaft ohne ein oberstes, die Moralität ihrer Handlungen und Gesetze regelndes Prinzip bestehen kann, erhielt gerade die Kirche von Gott diese erhabene Mission, welche das Glück der Völker bezweckt, ohne im geringsten in der Ausübung dieses ihres Amtes die freie und ungehinderte Tätigkeit der Regierung zu hemmen."

Hier ist also die indirekte Oberherrschaft der Kirche über alle Handlungen, sei es „einer obersten Macht" (Staat, Fürst, Re-

Digitized by Google

gierung), sei es „eines Individuum“ ausgesprochen; und eben das ist es, was Herr Gröber „als Recht und Pflicht der Kirche dem Staate gegenüber“ fordert. Er fordert ferner „die Wiederherstellung der christlichen Staats- und Gesellschaftsordnung“. Diese „christliche“ Gesellschaftsordnung ist nun ja schon mit der „indirekten Oberherrschaft der Kirche über die oberste staatliche Macht“ in ihrem Sein und Wesen genügend gekennzeichnet, allein der Gegenstand ist von solch überragender Wichtigkeit, zumal bei der politischen Vorherrschaft, welche die Partei, die hinter Herrn Gröber steht, besitzt, daß die geforderte Gröbersche „christliche“ Gesellschaftsordnung doch noch eingehender beleuchtet werden muß. Ich tue es mit den Worten des „Staatslexikon“, dessen hervorragender Mitarbeiter Herr Gröber ist, — zum dritten Male sei es gesagt —, und das in seiner 2. Auflage aus dem Jahre 1901 durch den Mund des Bischofs Haffner von Mainz im Artikel „Christliche Gesellschaft“ (II, 851) die „christliche“ Gesellschaftsordnung also beschreibt:

„Der Staat ist als die natürliche, für diese Erde bestimmte, das zeitliche Wohl bezweckende Gesellschaft der Kirche als der übernatürlichen, die geistigen Interessen wahrnehmenden, auf das ewige Ziel gerichteten religiösen Gesellschaft untergeordnet. Der christliche Herrscher*) ist in seinen gesetzgebenden, richterlichen und politischen Funktionen ebenso, wie in seinem Privatleben dem Lehramt und Hirtenamt, wie dem priesterlichen Amt der Kirche unterworfen. Alle Einrichtungen, Gesetze und Handlungen der weltlichen Regierungen unterstehen der Direktive der höchsten kirchlichen Autorität, sofern es dieser zukommt, sie in ihrem Verhältnis zu den Interessen der sittlich-religiösen Ordnung zu prüfen und zu regeln. Es soll hier nicht erwogen werden, unter welchem Gesichtspunkt dem Papste eine direkte Gewalt über die vom Staate und der Familie zunächst geordneten zeitlichen Verhältnisse zusteht. Es genügt, die direktive Gewalt der kirchlichen Autorität über die staatliche hier festzustellen. In ihr besteht das spezifische Wesen der christlichen Ordnung der Gesellschaft. Die Gesellschaft ist christlich, wenn sie unter der Direktive der Kirche steht.“

Ein Zusatz würde die Wucht dieser Worte schwächen, die zugleich mit verblüffender Deutlichkeit auch den Sinn der übrigen Gröberschen „Forderungen“ ans Licht stellen: „Freiheit

*) Wenn der Ultramontanismus vom „christlichen“ Herrscher spricht, so versteht er darunter auch den evangelischen Herrscher, nicht bloß den katholischen.

Digitized by Google

der Kirche" und „christliche Erziehung von der Volksschule bis hinauf zur Universität," d. h. Oberherrschaft der Kirche in Staat und Bildungswesen. Bemerkenswert ist, daß die gleiche Forderung auf Herrschaft der Kirche über Volksschule, Mittelschule und Universität mit den gleichen Worten auch der Reichs- und Landtagsabgeordnete Schädler in seiner Rede über „die Schulfrage" in der „zweiten öffentlichen Versammlung" zu Regensburg erhob.

Herr Gröber schloß seine „staatserhaltende" Rede mit dem Ausrufe: „Kreuz oder rote Fahne wird der Schlachtruf der Zukunft sein. Die dem Kreuze folgen, werden sich zusammenscharen und nach errungenem Siege gemeinsam einziehen in die — Peterskirche." Es muß gesagt werden: das Kreuz, was Herr Gröber voranträgt, wollen wir nicht. Denn es ist nicht das wahre Kreuz Christi, an dem er starb, kurz nachdem er das religiöse Bekenntnis abgelegt hatte: „mein Reich ist nicht von dieser Welt," sondern es ist das auch schon in seiner äußeren Form vom Kreuze Christi verschiedene päpstliche Kreuz; das Symbol politischer Weltherrschaft, die ihre klassische Formulierung in dem ultramontanen Dogma gefunden hat: „Wir verkünden, sprechen aus, definieren und erklären, daß jede menschliche Kreatur dem römischen Papste unterworfen sein muß." Und es muß noch ein anderes gesagt werden: Vor diesem Kreuze geben wir „der roten Fahne" unbedingt den Vorzug; sie ist das Symbol eines bei weitem nicht so verhängnisvollen Umsturzes aller Verhältnisse, einer bei weitem nicht so totbringenden Geistesknechtung, wie sie symbolisiert sind durch das päpstliche Kreuz (man vergleiche diese Zeitschrift, Oktoberheft 1902, S. 91—97).

Die Herren Rören und Gröber haben die Ziele gesteckt: Unterwerfung unter das Papsttum, Aufrichtung der „christlichen" Gesellschaftsordnung. Herrn Justizrat Thaler aus Würzburg (die „Germania" nennt ihn Reichstagsabgeordneten) fiel die Aufgabe zu, die Wege anzugeben, die zu diesen Zielen führen. Er sprach unmittelbar nach Herrn Gröber über „die Pflichten des katholischen Mannes". Seine Darlegungen gipfeln in den Schlußworten:

> „Politischer Katholizismus" ist das häßliche Wort, mit welchem in unverdienter Weise diejenigen gebrandmarkt werden, welche im öffentlichen Leben die Grundsätze des katho-

Digitized by Google

lischen Christentums zur Geltung zu bringen suchen. Dieses Schlagwort bezeichnen wir als die Folge eines großen Irrtums der Zeit, als eine Verkennung der wesentlichen Eigenschaften, welche den Katholizismus dazu befähigen, das Prinzip einer ganz bestimmten Weltanschauung und die Norm für die gesamte Lebensführung seiner Anhänger zu werden. Der katholische Mann, welcher die Bedürfnisse der Gegenwart richtig würdigt, erkennt es als seine Pflicht, seine Grundsätze mit dem Stimmzettel in der Hand an der Wahlurne zu betätigen."

Also auch hier die Proklamierung des „politischen Katholizismus!"

Damit war der Schlußstein gesetzt; das „religiöse" Werk war vollendet. Drei Tage lang hatte man Versammlung auf Versammlung, Rede auf Rede gehalten. Jetzt standen die katholischen Massen dort, wo sie stehen sollten: an der politischen Wahlurne! Alles, was noch weiter geschah, war Beiwerk, war Verzierung.

Auch ich stehe mit meiner Umschau am Schluß. Eines bleibt noch zu besprechen: das Telegramm des Kaisers an den Regensburger Katholikentag. Seine Absendung war ein schwerer politischer Fehler. Während der Kaiser den zu Speier versammelten evangelischen Patrioten durch Herrn von Lukanus seinen Gruß senden läßt, tritt er mit dem Katholikentag in persönliche Beziehung. Und doch waren in Speier die Stützen der Grundpfeiler des deutschen Reiches, wie jedes modernen Staates versammelt: Vertreter der Geistes- und Gewissensfreiheit, Anhänger einheitlich nationaler Gesinnung, während die Regensburger Veranstaltung eine große Kundgebung gegen die genannten Grundpfeiler, gegen den modernen Staat darstellte und in ihrer Zusammensetzung ein vollständig internationales Gepräge trug. Wenn der Kaiser glaubt, durch Entgegenkommen aus Ultramontanen Deutsche zu machen, so irrt er. Antinational, staatsfeindlich ist und bleibt der ultramontane Heerbann; das hat er trotz Kaisertelegramm auch in Regensburg recht drastisch bewiesen. Auf dem offiziellen Festessen, mit dem der Katholikentag schloß, galt der erste Trinkspruch dem römischen Papste, der zweite dem bayerischen Prinzregenten und erst der dritte, ausgebracht durch den zweiten (!) Vizepräsidenten, galt dem Oberhaupte des Deutschen Reiches. Ich verstehe nicht, wie gerade ein Mann

Digitized by Google

wie Wilhelm II., der sein kaiserliches Ansehen so hoch hält, sich in deutschen Landen solch eine ostentative Zurücksetzung gefallen läßt.

Bismarcksche Worte werden an allerhöchster Stelle — leider! — nicht gern gehört; dafür nimmt das deutsche Volk sie freudig auf, weil es ihre Wahrheit, ihre programmatische Kraft kennt und fühlt. Zwei solcher Bismarck-Worte beleuchten das Kaisertelegramm grell: „Ich betrachte es als ein Unglück und eine Gefahr, wenn die Regierung ihre Tendenz darauf zuspitzt, dem Zentrum zu gefallen" und: „Ich habe das gelernt, daß mit den Grundsätzen des Zentrums weder das Deutsche Reich, noch der preußische Staat bestehen können."

Und neben diese Worte des großen politischen Gegners der ultramontanen Weltmacht setze ich, auch als Beleuchtung des Kaisertelegramms, die Worte eines begeisterten Verteidigers des religiösen Papsttums. Der schon genannte Reinhold Baumstark, der langjährige beredte Wortführer der katholischen Religion in der badischen Kammer, schreibt: „Die Zentrumspartei bekämpft den modernen Staat als solchen; sie ist es, die unter der Fahne des politischen Katholizismus die Religion als Vorwand braucht für Erreichung politischer Zwecke, und Befriedigung weltlicher Leidenschaften.... Das Wesen des Ultramontanismus führt dazu, daß neben ihm wirklicher Patriotismus nicht aufkommen kann" (a. a. O. S. 287, 354).

Wie gut kannten Bismarck und der Katholik Baumstark den großen, Religion heuchelnden Gegner; wie schlecht kennen ihn der Kaiser und seine Ratgeber!

Digitized by Google

Der Herbst.

Ein Bild aus dem Volksleben Galiziens.

Von Wassili Stefanik.*)

Deutsch von M. Beßmertny.

Mitro machte ein paar Frauenschuhe zurecht. Er nähte nicht, sondern versuchte erst das Leder zusammenzuziehen. Es wäre eine Sünde, solche Koddern dem Schuster abzugeben, sie waren keinen Groschen wert.

Die Frau geht aber barfuß und kann nicht einmal Wasser holen. Daher nahm Mitro sich auch ihrer Schuhe an. Des Morgens früh setzte er sich schon ans Fenster, legte alte Lederstücke um sich herum, zog den Faden auf einen Draht und schimpfte wie ein bellender Hund.

„Bei Gott, ich werf den ganzen Kram ins Feuer! Das Leder ist verrottet und will den Faden nicht einmal halten. Auf den Misthaufen schleudern, ausspucken und basta!"

Obgleich er in dieser Weise brummte, bemühte Mitro sich doch, die Schuhe einigermaßen in stand zu setzen. Langsam zog er den Faden durch das mürbe Leder und beguckte es ängstlich, ob es nicht gänzlich zerriß. So konnte die Arbeit natürlich nicht rasch fortschreiten und das ärgerte ihn.

„Das ist ja kein Leder, das ist Eisen, und Eisen reibt sich doch schließlich auch ab! Was soll man da sagen! Vier Jahre sind es nun her, seit sie gekauft wurden, vier Jahre diesen Herbst — da haben sie genug gehalten. Aber diesen Winter müssen sie noch dienen, ich weiß zwar nicht, wie!" Er nähte und schimpfte und wollte hundertmal die Arbeit ins Feuer oder auf den Misthaufen werfen.

Mitricha, seine Frau, saß dicht am Ofen und flickte zerlumptes Zeug.

„Alles zerschlissen, alles zerkrochen! Und wer denkt da noch daran, Hanfsaat zu säen, wenn man nichts zu essen hat! Ich

*) Stefanik, ein Bauernsohn aus dem Dorfe Russow Sujatinsk in Galizien, wurde 1871 geboren. Im Gymnasium zu Drogobycz erhielt er seine Ausbildung und studierte später Medizin an der Universität in Krakau. 1897 erschienen zuerst seine Skizzen und auf dunklem, sehr dunklem Fond entwickelt er seine poetische Begabung und seine getreue Milieu- und Impressionsmalerei vom Leben der galizischen Bauern.

Digitized by Google

wollte gerne Leinwand kaufen, aber es ist ja kein Groschen im Haus! Schließlich wird man ganz nackt bleiben! An ein Ende legst du einen Flicken, am andern reißt es schon wieder. Wenn das noch wenigstens nicht nötig wäre, zu waschen, dann würde es nicht so arg auseinandergehen! Ich wasche auch schon so oben her, doch Spinngewebe bleibt eben Spinngewebe! Weiß der Himmel, wie ich das nun ausbessern soll, von welcher Seite das überhaupt angefaßt werden darf! ...."

Solche Gedanken beschäftigten Mitricha, während sie am Lumpenhaufen saß. Ihr hungriger Blick versenkte sich in die zerlöcherten Hemden und sie machte ein trauriges Gesicht. Die groben und abgenutzten Wäschestücke mit verblichenen roten Stickereien glichen verwundeten, vom Feldzug heimgekehrten Soldaten, und sie selbst erinnerte an eine barmherzige Schwester, die voll Mitleid und Geduld sich bemühte, irgendwie die schwer Geschlagenen zu heilen.

„Na, den Winter kommen wir noch so eben und eben durch, was aber im Sommer werden soll, das mag Gott allein wissen!" Mit diesen Worten zog sie den grauen Faden mit der Nadel durch den Flicken und dachte über ihr graues Leben nach. Auf dem Ofen lag Mitros alte Mutter, die klein und zusammengeschrumpft war und immer hustete. „Gott im Himmel," murmelte sie, „so laß mich doch endlich sterben, nun stoß ich mich doch lange genug herum und hab' sicherlich schon alle meine Sünden abgebüßt! Gerade solche Leute sterben, die leben mögen, und Geld und Gut hinterlassen. Und ich komm' mir wie ein harter Stein vor, den nichts zermalmen kann. Gott, Gott, warum strafest du mich so?"

Sie weinte und hustete.

Neben der Alten kauerten die Kinder. Sie sahen nach der Großmutter hin, und als sie beim Husten ganz blau wurde, zeigten sie mit Fingern nach ihr hin und flüsterten einander geheimnisvoll zu: „Sieh mal, sieh! Großmutter stirbt!"

„Ach, wo denkt ihr hin, ihr Kinderchen, der Tod hat ja an mich vergessen!" sagte die Alte wieder zu sich kommend.

Mitro verlor die Geduld mit den halbverfaulten Stiefeln. Er warf sie unter den Tisch und begann zu fluchen.

„Mir wär' leichter, euch fürs Grab auszurüsten! Euch zu kleiden und zu futtern, reicht meine Kraft nicht aus! Nun, geh' mal ein Weilchen barfuß, dann stirbst du desto eher!"

Er setzte sich an den Tisch.

Digitized by Google

„Vielleicht gibst du mir etwas zu essen, liebe Wirtin, du weißt ja, daß ich heute noch nichts im Munde hatte!“

Mitricha stand auf und gab ihm Kartoffel. Sie sah wie ein erschrockenes Lamm aus.

Mitro pellte eine Kartoffel ab, tauchte sie in Salz, aß sie und knabberte hartes Brot dazu.

„Du fütterst mich aber fein! . . . na warte, ich werde dich aber auch füttern, daß du krumm wirst! Daß einmal Rüben oder Grütze oder Schwarzsauer gekocht wird, das gibt's nicht! . . . da nimm Kartoffel und würg dich! Ich kann kaum mehr die Füße schleppen!“

„Wovon, mein Sohn, soll deine Frau dir etwas kochen? Fastenöl ist nicht da, Mehl ist nicht da und . . .“

„Deine Redensarten, Mutter, kenn' ich! Setz' dich auf den Ofen und huste. Du hast für mich keine Vorräte gesammelt, keine Ochsen und Kühe aufgezogen, so sei wenigstens still. Oder denk' nach, womit ich dein Begräbnis bezahlen soll. Du erwarteſt den Tod, wie der Habicht den Regen, und all der Jammer ergießt sich über mich.“

Die Alte wollte weinen und bekam wieder einen Hustenanfall.

„O weh, ich werde taub!“ schrie Mitro. „Und was tupfst du da am Bort, du Schlingel? Willst du noch die letzten Töpfe zerbrechen! Häng' dich lieber auf!“

Er begann, das Kind zu schlagen; und alle Kinder weinten laut, während die Alte noch immer heftig hustete.

„Herr Gott, auf diese Hütte mag sich ja kein Vogel setzen!“ wütete Mitro.

„Und was willst du von den Kindern? Was sind sie schuld, wenn die Stiefel auseinandergehen?“ fragte die Frau.

„Du, Hündin, du stopfst sie immer voll und willst dich wieder ihrer annehmen! Ich ermorde euch allesamt! . . .“

Er zog einen Stiefel unter dem Tische hervor und schlug mit demselben nach der Frau. Endlich warf er den Bauernpelz über die Schultern und ging hinaus, indem er auf der Schwelle noch laut rief:

„Glaubt nicht, daß ich in diese Hütte zurückkomme!“

„Geh, geh und höre, was die Leute von Kanada reden! Bild' dir aber nicht ein, daß ich mit den Kindern so mir nichts dir nichts bis ans Ende der Welt ziehen werde!“ entgegnete die Frau.

Digitized by Google

Mitricha heizte den Ofen. Dicker Rauch erfüllte die ganze Hütte und biß Allen in die Augen. Die Frau wischte sich die Tränen, die Großmutter seufzte und sprach:

„Wär' endlich wieder Sommer wenigstens! Dann gehen Alle zur Arbeit und können einander nicht quälen, dann führt die Sonne sie in alle Teile des Feldes. Jetzt aber ist die reine Hölle in der Hütte! Gott im Himmel, so halt' mich doch nicht länger hier, du siehst ja selbst, daß ich nicht leben kann! . . ."

Die Kinder liefen in der Hütte umher, und so wie sie ein Geräusch draußen vernahmen, stürzten sie sich auf den Ofen zur Großmutter. Dann sahen sie erschreckt und betrübt aus und waren ganz still, damit der Vater sie nicht etwa schlage. Kam aber der Vater nicht zur Tür herein, so krochen sie wieder vom Ofen herunter und liefen auf der Erde umher.

So lassen die Tauben sich in einer ganzen Schar auf eine Tenne nieder, und so wie nur jemand in die Hände klatscht, fliegen sie erschreckt zum Firmament empor.

Aufdecken oder Vertuschen?

Von X. Y. Z.

Ich glaube, es war im Jahre 1889, als in einer der Hansastädte eine häßliche Bestechungsgeschichte unter Zahlmeistern — wenn ich nicht irre — aufgedeckt wurde, die von der Heeresleitung mit unnachsichtlicher Strenge öffentlich verfolgt wurde und zu einer gründlichen Säuberung führte. Damals frohlockten die französischen Zeitungen über die „Korruption im deutschen Heer" und sahen seinen Verfall schon im Geiste voraus. Aber der „Figaro" goß Wasser in dies Feuer durch einen Artikel, in dem er ausführte: „gerade dieses öffentliche Aufdecken und Verfolgen eines Schadens, spräche von der unerschütterlichen Festigkeit des deutschen Heeres. In Frankreich wäre so etwas nie im Frieden, sondern erst im Kriege herausgekommen, und auch dann würde man die Sache vertuschen müssen, weil die französische Armee solch eine Erschütterung nicht vertrüge". Die spätere unselige

Digitized by Google

Dreyfusgeschichte hat klar bewiesen, wohin das Vertuschen führt, und die frohe Zuversicht, daß unser großes deutsches Heer so tief gegründet ist, daß Besprechung verbesserungsfähiger Einzelheiten oder auch Aufdeckung vorhandener Schäden es nicht erschüttern kann, sondern im Gegenteil seine Gesundheit erhöhen wird, veranlaßt mich zu folgenden Zeilen. Gerade der Außenstehende sieht manchmal schärfer, als der im Getriebe Stehende, woran es liegt, daß manches nicht mehr so gut funktionieren will, wie bisher. Bismarck hat einmal mit Stolz gesagt: „Wenn auch andere Völker unsere Armeeorganisation nachmachen, den preußischen Leutnant können sie uns nicht nachmachen." Aber mir scheint, daß gerade der Leutnant heute nicht überall so ist, wie er sein sollte, daß gerade im Offizierstande nicht überall der sittliche Ernst und die moralische Kraft herrscht, die dieser Volkserzieher-Beruf verlangt. Nicht nur die Forbacher Sache hat gezeigt, daß es nicht ist, wie es sein sollte, auch anderswo kann man diese Bemerkung machen! Ich will drei Punkte als besonders wichtig hervorheben:

Erstens: Wenige Regimentskommandeure kennen die jungen Offiziere nach ihrem Charakter und Streben, und bei der Kürze ihrer Regimentsführung ist diese Kenntnis auch nicht möglich. Ich kenne Regimenter, die in 5 Jahren 3 Kommandeure gehabt haben. Wenn man bedenkt, daß ein Oberst sich doch in seine ganz neuen Pflichten hinein arbeiten muß, daß er meistens in eine neue Gegend kommt, wo er Menschen, Terrain und Gesellschaft kennen lernen muß, daß er vorzugsweise mit den Stabsoffizieren zusammenkommt und die Leutnants nur von ferne sieht; so wird man zugeben, daß er unmöglich in 1—2 Jahren sein gesamtes Offizierkorps wirklich kennen lernen kann. Abgesehen davon, daß Menschenkenntnis eine besondere Begabung und nicht Jedermanns Sache ist. Aber der Oberst ist allmächtig: er schreibt die Konduiten, aus denen ein Tadel nie wieder auszumerzen ist, er verteilt die Kommandos — diese ersehnte Abwechselung und Anregung aus dem Einerlei kleiner Städte, er ernennt die Adjutanten, diese notwendige erste Stufe zur höheren Karriere. Da er nun aber unmöglich das Gros der jungen Offiziere kennen kann, und er nach dem Schein verteilen muß, so wird hierdurch vielfach die traurige Erscheinung der „Schusterei" großgezogen. Und nicht nur die „Schusterei" vor dem Regiments-Kommandeur, sondern auch vor dem Regiments-Adjutanten, der bei der Unkenntnis der Persönlichkeiten seines Vorgesetzten sehr oft ausschlaggebend ist. Uns allen ist wohl noch eine Szene aus dem Forbacher Prozeß

Digitized by Google

in Erinnerung: „Richter: Der Regiments-Adjutant soll an Größenwahn leiden, stimmt das? Zeuge: Ja. Richter: Hängt das mit seiner Stellung als Regiments-Adjutant zusammen? Zeuge: Jawohl!“ Schon vor Jahren sagte mir mal ein Offizier, dem jede „Schusterei“ zuwider war, „ich breche immer den Verkehr mit dem jeweiligen Regiments-Adjutanten ab, die bekommen immer den Größenwahn.“ Das alles liegt daran, daß die Kommandeure so rasch wechseln. Dadurch wird, öfter, als in dieser ohnehin unvollkommenen Welt nötig ist, der Streber und Schmeichler dem tüchtigen, aber stolzen Offizier vorgezogen und dadurch eine unzufriedene und verbitterte Stimmung geschaffen, die den ernsten Beobachter oft geradezu erschreckt. Man kann die humane Absicht wohl verstehen, die in den ohnehin kärglichen Verhältnissen des Offizierstandes wenigstens Jedem doch noch eine möglichst hohe Pension verschaffen, und darum sie nicht als Major verabschieden will. Aber einerseits müßte dann die Majorspension erhöht und andererseits ein anderer Weg zum General gefunden werden, als nur über den Regiments-Kommandeur. Auch der Regiments-Kommandeur muß ebenso, wie der Hauptmann, mit seiner Truppe verwachsen; denn diese beiden haben nicht nur soldatische, sondern in hohem Grade menschliche Pflichten zu erfüllen: ihnen ist in einem Staat mit allgemeiner Wehrpflicht die ganze männliche Jugend ausgeliefert, der sie oft fürs ganze Leben die Richtung geben. Und so, wie der Hauptmann den Soldaten erzieht, so der Oberst die Offiziere. Man kann es oft genug beobachten: Ist der Oberst Jäger, so hat das ganze Regiment Jagdpassion; reitet er, so reiten alle; kneipt er gerne, so greift das Trinken erschrecklich um sich; spielt er, so reißt er das ganze Offizierkorps ins Verderben; ist er ein tüchtiger, kluger, ernster Mann, der Befriedigung in Pflichterfüllung und frugalem Leben findet, so wird er seinem Regiment zu einem Segen, der noch Jahre lang nach seinem Fortgang anhält und gewiß für viele Offiziere maßgebend fürs ganze Leben ist. Also: zu Regiments-Kommandeuren dürften nur Männer ernannt werden, die nicht nur tüchtige Soldaten, sondern auch hervorragende Menschen sind, und sie müßten eine lange Reihe von Jahren in gleicher Stellung bleiben.

Der zweite Punkt ist die Kameradschaft. Darunter versteht der junge Offizier leider etwas ganz anderes, als das schöne Wort eigentlich bedeutet. Nicht der ist für ihn der gute Kamerad, der — nach dem Sinne eines Goetheschen Wortes — seine wahre

Digitized by Google

Freundschaft dadurch beweist, daß er das Glück des Fordernden mehr, als seinen Willen bedenkt und deshalb sich manchmal versagt; sondern dessen kameradschaftlicher Sinn wird leider nur zu oft gerühmt, der überall mittut, fleißig im Kasino sitzt und ein trunkfester Mann ist. Die sogen. Kameradschaft verträgt sich damit, daß einer dem andern das Geld abgewinnt, obgleich er weiß, daß der Verlierer arm ist, sie verträgt sich damit, daß Wechselunterschriften von jungen, ganz unerfahrenen Leutnants gefordert, daß diese selbst allmählich zur Wechselschreiberei angelernt werden. Es ist schwer, die hier ausgesprochene Ansicht nicht mit Tatsachen zu belegen, da es doch vermieden werden soll, persönlich zu werden. Aber doch sei es gestattet, einen typischen Fall anzuführen, der durch Verabschiedung des Betreffenden längst erledigt ist. Es besteht in allen Offizierkorps die ausgezeichnete Einrichtung der Leutnantsversammlungen: der älteste Leutnant ruft die jüngeren Kameraden zusammen, um ihnen Mißstände vorzulegen, sie zu tadeln, zu belehren. Welch ausgezeichnete Einrichtung, welch herrliche Gelegenheit für die älteren Offiziere, die jungen Kameraden zu erziehen, zu ermahnen, sie von Irrwegen abzuhalten! Aber was spielt sich zuweilen in Wirklichkeit ab? Ein Beispiel: Mit 19 Jahren kam der Betreffende als Leutnant aus dem Kadettenkorps, jung und unerfahren und da er arm war, nur mit der Kaiserzulage von 20 Mark monatlich. Nach $1^1/_2$ Jahren brach er mit einer Schuldenlast von 8000 Mark zusammen. Er hatte nicht gespielt, nur einfach so über seine Verhältnisse gelebt. Und nicht ein einziges Mal war er von der Leutnantsversammlung getadelt worden; im Gegenteil, er war immer der „liebe Kamerad" gewesen. Konnte irgend einem seiner älteren Kameraden verborgen sein, daß er über seine Verhältnisse lebte, da er absolut nur im Kreise seiner Kameraden sich bewegte? Konnte einem von ihnen das Ende dieses Lebens bei seiner gänzlichen Mittellosigkeit fraglich sein? Wo blieb da die echte Kameradschaft? Und es war im großen und ganzen ein durchaus solides Offizierkorps, mit einem tüchtigen, sparsamen Kommandeur, der freilich auch nur 2 Jahre beim Regiment war. Bezeichnend ist, daß ein Offizier aus einem anderen Regiment dem jungen Verschwender damals sagen konnte: „Wenn du das erste Mal in der Leutnantsversammlung gerissen wirst wegen Unkameradschaftlichkeit, wegen schlechten Kasinobesuchs, dann kannst du denken, daß du auf gutem Wege bist." Er selbst hatte oft genug unter diesen Vorwürfen schwer gelitten, da knappe Mittel

Digitized by Google

und eine große Leidenschaft für Bücher und Studien ihn oft vom Kasino ferngehalten hatten. Und doch war er ein wahrhaft guter Kamerad, immer bereit, mit Rat und Tat zu helfen. Wie zäh hatte er um seinen Freund gekämpft, der in Spiel und Leichtsinn versinken wollte; mit Bitten und Flehen und Ermahnungen, und da alles nicht helfen wollte, mit der Drohung, es dem Kommandeur zu melden. Da aber hatten die sämtlichen Kameraden gegen ihn Partei genommen und sich auf Seite des Leichtsinnigen gestellt, und er wurde mit dem Fluch der mangelnden Kameradschaft beladen.

Und nun komme ich zu dem dritten Punkt, den Kasinos.

Ihre Einrichtung bezweckt, dem unverheirateten Offizier ein gemütliches Heim zu schaffen, wo er sich von dem Zwange des jetzt bei der zweijährigen Dienstzeit sehr anstrengenden Dienstes ausruhen und gewissermaßen frei gehen lassen kann. Das ist eine sehr lobenswerte Idee, nur darf der Kasinobesuch nicht auch Dienst werden, wie es oft der Fall ist.

Bei sehr vielen Regimentern wohnen die jungen Offiziere in der Kaserne, sind also schon den ganzen Tag zusammen. Wenn sie dann auch noch Abends aufeinander angewiesen sind, so kann die Sache langweilig werden. Es wird eingewendet, die Herren können ja nachher wieder gehen, nur zum Essen müssen sie da sein. Ich nehme die Verhältnisse in einer kleinen Stadt, in der die Offiziere hauptsächlich auf Landverkehr angewiesen sind. Das Essen findet im Kasino an vielen Orten um 6 Uhr statt, dauert bis 7 Uhr, da ist es nachher zu spät zur Fahrt oder zum Ritt aufs Land; Theater, Konzerte gibt es nicht; was soll man also mit dem angebrochenen Abend machen? Man bleibt im Kasino, raucht, trinkt und spielt Karten. Dann kommt die pekuniäre Seite der Sache hinzu. Wenn auch das Einzelne im Kasino sicherlich billiger ist, als anderswo, so wird doch dem Offizier das tägliche im Kasino sein zu teuer. Es gibt Viele, die nur 30 Mark monatlich haben, ja vielleicht noch weniger Zulage, aber wenn sie dann nicht die Eltern am Ort haben, können sie unmöglich auskommen, wenn sie viel im Kasino sein und alle Liebesmale mitmachen müssen; und es ist ein verhängnisvoller Irrtum der Vorgesetzten, zu glauben, ein junger Offizier könne mit Kaisers Zulage auskommen. Das war zu ihrer Jugendzeit möglich, heute nicht mehr! Es sei denn das erste Jahr, solange die Equipierung jede Neuanschaffung unnötig macht. Aber die Verhältnisse liegen heute ganz anders, als vor 30—40 Jahren. Das Leben ist viel teurer

Digitized by Google

geworden und stellt an Jeden ganz andere Anforderungen, als damals; die Uniformen sind teurer und weniger praktisch geworden, d. h. ich meine sie brauchen sich schneller auf, abgesehen daß bei dem gegen früher sehr vermehrten Dienst die Sachen mehr strapeziert werden. Die vielen Änderungen in dieser Zeit des Überganges, da man eine neue praktische Uniform sucht, belasten das Budget eines Leutnants ganz kolossal. Man denke z. B., was es für jemand bedeutet, der 30 Mark Zulage hat: Die vortreffliche blaue Litewka kostete 30 Mark; er hat sich zwei davon angeschafft; die eine ist schon etwas mitgenommen, die andere hat der sparsame Offizier noch gut geschont — da wird die hellgraue Litewka eingeführt, die 60 Mark kostet und sehr viel schneller vertragen ist. Und so geht es mit vielem. Dazu kommen die häufigen Liebesmahle mit den gemeinsamen Bowlen; die Trinksitten, dies unselige Austrinkenmüssen, wenn ein höherer Vorgesetzter zutrinkt. Ist es denn ein verdienstliches Werk, wenn ein junger Mensch seinen Organismus so mit Alkohol vergiftet hat, daß er immun wird gegen ein beträchtliches Quantum? Wäre es nicht viel richtiger, wenn jeder junge Mensch sich gewöhnte, einen unwiderstehlichen Abscheu vor dem Zuvieltrinken zu haben. Ich kann mir keine Situation vorstellen, wo es notwendig oder nützlich wäre, sich zu betrinken! Ich will dies Thema nicht weiter verfolgen: Jeder weiß, wie viel Unglück und Duelle aus unseren Trinksitten entstehen.

Ich will nur noch ein Wort über den Luxus sagen, mit dem die Kasinos, die ich kenne, eingerichtet sind. Sie sind — ebenso wie die Korpshäuser der Studenten — meistens weit über dem Niveau der betreffenden Elternhäuser, aus denen die jungen Leute stammen. Rasch gewöhnt sich nun der junge Offizier an Bedürfnisse, die mit seinem schmalen Sold unvereinbar sind. Man forsche nur nach, wem denn noch die Kommißmöbel in den Kasernenwohnungen genügen, obgleich sie meistens geschmackvoll und absolut ausreichend sind. Selbst der jüngste Leutnant schafft sich eigene Möbel an und wenn man ihre Prunkbetten mit dem schmalen Feldbett vergleicht, in dem unser erhabener Kaiser Wilhelm, trotz seines hohen Alters, bis zu seinem Tode geschlafen hat, so kommen einem trübe Gedanken! — Die Folgen aber dieser luxuriösen Gewohnheiten sind die bedenklichsten. Daraus entstehen die Geldheiraten ohne Liebe und dann diese endlosen Ehebruchsdramen, die dauernd die Zeitungen mit Klatsch erfüllen, und diese Oberflächlichkeit und Charakterschwäche, über die man Bände schreiben könnte.

Digitized by Google

Aber wir wollen gerecht sein! Die Zeiten sind eben selbst kleinlich und oberflächlich und ohne große Gefühle und Erschütterungen, die doch allein der Seele Schwungkraft geben. Wir Alten, die wir die großen Kriege mit ihrem Gefolge von Opferfreudigkeit, Mut, Hingabe, Jubel und Trauer erlebt haben, tragen davon einen unverlierbaren Schatz im Herzen. Es war damals gewissermaßen eine Zeit des Heroentums, der freudigen Begeisterung für unseren greisen Kaiser und seine Paladine. Damals, als man es als ein unendliches Glück empfand, so eng mit seinem Herrscherhause verbunden zu sein, — mit einem solchen Herrscherhause, das dem heißgeliebten Vaterlande Fürsten gab, die Freund und Feind verehrten — damals schrieb mir eine Mutter dreier Knaben: „wie beklage ich, daß meine Söhne diese Zeit nicht als Erwachsene miterleben. Der Schmerz und all die großen Gefühle, die uns erschüttern, würden sie zu ernsten Männern reifen und würden ihnen für immer einen Schatz von Vaterlandsliebe und von Begeisterung mit ins Leben gegeben haben, der sie vor den Kleinlichkeiten des Lebens bewahrt hätte".

Unsere heutige Zeit hat die schwierige und dabei unscheinbare Arbeit, die großen Errungenschaften einer früheren Epoche auszubauen und zu befestigen. Dazu gehören arbeitsame, pflichttreue, ernste Charaktere; diese zu erziehen, darf kein Mittel unversucht bleiben, und in einem Militärstaate, wie der unsrige, wird der Zustand der Armee maßgebend für die moralische Kraft des ganzen Volkes sein. Darum nicht vertuschen, sondern aufdecken sei der Wahlspruch! Es ist besser, eine kleine kranke Stelle aufzudecken und sie auszuschneiden, als zu warten, bis die Krankheit weiter gefressen hat. Man kann von seinem Gegner lernen; lernen wir also von dem anfangs geschilderten Urteil des Figaro! Die Forbacher Sache, so häßlich sie war, wird Gutes wirken durch die Öffentlichkeit, mit der sie behandelt, und durch die Energie, mit der die schadhafte kleine Stelle am großen Heerskörper ausgeschnitten wurde!

Digitized by Google

Bagdad-Bahn und Persischer Meerbusen.

Eine militär-politische Studie.

Von Witzleben.

Von großen politischen Ereignissen beschäftigt kaum eines die gesamte Welt so noch fortgesetzt lebhaft und anhaltend, als der im vergangenen Jahre stattgehabte Baubeginn der Bagdad-Bahn, die mit ihrem Anschluß an die anatolische Eisenbahn und mit ihrer Anlehnung an den persischen Meerbusen eine der größten und bedeutungsvollsten Verkehrsstraßen unserer modernen Zeit werden soll. In Wort und Schrift ist auf die kommerziellen Werte eingehend und wiederholt hingewiesen worden, die fast alle großen Staaten der Welt aus jenem gewaltigen Unternehmen zu erwerben hoffen; aber fast nirgends finden sich erschöpfende Hinweise auf die unendliche Bedeutung, die Bagdad-Bahn und persischer Meerbusen, in engem Zusammenhange miteinander, vom strategischen Standpunkt aus, haben werden.

So wie die Dinge heute liegen, läßt sich an dem Tatbestand nicht deuteln, daß England im Besitz des Suez-Kanals einen großen Teil des Weltverkehrs vollständig beherrscht und in Abhängigkeit von sich hält und daß dazu die stark befestigte Stellung von Aden am Ausgang des Roten Meeres ihm nach allen Teilen der östlichen Welt ein strategisches Übergewicht geschaffen hat, das in ernster Stunde ausbrechenden Konfliktes von außerordentlicher Wichtigkeit sein kann. Nun leuchtet ein und lehrt auch ein Blick auf die Karte, daß, wenn der persische Golf in dauerndem Besitz einer fremden Macht sich befindet, wenn dazu die Bagdadbahn dem Welthandel und Verkehr neue Zu- und Abfuhrwege von West nach Ost und umgekehrt eröffnet, nicht nur Englands wirtschaftliche Rolle eine andere wird, sondern auch seine militärische Bedeutung in Asien eine völlige Umwandlung und Verschiebung zu seinen Ungunsten erfahren muß. Das mächtige Bollwerk der Befestigungen von Aden würde alsdann in bedenklicher Weise flankiert, die wegen geringer Bewegungsfreiheit an sich mangelnde Defensive des Suezweges noch mehr geschwächt und die ganze Position der Engländer am Roten Meer und Suezkanal der Gefahr des Umgangenwerdens ausgesetzt sein. In voller Erkennt-

Digitized by Google

nis dieser seiner gefährlichen Stellung hat die britische Politik schon seit Jahren ihr Auge auf die Vorherrschaft im persischen Meerbusen gerichtet und nicht besser kann dies Vorhaben charakterisiert werden, als durch die Worte Lord Curzons, des Vizekönigs von Indien, in seinem bedeutsamen Werke „Persia": „Ein russischer Hafen im persischen Busen wäre eine Herausforderung zum Krieg; der britische Minister, welcher die Übergabe eines Hafens an Rußland zulassen würde, wäre ein Verräter des Reiches." Derselbe Curzon ist es auch gewesen, der die Aufmerksamkeit seines Vaterlandes auf den Besitz von Maskat gelenkt hat, und trotzdem mit aller Bestimmtheit die Nachricht verbreitet worden ist, die Bestrebungen der Engländer seien hier gescheitert, tut man gut, wenn man diese Meldung mit aller Vorsicht aufnimmt und mehr mit der Tatsache rechnet, daß der dem persischen Meerbusen vorgelagerte Golf von Oman fast in englischer Machtsphäre liegt und daß die westlich der Hormus-Straße gelegene Ephinstone-Bucht, die einen sicheren Ankerplatz für die gesamte britische Kriegsflotte abgeben würde, als weiterer Zuwachs großbritannischen Besitzes ins Auge gefaßt ist.

Würde dazu England Koweit am Nordrande des persischen Meerbusens und gleichzeitig projektierte Endstation der Bagdad-Bahn, in seinen Besitz bekommen, so würde damit nicht nur einer der wichtigsten Handelsplätze jenes Schienenweges in britischer Gewalt sein, sondern Großbritannien würde sich auch auf diese Weise eine wertvolle Basis schaffen, von der aus sie wirtschaftlichen und militärischen Einfluß auf die Bagdad-Bahn auszuüben versuchen könnte. Vor der Hand fallen ja die rein militärischen Vorteile dieser Eisenbahn in erster Linie nur der Türkei zu, das mit ihr endlich die Möglichkeit finden wird, seine in Mesopotamien und am Taurus auf weitem Raum auseinandergezogenen Truppenteile im Mobilmachungsfall schnell und rechtzeitig zu konzentrieren und sich dadurch für einen Krieg, sei es auf europäischem oder asiatischem Boden, einen ganz erheblichen Zuwachs an militärischem Ansehen zu schaffen. Diese unter schweren Opfern errungenen Vorteile würden aber fast in sich zerfallen, gelänge es England, erst in Koweit und dann in allmählichen Fortschritten an der Bagdad-Bahn entlang, in Bagdad, Biredschick und Adana festen Fuß zu fassen und nachhaltigen Einfluß an diesen nicht nur kommerziell, sondern auch strategisch wichtigsten Stützpunkten zu gewinnen.

Das Ausfallstor und den Flankenschutz, als welchen England,

Digitized by Google

abgesehen von wirtschaftlichen Gesichtspunkten, den persischen Meerbusen ansieht, will es sich jedoch nicht allein durch Flottenstützpunkte und Kriegsschiffe sichern, sondern es will weiter diesem Meeresbecken durch den Ausbau eines strategischen Bahnnetzes in Indien und durch die dadurch herbeizuführende Möglichkeit der Verwendung seiner Landarmee eine noch höhere Bedeutung verschaffen. Zu diesem Zweck soll die erst neu angelegte Karawanenstraße Nuschki—Kerman durch einen Schienenweg ersetzt werden, der nach Osten seinen Anschluß an die Bahn Nuschki—Quetta finden wird und nach Westen von dem strategisch wichtigen Knotenpunkt Kerman aus durch Südpersien nach Koweit weiter geleitet werden soll. Von der weiteren Fortsetzung dieser Bahn nach Port Said wollen wir heute nur als Gerücht Kenntnis nehmen. Die englische oberste Heeresleitung ist nun der Ansicht, durch die erstgenannte Bahn dem russischen Vormarsch nach Indien durch Afghanistan wirksam in die Flanke fallen und sich durch seine im persischen Meerbusen stationierte Flotte einen starken Rückhalt für eine in Südpersien operierende Landarmee schaffen zu können; sie übersieht aber dabei die Mangelhaftigkeit seiner englisch-indischen Armee und rechnet zu viel mit Unachtsamkeit und Untätigkeit der russischen Regierung. Diese ist aber schon lange auf ihrer Hut und nicht erst die bedrohliche Haltung Englands in Koweit oder die Anwesenheit des englischen Kreuzers „Perseus“ und dreier Kanonenboote im persischen Meerbusen haben Rußland die Augen über die militärische Bedeutung der Bagdad-Bahn, sowie über Englands Absichten in Asien, geöffnet; sondern die Erkenntnis der strategischen Vorteile, die zunächst die Türkei, dann aber auch jede fremde Macht durch die Beherrschung der Bagdad-Bahn haben muß, und sodann die Bedeutung des persischen Golfs für die Operationen einer russischen Armee gegen Indien haben die Zarenpolitik und die militärischen Maßnahmen in Mittelasien und nach Persien zu in die rechten Wege geleitet, gegenüber den Expansionsbestrebungen der Engländer.

Diese Verhältnisse lassen sich aber nur dann sachgemäß und zutreffend beurteilen, wenn man über die militärische Lage Rußlands an den Grenzen gegen Persien und Afghanistan Bescheid weiß, und wenn man das afghanische und englisch-indische Heer mit in den Bereich der Erwägungen zieht. Die letztgenannte Armee verfügt zur Zeit über 218210 Mann, die sich mit 73362 Mann auf englische Truppen und mit 144848 Mann auf Eingeborene verteilen, und zu dem die vier großen Armeen von

Digitized by Google

Bombay, Madras, Bengalen und dem Punjab gehören. Anspruch auf einigen militärischen Wert haben von diesen Soldaten nur die englischen und von den Eingeborenen die verhältnismäßig geringe Zahl derjenigen, die zu den Stämmen der Gurkhas und Sikhs gehören oder aus den Bergen Nepals und dem Punjab angeworben wurden.

Der Zahl nach sind die zunächst stehenden russischen Truppen weit schwächer, denn die beiden in Turkestan dislozierten Armeekorps zählen nur 60 000 Mann und 34 Batterien; da sie, mit Ausnahme zweier versuchsweise formierter Eskadrons Turkmenen, sämtlich ein und derselben Nation angehören, so können sie mit Fug und Recht nur mit den vorerwähnten 73 362 Mann englischer Truppen in Vergleich gezogen werden. Auch die verbleibende Differenz von 13 362 Köpfen zu ungunsten des russischen Kontingents schrumpft noch zusammen, wenn man berücksichtigt, daß England von seinen britischen Truppen in Indien noch 1500 Mann zur Garnison Aden und 3500 Mann zur Besatzung von Birma abgeben muß.

Was aber den Stärkeunterschied der beiden mächtigen Rivalen in Zentralasien noch mehr schwinden läßt, das ist der Umstand, daß England im Notfall Verstärkungen aus dem Mutterlande in frühestens 18 Tagen heranziehen kann, während Rußland innerhalb 24 Stunden 70 000 Mann aus dem Kaukasus, von Baku aus, über das Kaspische Meer nach Krasnowodsk beordern, und hierdurch eine sehr wesentliche Unterstützung für seine beiden Armeekorps aus dem Turkestan finden kann. An diesen tatsächlichen Verhältnissen vermag auch der Umstand nichts zu ändern, daß Rußland zur Zeit einen Teil seiner Armee gegen Japan ins Feld geschickt hat. Auch darf schließlich bei einer solchen Gegenüberstellung der beiderseitigen Truppenstärken nicht unerwähnt bleiben, daß England unter der dauernden Besorgnis steht, die eingeborenen Regimenter könnten sich, dem Beispiel früherer Jahre folgend, in entscheidender Stunde gegen die Fremdherrschaft erheben und ihre Kriegsdienste verweigern, oder gar zum Feinde übergehen. In der Voraussicht solcher Möglichkeit ist ja bereits viel geschehen, sie zu verhindern. So verspricht man sich von der Verteilung der Anhänger der unterschiedlichen Glaubensrichtungen unter die einzelnen Truppenteile und Truppengattungen große Erfolge, nachdem man gesehen, wie kameradschaftlich z. B. das in Haiderabad garnisonierende bengalische Lanzenreiter-Regiment lebt, das sich aus einer Eskadron Musel-

Digitized by Google

manen, je einer Eskadron aus den Sekten der Brahminen, der Siwas und der Wichnus, und einer Eskadron Sikhs zusammensetzt. Aber auch hierdurch sind die Gefahren einer Meuterei nicht beseitigt, und diese Sorge, im Verein mit der numerischen Unzulänglichkeit des britisch-indischen Truppenkontingentes Rußland gegenüber, hat die englische Regierung auf umfassende militärische Reformideen gebracht, deren Annahme und Durchführung, wenn auch noch nicht gesichert, so doch heute als sehr wahrscheinlich anzusehen ist.

In der Hauptsache konzentrieren sich die sämtlichen organisatorischen Neuerungen, die für Indien geplant sind, zunächst um eine Vermehrung der dortigen Armee um rund 40000 Mann. An diese Basis, ohne die, wie man meint, ein wertvoller Neubau des abbröckelnden Heeresgebäudes nicht gedacht werden kann, hängen sich eine lange Reihe anderer Fragen und Wünsche von Wichtigkeit, die in ihrer Gesamtheit das Reformwerk abrunden und zu einem brauchbaren Instrument gestalten sollen. Obenan steht unter diesen Fragen mit Recht die Notwendigkeit, im Interesse der kriegsmäßigen Ausbildung und Vorbereitung der Truppen, diese innerhalb des indischen Grenzgebietes in rationellerer Weise zu dislozieren, als dies bis jetzt der Fall ist. Zurzeit ist nämlich die gesamte englisch-indische Armee über 191 Garnisonen verteilt, von denen 10 mit in Summa 43300 Mann belegt sind, so daß für die übrigen Truppenteile noch 181 Garnisonen übrig bleiben, in denen durchschnittlich je etwa 900 Mann untergebracht sind. Erwägt man dazu, daß diese Standquartiere meist sehr weit voneinander entfernt liegen, die wenigsten durch Eisenbahnen miteinander verbunden, und Schieß- und Exerzierplätze nur sehr selten vorhanden sind, so kann man sich ein ungefähres Bild von der militärischen Ausbildung dieser Truppen machen, die noch dazu einen höheren Vorgesetzten fast nie zu sehen bekommen, und, wie es in einem Jahresbericht heißt, innerhalb der letzten dreißig Jahre nur ausnahmsweise zu Manövern zusammengezogen werden konnten. Die einzige Garnison in dem ganzen indischen Reich, die etwas besser daran ist, als die anderen, ist Secunderabad, das mit 7170 Mann belegt ist und mit dem benachbarten Bolarum (1500 Mann) sich zuweilen zu größeren militärischen Übungen zusammentut. In diesen Übelstand will also die Reorganisation gründlich eingreifen, und wenn auch der hohen Kosten wegen, die mit ihr verbunden sind, nur langsam und allmählich damit vorgegangen werden kann, so soll doch angestrebt werden, die gesamte Armee der Hauptsache

Digitized by Google

nach in etwa sieben großen Plätzen zusammenzubringen und jedem derselben eine Garnison von etwa dreitausend Mann zu geben, die in großen Lagern untergebracht werden sollen. Als geeignet hierfür werden Rawalpindi, Umballa, Allahabad, Bangolore, Secunderabad und Puna genannt.

Ganz besondere Aufmerksamkeit wendet man auch der Bewaffnungsfrage in Indien zu, mit der man insofern bereits in ein ernstes Stadium getreten ist, als die Ausrüstung der Infanterie mit dem neuen 7,7 mm Lee-Enfield-Gewehr in diesem Jahre zum Abschluß gelangt ist.

Für die indische Artillerie ist dagegen schon seit langer Zeit so gut wie gar nichts geschehen, so daß die Absicht erklärlich ist, hier schon bald mit umfassenden Reformen vorgehen zu wollen. Und zwar sollen sich dieselben nicht nur auf die Beschaffung neuerer Geschützmodelle, sondern auch auf erhebliche Verstärkung der Zahl der Batterien ausdehnen, die als nicht ausreichend angesehen wird.

Aber außer von der Verstärkung und Verbesserung seiner Armee in Indien verspricht sich die englische Politik noch ganz besondere Vorteile von Afghanistan und meint, es würde ein Leichtes sein, die Hauptplätze jenes Landes, Kandahar, Kabul und Herat, an sich zu reißen und von hier aus Rußland in Flanke und Rücken zu bedrohen.

Diese Rechnung Englands war bis jetzt jedenfalls verfehlt, denn zuverlässige Berichte aus Afghanistan besagen, daß der verstorbene Emir die Zügel seiner Regierung noch bis zu seinem Tode fest in Händen gehalten und namentlich der Ausbildung seiner Armee eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt habe. Ist der Afghanenfürst auch allen europäischen Kulturverhältnissen völlig abgeneigt gewesen, und, als absolutester Herrscher vielleicht der ganzen Welt, unduldsam gegen jeden fremden Einfluß, so hatte er doch so viel aus der Geschichte gelernt, daß ein starkes und gut geschultes Heer die einzige Stütze seines Thrones bildete. Wie stark die afghanische Armee ist, läßt sich ziffernmäßg nicht belegen, und die Meldung einzelner Blätter, der Emir habe seine Reserve zur Verstärkung der aktiven Armee einberufen, um auf alle Fälle gerüstet zu sein, gehört in das Gebiet der Fabel. So weit ist die militärische Organisation Afghanistans noch nicht gediehen, daß man aktive Armee und Reserve unterscheiden kann; das ganze Volk, einschließlich der Weiber, gehört zur Armee, wenn der Emir zu den Waffen ruft, und nur „Kinder, Krüppel und Greise"

Digitized by Google

dürfen sich einem Mobilmachungsfall entziehen. Annähernd genaue militärische Zahlen gibt es nur für die für die Armee bestimmten Pferde; die auf 75000 angegeben sind, im eigenen Lande gezogen werden und dem Kosakenpferde im äußern zwar ähnlich, sonst aber nicht so leistungsfähig wie dieses sein sollen. Ferner verfügt das afghanische Heer über 20000 Kamele, zum Transport von Munition und Bagage, und über 40 Elephanten, die zur Garnison von Kabul gehören und in der Hauptsache als Geschützbespannung verwendet werden. Für seine Artillerie zeigte der Emir ein ganz besonderes Interesse, war unermüdlich selbst tätig für deren Verbesserung, bekümmerte sich sehr eingehend um die Tätigkeit im Arsenal zu Kabul, in dem dreitausend Arbeiter beschäftigt sind, und wohnte zuweilen sogar den Übungen bei, die auf dem Schießplatz seiner Residenz stattfanden, und bei denen häufig bis auf 2000 Meter Entfernung geschossen wurde. Der Emir sah mit Recht die Hauptverteidigung seines Landes in einer brauchbaren Artillerie, und die 200 Geschütze, über die er bis jetzt verfügte, werden auch sicherlich eine sehr ernste Rolle spielen, wenn es den Engländern etwa einfallen sollte, z. B. vom Khaiber-Paß her, Kabul angreifen zu wollen.

Reges militärisches Leben herrscht in Kabul, wo 8000—10000 Mann in Garnison liegen und zum größten Teil kaserniert sind. Keine Unterkunftsräume haben die Pferde; im Sommer und Winter stehen sie in einer langen Stallgasse, zu 100 gepaart, im Freien, am Hals und rechten Hinterfuß gefesselt, und haben nur so viel Freiheit, sich Nahrung zu suchen. Eine gleichmäßige Uniformierung gibt es für die Armee nicht; nur die 500 Mann starke Leibwache des Emirs trägt eine solche, alle übrigen Leute haben einen nach innen gewendeten dunklen Pelz, leinene Beinkleider, eine Art Sandalen und als Kopfbedeckung einen verschiedenfarbigen Burnus. Bewaffnet ist die Infanterie mit dem Henri-Martini-Gewehr, die Reiterei mit der Lanze, und es wird berichtet, daß beide Waffengattungen, wenn auch nicht europäisch geschult, sich im Gelände doch ganz geschickt zu benehmen wissen.

Trotzdem England, wie gesagt, der Ansicht ist, kurzer Hand mit Afghanistan fertig zu werden, scheint es genaue Kenntnis von dessen militärischer Leistungsfähigkeit zu haben und wünscht lebhaft, sein Zusammengehen mit Rußland zu verhindern. Damit sind vielleicht die kürzlich verbreiteten Gerüchte in engen Zusammenhang zu bringen, die zweifelsohne aus englischer Quelle stammen, daß der gegenwärtige Herrscher von Afghanistan seine Rüstungen

Digitized by Google

in britischem Solde fortsetze, und für den Fall eines Konfliktes mit Rußland auf Seiten Englands stehen werde. Aber ebenso unzutreffend, wie diese Nachrichten sind, so haben auch nur Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse zur Verbreitung der Ansicht geführt, Rußland wolle in Südpersien dem britischen Rivalen das Feld räumen und sich vorläufig mit seinen wirtschaftlichen Erfolgen im nördlichen Persien beruhigen und daher lediglich hier das in die Wege geleitete Eisenbahnnetz von der kaukasischen Grenze bei Tiflis über Alexandropol nach Tabris weiter verfolgen. Dem gegenüber sprechen sichere Anzeichen dafür, daß Rußland zwar ernstlich daran denkt, eine Verbindung mit der Bagdad-Bahn von Hamadan an der projektierten Hauptlinie (Dschulfa—Tabris—Bender—Abbas) nach Bagdad zu suchen, aber daß es ebenso das ostpersische Eisenbahnnetz in Angriff nehmen und einen Schienenweg von Aschabad entweder über Meschhed—Kerman nach Bender—Abbas am persischen Golf, oder über Herat—Kerman nach dem gleichen Endziel legen will. Erreicht Rußland bei der Ausführung dieses Projektes als Erster in Kerman das Ziel, so hat es nach unserer Ansicht das Rennen gegen England gewonnen, und die dann in kürzester Frist aus Turkestan und dem Kaukasus von Taschkent wie von Krasnowodsk heranzuführenden Armeekorps werden durch die wegsameren Gegenden Südafghanistans und durch Beludschistan nach Indien schneller ihren Weg finden, als dies über schwierige Gebirgspässe von Nord- und Mittelafghanistan möglich ist. Auch in diesem Falle dürfte die militärische Bedeutung des persischen Meerbusens dadurch zum Ausdruck kommen, daß der Sieger von Kerman die Operationen seiner Kriegsflotte in jenem Meere in der Hand behält und hier nicht nur einen wirksamen Schutz von Flanke und Rücken, sondern auch unter Umständen eine wertvolle Basis für seine Zufuhr findet.

Ein Teil der deutschen Presse verbreitet sich mit auffallender Beharrlichkeit darüber, daß Deutschland am persischen Meerbusen, wie mit der Bagdad-Bahn, keinerlei politische Interessen verfolge, sondern nur wirtschaftliche Ziele im Auge habe. Wir meinen, daß das wiederholte Betonen dieses Standpunktes, selbst wenn er als richtig anerkannt werden soll, den Zwecken und den Absichten, die damit verfolgt werden, nicht förderlich ist, denn nach unserem Dafürhalten lassen sich heutzutage wirtschaftliche und strategische Werte nicht voneinander trennen, und deshalb dürfen wir nicht mit den Händen im Schoß den militärischen Vorgängen an der

Digitized by Google

sich neu entwickelnden großen Handelsstraße, von der hier die Rede ist, zuschauen und dürfen ebensowenig ohne weiteres darauf rechnen, daß uns dort kommerzielle Erfolge schon als reife Früchte zufallen werden. Der beste Handelsweg ist unstreitig auch die strategische Linie, das lehrt uns der Suezkanal; aber wie dieser seine große militärische Bedeutung und seinen Wert für England nicht durch bloßes Zuschauen der englischen Politik erlangt hat, so werden auch Bagdad-Bahn und persischer Golf nicht zu gleichem Ansehen gelangen, ohne daß die Mächte, die hier reelle Interessen suchen, mit offenen Augen dieselben wahrzunehmen wissen.

Die Aufzeichnungen des Leutnants von den Kaiserhusaren, Barons Gerdau, über seinen Aufenthalt in Japan.

Wiedergegeben von Moritz von Kaisenberg.

II.

Skizzen aus Japan.

Nagasaki.

Herr Gott von Bentheim, was ist das für ein Land, dieses Japan! Segne den Entschluß, hierher gekommen zu sein. Von dem Reiz solchen Paradieses keine Ahnung gehabt! Fühle schon jetzt, wie Blick sich weitet. — Wenn ich mein vergangenes Leben damit vergleiche, schleierhaft, wie ich's so lange zu Haus habe aushalten können. Immer Arbeit, immer Dienst und hier Dolce far niente. — Hätte es ja vielleicht deichseln können, in die große Bude am Königsplatz zu kommen. Was hätte ich aber dort gehabt? Immer wieder Arbeit, nur Arbeit. — Nee — nee so ist's besser.

Will aber heute beginnen, Erlebtes niederzuschreiben. So was gut für spätere Erinnerung. — Wie aber beginnen? —

Digitized by Google

Solch Anfang oft ja immer das schwerste von der ganzen Geschichte. — — Mit dem Abschied vom lieben alten Husarenregiment beginnen. Was liegt dazwischen?

Wer hätte das noch vor zehn Jahren gedacht, daß man in solch'n paar Wochen so en passant 3 Weltteilen seinen Kratzfuß machen könnte? — Beginnen wir mit dem Abschied von der alten Garnison.

Nahm mir also Urlaub vom Alten. Sehr liebenswürdig aufgenommen. Kommandeur sehr freundlich. Wunderte sich auch gar nicht, wie ich gedacht, über mein Vorhaben. . . Fand im Gegenteil Plan durchaus zeitgemäß. Sprach von beneidenswerter Jugend und so was. Wußte kaum passendes mot für diese ganz ungewohnte Situation des Gestrengen zu finden, den sonst schon allein das Wort „Urlaub" aufregte.

Machte beinah den Eindruck, als ob der Alte mich, einen seiner besten Leutnants, hätte los sein wollen.

Aber weshalb denn das? Schleierhaft!

Sollte etwa gar Alice, seine junge Frau? — — Doch fast incroyable — das bischen Flirt und Sympathie!? — Nicht denkbar! — Konnte leider Madame vor dem Scheiden nicht mehr zu sehen bekommen.

Abschied von den Kameraden wurde doch schwer. Zu nette Kerle darunter. Vielleicht graues Elend von gestern — Katerstimmung. — Adieu. — In Genua. — Der schöne Georg von der Gesandtschaft in Rom herübergekommen, mir Adieu zu sagen. Nett von ihm. Der große Dampfer des Lloyd, die Expectation, ebenso prächtig ajustiert, als die Auguste Viktoria, lag bereit. — Wollte natürlich nicht mit Stangen reisen. Ist zwar viel billiger, man dabei aber mehr Kolli, als Mensch. — Die Schrauben begannen sich zu drehen, ich sagte Europa Lebe wohl!

Bei dem Lunch Fahrkollegen angesehen. Nicht viel Leute meines genres dabei. Einige globetrotter, und paar steifleinene Engländer mit reizenden jungen — aber auch schrecklich dürren, mit langen Pferdegesichtern ausgestatteten alten Ladys. Ein paar fesche, glutäugige, graziöse Ungarinnen mit ihren Gatten, schienen auf der Hochzeitsreise begriffen. Noch manche andere und ein Berliner mit seiner jungen Frau. Solch Berliner hält sich ja immer für das denkbar Feinste, so auch hier. Der Jüngling steckte ganz in weißem Flanell, hatte einen Hemdkragen, so hoch, wie der Eifelturm, Schnabelschuhe und umgekrempelte Hosen; sonst

Digitized by Google

aber das Äußere eines siechen Greises. Die kleine blonde Frau mit den blanken, vielverheißenden Augen, trug einen kurzen Rock und einen Herrenhut; war aber stramm und auch gut fundamentiert. Konnte mir bei dem Anblick dieses Ehepaares nicht viel von dessen nächstjähriger junger Remonte versprechen — doch glissons — andere Gesellschaft ganz hors de concours. — Meine great attraction während der Reise eine kleine Französin Madame Anais de Rancourt (mochte der Kuckuck wissen, wo sie den Frauen- und Adelstitel her hatte) eine wohlkonservierte Dame, so Ende der Zwanzig.

Ich betrat an dem zweiten Tage der Fahrt das Verdeck und sah in dem Schutze des großen Schornsteins ein reizendes Mädchen sitzen. Sie schlief und ihre Brust hob sich in sanften Atemzügen; wie bei einem Kätzchen. Glänzende helle Haare hingen wirr um den kleinen Kopf herum und über den vollen Purpurlippen unter dem stumpfen Näschen lagerte ein leichter Schatten. Dunkle Härchen keimten da. Kleine süße, weiße Patschchen ruhten verschlungen in ihrem Schoß. Pürschte mich heran, betrachtete sie eine Weile mit Entzücken und heiße Sehnsucht faßte mich, meinen kleinen Schnurrbart auf ihre im Schlaf lächelnden Lippen zu drücken. Schon neigte ich mich dazu über sie — da schlug sie die großen dunklen Augen zu mir auf und sagte lächelnd: „Unterstehen Sie sich, monsieur!“ — War aber gar nicht böse dabei, sondern gestattete mir, mich zu ihr zu setzen. — Das war der Anfang unserer Bekanntschaft. Sie erzählte mir, daß sie von einem Besuch ihrer Eltern in Paris nach Tokio zurückkehre, wo sie in einem großen Putzgeschäft als Direktrice in Stellung sei. — Auch sprach sie davon, daß sie Japan et le Japonais in den verflossenen 4 Jahren recht genau habe kennen gelernt. — Sie wurde in den Wochen ma petite institutrice in allem, was Japan anbelangte; sogar Sprachstudien wurden angefangen. Ja solche reizende kleine Lehrmeisterin — das ist doch noch was. Wie manche Stunde haben wir in den langen Wochen miteinander verplaudert. Wir wurden sehr intim miteinander. Mademoiselle erzählte mir mancherlei aus ihrem Leben und balanzierte oft auf der Grenze des Erlaubten. Aber trotzdem „elle l'avait dans le sang“, kam es nie zum Schlußeffekt. Hier und da einmal ein Kuß — das war alles. Mehr ein Schaukelsystem zwischen Liebe, Flirt und Amüsement. Mehr gab es nicht. Weshalb? Schleierhaft. — Erinnerung an die Zeit aber schön — ist's noch. — Was soll ich von weiterer Reise sagen? Steht ja alles im Wilson oder

Digitized by Google

Bädeker. Wir sahen das, wie ein Schwalbennest am Felsen hängende Villa Franca, umfuhren die Nordspitze Korsikas, des Landes, das dem grand empereur die Treue bewahrt hat, und erreichten Palermo. — Die Ruhe auf See, auch von unserem erhabenen Kaiser so geschätzt, herrlich. Diese absolut staubfreie, würzige Seeluft entzückte mich. Ich unterlag dieser force majeure und wurde bald der reine Seeschwärmer. — Hatte aber 'n Haken die chose. — Machte sich da eines Tages ganz plötzlich heftiger Passat auf, dabei packte mich diese Hexe „die Seekrankheit". Sie schüttelte mich, daß sich alles in mir nach außen kehrte. — Indeed — scheußlich. Da gibt es welche, die behaupten, nie seekrank zu werden. Der liebe Gott und die Stewardesse wissen es aber besser. Kenne ich, kenne ich alles. — Es gibt nichts gegen diese Plage, diesen Ekel, das physische Wehgefühl, bei dem sich der Geruchssinn verfeinert und der Dunst der Küche noch auf weite Entfernungen eine Explosion hervorruft. Eine scheußliche Situation — bombensicher. Zwar pflegte mich Anais aufopferungsvoll, Begleiterscheinungen waren mir aber so unästhetisch, bat sie fortzubleiben. — Noch als wir in den Hafen bei Suez einfuhren, war mir alle Schönheit rings umher — schnuppe — total schnuppe.

Und hatte mich doch so sehr auf „Te-Te" gefreut, dem ich ein Telegramm gesandt hatte. Alles Grau in Grau. — Mußte bei Suez an Eröffnung des Kanales denken, als unser damaliger ritterlicher Kronprinz, die Kaiserin Eugenie und viele Fürsten der Einladung des Vaters von „Te-Te" gefolgt waren. Unser Kaiser Friedrich tot, der Vizekönig tot, und Eugenie, „la grande amoureuse", eine alte Frau. Wie solche alte Frau aber aussieht, das weiß man ja. — Erst im Roten Meer wurde Zustand besser und konnte ich mich wieder dem so interessanten Verkehr mit Madame Anais hingeben. — „Elle était pour moi le meilleur dictionaire, que je puisse consulter."

Wir kreuzten dann den Indischen und Stillen Ozean, das Chinesische Meer, und da lag uns auch bereits Mikado Mutsu-Hitos neuester Besitz, die Insel Formosa, links zur Seite. — Wie mir ein Japaner namens Hiko, der sich uns in Suez angeschlossen hatte, erzählte, gab es nach dem chinesisch-japanischen Kriege zwei Schlauberger, das waren der Japaner Marquis Ito und der Chinese Li-ung-chang, die sich bei den Friedensverhandlungen in Shimonoseki gegenseitig über das Ohr zu hauen bemühten. — Die Japaner hatten Port Arthur genommen,

Digitized by Google

Korea besetzt und die Chinesen überall geschlagen, sie wollten Korea behalten, nach dessen Besitz sie schon so lange trachteten. Li-ung-chang spielte sich aber als Sieger auf und wollte nicht in die Abgabe Koreas willigen. Tagelang stritten sich beide deshalb herum. Da mischte sich das, stets auf seinen Vorteil bedachte Rußland hinein und sagte: „Nee, Mikado, so geiht det nich!" und Japan mußte dieser force majeure weichen und sich anstatt des reichen Koreas mit der Insel Formosa begnügen, die zwar „die Schöne" heißt, für die Japaner aber noch lange nicht die Schöne sein wird. — Das ärgerte die Japaner, denn das verlohnte nicht ihr tapferes Streiten, das machte den Kohl nicht fett. Sie schwiegen damals, aber es ist bombensicher, daß sie über kurz oder lang doch noch in den Besitz der heißersehnten Halbinsel Korea kommen werden. —

Am 2. Mai abends fuhren wir in den großen Hafen von Nagasaki auf Kiusio ein. — Das Paradies Japan war erreicht.

Wie ein Vogel mit ausgebreiteten Flügeln liegt das Inselreich auf dem in Rosa und blauen Tinten prangenden Meer. Auf dem Wasser glitten lautlos Hunderte von Dschunggen mit ihren braun-roten Segeln dahin und zwischen den hohen Bergen im Hintergrund des Ufers erschienen, wie eingesattelt zwischen den Höhenzügen, erst einzelne Holzhäuser, hoch aufsteigende Pagoden, Minarets und gar wunderlich verzierte Holzgiebel. Die Finsternis sank langsam herab und mit ihr begannen erst einzelne, dann immer mehr werdende Lichter aufzutauchen. Es waren die, die Straßen Nagasakis markierenden Gaslaternen und bunten Lampions. Unser Dampfer mit seiner langnachschleppenden Rauchfahne durchfuhr in dem Hafen die Reihen von Hunderten von Fahrzeugen aller Länder. Da — ein gellender Pfiff; die Schrauben stoppten; der Anker sank rasselnd in die Tiefe — Nippon war erreicht. — Meine Reiseroute führte mich zwar eigentlich direkt nach Tokio, denn in seiner Hauptstadt lernt man ja bekanntlich am besten ein Land kennen, aber meine kleine Anais meinte, ich würde ein viel günstigeres Entrée haben, wenn ich die Eisenbahn nach Chimonoseki benutze, von dort mit einem der vielen, nach Kobe fahrenden Dampfer das Inlandsmeer durchkreuze und dann mit der Bahn von Kobe noch Tokio fahre. Sie sagte, daß mir Japan auf diese Weise am besten seine Honneurs machen werde, denn so etwas, wie das Mittelmeer, das gebe es in der Welt nur einmal. Und Anais mußte es ja wissen. Dieser kleine,

Digitized by Google

schwarzäugige Racker hatte mich in den Wochen doch so gründlich unter ihren winzigen Pantoffel gekriegt, daß ich nach ihrem Willen tat. —

Muß man die Feste feiern, wie sie fallen. So nahm ich denn von ihr Abschied. Sie war dabei wieder einfach zum Küssen. Ihr letzter Zuruf lautete: „Adieu, Richard, au revoir à Tokio". — Ein Winken mit dem Taschentuch. Ich mußte sie zurücklassen. Aber ich hoffte, sie wiederzusehen und — dann — —.

Ich nahm mir an dem Quai zwei der dort haltenden Menschendroschken, Nikshawes genannt, und ließ mich mit meinen Koffern nach dem mir empfohlenen Hotel Bellevue fahren. Ich hatte bis dahin außer dem holden Mandschuknaben, der vor einem Jahr als Sühneprinz in das Palais getrieben wurde, und einigen, teils echten, teils imitierten eierdottergelben Chinesen in den Straßen Berlins, noch keinen echten Chinamann gesehen. Stellte mir darunter eine elende, schwächliche Nation vor. Der Kuli aber vor meinem Wagen stimmte mich um. Hei, wie der trabte, der Kerl war ja das reine Vollblut, ja, das war Klasse. Wie bei einem Rennpferd in Form traten seine Adern wie Stränge auf seinem gelben Fell hervor, während Ströme von Schweiß davon herabflossen. — Ermüdung kannte der nicht, nein, wahrhaftig nicht. — Kleiderluxus war nicht, aber absolut nicht. Nur ein Tüchelchen von der Breite einer Kravatte galt als Feigenblatt, sonst war er nackt — total nackt. — — Ich machte an dem nächsten Morgen, nachdem ich wie ein Bär geschlafen, einen Bummel durch die Stadt. Mein Zug ging erst um 11, da hatte ich Zeit. — Die Eindrücke, die ich von den Straßen und der Bevölkerung Nagasakis erhielt, werde ich, da sich alle Städte Japans darin gleichen sollen, beschreiben, wenn ich mehr davon gesehen habe. Kann aber schon eins sagen. Ich war davon ganz baff, beinah stupefait, denn so etwas von Straßenszenen hätte ich doch nicht für möglich gehalten. — Während ich noch so dastand und alle diese Wunder anstaunte — da plötzlich: „Schindera und Trommelklang". Ein Infanteriebataillon kam durch die Hauptstraße daher, das zum Exerzieren ausrückte. — Die Füsiliere waren zwar kleine, aber dratige, gut angezogene Kerle von streng militärischer Haltung, in gleichem Schritt und Tritt. — Der Bataillonskommandeur, Adjutant daneben, an der tête, die Leutnants bei ihren Zügen, Schellenbaum und Musik, alles „tout comme chez nous".

Ja, waren denn das noch die Samurais, die Schwertmänner, von denen ich in den Werken über Japan gelesen? Nein, das

Digitized by Google

war ja unser preußischer Drill, dieses unumgänglich nötige Element der militärischen Erziehung. Man sah, daß europäische Instrukteure das fast Unglaubliche geleistet hatten, in zwanzig Jahren aus den Japanern tüchtige Soldaten zu erziehen. — Da marschierten sie dahin und ihre Musik spielte: „Auf in den Kampf torero" — ganz wie bei uns. — Aber nicht diese Soldaten waren es allein, die in ihrer Erscheinung ganz andere geworden waren, auch das Publikum hatte sich total verändert. Seine Indolenz, von der ich in den Büchern gelesen hatte, war verschwunden und hatte einem ganz auffallenden Interesse an dem „Volk in Waffen" Platz gemacht. Ob hieran die von dem Major Meckel eingeführte allgemeine Heerpflicht schuld ist? Wahrscheinlich. — Da standen diese Menschen, zum großen Teil noch in ihren althergebrachten Kostümen, den Kimonos und Haoris, in dichten Reihen da, staunten die Söhne des Volkes an und freuten sich ihres stattlichen Aussehens. — Eine eigenartige Begeisterung hat sich der Japaner bemächtigt, seitdem ihre Truppen zum erstenmal mit denen der anderen Mächte in Konkurrenz getreten sind und mit diesen Seite an Seite gefochten haben. Ihre Hochschätzung unseres „Weltmarschalls" konnte man überall ausgesprochen hören. Es schien fast so, als hätten sie sich seitdem auf sich selbst besonnen und sich gesagt: „Wir wollen der Kulturstufe, auf die uns unser Mikado und sein Minister Ito, dieser Bismarck Japans, gebracht haben, Ehre machen. Wir werden das Erreichte, das wir durch unsere Industrie, unseren Handel und unseren Fleiß erwarben, verteidigen und eine Großmacht werden, die sich den anderen Weltmächten gleichberechtigt an die Seite stellt. — Ich war durch den Anblick dieses Militärs und der Volksbegeisterung total überrascht und meine Auffassung des Erschauten wurde nachher durch das Urteil des Englischen Legationssekretärs Mister Cheetham, eines Bekannten von mir, den ich aufsuchte, bestätigt. Er meinte: „Ja, der Aufschwung dieses Volkes ist wunderbar; die Japaner sind es wert, daß man mit ihnen ein Bündnis eingeht. In den Kerls steckt was drin, das haben wir bereits an dem Tage von Tientsin erkannt.

Doch ich mußte nun Nagasaki verlassen. Mein Zug führte mich dem Norden, dem Platze Chimonoseki zu.

Digitized by Google

Deutsche Kunstausstellungen 1904.

III.

München.

Von Max Osborn.

Mit dem „Niedergang Münchens als Kunststadt", den man schon vor bald vier Jahren prophezeien wollte, hat es noch gute Wege! Noch immer hat die liebe Stadt an der Isar ihre wundersame Behaglichkeit, die so froh zu beschaulichem Genießen einlädt, noch immer lebt und webt hier die alte bodenständige Kultur, die jede Straßenwanderung zu einem Vergnügen macht, noch immer weht über den Türmen der Biermetropole jene freie, lustige Luft, in der künstlerische Schöpfungen so eigentümlich gut gedeihen. Gewiß, wenn man nach längerer Pause den Boden Münchens wieder betritt, will es zuerst seltsam, ja fast unbegreiflich erscheinen, daß diese Stadt der stärkste und wichtigste Hort der deutschen Kunst werden konnte. Eine Atmosphäre satter Philisterhaftigkeit und kleinbürgerlichen Behagens, ein Dunst beschränkter Biergemütlichkeit strömt dem Ankömmling entgegen, eine gewisse träge Schwerfälligkeit liegt über dem ganzen Leben. Es fehlt das sprühende Temperament des Rheinländers, die sinnierende Träumerei des Schwaben, die kleinpariserische Grazie des Sachsen. Alle diese Leute, die man durch die Straßen schlendern, ohne Eile zur Arbeit gehen oder in den Wirtshäusern sitzen sieht, scheinen lebendige Proteste gegen den stolzen Namen „Isar-Athen" zu sein, den man ihrer Vaterstadt beigelegt hat. Erst allmählich erkennt man wieder unter der Oberfläche die Elemente des bajuvarischen Volkscharakters, die seine Begabung zu künstlerischem Schaffen und zur Pflege der Kunst bedingen: die Lust am bunten Leben, die ausgesprochene Freude an der Farbe, an blinkendem Schmuck, den Hang zu vergnügter Sorglosigkeit, den derben, urwüchsigen Humor, die Fähigkeit, zu plaudern und zu erzählen, den Sinn für phantastische Erfindung, die stark hervortretende gemütliche Veranlagung, hinter der die Intelligenz durchaus zurückstehen muß. Wenn auch München als „Markt" nicht mehr ganz auf der früheren Höhe steht und wirklich von Berlin ein bischen überholt worden ist, dort steht der junge, wie der alte Künstler doch auf einem für seine Zwecke viel fruchtbareren Boden, als bei uns. Das Leben ist ruhiger, milder, nicht so von Ehrgeiz, Ruhmsucht und Goldlust beherrscht, nicht so von allgemeiner Hetzjagd erfüllt. Und reiche ästhetische Anregungen fließen dem, der sie zu erkennen und zu nutzen weiß, von allen Seiten zu.

Was überdies München vor Berlin auf lange hinaus einen ungeheuren Vorsprung sichert, ist die im allgemeinen bewundernswert verständige Art, in der sich dort der öffentliche und offizielle Kunstbetrieb entwickelt hat. Es ist selbstverständlich dafür gesorgt, daß dabei auch Fehler gemacht werden. Wir müßten nicht zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts leben, wenn hier garnichts geschähe, was Widerspruch herausfordert. Aber man hat in München doch Respekt vor dem geheiligten Bilde der alten Stadt, man

Digitized by Google

reißt doch nicht ihre ehrwürdigen Bauwerke herunter, man zerstört doch nicht den als wertvoll erkannten Anblick charakteristischer Plätze, man stellt doch die minderwertigen Denkmäler nicht gleich zu Dutzenden auf, und man gibt sich bei der Aufführung öffentlicher Bauten doch wenigstens einigermaßen Mühe, den guten Geschmack nicht zu kränken. Man hat das bestimmte Gefühl: so ganz schlimme Dinge, wie wir Berliner sie aus eigener Anschauung nur zu wohl kennen, wären hier schlechthin unmöglich. Schon deshalb, weil sich die offiziellen Instanzen, staatlichen, wie städtischen Charakters ihre künstlerischen Helfer nicht einseitig auswählen, sondern sich an die besten und frischesten Kräfte halten, die zur Verfügung stehen. Die bayerische Regierung stellt sich völlig unparteiisch zwischen die beiden großen Organisationen der Künstlerschaft, die Genossenschaft und die Sezession, sie unterstützt beide, räumt beiden staatliche Ausstellungsgebäude ein, und macht, ebenso wie der Hof, in den Veranstaltungen beider Körperschaften, auch — man denke! — in der Sezession, Ankäufe für die Galerien und öffentlichen Gebäude. Und ebenso gibt man auch inbezug auf die Gestaltung der Stadt nach jeder Richtung hin den künstlerischen Gedanken der Gegenwart Gelegenheit, ihre Kraft zu zeigen.

Nur in einem Punkte braucht sich Berlin vor München nicht zu schämen: im Ausstellungswesen. Hier wetteifert die Bayernstadt mit der Preußenstadt in Rückständigkeit und Langeweile. Wie Berlin, ist München hinter den kleineren und jüngeren Ausstellungszentren um ein Erkleckliches zurückgeblieben. Wie bei uns, hat an der Isar namentlich die Kunstgenossenschaft die kostbaren Gelegenheiten, die sich boten, den Sezessionen einen Teil des so günstigen Windes aus den Segeln zu nehmen, ungenutzt vorübergehen lassen.

Wenn man in diesem Sommer die Genossenschaftsausstellung des Münchner Glaspalasts betritt, so faßt einen der ganze Jammer dieser Zustände an. Was für ein Ungetüm ist das! Fünfundsiebzig Säle von zumeist recht respektablem Umfang! Ein Gefühl der Müdigkeit beschleicht mich, wenn ich nur an diese Rundgänge denke. Der Besuch wird zur Arbeit, und der Genuß, den man empfindet, schrumpft auf ein kaum mehr wahrnehmbares Minimum zusammen. Immer gebieterischer steigt angesichts solcher Ausstellungsmonstra die Frage auf: wem ist mit diesen ungeheuren Veranstaltungen überhaupt noch gedient? Die Kunst geht hier völlig leer aus, das Publikum hat nichts davon, und die Künstler infolgedessen auch so gut wie nichts. Es ist selbstverständlich, daß bei einer so unübersehbaren Menge der aufgestapelten Arbeiten nur ein verhältnismäßig kleiner Prozentsatz über das Niveau des Belanglosen hinausragen kann, daß man ganze Viertelstunden Wand auf Wand Revue passieren lassen muß, ohne sich irgendwie gefesselt, geschweige denn aus dem seelischen Gleichgewicht der Alltäglichkeit aufgerüttelt zu fühlen. Man kann zum Überdruß noch feststellen, daß die Münchener Glaspalast-Jury an sündhafter Weitherzigkeit und Gutmütigkeit den Göttern minderen Grades gegenüber die geplagte Berliner Lehrter Bahnhof-Kommission noch übertrifft.

So kann es nicht weitergehen! Ist unser ganzes Kunstausstellungswesen schon auf einem Wege, der früher oder später zu einer Krisis führen muß, so haben sich diese Riesenmärkte von München und Berlin zu Karikaturen aller Ausstellungsmöglichkeiten ausgebildet. Es wird schließlich

Digitized by Google

auf der ganzen Linie eine allgemeine Abspannung eintreten, das starke Kunstinteresse, das sich in Deutschland im letzten Jahrzehnt zweifellos entwickelt hat, wird einer Müdigkeit und einem Ueberdruß weichen, die wieder zur Folge haben werden, daß sich die Käufer, um nicht in den unübersehbaren Meeren dieser Bilderansammlungen zu versinken, nur noch an ein paar Künstler mit „berühmten" oder wenigstens „eingeführten" Namen halten, und die so lebhaft andrängenden Massen der weniger Bekannten dadurch ganz in ein gefährliches Kunstproletariat hineingetrieben werden. Vielleicht allerdings wird auch dies sein Gutes haben, vielleicht werden dadurch dann die zahllosen jungen Leute, die heute zu künstlerischer Betätigung streben, mehr und mehr davon zurückgehalten, die hohe Kunst gleich zu ihrem Lebensberuf zu machen, vielmehr auf die unbegrenzten Möglichkeiten kunstgewerblicher Arbeit hingewiesen, wo immer noch Kräfte zu brauchen sind, wo sich weit eher eine gesunde materielle Lebensbasis erwerben läßt, und von wo die Auslese der Besten und Tüchtigsten dann immer noch zu jeder Zeit den Aufstieg zu freier Kunstübung nehmen kann — wie es die Meister früherer Jahrhunderte taten . . . .

Wenn wir indessen einmal von solchen prinzipiellen Dingen absehen und danach fragen, was denn nun die Glaspalastausstellung dieses Jahres im Einzelnen Positives bietet, so ist natürlich trotz alledem eine Reihe von Erscheinungen zu nennen, die Aufmerksamkeit und Beachtung verdienen. Das Unglück ist ja eben, daß das Bemerkenswerte und Bedeutsame von der Masse des Gleichgültigen erdrückt, daß ihm die Luft weggenommen wird. So muß man recht lange umherwandern, bis man in die Säle gerät, die das größte Interesse beanspruchen: nämlich die der Münchener Künstlervereinigung „Die Scholle". Die Männer der Scholle zeigen sich hier in einem überraschenden Aufschwung begriffen, der sich auch schon in ihren diesmal auf die Berliner Sezessionsausstellung entsandten Bildern ankündigte, der aber erst hier in seiner ganzen Bedeutung erkennbar ist. Diese Gruppe, zu der die Maler Fritz Erler, Erler-Samaden, Georgi, Eichler, Voigt, Weise, Putz, Püttner und einige andere gehören, ist seit geraumer Zeit bestrebt, über gewisse moderne Einseitigkeiten technischer, wie gegenständlicher Natur hinauszukommen und den Betrieb der jüngeren Münchener Malerei durch eine stärkere Betonung des dekorativen malerischen Elements, sowie durch einen größeren Reichtum der stofflichen Erfindung, wie die Heranziehung volkstümlicher Motive, aufzufrischen. Dabei geriet sie bisher oft in dem Bemühen, die analytische Art des Schulimpressionismus zu vermeiden, zu einer etwas leeren, allzu summarischen Technik, deren Schwächen um so augenfälliger waren, als die Künstler sich oft an gar zu große Formate wagten, die sich auf solche Weise am allerwenigsten beherrschen lassen. Nun haben die Schollen-Leute einen ganz auffallenden Schritt vorwärts getan. Ihr malerischer Vortrag ist lebhafter geworden und hat sich vertieft, ihre Palette ist reicher, ihr Farbensinn für die komplizierten Eindrücke der Welt empfänglicher, ihr Licht klarer und ihre Luft transparenter, als bisher. Jetzt ist selbst auf einem so kolossalen Bilde, wie Georgis „Leonhardifahrt in Oberbayern", dieser prächtigen Gruppe sonntäglich geputzter sauberer „Deandln" auf grün geschmücktem Leiterwagen, kaum eine leere oder gar tote Stelle zu finden. Robert Weises Porträtkunst, die schon immer zu den besten Leistungen der „Scholle" gehörte — auch in der Nationalgalerie hat

Digitized by Google

ja bereits ein schönes Werk des Künstlers Aufnahme gefunden —, hat sich noch weiter entwickelt und verfeinert. Walther Püttner hat in derben und frischen Farbenstudien, Leo Putz in zwei flott und weich gemalten Gesellschaftsbildern aus der Gegenwart und der Biedermeierzeit, Adolf Münzer in einer malerisch, wie kompositionell sehr aparten Münchener Karnevalsszene eine ganz neue Note angeschlagen.

Neben der „Scholle" rettet die „Luitpold-Gruppe" die Ehre der Glaspalast-Malerei. Sie kann nicht so interessante und effektvolle Dinge ins Feld führen, wie jene sie diesmal zu bieten hat, aber ihre Säle haben ein sehr gutes Niveau, und es ist gute ehrliche Arbeit, die hier geleistet ist. Mit Vergnügen sieht man Raffael Schuster-Woldans geschmackvolle Malerei, der, neben einer „Sonett" betitelten Gruppe in seiner bekannten Art mit dem matten altmeisterlichen Goldton als Dominante, ein großes Familienbildnis von außerordentlichen malerischen Qualitäten ausgestellt hat; mit Vergnügen daneben die frischen, in durchaus individueller Auffassung voneinander sich abhebenden Landschaften von Baer, Ubbelohde, Hermann Urban, Küstner, Franz Hoch und Wenzel Wirkner, einem homo novus, die alle Stufen von impressionistischer Breite bis zu liebevoller Ausmalung des Einzelnen, von deutsch-volksliedmäßiger Stimmung bis zu heroischer Stilisierung, von weicher Träumerei bis zu derbem Realismus durchlaufen. Walther Thor, Carl Marr und Sophie von Scheve, letztere mit dem feinen Bildnis der Ricarda Huch, treten unter den Porträtisten hervor. Ernst Liebermann strebt in seinen schön gewählten, dekorativ gehaltenen Ausschnitten aus deutschen Landschaften, Matthäus Schiestl in seinen mit altdeutschen Zügen untermischten Figurenbildchen in Tempera nach volkstümlichen Wirkungen. Philipp Otto Schäfer wandelt auf Puvis de Chavannes-Pfaden in ein zeitloses Idealland. August Roeseler rückt in einer kostbaren Kirchweihrauferei das ganze grobe Geschütz des oberbayerischen Humors heran. Adolf Heller, auch einer der weniger Bekannten aus der Luitpold-Gruppe, stellt ein paar sehr geschmackvolle Interieurs und das geschickt gemalte Biedermeierporträt einer jungen Dame aus. Man sieht, es ist eine vielseitige, auf keine Richtung und Strömung eingeschworene Gesellschaft, die sich hier vereinigt hat. Neue Wege werden allerdings weder gebahnt, noch gewiesen, aber die in den letzten Jahren freigelegten Straßen werden mit Eifer und Erfolg ausgebaut und gefestigt. Die Säle dieser Gruppe geben ein Muster im kleinen, wie eine Ausstellung, auch ohne stürmische Führergeister, aussehen kann und muß.

Die dritte Stelle, an der sich die Münchener Kunst im Glaspalast mit Anstand sehen lassen kann, ist die Sonderausstellung von Werken Rudolf Maisons, die im großen Kuppelraum des Riesengebäudes den Besucher gleich beim Eintritt grüßt. Maison, der am 12. Februar dieses Jahres, noch nicht fünfzigjährig, gestorben ist, war eine der wenigen eigenartigen Persönlichkeiten, deren sich die deutsche Plastik der Gegenwart rühmen konnte. Zwar die letzten Urteile, die zu des Künstlers Lebzeiten über ein Werk seiner Hand öffentlich ausgesprochen wurden, mußten recht absprechend lauten; denn dies Werk: das Modell zum Reiterstandbilde Kaiser Friedrichs auf der Berliner Museumsinsel, das man im vergangenen Sommer in der Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof sah, war leider recht verfehlt. Doch man hatte damals die bestimmte Hoffnung, daß der Künstler, soweit das möglich

Digitized by Google

gewesen wäre, noch im letzten Stadium der Arbeit manches geändert hätte, und es war tragisch, daß Maison dahingehen mußte, ohne in dieser Weise und durch neue Werke die Schlappe, die er davongetragen, und die ihn empfindlich schmerzte, wieder gut machen zu können. Doch was wir sonst von ihm besitzen, wird seinem Namen für alle Zeit einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der deutschen Bildnerei wahren; das zeigt die Münchner Ausstellung seines Lebenswerkes aufs neue. Man sieht dabei vor allem die glänzende Reihe der kleineren Arbeiten, in denen Maison einen durchaus originellen Ton angeschlagen hat, die reizenden Statuetten, die in ihrem kaum mehr überbietbaren Realismus und ihrer sorgfältigen Bemalung immer aufs neue den Eindruck verblüffender Lebendigkeit machen: den Augur, der mit feistem Römergesicht dem Opferwein im Kruge liebevoll zublinzelt, den sitzenden, in tiefstes Nachdenken versunkenen Philosophen im antiken Kostüm, das Faunmädchen mit der Gans, den Neger auf dem Esel; alles Proben eines fabelhaften Könnens, die zugleich für die Möglichkeit der polychronen Plastik einen schlagenden Beweis geben. Dann aber stieg Maison zu anderen plastischen Problemen empor. Er verließ den Realismus und strebte zum Monumentalen. Für den Bahnhofsplatz in Fürth schuf er den schönen Brunnen, der eine so hübsche Allegorie auf den Charakter des Platzes darstellt: ein daherstürmender Centaur wird von anderen Naturgeistern in seinem Lauf aufgehalten und festgebunden — wie die Lokomotive in ihrem rasenden Vorwärtseilen auf dem Bahnhof plötzlich zum Stillstehen gebracht wird. Für den Domplatz in Bremen modellierte Maison einen anderen interessanten Brunnen, auf dem die kraftvolle Gestalt eines Ruderers, von Merkur geleitet, ihr Boot gegen tückische Wassergeister tapfer vorwärts führt. Dann aber folgten seine großartigsten Monumentalleistungen: Die beiden herrlichen gepanzerten und berittenen Bronzeherolde auf dem Ostgiebel des Reichstagsgebäudes, deren dunkle Silhouetten sich so majestätisch vom hellen Himmel abheben, und die nicht minder imposanten Reiter für das Bremer Rathaus. Den Modellen für diese Werke gesellen sich in der Münchner Ausstellung andere große Entwürfe zu, Reiterskizzen und dekorative Figuren für die Münchner Ludwigsbrücke, für den Justizpalast der bayerischen Hauptstadt und anderes. Auch einige Porträtbüsten kommen hinzu, die aber nie Maisons Stärke gewesen sind. — Wandert man weiter, so findet man im Glaspalast immerhin noch einige Säle, in denen der fleißige Besucher bei angestrengtem Studium gelegentlich etwas Interessantes entdeckt, so in dem Raum der „Schleswig-Holsteinischen Kunstgenossenschaft", wo sich manche gute Ansätze finden; so ferner in den weitläufigen Gängen, wo eine Anzahl schottischer und italienischer Maler einquartiert sind, oder bei den vereinigten Berliner Klubs. Aber diese spärlichen Oasen-Genüsse sind nur durch stundenlange Wüstenmärsche zu erkaufen. Das sind qualvolle Proben auf die Geduld des gutmütigen Kunstfreundes, denen schließlich als Eindrucksresultat eine ungeheure Erschlaffung und Ermüdung folgt. Welch ein Jubel, wenn man den letzten der fünfundsiebzig Säle glücklich „erledigt" hat!

Es war das große Verdienst der Münchner „Sezession", der ersten deutschen Künstlervereinigung dieses Namens, daß sie gleich in ihrer ersten Ausstellung 1893 das Prinzip der Allgüte, das im Glaspalast herrschte und herrscht, ad acta legte, und den Grundsatz sorgfältigerer Auswahl und

Digitized by Google

Siebung aufstellte. Doch auch die Sezession ist, hier, wie anderwärts, das soll nicht verheimlicht werden, im Laufe der Jahre inbezug auf das Ausstellungswesen nicht mit genügender Frische fortgeschritten. Jener Vorteil der Auslese blieb, gewiß. Aber im übrigen hielt man sich doch auf den gewohnten Bahnen. Früher, als nur alle zwei Jahre oder auch alle Jahre einmal in Deutschland eine Kunstausstellung zu sehen war, konnte man sich damit begnügen, einfach die jüngste Produktion zur Schau zu stellen. Das geht heute nicht mehr an. Jetzt werden wir jeden Sommer mit Ausstellungen überflutet. Finden wir überall die gleiche Aufreihung, so erlahmt das Interesse; und die Produktion, so ungeheuer sie sich entwickelt, ist überdies dennoch gar nicht imstande, ohne ständige Wiederholungen, den Bedarf zu decken. So sann man denn auf allerlei anregende Mittel, die durchaus nicht immer nur äußerliche Effekte sein müssen. Aber die Münchner Sezession war, ähnlich wie die um mehrere Jahre jüngere Berliner, zu stolz dazu, sich solche neuen Gedanken zunutze zu machen.

In diesem Jahre nun hatte man in München die schönste Gelegenheit, einmal mit durchgreifenden Reformen zu beginnen: der „Deutsche Künstlerbund" sollte im Hause der Sezession an den Propyläen, gegenüber der Glyptothek, zum ersten Male als eine geschlossene Macht auftreten! München sollte die Ehre haben, dieser neubegründeten Vereinigung der jungen Kunst im ersten Jahre ihres Bestehens Gastfreundschaft gewähren zu dürfen. Das hätte eine Ausstellung werden müssen, wie sie noch nicht da war! Genügte das Gebäude am Königsplatz, das der Sezession vom bayerischen Staate in so entgegenkommender Weise für ihre Zwecke eingeräumt ist (o Berlin!), zu einer großen und umfassenden Demonstration nicht, so hätte anderweitig Rat geschafft werden müssen. Jedenfalls muß das, was nunmehr in München zustande gekommen ist, einigermaßen enttäuschen. Es sei gleich hinzugefügt, daß es selbstverständlich nur nach Maßgabe der besonderen und gesteigerten Ansprüche enttäuscht, die man hier stellen darf, daß, absolut genommen, oder gar an dem Maßstabe der Glaspaläste in Berlin und München gemessen, diese erste Ausstellung des Künstlerbundes eine mit Geschmack und ernster Kritik zusammengesetzte ist, daß sie viel Außerordentliches und auch sonst fast ausschließlich Proben wirklichen Talents enthält. Aber etwas Hinreißendes, Sieghaftes ist sie nicht. Die Freunde des Künstlerbundes allenthalben werden sich der Empfindung nicht verschließen können, daß mit den zur Verfügung stehenden Kräften noch etwas ganz anderes hätte erreicht werden müssen. Was wir jetzt sehen, ist lediglich eine kaum erweiterte Ausstellung der Münchner Sezession, die uns ja auch sehr willkommen ist, die aber unseren reaktionären Kunstkreisen keine Vorstellung von der Höhe der künstlerischen Potenzen zu geben vermag, die sich in jenem ganz Deutschland umfassenden Bunde gegen Mißachtung und Vergewaltigung zusammengefunden haben. Anordnung und Arrangement stecken schlechthin im alten Gleise. Warum hat man nicht alles aufgeboten, einen großen Schlag auszuführen? Alle Kräfte einmal zu konzentrieren? Zugunsten der großen gemeinsamen Aktion die Ausstellung von Werken der einzelnen Mitglieder an anderer Stelle in diesem Sommer nach Möglichkeit zu verhindern? Um nur ein Beispiel für viele anzuführen: wie durfte man sich Max Klingers große neue Skulptur „Das Drama" entgehen lassen, wie war es möglich, daß ein solches Werk einer anderen Aus-

Digitized by Google

stellung zugute kam! Die Münchner Herren erscheinen hier, wie in anderen Fällen, nicht einmal so sehr schuldig, wie die ganze Künstlerschaft und die Leitung des Bundes, der nun wirklich einmal seine Einigkeit und Geschlossenheit hätte beweisen müssen. Es hätte ein Fanfarenstoß werden müssen, eine brausende Ouverture, und ist ein gar sanftes Liedlein geworden, auf der Flöte zu spielen.

Man möchte annehmen, daß dies erste Auftreten des Deutschen Künstlerbundes noch nicht seine eigentliche Premiere, sondern erst eine öffentliche Generalprobe gewesen ist. Wobei dann allerdings festzustellen wäre, daß diese Generalprobe eine verunglückte war, daß die Premiere verschoben werden und auf einer ganz anderen Regie aufgebaut werden muß. Als ein solches Vorspiel der erst zu erwartenden großen Aktion mag sie dann immerhin gelten. Denn so viel man gegen sie einwenden mag, sie ist in der Auswahl der Kunstwerke doch eine recht interessante Darbietung. Daß die Münchner diesmal die erste Rolle spielen und numerisch allzusehr überwiegen, kann nicht weiter Wunder nehmen. In Ausstellungsdingen hat der Wirt nicht ohne weiteres die Verpflichtung, hinter seinen Gästen bescheiden zurückzutreten. Die Kunst der Münchner Sezession zeigt sich dabei nicht eigentlich als eine Bannerträgerin, die ganz Deutschland zu neuen Heldentaten führen könnte, sondern mehr als eine treue Hüterin und Schützerin dessen, was im letzten Jahrzehnt errungen wurde. Das will sagen, daß uns in ihren Werken keine neuen Perspektiven eröffnet und keine tieferen Erschütterungen vermittelt werden, daß aber eine gewisse reife Ruhe über ihnen liegt, die sehr angenehm berührt.

Wir begrüßen die Hauptpersönlichkeiten in ihrem gewohnten Kreise. Fritz von Uhde hat wieder eins der schönen Bilder ausgestellt, in denen er immer aufs neue den Licht- und Luftproblemen nachgeht, die er im Garten seines Starnberger Hauses findet, wo seine blonden Töchter unter dem schillernden Grün der Bäume sitzen, und wo sein großer Hund, der mit zur Familie zu gehören scheint, sich tummelt. Es ist kostbar, zu beobachten, wie Uhde dem so oft schon behandelten Motiv immer neue Reize zu entlocken versteht, wie er immer von einer neuen Seite her versucht, dem verstreuten Licht seine Geheimnisse abzulauschen. Franz Stuck erscheint in seinen jüngsten Werken wieder kraftvoller, als vorher. Zwar die Frauenköpfe, die er seit geraumer Zeit so gern malt, und die eine gangbare Ware geworden, sind auch jetzt noch von einer schier unheilbaren Leere. Aber er hat daneben diesmal ein Kinderbild ausgestellt, das eine recht feine Arbeit ist. Und in dem Gemälde einer badenden Susanna leuchtet wieder einmal die ganze Glut von Stucks dekorativer Koloristik auf, die man lange nicht mehr genossen hat. Der blaue Mantel der Badenden, das helle Gelb der sonnenbeschienenen Wiese, die im Hintergrunde durchschimmert, die zinnoberroten Gewänder der Alten, das gibt einen lauten, aber wohlabgewogenen Effekt, und aus diesem starken Akkord hebt sich schillernd und leuchtend der weiche nackte Frauenkörper der überraschten Susanne heraus.

Besonders interessant ist auf der Ausstellung das Porträt. Auch die Münchner haben Teil daran. Ludwig Herterich malte eine stattliche elegante Frau mit ihrer jugendlichen Tochter und stellte zwischen die Köpfe der beiden einen Blumenstrauß von sehr geschickt gewählten Farben. Leo Samberger hat eine Reihe vortrefflicher Bildnisse in seiner von Lehnbach

Digitized by Google

angeregten, aber dann ganz selbständig weitergebildeten Art ausgestellt, feine Charakteristiken kluger Gesichter, die aus dunklem Hintergrunde zu uns herüberblicken. Man fühlt, daß man es hier mit einem Künstler zu tun hat, der in Menschenseelen zu lesen versteht. Ein neuer Name ist für uns Adolf Levier, der einen jungen Malerkollegen von adliger Familie sehr reizvoll als biedermeierisch-modernen schlanken Junker mit geschweiftem Zylinder, weitem Rock, langer heller Weste, Reitpeitsche und hohen Stiefeln, in Begleitung eines sehr putzigen kleinen Hundes, porträtiert hat.

Heinrich Zügel führt die bedeutsame Gruppe der Münchner Tiermaler. Er hat jetzt in der Malerei seiner geliebten Rinder eine Kraft und Größe erreicht, die seine Bilder unmittelbar neben die des Fontainbleauers Troyon stellen, den er an malerischer Wucht aber fast noch übertrifft. Zügels Tiere haben nun auch ihre materielle Schwere wiedergewonnen, die sie eine Zeit lang zugunsten einer beinahe schon transparenter Helligkeit verloren hatten. Unter den Landschaften nimmt Karl Haider eine besondere Stellung ein. Er gehört zu den wenigen in Deutschland, die sich heute eine völlig persönliche Behandlung der Natur angeeignet haben. Seine liebevolle, mit feinem Pinsel jedem Strichlein nachgehende Technik mahnt an altmeisterliche Vorbilder, seine volksliedmäßige Stimmung an Hans Thomas deutsche Note, und die Phantasie, mit der er neuerdings seine Landschaften belebt, ist von fern durch Böcklin befruchtet. Aber aus allen diesen Motiven hat Haider sich eine so selbständige Sprache gebildet, daß man mit einer hohen Freude vor seinen Bildern steht. Er hat diesmal drei Werke ausgestellt, die von gleich starkem Zauber sind. Ein „Mädchen mit Blumen" ist das eine, ein holdes erblühendes Bauernkind, das uns mit einem Sträußchen bunter Feldblumen aus dunkeln Unschuldsaugen ansieht, während weit hinter ihm die deutsche Landschaft sich dehnt. Alles ist aufs sauberste, man möchte sagen: aufs peinlichste durchgestrichelt, und dennoch ist das ganze Werk licht und frei. Es ist eine im Goetheschen Sinne „reinliche" Kunst. Dann türmen sich düstere Toteninselfelsen in öder Gegend, durch deren finstere Öffnung, an dunkeln Trauerbäumen vorbei, Charon in seinem Ruderboot müde Seelen ins Jenseits geleitet — eine deutsche Sagengestalt mehr als der Fährmann des griechischen Orkos. Auch wenn Dante und Virgil bei Haider im Paradiese Beatrice begegnen, bleibt diese mit Worten schwer definierbare deutsche Stimmung, die in des Künstlers Welt heimisch ist. Ein paar Bilder seien noch erwähnt, die für sich allein stehen: Christian Landenbergers „Christus im Felsengrabe", eine bewundernswerte Aktstudie von kühnem Realismus in der Behandlung des verwesenden Fleisches, über dessen grausige Sterblichkeit dennoch der edle Ausdruck einer erdentrückten Empfindung triumphiert; Albert von Kellers neue Arbeiten, die den willkommener Beweis bringen, daß seine Kunst, zum Teil unter dem Einfluß eines vorzüglich geeigneten neuen Modells, ihren in den letzten Jahren oft glatten und süßlichen Kolorismus wieder aufgegeben hat; schließlich die reizenden Temperabildchen von Adolf Hengeler, dem fröhlichen Zeichner der „Fliegenden Blätter", der sich von seinen illustrativen Schnurren gern in geschmackvollen kleinen Malereien erholt, die ganz anspruchslos auftreten, aber in ihrer koloristisch-dekorativen Manier überaus liebenswürdige Gaben sind.

Die Vertreter der anderen deutschen Kunststädte, die allenthalben unter die Münchner verstreut sind, haben sich nicht allzusehr angestrengt. Sie

Digitized by Google

haben vielfach lediglich ältere Arbeiten gesandt, während sie die neuen für andere Veranstaltungen dieses Sommers reservierten — auch ein Beweis für die mangelnde Straffheit in der Organisation des ersten Bundesunternehmens. So ist von den Berlinern Liebermann mit seiner prachtvollen Papageienallee aus dem Zoologischen Garten von Amsterdam, mit einer schönen Fassung seiner Reiter am Strande, und seinem Sarener Wirtshausgarten vertreten, Leistikow mit einer stilisierten Grunewaldlandschaft und einem ausgezeichneten nordischen Gebirgsbilde, Corinth mit seiner fast schon ehrwürdigen „Salome", die im Ton immer besser wird, Slevogt mit seinem schwarzen d'Andrade, Block, Breyer und König mit bekannten Porträts. Die Dresdener haben, unter Kuehls Führung, nur einen kleinen Kreis entsandt, wie Bantzer, Ritter, Hegenbart. Dann folgen die anderen Gruppen des Künstlerbundes: die Karlsruher mit Thoma, Trübner, Dill und Volkmann; die Weimaraner mit Ludwig von Hofmann und Th. Hagen; die Worpsweder mit Overbeck, Vogeler und Modersohn; die Düsseldorfer mit Eugen Kampf und dem jungen Otto Sohn-Rethel; die Wiener mit Gustav Klimt. Ohne Frage: eine sehr respektable Namenliste!

Einige Persönlichkeiten heben sich aus dem vornehmen Kreise bedeutsam heraus. So vor allem Graf Kalckreuth, der Präsident des Künstlerbundes, der eine wohlberechtigte Ausnahmestellung einnimmt. Er hat vor allen ein großes neues Gemälde ausgestellt, „Waldenburg", einen schönen Blick auf eine deutsche Stadt mit bewaldeten Höhen, einer Burg und einer weiten Aussicht ins ferne Land. Das Bild ist mit einer köstlichen Kraft und Gesundheit gemalt. In energischen breiten Strichen baut es sich, wie aus festgefügten Steinen gemauert, vor uns auf, ein festlich-ernster Hymnus auf die schlichte Poesie des Naturausschnitts, der ihm zum Vorbild diente. Dann sieht man von Kalckreuth eines seiner prachtvollen Kinderbilder, das Porträt seines jungen Sohnes Wolf, der in glänzend beobachteter Haltung auf dem Boden hockt und die lang gereckten Gliedmaßen, die dem Knaben schon die Hünengestalt des Vaters zu garantieren scheinen, kaum zu bändigen weiß. Schließlich aber hat eine größere Reihe von Kalckreuths Radierungen Aufnahme gefunden, von den kleinen Blättchen, in deren ausdrucksvoller Schwarzweißsprache der Stuttgarter Meister so starke malerische Wirkungen erreicht. Man darf bei der geistreich andeutenden Kraft dieser Umrisse und bei der Schärfe dieser charakterisierenden Kleinzüge ruhig an Leibl denken, ohne daß Kalckreuth bei solcher Erinnerung schlecht davonkäme.

Von Max Klinger hat man sich wenigstens eine Anzahl von Zeichnungen, Aquarell- und Ölstudien gesichert. Diese Bilderskizzen sind nun allerdings außerordentlich interessant. Sind sie in der Farbe oft ein bißchen schwer, daß man merkt, wie der Künstler namentlich mit der Zähigkeit der Öltechnik oft zu ringen hatte, so haben sie doch durchweg eine ganz eigne Note und dokumentieren sich samt- und sonders als echte Kinder dieses machtvollen Schöpfergeistes. Es ist erstaunlich, wie jedem Blatt Karton und jedem Stück Leinwand, das Klinger aus seinem Atelier entläßt, der unverkennbare Stempel seines Geistes aufgedrückt ist. Ein eigentümlicher Zug inneren Lebens durchglüht und erwärmt alle diese Gebilde, ob es sich nun um einen rein koloristischen Gedanken handelt, wie bei einer Reihe südländischer Syringenstudien, oder um einen menschlichen Kopf, der mit raschen andeutenden Strichen festgehalten ist, und aus dem doch sofort das

Digitized by Google

Geheimnis einer Seele in knappgefaßter Formel herausleuchtet, oder um einen Akt, der den edlen Organismus eines Körpers in seiner sinnlichen Schönheit und der Harmonie seiner Formen offenbart. In allen diesen Dingen ist kein Strich bedeutungslos; auch das scheinbar Nebensächliche ist mit zwingender Logik jedesmal aus dem Ganzen des Bildplans heraus entwickelt.

Man sieht: die Generalprobe hat immerhin ihre guten Seiten. Aber das Wichtigste, das sie bietet, ist doch vielleicht die gute Lehre und die Mahnung für die Zukunft, die sie enthält. Und diese heißt für den Künstlerbund: alle Kraft zusammennehmen für das nächste Jahr! Wenn im Frühjahr 1905 im neuen Hause der Berliner Sezession die moderne Heerschau abgehalten wird, dann muß die imponierende Demonstration nachgeholt werden, die man in diesem Sommer versäumt hat. Dann müssen wir eine erschöpfende Uebersicht finden über die stattliche Reihe von großen und hervorragenden Persönlichkeiten, die sich im Bunde vereinigt haben, über den wahrhaftig nicht kleinen Reichtum an Gegenwarts- und Zukunftswerten, der hier verborgen liegt. Die zahlreichen Arme des großen Stromes, auf dem die Sehnsucht der deutschen Künstler von heute dem heiligen Ewigkeitsziel aller Kunst zustrebt, müssen klar erkennbar sein. Die Gruppen, die sich durch landschaftliche und Stammesverschiedenheiten gebildet haben, müssen sich in der Vereinigung voneinander scheiden. Es muß einmal im großen Stile ein umfassendes Bild von all dem gegeben werden, was das letzte Dezennium gebracht hat, was heute in der Kunst ein Spiegel unseres inneren Lebens und Empfindens zu sein versucht, und was sich schon wieder an neuen Kräften, an neuen Wünschen und Hoffnungen zu regen beginnt. Zum zweiten Male darf jedenfalls diese Gelegenheit, unserem gesamten Kunstleben auf Jahre hinaus fruchtbarste Anregungen zuzuführen, nicht versäumt werden!

Kunstberichte.

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

Wenn der zu den Toten abberufene verdiente Wilhelm Oechelhäuser noch lebte, so hätte er Veranlassung, einen Irrtum zu berichtigen. Der gelehrte Shakespeare-Forscher bemerkt nämlich in der Vornotiz zu Troilus und Cressida in seiner trefflichen einbändigen Shakespeareausgabe: „Die Geschmacksrichtung und geläuterte Anschauung unserer Zeit läßt es undenkbar erscheinen, dieses Stück, welches uns die allbekannten Heldengestalten Homers, wenn auch unbeabsichtigt, in parodistischer Beleuchtung vorführt, selbst durch völlige Umarbeitung für die Aufführung genießbar zu machen.“ Dieser Einwand ist widerlegt: der neue Direktor des Deutschen Theaters in Berlin, Paul Lindau, hat das Troierstück des Briten durch eine geschickte

Digitized by Google

Bearbeitung — die keineswegs einer „völligen Umarbeitung“ gleichkommt —, für die Bühne gewonnen. Die willige, wenn auch nicht von Anfang an verständnisvolle Aufnahme des nicht eben einfachen Stückes hat diese Neubelebung alten klassischen Erbguts gebilligt.

Ich verneine die Doktor-Frage, ob Shakespeare in „Troilus und Cressida“ eine Parodie Homers habe geben wollen. Shakespeare kannte von der Ilias nur wenige Gesänge in englischer Übersetzung, als er im Jahre 1608 sein Ilionstück schrieb, so daß die uns vertraute homerische Welt für den englischen Dichter noch unentdeckt war. Er schöpfte vielmehr aus Quellen, die die Trojasage im Sinne der mittelalterlichen Romantik darboten, weitab von allem, was wir heut klassische Tradition nennen. In vielfältigen dichterischen Versionen ist der Stoff während des Mittelalters von Italien nach England gewandert. Benoit — um 1180 — eröffnet den Reigen; Guido von Colonna, Boccaccio mit dem „Filostrato“ leiten über zu Chaucers Romanze, deren beiläufig achttausend Verse Shakespeare unmittelbar angeregt haben. Immer bilden Troilus und Cressida (bei Homer Griseïda) die Helden einer schwärmerisch-galanten Liebesgeschichte. Dürfen wir nun sagen, Shakespeare habe weniger Homer, aber doch die zu seiner Zeit überlieferte Heldensage vom Kampf um Troja parodistisch verewigt, wie Ernst von Wolzogens Münchener Possenbearbeitung vor etlichen Jahren annahm? Befragen wir Goethe, das große „Lagerbuch“ der Welt! In einem Brief an Zelter vom Jahre 1824 gibt er das geistreiche Urteil ab: „Hier ist weder Parodie noch Travestie, sondern ein zwiefacher Zeitsinn: das griechische Gedicht im hohen Sinne sich selbst darstellend, nur das Notdürftige bringend und sogar in Beschreibungen und Gleichnissen allen Schmuck ablehnend, auf hohe mythische Überlieferungen sich gründend; das englische Meisterwerk dagegen darf man betrachten als eine glückliche Umformung, Umsetzung jenes großen Werks ins Romantisch-Dramatische. Doch auch so ist es wieder ganz Original, als wenn die Antike gar nicht gewesen wäre, und es bedurfte wieder einen ebenso gründlichen Ernst, ein ebenso entschiedenes Talent als des großen Alten, um uns ähnliche Persönlichkeiten und Charaktere mit leichter Bedeutendheit vorzuspiegeln, indem einer späteren Menschheit neuere Menschlichkeiten durchschaubar vorgetragen wurden.“ Das trifft ins Herz der Frage. Der genialische Menschenkenner Shakespeare, der Dichter des Gewissens, zeigt an einem ihm von seiner Zeit dargereichten Stoff aus dem Altertum, daß auch die größten Helden der Menschheitsgeschichte an ihren Enden komisch sind; daß Wunder der Tapferkeit und der Hingabe an ein gemeinsames Ziel letztlich dem Egoismus der Sinne entstammen können. Der Männerkampf um Troja wird hier von zwei Weibern dirigiert, die die Helden zu ihren Füßen sehen. Ein Boudoirkrieg; eine Tragikomödie — wobei es tragisch ist, daß mit der unrühmlichen Entführung einer zugänglichen Schönen sich, in wunderlicher Verflechtung von Ursache und Wirkung, Erscheinungen verbinden, wie des Ulysses gereifte Weisheit, Hektors Tapferkeit, Achills Freundschaft mit Patroklus. Shakespeare haßt die Griechen und hält es mit den Troiern; man sah in diesen alte Verwandtschaft mit dem eigenen keltischen Blut. Doch auch die Troier werden scharf auf ihre Allzumenschlichkeit hin geprüft.

Zwei Völker verbluten sich wegen elender Weibergeschichten. In Troja bestimmt Helena den zügellosen Ton des Lagers; den Griechenführern

Digitized by Google

schreibt Ulysses, der geistig Bedeutendste des ganzen Kreises, die bittere Note ins Merkbuch: „Den Troiern schafft nur unsre Schwäche Frist, nicht eigene Kraft." Hektor urteilt von Helena: „Sie ist nicht wert, was sie uns kostet, sie hier zu halten," und hüben wie drüben ist man für Rückgabe der Frau an ihren Gatten Menelaus zur Beilegung des unseligen Krieges. Aber den Staatsmännern fehlt die Energie zur Durchführung ihrer Überzeugung. Die anderen gleichen ihnen: der jugendlich schäumende unerfahrene Troilus will den Krieg, weil er Cressida dauernd sein eigen nennen möchte, die lüsterne Griechin, die ihr Oheim Pandarus ihm kupplerisch zugetrieben, und weil er fürchten muß, die schöne Dirne werde ihrem Vater, dem Philhellenen Kalchas, zugleich mit Helena, als Friedenspreis ausgehändigt werden. Die Glut der Sinne schüttelt ihn wie hitziges Fieber. Cressida ist nicht umsonst eines Pandarus Nichte — sie fängt den liebegirrenden Jüngling in ihr Netz mit der kalten Sicherheit, die die Übung gibt; sie „spielt alle Männer vom Blatt", höhnt Thersites. Sie wird dennoch ausgeliefert; das Pfand ewiger Treue tauschend mit Troilus, freut sie sich schon auf die Griechenjünglinge; Diomedes, der sie geleiten soll, versichert sich ihrer für die nächste Nacht und empfängt des Vorgängers Treuband, indes dieser mit stummer Wut der Schmach zuschauen muß. Wenn also Troilus todesmutig in die Feldschlacht stürzt, so hat die Perfidie Cressidas in ihm den Heroismus zur Flamme angeblasen — sein verraten Herz will er rächen! Der herrliche Achill liegt in den Banden Polyxenas, der Tochter des Troierkönigs. Der eckige Tölpel Ajax wird statt seiner als würdigster Repräsentant der Griechen in den Zweikampf gegen Hektor entsendet: Achill bleibt träg im Lager, Agamemnon und Ulysses reden scharf und klug auf ihn ein — erst der Grimm über den Tod seines Patroklus drückt ihm die für Hektor tödliche Waffe in die Hand. Auch als Krieger bleibt er der brutale Knecht seiner Triebe: den wehrlosen Gegner überfällt er, den Getöteten entehrt er. Beide, so hören wir, sind der Helena wert: Paris, „der für ihrer Schande Beigeschmack ohne Gaumen, mit schweren Guts- und Freundschaftsopfern" sie hält, und Menelaus, der sie „mit Höllenpein und Mühsal" zurückbegehrt. Thersites, diese Spottgeburt aus Dreck und Feuer, der Narr der Tragikomödie, ist der Henker der Heroenverehrung; er zieht ihnen allen die Maske des Edelsinns vom Gesicht und zerstört uns den schönen Jugendtraum. Ist auch jedes Wort und jede Bewegung dieser Memme durch den Kot geschleift, so kommt doch Wahrheit von den widerwärtigen Lippen; sieht man von all der giftigen Gemeinheit des Lästermauls ab, so ist er der geistig Überlegene und sachlich im Recht.

Der Revisionsprozeß, den Shakespeare an einem der schimmerndsten Kapitel der Weltgeschichte vorgenommen, fand beim Publikum nur in den Teilen das rechte Verständnis, die ohne der Kenntnis der homerischen Gesänge zu bedürfen, in sich selbst durchsichtig sind, vor allem in der grell gemalten Kupplerszene. Die Zeltbilder in beiden Lagern hatte die Regie nur dürftig bedacht; unzureichend war darstellerisch besonders Ulysses. Vortrefflich dagegen wirkte Otto Sommerstorff (Hektor) in der strahlenden Erscheinung wie in der künstlerischen Pflege des Wortes. Paula Müller führte sich als buhlerische Cressida sehr vorteilhaft in das Ensemble ein, der Troilus von Harry Walden war ein ebenbürtiger Partner. Alfred Abel hatte seinen Thersites zu einer lebendigen Vogelscheuche ausstaffiert:

Digitized by Google

wirres, rotes Haar, veritabler Höcker, auf einem Bein lahm, die Arme schlaff und entstellt, bekleidet mit wenigen hängenden Fetzen, der Mund ungeduldig bereit zu jedem Hohn — der ganze Kerl eine Fratze von Mensch, zum Erschrecken und Ergötzen. Der Kassandra von Gertrud Arnold fehlte die übermenschliche visionäre Kraft; sie reichte nur für den Hausbedarf aus

Lady Windermeres Fächer, die zweite Neuheit des Deutschen Theaters, hat Oskar Wilde zum Verfasser. Er ist kein Dichter — ob er schon die farbenglühende „Salome" in einer guten Stunde fand —, er ist ein Rattenfänger. Er kennt von allen Dingen den Preis, aber von keinem den Wert. Dieser Cyniker mit der bewegten Vergangenheit, den die englische Gesellschaft fallen ließ und den die literarischen Ästheten in Deutschland nach seinem jämmerlichen Ende zur Berühmtheit erhöhen, ist ein geschickter Bühnenmacher, bald an die ältere französische Schule der Dumas und Sardou sich anlehnend, bald aus Eigenem schöpfend, und ein überaus geistreicher Dialogspinner. Ein Brillantfeuerwerk von witzigen Malicen und funkelnden Paradoxen — ist es abgebrannt, so bleibt die Nacht so dunkel als zuvor. Ein Betasten von Wunden; doch nicht um zu heilen. Ein Umwerten der Werte — aber ohne den befreienden Ernst des Zarathustra-Dichters. Wilde besaß keine Innerlichkeit, darum suchte er sie anderen zu zerstören. Er liegt im Sumpf; matt leuchten die Sterne.

Das Fächerdrama erzählt die Geschichte eines guten Weibes, das eigentlich ein böses ist, und eines bösen Weibes, das imgrunde gut ist. Die junge Gattin eines reichen Lord überzeugt sich eines schönen Geburtstags von der Untreue ihres Gatten, der seine Beziehung zu der übel beleumundeten Mrs. Erynne auch zugibt, jedoch von edlen Motiven dabei geleitet sein will, und dieser Frau sogar, gegen den Protest der gekränkten Gattin, den Zugang in sein eigen Haus zu vermitteln wagt. In ihrer Erregung verläßt Lady Windermere das Haus, um sich in den Schutz eines Lord Darlington zu begeben, der ihr kurz zuvor seine Liebe gestanden hat. Den Brief, der ihr letztes Wort an den Gatten sein sollte, findet Mrs. Erynne; sein Inhalt erschüttert sie — mit denselben Worten hat sie vor zwanzig Jahren ihren Gatten, Lady Windermeres Vater, um des Geliebten willen verlassen; ihr Kind soll nicht einem Leben der Schande entgegen gehen, wie sie es durchlitten hat! In Darlingtons Wohnung, wo Lady Margrit des Retters noch wartet, wendet sie alle Mittel auf, die Törin vom Rande des Abgrundes zu ziehen; als sie endlich bereit ist, kehrt Darlington eben vom Klub in Gesellschaft seiner Freunde heim. Die Frauen flüchten sich hinter die bekannten Portieren. Der Fächer der Leichtsinnigen wird gefunden, Lord Windermere verlangt Genugtuung von dem ahnungslosen Hausherrn. Da rettet Mrs. Erynne ihre Tochter, indem sie sich vor den erregten Männern zeigt und sich zu dem Fächer bekennt; sie habe ihn versehentlich vom Festabend bei Windermeres mit fortgenommen. So opfert sie den günstigen Eindruck, den sie auf den Mann ihrer Tochter gemacht hatte, um dieser die unbemerkte Flucht aus der gefährlichen Situation zu ermöglichen. An die verschwiegenen Dienstboten scheint Wilde nicht gedacht zu haben — oder fand die Missiß das Haus um zwei Uhr nachts offen? Am anderen Tag sind die Karten vertauscht: Der Lord schilt die Erynne, die ihn so viele hundert Pfund und so viel edle Meinung gekostet hat, ein gemeines Weib, die Lady nimmt ihre Retterin vor dem Gatten wärmstens in Schutz. Er weiß ja nicht . . .,

Digitized by Google

und sie weiß ja nicht . . Die Abenteurerin, die nach so gründlichem Zigeunertum mit der plötzlichen Sehnsucht nach ihrem Kinde und nach der guten Gesellschaft ihr Herz für zwei Stunden entdeckt, nimmt das Geheimnis über den beiden Eheleuten nebst Margrits Bild und dem ominösen Fächer mit sich fort, als sie sich am selben Tage noch mit dem vertrottelten, aber reichen Bruder einer Herzogin, den sie auf dem Wege zu ihrem Wagen etwas plötzlich zu ihrem Gemahl ernannt hat, auf die Hochzeitsreise begibt. Wir geben dem Verfasser den schwergeprüften Fächer und die übrigen Theaterrequisiten bestens dankend zurück; die Gesellschaftssatire, die eigentliche Seele des Stückes, verdient unsere kalte Bewunderung. Die Ausstattung war gediegener, als das Spiel; Harry Walden und Paula Müller trugen geschickt die Rollen des Ehepaares; die Darstellerin der Mrs. Ernynne ließ leider die Vornehmheit der gesellschaftlichen Form zu stark hinter das erotische Globetrottertum zurücktreten. Das Publikum delektierte sich an den vielen Bummelwitzigkeiten des Dialoges, die allerdings Kaviar fürs Volk sind.

Auch das Lessingtheater hat einen neuen Herrn erhalten: anstelle Otto Neumann-Hofers ist Otto Brahm vom Deutschen Theater dorthin übergesiedelt. Er hat bisher eine glückliche Hand bewiesen, und ist zunächst seinem Kollegen Lindau überlegen durch das hervorragende Ensemble, das er sein nennt. Er begann mit Ibsens Frau vom Meere, dem psychologisch so reichen Seitenstück zu Nora, mit seiner wundervollen Architektur und der ans Herz dringenden These: stellt die Ehe auf die Wahrhaftigkeit und Freiheit, und kein Dämon wird sie antasten können! Irene Triesch schuf in ihrer Ellida das absonderliche, auf den leisesten Reiz ihrer Nerven reagierende Geschöpf, das der Dichter fordert. Oskar Sauer lieh dem Dr. Wangel alles Verstehen und allen wehmütigen Schmerz, die beide in seinem goldenen Herzen wurzeln. Fast auf gleicher Höhe standen die Leistungen von Emanuel Reicher, als Oberlehrer, und von Albert Bassermann, dessen fremder Mann allerdings mehr von der starren Allegorie des lockenden Meeres hätte an sich tragen dürfen. Der zweite Novitätenabend an dieser Bühne gehörte Emanuel Reicher in der Titelrolle des Calderonschen Richter von Zalamea, den Rudolf Presber (nach Ad. Wilbrandts Vorgang) flüssig verdeutscht und szenisch neu durchgearbeitet hat. Der vielseitige Künstler, bei dem man stets das sichere Gefühl hat, daß er den Geist seiner Rolle mit genialischem Instinkt erfaßt, auch wenn einmal das Wort etwas langsam ins Gedächtnis tritt, brachte diese Tragödie des beleidigten Rechtsgefühls zu erschütternder Wirkung. Das Wiedersehen mit der geschändeten Tochter (Ir. Triesch) in der Waldschlucht und die Unterredung mit dem schuldigen Hauptmann, als Vater und als Dorfrichter, machen Reicher in der Rolle Baumeisters alle Ehre! Ebenso gut war nur noch Bassermanns gichtischer Haudegen Lope.

Die Neue freie Volksbühne zog mit Glück (im Neuen Theater) ein Straßburger Geniedrama von 1775: Heinrich Leopold Wagners Kindermörderin ans Licht, das zwischen Goethes Grethchenszenen und Schillers Luise Millerin mitten inne steht. Etwas grobschlächtig, aber wirksam in jedem Zug mit seiner jugendlichen Lust an der dramatischen Rebellion — sechs Akte! — und überraschend „modern", nach 130 Jahren, in einer Duelldebatte, in der Heimatkunst des elsässischen Dialekts und in den unsanften Enthüllungen aus einer großen Garnison. . . .

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alexander Schmidt, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.

Digitized by Google

Luthers Sprachgeschichtliche Stellung.*)

Von Fr. Kluge.

Immer von neuem wieder haben zwei Großmächte bestimmend in die Geschicke unserer Muttersprache eingegriffen, seitdem Deutschland mit dem Christentum in den großen Kulturverband des Abendlandes eingetreten ist. Latein und Französisch sind diese feindlichen Mächte. Aber das Französische beginnt erst mit dem 12. Jahrhundert auf unser Deutsch einzuwirken und nur die vornehmen Kreise der Ritter und des Adels beugten sich vor der höheren Überlegenheit dieser Sprache, deren dichterische Werke nur in höfischen Kreisen Bewunderung finden konnten.

Die Gefahr, die unserer Muttersprache vom Latein her drohte, war nicht so nach Ständen umgrenzt. Unser nationales Leben, in Bildung, wie in Dichtung, stand durch das ganze Mittelalter unter dem Druck des Lateins. Wie es im fünften und sechsten Jahrhundert schon die Sprache der altgermanischen Volksrechte gewesen, so wurde es mit dem Christentum die Sprache der Geistlichkeit; die Sprache des Volkes aber ist — für die Nachwelt vernehmbar — damals kaum zu Worte gekommen. Die Sprache unserer Geschichtsschreiber, unserer Gelehrten, war die Kirchensprache, und indem das Latein den Gottesdienst beherrschte, stand die Volkssprache unter Acht und Bann. Das Latein war zudem die amtliche Sprache der Behörden, war die Urkundensprache, und erst ganz allmählich wagt sich unser Deutsch am Ende des 13. Jahrhunderts in die Kanzleien. Staat und Kirche aber blieben bis in die Zeit des Bücherdrucks die Gegner der Muttersprache.

*) Aus der demnächst erscheinenden 4. Auflage der Schrift „Von Luther bis Lessing, Sprachgeschichtliche Aufsätze" Straßburg i. E., Trübner, 1904.

Digitized by Google

Unter solchem Druck konnte unser Deutsch nicht heranreifen, um unserm Volke Geisteswerke ersten Ranges zu schaffen. Es gab kein sprachliches Ideal. Oder wo man von einem solchen sprach, wurde ein lateinisches Deutsch als Ideal aufgestellt. Ernsthaft glaubte man, daß genaue Nachbildung des Lateins in Satzbau und Stilistik ein gutes Deutsch ergäbe. Stilistische Nachahmung des Lateins, die Mißachtung unserer sprachlichen Eigenart war verhängnisvoll. Und während Lateinunterricht und Lateingrammatik in üppigster Blüte stand, sucht man vergebens nach Unterricht in der Muttersprache, es gab keine deutsche Grammatik.

Denn es gab kein Deutsch. Was gesprochen und was geschrieben wurde, bewegte sich, im Ausgange des Mittelalters, in der landschaftlichen Mundart. Bei Luthers Auftreten herrschten die Literaturdialekte. Der Elsässer schrieb sein Elsässisch, der Pommer sein Plattdeutsch und Zwingli schrieb sein Schweizerdeutsch, Luther begann mit seinem Obersächsisch. Es gab nur deutsche Mundarten, aber kein Deutsch. Das mußten die Ausländer empfinden, wenn sie mit Deutschen in Verkehr traten. Aber der Deutsche selber empfand es noch härter. Hatte der Bücherdruck dem literarischen Absatz einen Aufschwung geben können, unsere Sprachzustände schränkten naturgemäß den Absatz wieder ein.

Heute haben wir eine gemeindeutsche Schriftsprache, sie gilt auf dem Papier, wie im mündlichen Verkehr aller Gebildeten. Sie steht über den Mundarten und deckt sich mit keiner derselben. Sie herrscht jetzt schon mehr als drei Jahrhunderte über die Dialekte.

Die Ausbildung einer Schriftsprache ist in allen Kulturländern eine Naturnotwendigkeit. Wo immer Mundarten bestehen, erringt bald eine derselben einen Vorrang. Das Ansehen einer Mundart, die zur Schriftsprache berufen wird, gründet sich immer auf das politische oder literarische oder religiöse Ansehen ihrer Hauptstadt. Der Ursprung einer Schriftsprache läßt sich nicht rein geographisch erklären. Wenn bei uns zwischen 1530—1770 Obersachsen die Schriftsprache gestellt hat, so genügt die Lage dieser Landschaft im Herzen Deutschlands keineswegs, uns zu erklären, warum gerade Obersächsisch und Schriftsprache zusammenfallen. Schon im Mittelalter lag das sprachliche Übergewicht vielmehr in Oberdeutschland. Die Sprache der Minnesinger im Zeitalter der Hohenstaufen war Oberdeutsch. Und wenn am Ende des Mittelalters eine deutsche Mundart Aussicht hatte, die Führerschaft zu

Digitized by Google

übernehmen, so war es die bayerisch-östreichische. Sie griff durch das Kaisertum und die Reichsregierung über ihren Heimatsbereich hinaus. Die kaiserlichen Kanzleien brachten Urkunden, die in der Sprache der Donauländer abgefaßt waren, auch in die entlegeneren Teile Deutschlands. Und so sehen wir in den Tagen Maximilians die ersten Ansätze zu einer neuen Schriftsprache.

Aber unsere heutige Schriftsprache knüpft nicht an diese Ansätze an. Sie beruht vielmehr auf Obersachsen. Von allen mitteldeutschen Landschaften zwischen Rhein und Oder ist Obersachsen sprachlich unser Ideal geworden und nur die Tatsache der Reformation kann uns dies erklären.

Unsere Schriftsprache ist nach einem schönen Worte Jakob Grimms ein protestantischer Dialekt. Unser Reformator ist ihr Schöpfer. Seine literarischen Anfänge fallen unter die Herrschaft der Literaturdialekte. Es gab noch keine Schriftsprache, oder wenn es eine gab, war es das Latein. Das Ansehen dieser Weltsprache war durch die Erfindung des Bücherdrucks nur gesteigert worden. So gehen aus den Zentren des Bücherdrucks lateinische Druckschriften zu 90 Prozent hervor. Aber noch zwischen 1500—1517 schwankt die Zahl der deutschen Druckschriften zwischen 80—180 auf und nieder. Mit dem großen Jahre der Reformation beginnt der Umschwung. Im Jahre 1520 werden 570, im Jahre 1524 werden 990 deutsche Bücher gedruckt. Mit einem Schlage hat sich die deutsche Sprache ein bedeutendes Ansehen erworben.

Luther ist der erste deutsche Schriftsteller, der in ernster Arbeit die Muttersprache mit sorgsamer Liebe und wahrem Ernst behandelt. Er studiert die Sprache seines Volkes, weil er sieht, daß nur in der Volkssprache wahre Volksbildung gedeihen könne. Eine Verinnerlichung des religiösen Lebens konnte er nur mit Hilfe der Muttersprache erreichen. Solange das Latein im Gottesdienst vorherrscht, ist eine Wiedergeburt der Volksseele nicht zu erwarten. Nur der Bruch mit dem Latein kann zu den Quellen der Evangelien uns zurückführen, aber die Muttersprache muß unser Volk zur Bibel erziehen. So entsteht die deutsche Bibel, so der deutsche Gottesdienst. Der Verkehr der Laien mit ihrem Gott wird verinnerlicht, aber die Muttersprache erhält die Weihe der Religion durch Luther.

Es gehörte die Ausdauer und Kraft und Siegesgewißheit unsers Reformators dazu, den Kampf um die deutsche Sprache, zugleich mit den großen geistigen und religiösen Fragen, zu ent-

Digitized by Google

scheiden. Und er löste den Deutschen die Zunge. Bis dahin hatte unser Volk geschwiegen. Jetzt erhebt es seine Stimme, um dem Gottesmann zuzujubeln. Man verlangt von ihm eine deutsche Bibel. Man will das Latein zurückgedrängt wissen. Man drängt zur Mutter-, zur Volkssprache hin. Und willig folgen die Besten dem Mahnruf. Hutten wendet sich ab vom Latein:

Latein ich vor geschrieben hab,
Das was eim jeden nicht bekannt —
Jetzt schrei ich an das Vaterland,
Teutsch Nation in ihrer Sprach
Zu bringen diesen Dingen Rach.

Der Sieg der reformatorischen Ideen war zugleich ein Sieg für die Muttersprache und Luthers deutschsprachliche Schriftstellerei, vorab seine deutsche Bibel, haben die Acht und den Bann aufgehoben, worunter die römische Kirche unser Volk drückte. So bekommt die Volkssprache die kirchliche Weihe, indem sie ihren Einzug in den Gottesdienst hält. Sie ist jetzt die Sprache geworden, in der die Laien sich im Gebet zu Gott wenden können. Damit büßt das Latein von dem alten Nimbus ein, als ob Gebet uud Kirchengesang nur in der Bibelsprache der Vulgata und in der Kanzleisprache der römischen Kurie statthaft und wirksam sei.

So ist es für den Entwickelungsgang der deutschen Sprache von der entscheidendsten Bedeutung gewesen, daß Luther deutsch schrieb. Aber ebenso wichtig ist es für uns geworden, wie er deutsch schrieb. Wie niemand vor ihm, hat er Sprache und Stil in unermüdlicher Arbeit und zugleich mit dem feinsten Verständnis gepflegt. Er hat mit dem Ausdruck gekämpft, wie er mit seinen Gegnern kämpfte. Die Weihe seiner Mission beseelte auch seine sprachliche Arbeit an der deutschen Bibel. Mit seinen Freunden berät er sich mündlich, wie brieflich, um Worte und Wendungen. Aber noch lieber steigt er unmittelbar zu den echten Quellen des Sprachlebens, in dem er die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse und den gemeinen Mann auf dem Markte belauscht. Aus der Volkssprache hatte sein guter Genius ihm Sprachgefühl und Wortgewalt beschert, aus der Volkssprache schmiedet er sich immer von neuem wieder das sichere und starke Rüstzeug, dessen mächtiger Klang in dem Liede „Ein feste Burg ist unser Gott“ uns noch heute mit Siegesgewißheit und Siegesjubel erfüllt.

Digitized by Google

Sein Deutsch war kein lateinisches Deutsch, wie es mancher Schriftsteller damals als Ideal auffaßte. Es war auch nicht eins mit dem so viel gepriesenen Kanzleideutsch, wie es nur für Regierungserlasse und Geschäftsurkunden paßte. Durch das Lutherdeutsch, durch Luthers Bibelsprache kommt das sprachliche Ansehen der bayerisch-östreichischen Kanzlei des römischen Kaisertums zum Sinken.

Und es mußte zum Sinken kommen, weil es für großen geistigen Inhalt, für die neue Bildung kein geeignetes Gefäß war. Wie hätte Luther in ein so dürftiges Gefäß seinen Geist und seine Kraft einengen können!

In voller Bewunderung erkannten seine Zeitgenossen seine Sprache an. Überall fühlte man, daß das Ansehen der Muttersprache im Steigen war, und mit innerer Bewegung sieht er selbst, daß auch seine Gegner sich an seiner Sprache bilden. Da ist Georg Wicel zu nennen, der wiederholt die ernste Spracharbeit und Sprachgewalt Luthers anerkannt hat. Daneben hören wir zahlreiche Stimmen der reformatorischen Kampfgenossen sich in Bewunderung und Anerkennung ergehen. Als Luther in Eisleben starb, verkündete Justus Jonas an dem Sarge des Reformators auch die Bedeutung und den Ruhm seiner Sprache. Dann hat auch Melanchthon in seiner Wittenberger Gedächtnisrede auf seinen großen Freund und Kampfgenossen nicht umhin gekonnt, der Verdienste Luthers um die deutsche Sprache zu gedenken. Jetzt, wo sich vor den Augen der Zeitgenossen eine bis dahin unerhörte Sprachgewalt erhoben hatte, folgt dem großen Sprachideal die Sprachtheorie auf dem Fuße nach. Schnell erhebt sich die deutsche Grammatik und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verkündet sie laut das Lob des Lutherdeutsch. Schon fünfzig Jahre nach den großen Siegen Luthers erhielt das deutsche Volk eine Luthergrammatik. Die volle Wucht dieser Tatsache kann man ermessen, wenn wir mit Bedauern feststellen müssen, daß Schiller und Goethe bis heute von den Sprachgelehrten aus der Schule Jakob Grimms keine grammatische Darstellung gefunden haben, wie Joh. Claius im Jahre 1570 eine solche, von der Höhe der damaligen Betrachtung aus, Luther hat zuteil werden lassen. Mehr als ein Dutzend Auflagen hat das Buch erlebt, durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch sichert und festigt es unsere Sprachzustände und lehrt das Lutherdeutsch als unsere Schriftsprache. Jetzt können unsere Schriftsteller nicht mehr nach alter Weise in einem Literaturdialekt schreiben, alle huldigen mehr oder

Digitized by Google

weniger dem gleichen Ideal. Opitz warnt einen Elsässer vor dem elsässischen Literaturdialekt: wie er selbst sich seiner schlesischen Mundart entäußere, so müsse jetzt jeder Mann Schriftsprache schreiben und diese Schriftsprache dürfe man getrost Lutherdeutsch nennen. So bezeichnen auch wir getrost das Ideal unserer Schriftsprache bis auf Goethe als Lutherdeutsch.

Das Lutherdeutsch, wie es die Grammatik des Joh. Claius und andere Sprachgelehrte im protestantischen Norden und im katholischen Süden verbreiteten, war die Sprache Obersachsens, das Meißnische. Der Ruhm des Meißnischen hat bis in die Zeit Goethes hinein gegolten, sein Ansehen erlosch mit unserer klassischen Literatur. Aber Luthers Deutsch war bei weitem nicht so stark meißnisch, wie es im 17. Jahrhundert werden sollte. Der Reformator mildert den stark obersächsischen Grundton seiner Sprache durch Zugeständnisse an das Oberdeutsche. Wenn er die Wirkung in die Ferne ermöglichen oder steigern wollte, mußte er sich an einzelne Züge der oberdeutschen Kanzleisprache anlehnen. Die zentrale Lage Obersachsens im Herzen Deutschlands begünstigte einen Ausgleich zwischen Nord und Süd.

War das obersächsische Wittenberg nun der geistige Mittelpunkt Deutschlands geworden und zog es die studierende Jugend aus allen deutschen Gauen an, so mußte fortan das Lutherdeutsch von dort aus ganz Deutschland durchströmen. Die jungen Wittenberger Theologen führen das obersächsische Lutherdeutsch in Niederdeutschland ein; da tritt das alte Plattdeutsch zurück, durch das 16. Jahrhundert erobert das Hochdeutsche Luthers die Kirche und die Literatur Niedersachsens. Auch in Oberdeutschland macht Luthers Sprache bedeutende Fortschritte. Anfänglich waren manche seiner obersächsischen Worte am Rhein und an der Donau gradezu unverständlich. Aber die zahllosen Nachdrucke des Lutherschen Neuen Testaments und der ganzen Bibel, wie sie aus Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Basel hervorgingen, gewöhnten das obere Deutschland an den anfänglich fremdartigen Klang vieler mitteldeutscher Worte. Aber um 1600 beginnt Oberdeutschland sich auch in der Lautgebung an Luthers Sprachideal zu gewöhnen: aus den oberdeutschen Drucken, zumal des Donautales, verschwinden einige oberdeutsche Laute und der mitteldeutsche Charakter unserer Schriftsprache bildet sich immer deutlicher aus.

Aber in allem Sprachwandel, wie er sich Jahrhundert für Jahrhundert zeigt, bleibt eine konstante Größe. Die deutsche Lutherbibel behält gleichmäßig ihre zentrale Stellung in dem

Digitized by Google

Leben und der Bildung des protestantischen Deutschland. Sie fehlte in keinem Hause und in keiner Hütte. Die Poesie ihrer Psalmen und das Trauerspiel von Golgatha war für viele der Inbegriff der höchsten Dichtung. Aus Luthers deutscher Bibel lernte man die Weltgeschichte von den Anfängen des Menschengeschlechts bis zur Fülle der Zeit, als Gottes Sohn die Menschheit erlöste. Die Bibel lehrte zugleich alles Wissenswerte aus dem Gebiet der Weltkunde, indem sie das Morgenland und seine Wunder in den Mittelpunkt stellt. Und dieses Buch der Bücher war zugleich Gottes Wort. Im ganzen Bereich der deutschen Literatur hat es nicht seines Gleichen. So hat auch kein anderes Buch eine gleich hohe Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache. Aber wenn Luther bestimmend auf Lautgebung und Wortschatz der deutschen Sprache eingewirkt hat und für den Stil unserer größten Dichter und Schriftsteller ein wegweisendes Vorbild geblieben ist, so gründet sich diese hohe Bedeutung für unsere Sprache auf die Deutschheit seines ganzen Wesens. Seit Walter von der Vogelweide hat die deutsche Literatur keinen so warmen Patrioten unter unsern Schriftstellern wieder gesehen. Und nach ihm haben nur wenige deutsche Dichter und Prosaisten den Wahrspruch sich zu eigen gemacht, mit dem er mitten aus der Bibelarbeit heraus 1524 an die Ratsherrn aller Städte deutschen Lands schrieb: „Wir Deutsche sind immer noch Deutsche und wollen Deutsche bleiben."

Aus Bismarcks politischen Lehrjahren.

Von Eugen Kalkschmidt.

Hunderttausende haben Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen verschlungen, Zehntausende seine Briefe, und die übergroße Mehrzahl der Leser hat dabei ein Vergnügen gehabt, ähnlich dem, das der Genuß neugebackenen Brotes gewährt. Gewiß ist auch ein derart stofflicher Genuß ein berechtigter, und zunächst ein mit Fug bevorrechteter, nur leider auch ein begrenzter:

Digitized by Google

das Gesetz aller Materie, hier der Geistesmaterie, bestätigt sich immerdar: der Stoff vergeht, er wandelt sich, wandelt ins allgemeine Bewußtsein hinüber. Aber die Form bleibt, und mit ihr das Wesen der Persönlichkeit, die den Stoff in diese Formen band. Bewunderung, wie Abscheu, die beide durch Bismarcks politische Niederschriften geweckt worden sind, erhitzen sich auch heute noch an der Richtung seiner politischen Aktivität; aber je mehr die glorreich bewegte Zeit unserer nationalen Einigung Vergangenheit wird, je weiter unsere politische Entwickelung über Bismarcks wesentlich europäisch bedingte und umschriebene Gedanken- und Wirkungswelt hinaustreibt, je unvorhergesehener und fremder uns die Probleme im Weltverkehr und in den Welthändeln aufstoßen, desto klarer und übersichtlicher tritt die Periode Bismarcks in das beruhigte Licht der reinen Geschichte zurück, und desto reicher belohnt sie die intime und leidenschaftslose Betrachtung. Je nachdem man seinen Standpunkt gewählt, je nachdem man sein Objektiv auf soziale und individuale Symptome eingestellt hat, danach wird man die Größe der Zeit und ihrer großen Männer verschieden sehen und ihr Verhältnis zu einander verschieden bewerten. Mir ist es heute weniger um eine soziologische, auch nicht um eine biographische Beschreibung zu tun, sondern um eine individualpsychologische Betrachtung, um die Skizze eines Bildnisses des inneren Bismarck aus jenen Jahren, da der Staatsmann in ihm reifte und seine ursprüngliche Kraftnatur ihre wunderwürdige persönliche Form fand. Dieser Prozeß, so skizzenhaft nur er hier angedeutet werden kann, bietet neben und mit den psychologischen eine Fülle ästhetischer Reize, und ich wünschte sehr, daß der eine oder andere der politisch unvoreingenommenen, der nichtstofflich Lesenden die Betrachtung mit Hilfe der Bismarckischen Schriften fortsetzte.

* * *

Das Leben Bismarcks wurde bestimmt von zwei Grundrichtungen seines Wesens, einmal dem Drange: im engen Kreise ländlicher Pflichten für sich selbst und seine Nächsten praktisch und beschaulich zugleich zu wirken; zum zweiten dem: Massenkräfte zu entbinden und geistig zu beherrschen, sie zu organisieren. „Ich habe vom 23. bis 32. Jahr auf dem Lande gelebt und werde die Sehnsucht, dahin zurückzukehren, nie aus den Adern los, nur mit halbem Herzen bin ich bei der Politik . . . .“ schreibt er am 2. Mai 1860 an Gerlach. Es ist die Sehnsucht eines durchaus

Digitized by Google

ursprünglichen Menschen, einer germanischen Siedlernatur, eines Bauern im altehrwürdigen Sinne des die mütterliche Erde heimatfroh Bebauenden. Wäre Bismarck um vier- oder fünfhundert Jahre früher geboren worden, so hätte er, ganz und gar auf sich selbst gestellt, seine Scholle vergrößert, seinen Sitz befestigt, die Seinen geschützt und die Fremden und die zuwidern Nachbarn befehdet; er würde, ohne gerade zum Quitzow zu werden, ein typischer Vertreter mittelalterlicher Einsiedlerkultur geworden sein. Das sozial erschlossene neunzehnte Jahrhundert stellte ihm andere, stellte ihm soziologische Aufgaben. Er sah sie, ohne das Bewußtsein zunächst, daß sie sozusagen auf die Lösung durch ihn warteten, er sah sie wie tausend andere, die von nationaler Freiheit und Gleichheit träumten und schwärmten, wenn auch nur als ein halber Republikaner. Er sah sie, übersah sie zum Teil, und ging doch geruhig seinen ererbten Instinkten nach aufs freie Land hinaus und nicht in die Kanzlei hinein, die ihm ja bequem genug offen stand. Selbst noch in den reifen Mannesjahren, da ihn der Unmut gewaltig aus der Enge in die Weite spornte, da er weniger aus bewußter Neigung, als aus Ärger über die Dummheiten anderer in die staatliche Politik eingriff, kostete es ihn ganz gehörige Selbstüberwindung, in Konsequenz seiner Beteiligung auszuhalten. Er stand, bildlich gesprochen, immer nur mit einem Fuße in der Kammer, im Bundesrat, im königlichen Schlosse oder im Ministerium, mit dem anderen stand er draußen, und auf ihm ruhte er, ruhte er immer wieder, auch als Kanzler noch aus.

Es ließe sich diese stete Bereitschaft zum Rückzuge aus dem Gefecht auch als eine — sei es geschickt berechnete, sei es unbewußte — diplomatische Taktik ansehen, mit der es Bismarck wohl nicht sehr ernst gewesen sei. Die Erfahrung lehrt freilich, daß auch sehr eitle und nichtige Menschen von dieser Taktik so virtuos Gebrauch zu machen wissen, daß sie oft weit über ihren Wert hinaus gewürdigt und mit vielem Aufwand zu dem genötigt werden, was sie im Grunde sehr gern tun und sehr ungern lassen würden. Ein solcher Umstandskandidat war Bismarck natürlich nicht, er verdankte im Gegenteil seine Überlegenheit einem ausgesprochenen Mangel an Eitelkeit, und gerade dem eitlen Gegner wurde er gefährlich, weil er ihn sehr rasch durchschaute und ihn nun am Hebel seiner Schwäche leicht zu fassen und je nach seinen Zielen zu bewegen wußte. Seine Sachlichkeit ist eine enorme. Aber wie unrecht tut man ihm, wenn man in ihm nur den leibhaftigen dürren Menschenverstand sieht. Der Mann, der

Digitized by Google

politische Gegner gelinder Anzüglichkeiten halber zum Zweikampf herausforderte, den einen, Virchow, noch mit 52 Jahren, — der krank wurde, wenn die Verhandlungen stockten, und gesund wurde, wenn z. B. die Kanonen vor Paris losdonnerten, der den erstbesten Gegenstand, welcher ihm unter die Finger geriet, zerdrückte oder zerschmetterte, der seine Pistolen abfeuerte, um sich „Luft" zu machen, — dieser Mann, war er denn das, was wir uns unter einem Diplomaten, einem Ausbunde von Nüchternheit und Kälte vorstellen?

Den Diplomaten in Holzschuhen, so nannten ihn seine intimen Feinde. Er selber brauchte einmal das Bild von der „dicken Steinkruste politischer Erwägung"; das trifft. Seine ganz ungeheure Willensenergie lag in solcher Kruste beschlossen gleichwie das glühende Innere des Vulkans unter seiner schwälenden Decke. Und diese unbezähmbare Energie drängte den Landjunker aus der Idylle des märkischen Herrensitzes hinaus auf das Welttheater. Er würde an ihr erstickt sein, seelisch, wäre er ihr nicht gefolgt. Nun, da sich der Wirkungskreis, wenn auch erst beschränkt genug am Bundestage, öffnete, war die erste und unerhört schwierige Aufgabe, ihn nicht von vornherein durch ein Übermaß von Kraft zu überschreiten, zu zerstören. So ward der Konflikt auch hier, wie bei allen tiefer angelegten Naturen, ins eigene Innere verlegt. Die Plänkeleien, der diplomatische Kleinbetrieb gaben nur beständige Anreize, keine sonderlichen Gelegenheiten zur Auslösung der Energie durch die Tat. „Der Bundeskarren, an dem das preußische Pferd nach vorn und das österreichische nach hinten" zog, und der, wo er nicht rückwärts ging, im besten Falle stehen blieb, war für Bismarck um so mehr ein halbes Gefängnis, als er bei der eifersüchtigen Rivalität Manteuffels, des vorgesetzten Ministers, sich wohl hüten mußte, das von sich auch für recht und nötig Erkannte gar zu nachdrücklich in praxi zu verlangen. Ein prachtvolles Beispiel erzählt er selbst in den „Gedanken und Erinnerungen": in Hannover durch einen befreundeten Minister auf die zweideutige Tätigkeit eines preußischen Beamten aufmerksam gemacht, telegraphiert er an Manteuffel und rät, das Gepäck des Konsuls Spiegelthal an der Grenze untersuchen und seine Papiere in Beschlag nehmen zu lassen. Doch nichts dergleichen geschieht. Als Bismarck bald darauf mit General Gerlach zusammentrifft, erzählt ihm der beiläufig: „Manteuffel habe zuweilen ganz sonderbare Einfälle; so habe er vor kurzem verlangt, daß der Konsul

Digitized by Google

Spiegelthal zur königlichen Tafel gezogen werde, und unter Stellung der Kabinettsfrage habe er sein Verlangen durchgesetzt."

Der König, an ihm hätte Bismarck doch eine Stütze finden müssen, ein dankbares Ohr für seine Ratschläge. Aber was für ein König war denn Friedrich Wilhelm IV., was für ein unzuverlässiger, untüchtiger Mensch war er schon. Radowitz, der „geschickte Garderobier der mittelalterlichen Phantasie des Königs" galt diesem zur Zeit der Kaiseridee ungleich mehr als Bismarck nicht nur, sondern auch als die Minister und General Gerlach zusammengenommen; dieser schreibt einmal: „Der König hält seine Minister und auch mich für Rindvieh, schon darum, weil jene mit ihm kurrente- und praktische Geschäfte abmachen müssen, welche nie seinen Ideen entsprechen." Ja, in historischen Ideen schwelgte er, sein gelobtes „Teutschland" war in Formfragen eingewickelt, und darum kam es denn auch aus den Windeln nicht heraus. Ihm fehlte, was ein König vor allem anderen braucht: die sichere, sei es instinktive oder anerzogene Kraft der Entschließung. Kurz entschlossene, kurz angebundene Leute imponierten ihm. Seine weichlich ästhetisierende, romantisch religiöse und liebenswürdige Natur fühlte sich durch den Gegensatz erfrischt, der ihn aus seinen stimmungsvollen Gemütsdämmerungen aufschreckte. Ein so gegensätzlicher Charakter war der ehrliche General Rauch, ein Preuße durch und durch; der fleischgewordene nüchterne Menschenverstand, so nennt ihn Bismarck und erzählt dann einen gelungenen Auftritt. Rauch kommt zum Könige, um eine wichtige Entscheidung zu erbitten, aber der kann sich nicht entschließen. Da zieht Rauch endlich die Uhr aus der Tasche und sagt mit einem Blick auf das Zifferblatt: „Jetzt sind noch zwanzig Minuten, bis mein Zug abgeht; da werden Ew. Majestät doch nun befehlen müssen, ob ich dem Grafen Brandenburg Ja sagen soll und nich Nee, oder ob ich ihm melden soll, daß Ew. Majestät nich Ja oder Nee sagen wollen." Der König darauf: „Na denn meinetwegen Ja," und hinterher lobt er den gereizten und resoluten Mann, er sei gescheiter „als wir alle"; nämlich als Bismarck, General Gerlach und er.

Diesem Könige imponierte freilich auch Bismarck. Der war für ihn der entschlossene Monarchist, der im Frühjahr 49 seine Bauern bewaffnen und zum Schutze der gefährdeten, krankhaft weichmütigen Majestät nach Berlin führen wollte; den konnte man im Landtage gegen die Opposition „loslassen" sozusagen. Von der höheren Politik freilich, von weltbewegenden und wahr-

Digitized by Google

haft historischen Ideen verstand dieser Junker Heißsporn nichts; man mußte ihn kurz halten, konnte ihn als Kandidaten gegen die Minister ausspielen, wenn sie nicht wollten, was sie sollten. Dank der Vorsicht Bismarcks und trotz wiederholter so zweifelfreier Aufforderungen des Königs wie: „Wenn Sie sich an der Erde winden, es hilft Ihnen nichts, Sie müssen Minister werden . . .“ kam es doch nie ernstlich zur Kandidatur. „Ich war überzeugt, daß ich dem Könige gegenüber als Minister eine für mich haltbare Stellung nicht erlangen würde. Er sah in mir das Ei, das er gelegt hatte und ausbrütete, und würde bei Meinungsverschiedenheiten immer die Vorstellung gehabt haben, daß das Ei klüger sein wolle, als die Henne.“ Immerhin suchte Bismarck auch als unverantwortlicher Ratgeber für das Wohl des Ganzen zu wirken und mußte sich deshalb die Einreihung in die königliche Hofkamarilla gefallen lassen. Aber wie lächerlich wenig erreichte er, wenn er, aus Frankfurt dringend nach Berlin zitiert, Tage und Wochen warten, „in des Teufels Namen“ abwarten mußte, bis man ihm befehlen werde, zu reisen. Dann redigierte er etwa eine diplomatische Depesche, und falls er sie wieder sah, konnte er sicher sein, sie in ihrem ausdrücklich als wichtig bezeichneten Teile verändert, verflaut zu finden. Das Warum einer solchen Veränderung erzählt er höchst ergötzlich. Er ist auf der Reise zu seiner kranken Frau, wird unterwegs abgefangen und zum Könige nach Rügen beordert, eine Depesche Manteuffels, die der König „zu österreichisch“ findet, anders zu fassen. Er tut's, der König ist zufrieden; die geänderte Depesche geht ab, und Bismarck will nun heim. Aber der König überträgt ihn, um ihn zu halten, auf das Gefolge. „Bilden Sie sich nur nicht ein,“ sagt Gerlach darauf zu ihm, „daß Sie politisch geschickter gewesen sind, als wir. Sie sind augenblicklich in Gunst, und der König schenkt Ihnen diese Depesche, wie er einer Dame ein Bukett schenken würde.“ Bismarck besteht dann doch darauf, heimreisen zu müssen. Hinterher erfährt er, daß der verstimmte König den so beifällig aufgenommenen Depeschenentwurf telegraphisch anhalten und dann hatte ändern lassen. Auch die Qualifikation zum Minister schien fortan gestrichen zu sein. Diese königlichen Weiberlaunen aber gaben nicht etwa nur einen störenden Einschlag zur damaligen preußischen Staatspolitik, sie gaben, bei der selbständigen Stellung der Krone dem noch unentwickelten politischen Bewußtsein des Volkes und dem Parlamentarismus gegenüber, namentlich in auswärtigen Fragen meist den Ausschlag, und wir dürfen uns heut billig

Digitized by Google

wundern, daß es unter derart steuerlosem Regimente bei dem einen Olmütz geblieben ist.

Bismarck ertrug die zunehmend kühlere Hofluft mit heiterer Zuversicht; nur wenn seine Frau unter ihr zu leiden hatte, wie gelegentlich eines Besuches des Königs in Koblenz, wurde er empfindlich. „Es ist mir kein Bedürfnis, von vielen Leuten geliebt zu werden, ich leide nicht an der Zeitkrankheit der love of approbation, und die Gunst des Hofes, wie der Menschen, mit denen ich in Berührung komme, hasse ich mehr vom Standpunkte anthropologischer Naturkunde, als von dem des Gefühls aus," schreibt er Ende 1857 an Polte Gerlach. Wir können erweitern: nicht nur die Gunst oder Ungunst der Menschen faßte er so auf, sondern bis zu einem gewissen Grade das Menschenmaterial im einzelnen wie in seiner Gesamtheit, er untersuchte es so nüchtern auf die Zweckdienlichkeit hin, wie etwa der Künstler sein handwerkliches Material, seinen Rohstoff. Diesen kaltblütigen Untersuchungen waren die Lehrjahre, im besonderen die Frankfurter Lehrjahre, gewidmet. An ihnen klärte und beruhigte sich äußerlich das leidenschaftliche Temperament Bismarcks zu einer kraftvollen Bereitschaft und Anpassungsfähigkeit für jede neue Konstellation der politischen Faktoren, eben jener Bereitschaft zu vorausschauender Handlung, von der Emerson sagt, daß sie am Tatgenie „alles" sei, die Goethe an Napoleon so außerordentlich zu rühmen wußte, obgleich in diesem die Eitelkeit und ein schrankenloser Ehrgeiz die klare Voraussicht in der Entschließung oftmals bedenklicher trübten, als für den Bestand der napoleonischen Erfolge gut war. Von der Eitelkeit war Bismarck so frei, wie es ein Mensch nur sein kann; vom Ehrgeiz wurde er nach Maßgabe seines mannhaft ausgeprägten Selbstbewußtseins, des persönlichen wie des nationalen, angefeuert, aber nicht beherrscht. Und mit diesen Eigenschaften zugleich und an ihnen entwickelte sich seine unerhörte Sachlichkeit zu einem wahrhaft künstlerischen Sachstil in der Behandlung des Nichtigsten, wie des Größten, entwickelte er sich selber zu einem Meister der Persönlichkeit, die nun wie ein wundervoll durchgeformtes künstlerisches Gebilde unser Auge entzückt und unseren Sinn mit den Rätseln ihres Werdens beschäftigt.

Die Fähigkeit, die Leute zu durchschauen, brachte der Sechsunddreißigjährige ziemlich ausgebildet nach Frankfurt mit. Schwierig war es nun für ihn, trotz der durchschauten Kläglichkeit der wohlfrisierten diplomatischen Bundesgesellschaft nicht einfach

Digitized by Google

auf und davon zu gehen. Auch das bürgerliche Milieu Frankfurts war ihm ja höchst widerwärtig, und die süddeutsche „Gemütlichkeit" erschien ihm ähnlich zuchtlos, wie der Ton „freier" Geselligkeit, der in den diplomatischen Gesellschaftskreisen herrschte. Die sich eines stadtkundigen Rufs erfreuenden Landpartien des Grafen Thun, seines österreichischen Kollegen, macht er nicht mehr mit, und bedauert Gerlach gegenüber, daß er das eine Mal die Rolle des Josef „nur bis zur Höhe des passiven Widerstandes durchgeführt habe. Die Teilnehmerinnen sind hübsche, üppige Weiber der hiesigen Bankieraristokratie, von denen ich zwar nicht weiß, bis zu welchem Punkte sie einem der hiesigen diplomatischen Garçons oder Strohwitwer den Mangel eigener Häuslichkeit zu ersetzen geneigt sind, deren Auffassung der gesellschaftlichen Beziehungen zwischen Damen und Herren mich aber doch glauben ließ, daß ich es meiner Frau als abwesendem Teil schuldig sei, bei einer Einladung zu einer ähnlichen Exkursion auf heut, Geschäfte vorzuschützen." Und an seine Gattin heißt es am 4. Juni 1851 ergänzend: „Die Herren hier sind unausstehlich. Sowie ich einen anrede, setzt er ein diplomatisches Gesicht auf, und denkt nach, was er antworten kann, ohne zuviel zu sagen, und was er über meine Äußerungen nach Hause berichten kann. Die nicht so sind, konvenieren mir noch weniger; sie reden Zweideutigkeiten mit den Damen und letztere gehen ekelhaft darauf ein. Es macht mir einen weniger verderbten Eindruck, wenn eine Frau einmal gründlich fällt, aber die Scham im Herzen bewahrt, als wenn sie Freude an solchem Gerede findet . . ." Also das Material, das Bismarck hier studierte, war, rein als solches betrachtet, nicht eben gut, und sehr gemischt. Wenn es ihn anfangs anwiderte, nicht nur seine diplomatische, sondern auch seine familiäre Existenz innerhalb dieses Kreises zu verbringen, so hatte er sich doch am Ende seiner acht Jahre ganz gelassen ins Milieu hineingefunden und empfand die Versetzung nach Petersburg als eine Störung, wie in politischem, so auch in persönlichem Betracht. Das „kalte Bad der diplomatischen Gesellschaft" ärgerte und reizte ihn zugleich. Die Erkenntnis der Dürftigkeit dieser Menschen in geistiger, wie seelischer Beziehung tritt ihm in den Hintergrund des Bewußtseins, in den Vordergrund aber tritt das Vergnügen an der Charakterform dieser Käuze, an der Erkenntnis ihrer inneren Lebensgesetze, oder der Gründe ihres politischen Betragens. In ihnen war doch schließlich das damalige deutsche Reich repräsentiert, lehrreich genug. Dieser spezifisch künstlerische Trieb, der zur Passivität nötigte, weil

Digitized by Google

sie die Voraussetzung der Rezeptivität ist, äußert sich gleich zu Anfang der Frankfurter Jahre in den Schilderungen, die Bismarck an die Gattin, die Schwester, an Gerlach absendet. Der umfangreiche Briefwechsel mit Gerlach ist da sehr charakteristisch. Er geht neben den amtlichen Berichten an Manteuffel her als das ungleich wichtigere historische Dokument über jene Jahre, denn, so schreibt Bismarck am 18. 5. 51 an die Gattin: „In der Kunst, mit vielen Worten gar nichts zu sagen, mache ich reißende Fortschritte, schreibe Berichte von vielen Bogen, die sich nett und rund wie Leitartikel lesen, und wenn Manteuffel, nachdem er sie gelesen hat, sagen kann, was drin steht, kann er mehr wie ich." Aber Gerlach gegenüber, dem Bismarck nicht als Untergebener zu referieren brauchte, den er zwar politisch weit überschaute, aber doch mit durchaus freundschaftlichen Wünschen, ihn zu bessern und zu bekehren, ihm gegenüber erging er sich frei, fast hemdärmelich manchmal und doch nie formlos, vor ihm, und durch ihn gedämpft vor dem Könige redete sich Bismarck leicht, ermunterte, entledigte er sich des Stoffes, nicht nur um des Stoffes willen, sondern auch der geistvollen, großartigen oder drastischen Bewältigung des Stoffes, um der Form willen.

Gleich im ersten Briefe an Gerlach finden wir die berühmte Charakteristik der einzelnen Frankfurter Gesandten, leider durch Kürzungen, die wohl auf Bismarcks eigene Wünsche zurückzuführen sind, abgeschwächt. Da heißt es, oft nur steckbrieflich: „. . . der Baron Brenner, ein romantischer beau, schön und brünett, klug und unterrichtet, aber faul, in Gesellschaft schweigsam. . . Dann der Baron Nell, etwas älter, scheinbar mehr der Flasche als den Weibern zugetan, ersterer jedenfalls über den Durst; er besucht mich mitunter, sieht mich ununterbrochen und schweigsam an, wie die Schlange den Kolibri, und geht nach zehn Minuten fort, ohne ein Wort gesagt zu haben. . . Der General Xylander stellt sich beschränkt und ehrlich; ersteres gelingt ihm vollständig; in bezug auf die zweite Eigenschaft habe ich noch kein Urteil gewonnen. . . . Dem Talleyrand von Bremen, dem alten Smidt, traut keiner recht, und er scheint für Deutschland nur insoweit Sinn zu haben, als Bremen darin liegt." So wandelt der neue diplomatische Funktionär — Gesandter Preußens war ja immer noch Rochow — sämtliche Herren ab, um schließlich resigniert zu bekennen: „Es ist kein einziger Mann von geistiger Bedeutung darunter, die meisten sind wichtigtuende Kleinigkeitskrämer, die die Bundesvollmacht mit

Digitized by Google

ins Bett nehmen . . ." unter ihnen Bismarck der einzige, der, statt mit sich und durch sich Politik treiben zu lassen, selber Politik treiben will und trotz aller ministeriellen Instruktionen auch treibt, freilich vorsichtig genug, um nicht mit jenen in Widerspruch zu geraten.

„Abwechselung ist die Seele des Lebens" schreibt er einmal an die Schwester. Er dachte nicht in Frankfurt einzurosten. Daß er nicht zur Ruhe kam, dafür sorgten ja schon die Zitationen des Königs nach Berlin, aber außer dieser seiner Rolle als politischer Medizin- und Schreckensmann bekam Bismarck doch auch ehrenvollere Aufträge. So im Jahre 52 die interimistische Gesandtschaft nach Wien, die ihn auch ein gutes Stück weit nach Ungarn hineinführte. Gut österreichisch war er nach Frankfurt gekommen, um alsbald gegen die nonchalanten Übergriffe der Präsidialmacht Österreich energisch Front zu machen, Übergriffe, die bis zu Ungezogenheiten im geschäftlichen Verkehr gediehen waren. Und was fand er in Wien für Zustände? Da befand sich Preußen etwa in der Stellung eines wenig beliebten Erstgeborenen, dem man väterlich die Aufgaben durchsah und Zensuren erteilte. Die Depeschen, die der preußische Gesandte empfing, pflegte er dem österreichischen Minister bescheidentlich im Original zu unterbreiten und derart mit ihm durchzusprechen. Als Bismarck von dieser kindlichen Gepflogenheit abwich, hatte er einen kleinen Kampf nicht etwa mit dem österreichischen Minister, sondern mit seinem eigenen Kanzleichef zu bestehen. Von irgendwelcher praktischen Bedeutung war freilich diese Reform Bismarcks kaum, denn die Depeschen aus Berlin, auch die chiffrierten, waren meist im österreichischen Lager früher bekannt, als im preußischen, in Frankfurt wie in Wien, und späterhin galten mindestens einfache Postbriefe „als eine vorsichtige Form amtlicher Mitteilung von Kabinet zu Kabinet nach Wien oder Petersburg", d. h. sie wurden eben weniger für die geschrieben, an die die Adresse gerichtet war, als vielmehr an die geheime Briefpolizei, die alles Amtliche und Private der fremden Gesandtschaftskorrespondenz seelenruhig durchschnüffelte.

Der Reise nach Wien und Ofenpest folgte im nächsten Jahre (1853) eine Ferienreise nach Ostende und was damit zusammenhängt. Und wie Bismarck zur Erholung von seiner diplomatischen Mission einen Streifzug tief hinein in die ungarische Steppe unternommen hatte, so erholte er sich jetzt von den Bädern durch eine rasche Fahrt durch Belgien und Holland.

Digitized by Google

Von der Natur treibt es ihn zur Kultur und umgekehrt. Er sammelt Eindrücke, er lechzt nach Anschauung von den Dingen, über die er zu verhandeln hat, er reagiert mit nahezu vierzig Jahren frisch wie ein Zwanzigjähriger auf die Reize der Landschaft, wie der Städte und Menschen. Köstlich ist seine Schilderung aus Holland: „Bisher habe ich entdeckt, daß die Stelle, welche auf der Karte Holland heißt, gar kein „Land" im Sinne eines Rohrbeker Landwirts ist, sondern eine 10 Meilen lange Wiese, auf welcher viele Büsche stehen, und zwischen zahllosen wiederkäuenden Kühen einige nach alten Bilderbüchern gebaute Städte liegen. Dieses Amsterdam mit seinen lindenbesetzten Kanälen und Grachten, der räucherigen Atmosphäre, durch welche ein phantastisches Gewirre von Masten, sonderbaren Hausgiebeln, und Y-förmigen Schornsteinen in unbestimmten Umrissen sichtbar ist, hat trotz seiner betriebsamen Rührigkeit etwas so Gespenstisches für mich, daß ich an keine Erscheinungen glaube, solange es hier nicht spukt." Im selben Herbste unternimmt er noch rasch einen Abstecher nach Italien hinunter, bis nach Genua nur, aber weit genug, um einen sehr bestimmten Eindruck von der Zivilisation des Landes auf sehr verschiedenen Gebieten mit heimzunehmen. Der liederliche Postmeister in Susa, der ihm auf die Androhung einer Beschwerde in Turin hin mit aufrichtiger Heiterkeit begegnet, ist ihm genau so merkwürdig und dienlich, wie „die unglaublich schweinischen Bequemlichkeiten italienischer Gasthöfe", merkwürdiger jedenfalls als das Hochgebirge, zu dem er übrigens auch später kein intimeres Verhältnis gewann; dagegen poetisiert er das Meer gelegentlich wohl als seine „Geliebte".

Auf solchen Geschäfts- und Erholungsfahrten erholte er sich recht eigentlich durch die Arbeit, durch die schnelle Verarbeitung der Wahrnehmungen zu bestimmten Vorstellungen und realpolitischen Anschauungen. Er machte seine Studienreisen so genau und wählerisch, so aufmerksam und unvoreingenommen wie ein Künstler. Ihn dürstete nach kräftigen Kontrasten, ihn reute jede Minute, die er nicht „utilisieren" konnte, und so benutzte er wie in Berlin die Kammersitzungen, so in Frankfurt die Sitzungen des hohen Kollegiums zu jenen Momentbriefen, die in ihrer meisterhaften Kürze und Fülle das Entzücken literarischer Feinschmecker sind. Er gewöhnt sich daran, schreibt er aus einer Sitzung im Dezember 53 an die Schwester, „im Gefühle gähnender Unschuld alle Symptome von Kälte zu ertragen und die Stimmung gänzlicher Wurschtigkeit in mir vorherrschend werden zu lassen,

Digitized by Google

nachdem ich den Bund allmählich mit Erfolg zum Bewußtsein des durchbohrenden Gefühls seines Nichts zu bringen nicht unerheblich beigetragen zu haben mir schmeicheln darf". Man sieht durch den Kautschukstil hindurch den „unglaublich langweiligen" Darmstädter Herrn sich in seinen Perioden über die greuliche Anarchie in Oberlippe ergehen, man atmet die träge Luft über dem grünen Tische. Also auf und davon, wenn sichs nur machen läßt, und Frankreich, Paris lag ja so nahe. Es traf sich gut, daß im Jahre 55 auch das englische Königspaar zur Ausstellung nach Paris kam. Der Prinz in seiner schwarzen Uniform, schön und kühl, berichtet Bismarck, „sprach höflich mit mir," die Königin, die in ihm eine merkwürdige, aber unsympathische Persönlichkeit sah, blieb, „ohne den Anflug von ironischer Überlegenheit, den ich bei dem Prinzen Albert durchzufühlen glaubte, . . . höflich und freundlich wie jemand, der einen wunderlichen Kauz nicht unfreundlich behandeln will". Auf dem Hofballe bemerkt Bismarck erstaunt körperliche Zusammenstöße der gestickten und bebänderten Herren und reich eleganten Damen, mit Handgreiflichkeiten und Verbalinjurien obendrein. Er schließt daraus, daß „die Zeiten hinter uns lagen, da man in Frankreich und am Pariser Hofe eine Schule der Höflichkeit und des guten Benehmens durchmachen konnte. Selbst die, namentlich im Vergleich mit Petersburg, veraltete Etikette kleiner deutscher Höfe war würdevoller als die imperialistische Praxis." Und ebenso seltsam enttäuschte ihn der dritte Napoleon, der „ein gescheiter und liebenswürdiger Mann, aber so klug nicht ist, wie die Welt ihn schätzt, die alles, was vorgeht, auf seine Rechnung schreibt. . . . Ich glaube, daß er froh ist, wenn er etwas Gutes in Ruhe genießen kann. . . ." Der König, dem Bismarck diese Meinung zum besten gab, lächelte mitleidig. Man kannte in Potsdam dieses inkommensurable génie du mal besser, ungefähr so gut wie Lamartine Friedrich Wilhelm IV. kannte, als er von ihm noch im Vormärz sagte: Das sei ein fürchterlicher Kraftmensch, „fähig alles zu verstehen, alles zu versuchen, alles zu wagen"!

Der König hatte die Reise Bismarcks nicht gern gesehen, auch Gerlach schalt ihn wegen seines Besuches in „Babylon", er aber wußte wohl, was ihm neben der neugewonnenen Personalkenntnis der hohen Herrschaften und des höfischen Betriebes, auch die gewandelte Physiognomie des Straßenlebens in Paris wert war. „Der einzige Mensch, der mit Selbstbewußtsein über die Straße geht, ist der Soldat, vom General bis zum Trainknecht. . . . Die

Digitized by Google

Beleuchtung ist glänzend, aber man sieht doch mehr Polizisten als Laternen . . . man kann nicht still stehen, ohne neben sich zu hören: circulez, s'il vous plait. . . . Man hört auf, nach eigenem Willen zu niesen oder zu schnauben, wenn man den Fuß in diese Tretmühle gesetzt hat." Aus demselben Briefe an Gerlach (15. 9. 55) erfahren wir dann, wie erheiternd romantisch der General Olberg, in besonderem Auftrage des Königs nach Paris gekommen, die Volksstimmung erforschte: er verkleidete sich, setzte blonde Perrücken auf, wurde dergestalt von der Polizei als ein „Fuchs in Holzschuhen" auf das lächerlichste genasführt und sollte am Ende als russischer Agent ausgewiesen werden.

Mit Eintritt der Regentschaft des Prinzen Wilhelm sah sich Bismarck als Gesandter aus dem „Fuchsbau des Bundestages" an die Newa versetzt; eine Auszeichnung, wie der Regent etwas verlegen begründete, eine Kaltstellung, wie Bismarck angesichts des neuen Ministeriums Hohenzollern mit Herrn von Schleinitz, dem Protégé der Prinzessin, klar empfand. Es sollte in Frankfurt die deutsche Note stärker betont werden, und das hieß für Bismarck soviel wie: Nachgiebigkeit gegen die Ansprüche einer kompakten, kleinstaatlichen Majorität unter österreichischer Leitung. Warnend schrieb er am 12. 5. 59 an Schleinitz: „Das Wort ‚deutsch' für ‚preußisch' möchte ich gern erst dann auf unsere Fahne geschrieben sehen, wenn wir enger und zweckmäßiger mit unsern übrigen Landsleuten verbunden wären, als bisher; es verliert von seinem Zauber, wenn man es schon jetzt, in Anwendung auf den bundestäglichen Nexus, abnutzt." Die Petersburger Luft bekam ihm gut: nach all den Frankfurter Zänkereien sei es eine wahre Erholung, dienstlich nur mit liebenswürdigen Leuten zu tun zu haben. Er läßt sich vom Kaiser, der den guten schlagfertigen Humor des preußischen Diplomaten sehr zu schätzen weiß, zur Parade mitnehmen, läßt sich in den kaiserlichen Schlössern gastlich nieder, weiß die vornehm graziöse Kaiserin-Mutter geistreich zu unterhalten, und hört andächtig den Expektorationen des Kollegen Gortschakow über Staatspolitik zu. Dazwischen nimmt er sich körperlich gehörig in die Schule, reitet, jagt, und wenn ihm das Häusermeer, das „steinerne Eis" Petersburgs zu unerträglich wird, setzt er sich auf die Bahn nach Moskau. Er ist bei „Kaisers" alle drei Jahre hindurch enfant gâté, fühlt sich wirklich wie zu Hause, und fühlt sich jedenfalls der simpeln diplomatischen Geschäftslage bei solchem Rückhalt fast ohne Kraftanwendung gewachsen. Als er dann im Sommer 62 auf ein

Digitized by Google

paar Monate nach Frankreich geht, ist es nur, um seinen Lehrjahren auch äußerlich den Abschluß zu geben, zu dem sie innerlich für ihn bereits gereift waren.

Zieht man die Summe seiner damaligen Existenz, so findet man, daß er von dem Augenblicke an, wo er so unverhofft und fast unvorbereitet, als ein politischer Anfänger und diplomatischer Neuling auf den gefährlichsten Posten Preußens gestellt wurde, daß er von dort ab eine Fähigkeit zu politisch-diplomatischer Selbstunterrichtung entwickelte, die staunenswert ist. Instinktiv sicher, jede Gelegenheit benutzend, ging er zunächst auf lebendige Anschauung der Dinge aus, die zu leiten, zu gestalten er sich berufen fühlte. So wandelte er im Laufe der Jahre fast den gesamten europäischen Kulturkreis mit offenen Augen ab, wie er's vom Vater, von den Vätern her als wirtschaftlich nüchternen Trieb im Blute hatte, durchwanderte er die Länder und Völker, wie ein guter Wirt über fremdes Land und durch fremdes Gewese schreitet. Sein Geist war geschäftig und gerüstet aufzunehmen wie zu erwidern, und wo hundert andere nur zerstreuende Belustigungen in geselligem Spiel und Sport fanden, da sah er, er mochte mit Bewußtsein wollen oder nicht, — die Gesetze auch des nichtigsten Lebens, da schaute er in gesetzliche Zusammenhänge, und ward aus dem nüchtern-verständigen und subjektiven Junker ein objektiver und geistvoller Psychologe und Staatsmann. Nun hätte er gewiß einen bedeutenden Historiker, vielleicht auch einen beredsamen Parlamentarier abgegeben. Aber in ihm arbeitete der Druck eines schöpferischen Willens, einer so leidenschaftlich angespannten Energie, wie sie nur der kennt, der spezifisch künstlerisch begnadet, der erst im Schauen und sichtbaren Gestalten zugleich befriedigt ist. So reifte er in einem Alter, das anderen Begabungen die Erfüllung, den Ausbau der Lebenspläne zu bringen pflegt, erst zum Bewußtsein des seinigen und zur Kraft heran, ihn mit eherner Konsequenz zu gestalten. Diese ehern gefestete Kraft steigt, körperhaft verdichtet, vor unserm Gedenken auf, wenn sein Name erklingt. Wir wollen über ihr die Wärme nicht vergessen, seine Fähigkeit des Hinüberfühlens in den Geist der Menschen und Dinge bis zum Anorganischen hinunter, eine zutiefst schöpferische Wärme und als solche mit religiösen Grundempfindungen auf das innigste verbunden. Diese religiös künstlerische Grundwärme erst nötigte ihn dauernd aus seinem Kreise in die Welt hinaus, als „Gottes Soldat", wie er von sich sagte, und erst dann stellte sich als sekundäres Moment

Digitized by Google

zeitweise das intellektuelle Bedürfnis ein, zu herrschen um des Herrschens willen. Es war die natürliche Schwäche einer gewaltigen Kraft, einer Persönlichkeit, wie sie nur in Jahrhunderten einmal auftaucht.

Die Bildung des Schauspielers.

Von Dr. Heinrich Stümcke.

In seinem unlängst erschienenen klug und temperamentvoll geschriebenen Buche „Schauspielkunst und Schauspielkünstler" (Berlin, Schuster und Löffler) fällt Dr. Carl Hagemann das hart klingende Urteil: „Unsere Schauspieler sind zum größten Teil ungebildet oder doch wenig, zu wenig gebildet. Dieses trifft selbst dann zu, wenn man das Künstlerproletariat der deutschen Theater ganz ausscheidet und nur die Vorbildungsverhältnisse unter den mehr oder weniger Berufenen daraufhin untersucht." Hagemann bringt denn auch auf den folgenden Blättern seines Buches einige Ausführungen und Begründungen, die man als im großen und ganzen zutreffend bezeichnen muß, aber das Thema ist damit immerhin mehr angeschnitten als erschöpft. Ich möchte auf Grund eigener vielfältiger Beobachtung und praktischer Erfahrung hier einen kleinen Beitrag zu dieser wichtigen kunstpädagogischen Frage liefern. Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei bemerkt, daß ich unter der Bildung des Schauspielers nicht die Fachausbildung verstehe, also keine Kritik des mimischen, rhetorischen oder musikalischen Unterrichts, wie er von privaten Lehrern und privaten oder öffentlichen Instituten erteilt wird, auch keine Kritik des Probenwesens und der Anweisung und Ausbildung des Bühnenkünstlers durch Regisseur oder Direktor beabsichtige. Ich fasse den Schauspieler vielmehr als Angehörigen der sogen. gebildeten Gesellschaft, die nach einem schönen Worte des alten W. H. Riehl ausgleichend und verbindend die Schranken der Stände, der Nationen, der Erdteile überbrückt, ins Auge und betrachte nicht die Summe von Fachbildung, sondern die allgemeine Bildung, die dem Bühnenangehörigen eignet oder eignen sollte. Von dem allgemeinen Zug nach Bildung, der ein Stigma unserer modernen Kultur geworden, ist selbstverständlich auch der Schauspieler nicht ausgeschlossen. Durch die gesetzlichen Bestimmungen über Schulbesuch und Kinder-

Digitized by Google

arbeit ist auch der Sprößling der geringsten Wandertruppe vor der Gefahr des Analphabetentums oder der Ausbeutung durch gewissenlose Eltern und gewinnsüchtige Unternehmer leidlich geschützt und weder in der Kirche noch in der Schule wird dem Schauspielerkind heute eine Bildungsmöglichkeit verschlossen bleiben. Im übrigen bilden die sogen. Schauspielerkinder und die Angehörigen der Wandertruppen alten Schlages heute nur einen geringen Prozentsatz der hier in Frage kommenden Berufsklasse. Das Gros unserer Bühnenangehörigen rekrutiert sich vielmehr aus Angehörigen bisher theaterfremder Familien des mittleren und höheren Bürgerstandes, aus Kindern von Handwerkern, Kaufleuten, Privat- und Staatsbeamten aller Art. Unter den Künstlerinnen ist die Offizierstochter verhältnismäßig zahlreich vertreten. Die große Masse der Bühnenangehörigen dürfte nur Volksschul- oder Bürgerschulbildung genossen haben, jedoch ist in den letzten zwei Jahrzehnten eine Spezies Schauspieler immer häufiger geworden: der akademisch gebildete, der die Maturitätsprüfung bestanden und ein paar Semester nebenbei literarische und ästhetische Kollegs gehört hat, oder aber der rite als Dr. phil., juris oder med. promovierte, der Referendar oder Leutnant, der, des Herzens Zug folgend, nachdem er den Wünschen der Familie gehorcht hatte, auf die weltbedeutenden Bretter ins freie Künstlertum den kühnen Sprung wagt. Daß diese letzte Kategorie im Laufe der Zeit ein wachsendes Kontingent unter den Direktoren und Regisseuren stellt und stellen wird, ist leicht erklärlich. Im Gesamtorganismus des deutschen Theaters spielt der akademisch gebildete Schauspieler immerhin numerisch noch eine zu geringe Rolle, als daß das Gesamtbild dadurch in entscheidender Weise beeinflußt würde. Leider läßt der schriftstellernde Schauspieler, der sich mit bühnenpädagogischen und Fachfragen befaßt, auch keinen Rückschluß auf das geistige Niveau des Gesamtstandes zu. Freudig muß einerseits konstatiert werden, daß unter den inaktiven und aktiven Bühnenangehörigen Deutschlands sich eine Anzahl Persönlichkeiten befinden, die als Schriftsteller und Kunstkenner, Bibliophilen und Sammler verdienten Ruf und Ansehen genießen und vom besten Willen beseelt sind, das soziale und geistige Niveau ihrer Berufsgenossen zu heben, andererseits kann nicht verschwiegen werden, daß die Bezeichnung solcher Männer als rarae aves noch immer durchaus am Platze ist, und daß ihre kunstpädagogische und Standesinteressen gewidmete Arbeit vielfach leider nur ein Schöpfen ins lecke Faß der Danaiden und eine Sisyphusarbeit ist. Weniger

Digitized by Google

Tücke als Neid und Gleichgültigkeit lassen den Stein herabrollen, die Mahnungen in den Wind schlagen, die gemeinnützige Leistung ignorieren. In den Mitteln wenig wählerische Demagogen schmeicheln gern dem Gros der Bühnenangehörigen mit der Behauptung, daß die Herrschaften sich nicht mehr belehren und unterrichten zu lassen brauchen, daß sie fertige Künstler und Menschen erster Klasse seien. Verwöhnung durch Applaus, grünes Ruhmgemüse, lobhudelnde Kritiken tuen das ihrige, den Mimen in seiner Einbildung zu bestärken, seine Selbsterkenntnis herabzumindern, ihm alles, was sich nicht auf sein leibliches Wohlbehagen, auf den Kultus seines werten Ich bezieht, uninteressant und unbedeutend erscheinen zu lassen. Der Kritiker, der tadelt oder den Kollegen lobt, wird ignoriert oder mit geringschätzigen und höhnischen Worten im Freundeskreise bedacht, die lobende Kritik wird als schuldiger Tribut und als immer noch viel zu wenig lobend aufgenommen.

Die geistigen Bedürfnisse werden in der Regel im Kaffeehaus mit der Lektüre einiger flüchtig durchgesehenen Tageszeitungen und Witzblätter befriedigt, in den Theaterzeitungen wird nur nachgeschaut, ob der eigene werte Name genannt oder ein befreundeter Fachgenosse etwa über den grünen Klee gelobt oder verrissen ist. Wie wenige Bühnenkünstler denken daran, einmal nachmittags oder abends, wenigstens an spiel- und probefreien Tagen oder während des Sommerurlaubs ein nützliches und anregendes Buch theater-, literar-, kulturgeschichtlichen oder dramaturgischen Charakters, die Biographie oder Selbstbiographie eines berühmten Dichters oder Künstlers aus älterer Zeit in die Hand zu nehmen? Sich über ein älteres Stück, in dem man auftritt, näher zu informieren, statt nur die eigene Rolle zu studieren und im übrigen sich auf Regisseur und Inspizienten zu verlassen? An die Erwerbung einer kleinen ausgewählten Bibliothek wird nur in den seltensten Fällen gedacht, eher eine weit schwerer transportable pompöse Büste oder Vase und dergl. angeschafft. Vertrautheit mit literarhistorischen und dramaturgischen standard works oder gar mit philosophischen, geschichtlichen und naturwissenschaftlichen findet man beim Durchschnittsschauspieler fast nie, auch die Kenntnis der großen Dichterwerke der Weltliteratur ist, soweit der Mime nicht zufällig darin auftrat, eine beschämend geringe.

Man beobachte einmal, was nicht nur in kleinen Provinzstädten an Rezitationsabenden zu Gehör gebracht wird: meist die urältesten Paradestücke und die neueste geschmacklose Überbrettelei.

Digitized by Google

Jeder Kenner der Verhältnisse wird mir zugeben, daß ich nicht zu schwarz male. Ist doch von wohlgemeinten besorgten Standesgenossen mehr als einmal die Klage über solche geistige Rückständigkeit und Interesselosigkeit in noch weit schärferer Tonart angestimmt und den jungen „Achern" der Bühne ein Spiegel vorgehalten worden. Leider, wie gesagt bisher mit negativem Erfolg. Es wäre übrigens einseitig und verkehrt, die Ursache der oben gerügten Übelstände lediglich in Gleichgültigkeit, bösem Willen, Eitelkeit und anderen Charakterfehlern des Schauspielers zu suchen.

Ein großer Teil der Schuld ist auch den Bedingungen, unter denen die Mehrzahl lebt und arbeitet, zuzuschreiben. In den aufnahmefähigsten Jahren, die bei anderen Ständen der Allgemeinbildung zugute kommen, ist der junge Mime, der nicht gerade an einem großen Hof- oder Stadttheater anzukommen das Glück hatte, gezwungen, sein Gehirn mit Rollen und immer neuen Rollen in nervenzerrüttender Hast vollzupfropfen, eine Unzahl von Proben und hastig einstudierten Vorstellungen zu absolvieren. An Vertiefung, an Ausfeilen der Einzelheiten ist nicht zu denken, die Kunst, mit Hilfe des Souffleurs möglichst geschickt zu schwimmen, erscheint als die notwendigste und erstrebenswerteste. Nach der Vorstellung übt leichter Scherz im Kollegenkreise bei Kaffee und Bier oder der Flirt mit einer Kollegin oder höheren Tochter mehr Anziehungskraft auf die erschöpften Nerven aus als die Lektüre eines gehaltvollen Buches oder ernsthaftes Gespräch. Sehr richtig bemerkt Hagemann in seinem erwähnten Buche: „Nur ganz ausnahmsweise begabte, solide und willensstarke Schauspieler können sich und zwar meist nur in offenem Gegensatz zu den anders veranlagten Kollegen die nötige Zeit zum Privatstudium ertrotzen." Wir kommen da zu einem Punkt, der die allgemeine Misere unserer Theaterzustände in kleineren Städten berührt. So wünschenswert es nämlich a priori im Interesse der künstlerischen Anregung weitester Volkskreise erscheint, daß ein möglichst engmaschiges Netz theatralischer Kunststätten sich über das Reich verbreite, so wenig kann geleugnet werden, daß eine große Anzahl deutscher Theater, namentlich solcher mit Oper, im ethischen Sinne einfach der Existenzberechtigung entbehrt, da ihr Bestehen nur durch die mehr oder minder menschenunwürdige Existenz, die Ausbeutung und übermäßige Belastung jugendlich unerfahrener oder in dieser oder jener Notlage befindlicher älterer Personen ermöglicht wird. Sobald eine in den bisherigen Betriebsmodus einschneidende Reformmaßregel wie eben jetzt die Beistellung

Digitized by Google

wenigstens der historischen Kostüme auch für das weibliche Personal aufs Tapet gebracht wird, tritt die ganze Misere des jetzigen Zustandes der Mehrzahl unserer kleinen Bühnen grell ans Licht. Die Anschauung, daß ein Theater ein Spekulationsobjekt vorstelle, eine Quelle der Bereicherung für den Stadtsäckel sein müsse, wie weiland die Meßbude aus Zeltleinewand vorm Tor, diese mittelalterliche Anschauung, die in den Köpfen so vieler Magistrate und Stadtverordneten leider noch immer spukt, ist die Hauptursache aller einschlägigen Übelstände. Der Direktor, der nur ein nacktes Gebäude, aber keinen Fundus vorfindet, hohe Pacht herauswirtschaften, womöglich auch für Gas-, Elektrizitäts- und Wasserverbrauch dem Stadtsäckel steuern muß, Oper, Operette, Schauspiel, Posse, Ballet vertragsgemäß zu bieten hat, spart selbstredend an allen Ecken und Enden, in erster Linie am Personal, das in seiner Mehrzahl in allen Kunstgattungen, wenigstens in der Komparserie, mitwirken muß und mit Proben und Vorstellungen überbürdet wird. Wo soll da die Lust und Zeit zu eigener Weiterbildung, zu künstlerischer Vertiefung herkommen? Das schlimmste aber ist, daß auch der weitaus größte Teil der Mimen, die durch Talent oder Gunst der Umstände in eine bessere, ja in eine finanziell und gesellschaftlich glänzende Position gelangen, jene fatale Bedürfnislosigkeit und Indolenz in geistiger Hinsicht, die einst die Not ihnen anerzogen, nicht ablegt.

Das wirkt dann einerseits, wenn auch nur für den geübten Zuschauer sichtbar, auf die Kunstleistung zurück, trotz aller äußeren Virtuosität, und gibt andererseits dem alten bürgerlichen Vorurteil von der gesellschaftlichen Minderwertigkeit des Mimen neue Nahrung, ja erweist es in vielen Fällen als begründet, indem der wirklicher Bildung ermangelnde Künstler, der nur über Theaterangelegenheiten, über Klatsch vom „Bau" sprechen kann und sprechen mag, bald langweilig oder mindestens nie interessant wird und, wenn er als Tafeldekoration und Bratenbarde seine Schuldigkeit getan hat, wie der klassische Mohr gehen kann. Die Frage nach der Bildung und Bildungsmöglichkeit ist heute gewiß bei keinem Stande gleichgültig und irrelevant. Wie wichtig muß sie allen Kunstfreunden bei Angehörigen eines Standes erscheinen, der so oft mit den feinsten Blüten des menschlichen Geistes zu tun hat und die stärksten künstlerischen Offenbarungen einer ungezählten Vielheit von Volksgenossen von der Schaubühne herab zu vermitteln berufen ist!

Digitized by Google

Die Grundlagen der Moral.

Von E. von Hartmann.

Die Moral, die früher als das Allergewisseste galt, ist heute zu etwas Ungewissem geworden; deshalb ist es jetzt wichtiger, als früher, ihre Grundlagen zu untersuchen. Moralpredigten sind ebenso unbeliebt wie moralische Kasuistik, aber gegen die Prüfung der ethischen Prinzipien kann man sich nicht wohl sträuben, weil die Wichtigkeit der Frage, ob es eine Moral gibt, und worauf sie beruht, auf der Hand liegt. Die Einzelheiten der Sittenlehre stimmen vielfach miteinander überein, gleichviel aus welchen Prinzipien sie abgeleitet sind, aber über die Prinzipien herrscht der Streit. Ob die ganze Moral aus einem Prinzip zu deduzieren sei, oder aus mehreren, welches das eine Prinzip sei, oder in welchem Verhältnis die mehreren zueinander stehen, ob die Moral auf sich selbst oder auf Religion und Metaphysik beruhe, über alle diese Fragen gehen die Meinungen auseinander.

Um Klarheit zu gewinnen, kann man entweder den Weg der Deduktion oder den der Geschichte oder den der Kritik einschlagen, oder endlich die phänomenologische Betrachtungsweise anwenden. Die Deduktion ist oft genug versucht; aber es gelingt weder ein durch sich selbst für alle überzeugendes Prinzip aufzustellen, noch auch einem hypothetisch aufgestellten durch das aus ihm Deduzierte eine alle Bedenken überwindende Überzeugungskraft zu verleihen. Die Geschichte zeigt uns nicht ein einfaches Prinzip, sondern ein Ineinander mannigfacher Prinzipien, deren Verhältnis zueinander vielfach durch geschichtliche Zufälligkeiten bestimmt ist, und deren Gesamtheit keinerlei Bürgschaft dafür bietet, daß alle möglichen Prinzipien in ihr vertreten seien oder gar dafür, daß ein höchstes, allumfassendes Prinzip schon erreicht sei. Auf die Geschichte berufen sich sowohl diejenigen, welche alle Moral für Illusion erklären, als auch diejenigen, welche ein bestimmtes Moralprinzip als das höchste beweisen wollen. Die Kritik der einzelnen in der Geschichte der Philosophie bis jetzt hervorgetretenen Moralprinzipien erscheint daher unerläßlich, um den relativen Wert aller zu bestimmen, ihre positive Bedeutung einerseits und die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit andererseits zu erkennen. Aber die Kritik kann sich nur gegen die bisher von irgend

Digitized by Google

jemand aufgestellten Prinzipien richten, und da hängt es wiederum von geschichtlichen Zufälligkeiten ab, ob alle möglichen Prinzipien auch wirklich schon aufgestellt worden sind, ob sie geschickte oder ungeschickte Vertreter gefunden haben, und in welcher Ordnung sie aufeinander gefolgt sind.

Die phänomenologische Betrachtungsweise sucht diese Zufälligkeiten zu überwinden. Sie erörtert nicht nur alle möglichen Moralprinzipien, gleichviel ob sie schon in der Geschichte der Menschheit und in der Geschichte der Philosophie hervorgetreten sind oder nicht, sondern sie behandelt sie auch in einer Reihenfolge und Ordnung, wie der Begriff des Gegenstandes es fordert. Sie steigt von den einfachsten und beschränktesten Gestaltungen zu den umfassendsten und höchsten auf, verfolgt also einen induktiven Gang, der das höchste und allumfassende Prinzip erst als letztes Ergebnis hervorspringen läßt. Sie erkennt überall ein bestimmtes Maß positiver Bedeutung an, findet sich aber grade durch die kritisch erkannten Grenzen der Leistungsfähigkeit bei jedem Prinzip genötigt, zu einer anderen, ergänzenden Gestaltung weiterzugehen, und von den niederen Prinzipien zu den höheren aufzusteigen. In dieser Hinsicht verhält sie sich dialektisch, unterscheidet sich jedoch von der Widerspruchsdialektik Hegels und der Realdialektik Bahnsens durch den Mangel immanenter Widersprüche. Zur Exemplifikation und Illustration der jeweilig behandelten Stufe kann sie auf geschichtliche Erscheinungen im Entwickelungsgange der Menschheit und auf bestimmte Moralphilosophen hinweisen; aber sie ist nicht an solche Hinweise gebunden, zumal in der Geschichte der Menschheit fast immer und in der Geschichte der Philosophie häufig genug die Prinzipien in einer gewissen unlöslichen Verquickung miteinander, anstatt in chemischer Reinheit auftreten.

Die phänomenologische Betrachtungsweise durchwandert den gesamten prinzipiellen Inhalt des sittlichen Bewußtseins und zeigt, was diesem alles als Moralprinzip sich darstellen kann. Eine so behandelte ethische Prinzipienlehre ist also zugleich die Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins, und nur die Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins kann allen Ansprüchen einer ethischen Prinzipienlehre genügen. Die an ihr gefundenen Postulate des sittlichen Bewußtseins haben eine moralische Gewißheit, sofern das sittliche Bewußtsein als solches seiner selbst sicher ist und selbstgewiß auf sich beruht. Ob diese Selbstgewißheit, sofern sie besteht, Wahrheit oder eine psychologisch unvermeidliche Illusion

Digitized by Google

ist, darüber kann die Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins als solche nichts aussagen; das kann sich nur aus ihrer Stellung in einem philosophischen System ergeben. Für ein seiner selbst gewisses sittliches Bewußtsein ist die moralische Gewißheit praktisch ausreichend; für den Standpunkt der theoretischen Betrachtung beweist sie für die Wahrheit des postulierten Bewußtseinsinhalts zunächst noch gar nichts. Wenn aber ihr Inhalt aus anderen philosophischen Gebieten Bestätigung schöpfen kann, so wird das tatsächliche, erfahrungsmäßige Bestehen eines sittlichen Bewußtseins zu einer empirischen Stütze mehr für die mit ihr übereinstimmende theoretische Philosophie. Es kommt eben darauf an, ob die Entstehung eines sittlichen Bewußtseins mit wahrem Inhalt, oder ob die Entstehung einer notwendigen psychologischen Illusion, die eine moralische Gewißheit bloß vorspiegelt, leichter zu erklären ist.

Das Gewissen kann eine ethische Prinzipienlehre nicht dadurch überflüssig machen, daß es selbst als ethisches Prinzip aufgestellt wird. Die richtende, lohnende und strafende, warnende und ermunternde Betätigung des Gewissens setzt schon moralische Normen oder Grundsätze voraus, nach denen es richtet. Das Gewissen unterscheidet das Gute und Böse nicht in abstrakto und explicite, sondern nur in konkreto und implicite; es hat daher die Normen oder Grundsätze, nach denen es das Gute und Böse unterscheidet, nicht im Bewußtsein, sondern betätigt sich nach unbewußten Prinzipien, die ihm nur rückwärts aus dem Ergebnis ihrer Anwendung auf den besonderen Fall erschließbar sind. So ist das Gewissen das Gesamtresultat aller derjenigen Moralprinzipien, die bisher in dem Individuum oder in seinen Vorfahren ihre Wirksamkeit, sei es in bewußter, sei es in unbewußter Weise, entfaltet haben, der teils schon ererbte, teils individuell hinzuerworbene Niederschlag aller vorangegangenen sittlichen Betätigung der direkten Ahnenreihe. Alle Moralprinzipien, die bei diesen früheren Betätigungen beteiligt gewesen sind, werden auch in diesem ihrem Niederschlag vertreten sein, und zwar in denselben Gewichtsverhältnissen, wie sie an jenen früheren Betätigungen beteiligt waren und dadurch auf den Charakter modifizierend eingewirkt haben. Das Gewissen ist also keineswegs etwas Einfaches, sondern ein mehr oder minder verwickeltes Gewebe, dessen Bau sich nur dem unmittelbaren Einblick entzieht. Indem es das charakterologische Gesamtergebnis aller sittlichen Betätigungen der Ahnenreihe darstellt, ist es gewissen geschichtlichen Wandlungen

Digitized by Google

unterworfen nach Maßgabe der geschichtlichen Wandlungen in dem Hervortreten und den Mischungsverhältnissen der Moralprinzipien. Es zu analysieren, ist eine weit schwierigere Aufgabe, als den jeweiligen Stand der geschichtlich hervorgetretenen Moralprinzipien zu analysieren, weil es dem Einblick des Bewußtseins noch ferner liegt als dieser, und weil atavistische Rückschläge aus früheren Entwickelungsstufen des sittlichen Bewußtseins im Gewissen nichts Seltenes sind. Das Problem des Gewissens muß und kann wohl durch die ethische Prinzipienlehre oder die Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins aufgeklärt werden, aber es kann seinerseits nichts dazu beitragen, das Moralprinzip zu bestimmen, und kann noch weniger an seine Stelle treten.

Der menschliche Wille kann entweder auf seine Willkür pochen (selbstherrlicher Individualismus) und seine Ziele nach Laune und Belieben wechseln, oder er kann nach festen, bestimmten Zielen streben. Diese können sein: Ausdehnung der eigenen Macht und Herrschaft, Steigerung der eigenen Kraft, Vermehrung und Vertiefung der Erkenntnis oder freies Spiel der Phantasie um ihrer selbst willen oder Erhöhung des eigenen Glückszustandes. Die Willkür mit völlig unbestimmt gelassenen und launenhaft wechselnden Zielen muß ebenso wie der Wille zur Macht oder die Herrschsucht zum Kampf aller gegen alle führen, in welchem lediglich das Recht des Stärkeren entscheidet. Es ist dabei gleichgültig, ob beides nur als Mittel zur Steigerung der eigenen Willenskraft betrachtet wird oder ob letztere nur als Mittel zur Befriedigung der Launen und der Herrschsucht erstrebt wird. Immer muß das Ergebnis dasselbe sein, nämlich die reine Anarchie, in der sowohl die menschlichen Ungeheuer wie die „Edelanarchisten" ihren Platz finden. Der Anarchismus als solcher muß alle Moral für eine überwundene Illusion erklären; aber er führt sich selber ad absurdum.

Die Erkenntnis und das Phantasiespiel als alleiniges Willensziel zu setzen, führt ebensowenig zu einer Moral, wie der Anarchismus; eine solche wird erst möglich, wenn noch andere Willensziele hinzukommen, z. B. der Wunsch gegenseitiger Erkenntnisförderung oder das Verlangen des Künstlers nach einem Publikum für seine Phantasieprodukte. Das bloße „sich Ausleben des Individuums" kann als rein individuelles Streben keine moralische Bedeutung gewinnen, sondern nur, sofern andere Lebewesen von diesem sich Ausleben berührt und betroffen werden. Dann aber hängt es von charakterologischen und sozialen Zufällig-

Digitized by Google

keiten ab, ob die Betätigungen, in denen das Individuum sich ergeht, einen sittlich indifferenten Charakter haben, oder ob sie eine sittliche oder unsittliche Bedeutung gewinnen.

Erst wenn die Willensbetätigung unter dem Gesichtspunkt betrachtet wird, welche Rückwirkung sie auf den Glückszustand des Handelnden hat, erst dann kann wenigstens der Schein entstehen, als ob daraus eine Moral abzuleiten sei. Wir können also jene anderen Willensziele beiseite lassen und gleich mit dem auf die Glückseligkeit oder Eudämonie gerichteten Willen beginnen. Autonom, d. h. nach eigenem Gesetz sich selbst bestimmend, ist der Individualwille dort wie hier; aber während dort sogar der Schein eines sittlichen Bewußtseins ausgeschlossen war, tritt hier zuerst ein solcher Schein auf. Es bedarf aber der Untersuchung, ob er nicht doch bloß ein falscher Schein ist, ob nicht die Moral, die er vorspiegelt, bloß eine Pseudomoral ist, die sich in ihren Konsequenzen selber ad absurdum führt. Schon das einfachste sittliche Gefühl lehrt uns, daß nichts Sittliches darin liegt, das Seine zu suchen, daß vielmehr das sittliche Handeln erst mit der Uneigennützigkeit beginnt. Eine genauere Prüfung zeigt, daß zwar in vielen Fällen die weitblickende und klug berechnende Selbstsucht zu ähnlichem Verhalten gelangt, wie die Moral es fordert, daß sie aber in vielen Fällen zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen führt und daß selbst bei zufälliger Übereinstimmung mit den sittlichen Forderungen ihrem loyalen Handeln jeder Rückhalt einer sittlichen Gesinnung fehlt.

Es bietet sich dann als Ersatz für die unhaltbare eudämonistische Pseudomoral eine heteronome Moral dar, derzufolge der Wille des Menschen sich einem fremden Willen unterwerfen, vor einer äußeren Autorität beugen und einem von ihr auferlegten Gebot oder Gesetz gehorchen soll. Die Moral erschöpft sich unter diesem Gesichtspunkt in dem unterwürfigen Gehorsam des Menschen, sofern derselbe auf bloßer Achtung vor dem Gesetz und der Autorität beruht. Auch diese heteronome Moral erweist sich als eine Pseudomoral, gegen welche bereits Kant und seine Nachfolger geeifert haben. Die Vertreter des Anarchismus oder selbstherrlichen Individualismus haben neuerdings die heteronome Pseudomoral mit Moral überhaupt gleichgesetzt, die längst vollzogene Kritik der ersteren für die erschöpfende Kritik aller Moral ausgegeben und ihren Haß und ihre Verachtung gegen die erstere zur Herabwürdigung und Verhöhnung alles dessen benutzt, was irgend wie nach Moral duftet. Sie haben aber dabei vergessen

Digitized by Google

zu untersuchen, ob es nicht eine autonome, echte Moral gibt, die von ihrer Kritik gar nicht berührt wird, sie haben vielmehr gegen alle Gestalten, in denen eine solche vertreten ist, einfach die Augen geschlossen. Die Vertreter der eudämonistischen Pseudomoral wenden von dieser Tatsache gleichfalls ihren Blick ab und glauben in jeder neuen Kritik der heteronomen Pseudomoral den indirekten Beweis für die Richtigkeit ihres Standpunkts zu finden. So lang der Glaube besteht, daß der Mensch dazu da sei, um glücklich zu werden, und daß ihm das auch gelingen könne, wenn er es nur recht anfange, so lange muß die eudämonistische Pseudomoral, trotz aller Versuche, sie durch Heteronomie zu überwinden, sich immer wieder einstellen und praktisch unüberwindlich bleiben, auch wenn ihre Unzulänglichkeit als Pseudomoral noch so sehr zugegeben wird. So lange ferner die Ansicht in Kraft ist, daß der Wille bloß durch vorgestellte Lust und Unlust motiviert werde,*) oder gar die, daß er bloß ein bestimmter Komplex von Gefühlen, Empfindungen und Vorstellungen sei,**) so lange ist die eudämonistische Pseudomoral sogar theoretisch unüberwindlich. Der eudämonologische Optimismus und der Glaube, daß keine andere als eudämonistische Motivation möglich sei, sind ihre besten Stützen in der Meinung der Menschen, obwohl beide falsche Vorurteile sind.

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die eudämonistische und die heteronome Pseudomoral beide sich nebeneinander behaupten, wie sehr sie auch miteinander ringen, denn jede Erkenntnis der Unzulänglichkeit der einen wirft in die andere zurück und umgekehrt. Ja sogar, sie haben eine gewisse Vereinigung gesucht. Viele Vertreter der eudämonistischen Pseudomoral betrachten die Moralvorschriften als empirische Nützlichkeitsregeln, die auf den Willen weltlicher oder überweltlicher Autoritäten projiziert werden und durch diese Projektion eine festere Sanktion erhalten. Viele Vertreter der heteronomen Pseudomoral dagegen betrachten sie als göttliche Vorschriften, die Gott nur darum so und nicht anders gegeben hat, weil er das Glück der sie Befolgenden als Ziel im Auge hatte und weil sie am besten geeignet sind, dieses Glück herbeizuführen. Dieser Standpunkt des 18. Jahrhunderts ist schon durch Kant theoretisch überwunden worden, indem er die Moral

*) „Kritische Wanderungen durch die Philosophie der Gegenwart" S. 105—130.

**) „Die moderne Psychologie" S. 231—232, 236, 241—242, 249, 256, 426, 432, 440.

Digitized by Google

von allem Endämonismus, ebenso wie von aller Heteronomie ablöste und den eudämonologischen Pessimismus an Stelle des Optimismus setzte.*) Seine Nachfolger haben diese Leistung befestigt und vertieft, aber sie ist trotzdem nicht gründlich ins Zeitbewußtsein eingedrungen und mit der spekulativen Philosophie überhaupt im letzten halben Jahrhundert wieder ganz aus ihm verwischt worden. Der Streit der eudämonistischen und heteronomen Pseudomoral dauert ungeschwächt fort und wenn ein Dritter davon Vorteil gezogen hat, so ist es der antimoralische Anarchismus und selbstherrliche Individualismus gewesen.

Der antimoralische Anarchismus und die eudämonistische Pseudomoral halten beide das Prinzip der Autonomie des Willens hoch, gelangen aber damit nur der eine zur Antimoral, der andere zu dem falschen Schein eines Moralsurrogats. Der eine verherrlicht die zuchtlose, unvernünftige, sinnlose Willkür; die andere lehrt den Menschen zwar die Zucht der Selbstbeherrschung zu selbstgesetzten Zwecken, bringt es aber nicht zu moralischen Zwecken, sondern bleibt im egoistischen Eudämonismus stecken, der als Selbstzweck schlechterdings ohne sittlichen Wert ist. Die heteronome Pseudomoral dagegen lehrt den Menschen, sich supraindividuellen Zwecken unterordnen, seinen Willen in den Dienst höherer, universeller Ziele stellen und dadurch seine Selbstsucht bändigen und überwinden; aber sie vernichtet wiederum die Autonomie, sie unterbindet den Nerv der sittlichen Selbstbestimmung und verschließt so ebenfalls die Quelle der sittlichen Gesinnung und Leistungsfähigkeit. Es kommt darauf an, einerseits die natürliche Autonomie der eudämonistischen Pseudomoral zur sittlichen Autonomie zu erheben, indem der Wille sich allgemeine, supraindividuelle Aufgaben stellt, und andererseits die heteronomen Gebote und Forderungen der heteronomen Pseudomoral zu autonomen zu erheben, indem sie aus dem Individuum selbst hervorgebracht oder doch von ihm als seine Forderungen sanktioniert werden. Alles gegen die Form des Gebots als solche Vorgebrachte gilt nur, so lange das Gebot von einer fremden Autorität auferlegt ist, aber nicht mehr, wenn der Mensch seinen Inhalt als den seiner Natur, seiner Vernunft und seinem Willen gemäßen anerkennt und als seine eigne Forderung, als Postulat seines sittlichen Bewußtseins sich klar macht und vorzeichnet.

*) „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus," 2. Aufl., S. 64—86.

Digitized by Google

Wenn es unmöglich sein sollte, von einer bloß natürlichen zu einer sittlichen Autonomie fortzuschreiten oder heteronome Sittengesetze durch autonome zu ersetzen, dann gäbe es eben gar keine echte Moral; man müßte sich dann damit abfinden, daß der Streit der beiden Pseudomoralen sich verewigt, oder daß er durch den Sieg der anarchistischen Antimoral beendet wird. Glücklicherweise gibt es aber Beispiele genug von einer Sittlichkeit, die weder bloß der eigenen Glückseligkeit dienen will, noch auch sich in Kadavergehorsam einem fremden Willen unterordnet, und ebenso sind von vielen Philosophen Moralprinzipien aufgestellt, die von Eudämonismus und Heteronomie gleichmäßig unabhängig sind und deshalb unter den Begriff echter Moral fallen. Gerade weil die meisten Moralprinzipien lange Zeit hindurch im Menschen unbewußt wirksam sind, bevor ihre Wirksamkeit vom Bewußtsein verstanden wird, gerade darum ist alle Pseudomoral unwissentlich doch mehr oder weniger mit echter Moral durchsetzt, selbst da, wo dies aus prinzipiellen Gründen mit Entschiedenheit bestritten wird.

So lange die echte Moral mehr oder weniger unbewußt wirkt, kann sie entweder als Geschmacksurteil, oder als Gefühlsreaktion, oder als Vernunfttrieb sich geltend machen. Je nachdem kann man Geschmacksmoral, Gefühlsmoral und Vernunftmoral unterscheiden; in jedem dieser Gebiete kann die besondere Art der Betätigung sich wiederum verschieden ausgestalten, und jede dieser Gestalten kann zu einem besonderen Moralprinzip erhoben werden. So kann sich z. B. die Geschmacksmoral differenzieren in die Moralprinzipien des Maßes, der Harmonie, der Vervollkommnung, des ethischen Ideals und der künstlerischen Lebensgestaltung. Die Gefühlsmoral kann das Selbstgefühl, das Nachgefühl, Gegengefühl, den Geselligkeitstrieb, das Mitgefühl, die Pietät, die Treue, die Liebe oder das Pflichtgefühl zum leitenden Gesichtspunkte des sittlichen Verhaltens erheben. Die Vernunftmoral endlich kann die Wahrheit, die Gleichheit, die Freiheit, die Ordnung, die Gerechtigkeit, die Billigkeit oder die Zweckmäßigkeit als Prinzip hervorkehren. Und für jeden dieser Standpunkte läßt sich manches anführen, aus jedem eine Menge anerkannter Sittlichkeitsregeln ableiten.

Alle Gefühlsreaktionen und Geschmacksurteile weisen auf charakterologische, moralische Triebe oder Triebfedern zurück, die durch Vorstellungen motiviert werden. In allen drückt sich eine unbewußte Vernünftigkeit aus, die sich nur zunächst noch als

Digitized by Google

solche verhüllt und vorläufig bloß in gefühlsmäßiger oder ästhetischer Form ins Bewußtsein tritt. Die Vernunfttriebe im engeren Sinne zeichnen sich vor jenen dadurch aus, daß ihre Bewußtseinsreflexe selbst schon den vernünftigen Charakter der Triebe mehr oder minder deutlich hindurchscheinen lassen, wenn auch zunächst noch in Gestalt abstrakt vernünftiger Forderungen, die eben durch ihre abstrakte Einseitigkeit dem konkreten Reichtum des Lebens gegenüber leicht unvernünftig werden. Im Moralprinzip des Zwecks aber wird die Vernünftigkeit des moralischen Triebes vollbewußt und konkret zugleich, und deshalb leitet dieses von den subjektiven Moralprinzipien zu den objektiven, von den Triebfedern zu den Zielen der Moral hinüber.

Während die verschiedenen moralischen Triebfedern einander einerseits unterstützen, soweit sie auf gleiche unmittelbare Ziele gerichtet sind, liegen sie andererseits miteinander im Streit, soweit sie verschiedenen Zielen zustreben. Auf dem Standpunkt eines vereinzelten subjektiven Moralprinzips kennt der Mensch nur das als sittliches Ziel, wohin seine moralische Triebfeder ihn drängt. Stellt sich nun die Einsicht ein, daß es viele subjektive, moralische Triebfedern gibt, die zu verschiedenen unmittelbaren Zielen drängen, so erwächst daraus einerseits zwar die Möglichkeit, ihre vereinten Kräfte als Vorspann für höhere sittliche Ziele zu benutzen und dadurch die Verwirklichung der sittlichen Forderungen besser zu sichern, andererseits aber auch die Notwendigkeit, höhere sittliche Ziele zu kennen, um an ihnen einen Maßstab für die relative Bedeutung der verschiedenen unmittelbaren Triebziele zu gewinnen.

Solche objektive Moralprinzipien sind nun wiederum mehrere aufgestellt worden, die zwar teilweise die gleichen, teilweise aber auch die entgegengesetzten Mittel zu ihrer Verwirklichung erheischen. Es ist dies einerseits der Sozialeudämonismus, der das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl fordert, andererseits der Sozialevolutionismus oder das Prinzip des Kulturfortschritts. Es handelt sich also bei der Untersuchung der objektiven Moralprinzipien wesentlich darum, den Gegensatz beider Ziele, ihre Rangordnung und die Möglichkeit ihrer Vereinigung unter Berücksichtigung ihrer Rangordnung zu erkennen. Die so zu gewinnende Synthese beider ergibt dann das abschließende und erschöpfende, objektive Moralprinzip, das der sittlichen Weltordnung. Dieses stützt sich darauf, daß die Welt einen Stufenbau übergeordneter Individualitäten zeigt, deren jede Stufe sich als Glied zur nächsthöheren verhält. Ein Individuum, das die Zwecke der höheren

Digitized by Google

Individualitätsstufen fördert, verhält sich sittlich, eines, das sie hemmt oder stört, unsittlich. Denn der Stufenbau der Individuation ist zugleich ein Stufenbau der Zwecke. Der bloße Altruismus dagegen vermag weder zu begründen, warum dem anderen Ich gleicher Stufe an und für sich ein sittlicher Wert zukommen soll, der dem eigenen Ich als solchen abgeht, noch vermag er verständlich zu machen, wie ich es anfangen soll, jedem anderen die gleiche Förderung zuzuwenden wie mir selbst. — Die bewußte Erfassung der objektiven Moralprinzipien als solcher liefert zwar keine neuen moralischen Triebfedern, wohl aber fügt sie zu den schon genannten, charakterologisch gegebenen, moralischen Triebfedern neue Beweggründe zu ihrer Motivation hinzu, verstärkt und verfeinert durch solche Übung in sittlicher Betätigung die vorhandenen moralischen Triebfedern und verbessert ihre Harmonie.

Die moralischen Triebfedern werden als etwas Gegebenes im Charakter vorgefunden; die anarchistische Antimoral und die eudämonistische Pseudomoral sprechen sich aber gleichmäßig das Recht zu, sie als etwas Zufälliges zu mißachten und nach ihrem Gutdünken, soweit als möglich, zu zerstören oder zu modifizieren. Die objektiven Moralprinzipien sind das moralische Fazit, das aus einer Betrachtung des Weltlaufs in Verbindung mit der des menschlichen Charakters gezogen ist; aber die anarchistische Antimoral und die eudämonistische Pseudomoral finden dieses Fazit falsch, ziehen ein ganz anderes und bestreiten die Verbindlichkeit jedes, gleichviel ob heteronomen oder autonomen moralischen Gesetzes. Dadurch entsteht die Frage nach den Gründen der Verbindlichkeit der Moral, die von den subjektiven und objektiven Moralprinzipien zu den absoluten oder metaphysischen hinüberleitet. Denn die Gründe der Verbindlichkeit können nur noch in einem supraindividuellen, metaphysischen Gebiet gesucht werden, weil der individuelle Wille sich mit seiner phänomenalen Willkür jeder sittlichen Zumutung widersetzen kann, wenn er will.

Wenn das Individuum eine für sich seiende Substanz wäre, so gäbe es keinen Verbindlichkeitsgrund, der sein souveränes Belieben einzuschränken vermöchte. Nur wenn es in seinem metaphysischen Grunde wesenseins sowohl mit den anderen Individuen, als auch mit dem Absoluten oder Gott ist, nur dann kann ihm ein solcher Grund vorgehalten werden. Nur wenn seine Wurzel supraindividuell ist, kann seine Autonomie zu supraindividuellen

Digitized by Google

Gesetzen führen, die eine göttliche Heteronomie ersetzen und überflüssig machen. Die wurzelhafte Wesenseinheit ist aber nur die eine der beiden metaphysischen Bedingungen, durch welche die Verbindlichkeit der Moral gesichert werden kann. Die andere Bedingung besteht darin, daß das Absolute nicht ruhende Substanz, sondern tätiges Subjekt, und daß es nicht nach einer blinden, ziellosen Notwendigkeit oder Zufälligkeit, sondern nach einer zweckvollen Gesetzmäßigkeit tätig ist, daß mit anderen Worten die Moralprinzipien des Zweckes und der sittlichen Weltordnung nicht bloß subjektiv menschliche Auffassungsweisen und Projektionen, sondern Widerspiegelungen und Ausschnitte der metaphysischen Teleologie des Absoluten sind.

Keine dieser beiden metaphysischen Voraussetzungen genügt für sich allein ohne die andere, um die Verbindlichkeit der Moral sicher zu stellen; erst die Synthese beider reicht dazu aus: die Wesenseinheit aller sittlichen Individuen mit einem teleologisch tätigen Absoluten. Damit ist zugleich angedeutet, wie die ethische Prinzipienlehre zur Religion hinüberweist; denn der Inhalt der Religion ist das Verhältnis des Menschen zu Gott und seiner Heilsordnung. Die absoluten Moralprinzipien sind mitbestimmend für das Bild der sittlichen Weltordnung, das der Mensch sich entwirft, indem sie alle Sonderzwecke als Mittelzweck im absoluten Zweckprozeß des Einen Weltwesens aufzufassen nötigen. Aber die Moral als solche hat es ja auch nur mit den Mittelzwecken innerhalb des Weltprozesses zu tun, nicht mit dem Endzweck selbst, der als solcher ein übersittlicher ist. Als solcher gehört der absolute Endzweck nur noch der religiösen Heilsordnung, nicht mehr der innerweltlichen sittlichen Weltordnung an.

Drei Hauptfragen erheben sich auf dem Gebiete der Moral: 1. Was ist der Inhalt der Moral? 2. Was ist der Grund für die Anerkennung ihrer Verbindlichkeit? 3. Wodurch wird sie praktisch verwirklicht? Antwort: 1. Der Inhalt der Moral ist als Sozialethik und Individualethik aus dem umfassenden objektiven Moralprinzip der sittlichen Weltordnung abzuleiten; 2. Ihre Verbindlichkeit wird durch das absolute Moralprinzip der Wesenseinheit aller mit dem teleologisch wirksamen Absoluten begründet; 3. Praktisch verwirklicht wird sie durch das Zusammentreffen von drei Faktoren: erstens der charakterologischen Triebkraft der Gesamtheit der moralischen Triebfedern oder subjektiven Moralprinzipien, zweitens der Motivationskraft der objektiven und absoluten Moralprinzipien als Beweggründe zur

Digitized by Google

Betätigung der moralischen Triebfedern, und drittens durch den Glückseligkeitspessimismus. Es gibt keine Moral des Pessimismus in dem Sinne, als ob der Pessimismus irgendwie für den Inhalt der Moral bestimmend wäre, sondern es gibt nur eine anderweitig bestimmte Moral, und der empirische Pessimismus hilft nur die moralischen Triebfedern und Motive wirksam machen, indem er ihren wichtigsten Feind, den Eudämonismus, schwächt und lähmt. Nur der absolute metaphysische Pessimismus kann als Motiv zur sittlichen Betätigung mitwirken, insofern die universelle Erlösung als Ziel der religiösen Heilsordnung gedacht wird, aber auch nur für diejenigen, denen die Erlösung von Übel und Schuld für wichtiger gilt, als die Gewinnung positiver Seligkeit.*)

Die sittliche Weltordnung umspannt nicht die ganze Welt, sondern nur einen Teil, und zwar eine mittlere Sphäre, unterhalb deren eine untersittliche, bloß natürliche, und oberhalb deren eine übersittliche, göttliche, besteht. Die naturalistische Weltanschauung, die zuerst selbständig hervortritt, kennt nur die untersittliche, natürliche Sphäre, die allerdings aus sich für die Menschen den Schein des Guten und Bösen und der sittlichen Verantwortlichkeit hervorbringt; aber die kritische Besinnung soll diesen Schein als einen falschen, trügerischen aufdecken. Die zweite, die moralistische Weltanschauung verabsolutiert die moralische Auffassung, indem sie das Absolute oder Gott und seine Tätigkeit unter moralische Kategorien befaßt und das sittliche Verhalten der Geschöpfe als Selbstzweck und als Endzweck des Weltprozesses hinstellt. Die dritte, die supramoralische Ansicht, überträgt die übersittliche Stellung Gottes rückwärts auf den Menschen, sofern er als wiedergeborener zum geistlichen oder gottinnigen Menschen geworden ist, und überhebt diesen damit ebenso jeder sittlichen Verantwortlichkeit, wie der Naturalismus den bloß natürlichen, sich zur Selbstherrlichkeit aufblähenden Menschen.

Gegenüber diesen einseitigen Standpunkten ist daran festzuhalten, daß die Sittlichkeit nur die Stellung eines Mittels zu übersittlichen und übernatürlichen Zwecken einnimmt und niemals Selbstzweck des Daseins sein oder werden kann, daß sie nur auf dem Boden des Natürlichen durch seine Steigerung über sich selbst hinaus erwächst und niemals als ein von seiner natürlichen Wurzel Abgetrenntes in der Luft schweben kann, daß aber auch der gottinnige Mensch, so lange er Mensch bleibt und als Mensch

*) „Philosophische Fragen der Gegenwart" S. 102—112.

Digitized by Google

unter Menschen wandelt, trotz der ihm innewohnenden Gottheit niemals in anderen Formen als denen der Sittlichkeit sich betätigen kann und soll. Die Einwohnung des Göttlichen im Menschen kann wohl die Erhebung des Natürlichen in ihm zum Sittlichen befördern und sichern, aber niemals ihn der sittlichen Verantwortlichkeit entrücken und niemals ihm Aufgaben stellen, die er mit anderen als sittlichen Mitteln lösen müßte. Die sittliche Sphäre ist eben das Produkt des Ineinanderwirkens der übersittlichen, göttlichen, und der untersittlichen, natürlichen Sphäre.

Solange der Mensch nicht aufhört, Mensch zu sein, und nicht restlos in Gott aufgeht, so lange bleiben auch die sittlichen Normen für ihn als Menschen maßgebend, nicht etwa trotzdem, sondern gerade weil Gott ihm einwohnt. Jeder Versuch des Menschen, eine Stellung oberhalb von Gut und Böse zu gewinnen, wirft ihn unweigerlich zu einem Standpunkte unterhalb desselben zurück. Die übersittlichen Zwecke Gottes spiegeln sich im menschlichen Bewußtsein eben darum als sittliche Gesetze, weil sie hier von einer individualisierten Naturgrundlage zurückgeworfen und farbig gebrochen werden, und die so entstandenen sittlichen Gesetze können gerade darum autonom und göttlichen Ursprungs zugleich sein, weil der Mensch mit Gott wesenseins, und die göttliche Tätigkeit in ihm wirksam ist. Auch in der untermenschlichen Natur ist ja die göttliche Tätigkeit das Wirksame, und darum allein ist das Natürliche fähig und dazu vorbereitet, im Menschen zum Sittlichen veredelt und vergeistigt zu werden. Gleichwohl ist die Tätigkeit Gottes im Menschengeiste, die sein sittliches Bewußtsein zustande bringt, eine höhere als die im Kristall oder im Aufbau des menschlichen Leibes, die erst jener höheren die Stätte bereitet.*) So ist die mittlere, sittliche Sphäre das eigentliche Lebensgebiet des Menschen, in dem er atmet und webt und seine praktischen Aufgaben zu lösen hat; deshalb ist keine Einsicht für den Menschen praktisch wichtiger als die in das Wesen der Moral.**)

*) „Ethische Studien" S. 1—33.

**) Die nähere Ausführung der hier gegebenen Andeutungen findet man in meinem Werke: „Das sittliche Bewußtsein", 2. Aufl.

Digitized by Google

Das erste Weh.

Von Wilhelm Föllmer.

Die kleine Emma saß auf einem Fußschemel vor dem Bett der Mutter und hielt ihre Puppe im Arme. Von Zeit zu Zeit reichte aus dem Bette eine fieberheiße Hand heraus und fuhr liebevoll streichelnd über das kleine Kindergesicht. Dann legte das vierjährige Mädchen seine Puppe behutsam auf den weichen Bettvorleger, kletterte auf den Fußschemel und schaute in das gerötete Gesicht der Mutter, aus dem die eigenartig glänzenden Augen liebkosend, ängstlich und sorgenvoll in das unschuldige Kinderantlitz blickten. Der Stuhl am Fußende des Bettes, auf dem abwechselnd ihr Mann und seine Schwester saßen, war augenblicklich leer. Mutter und Kind waren allein. Der Doktor hatte angeordnet, das Kind solle aus dem Krankenzimmer geschafft werden. Die Kranke bat nicht, sie befahl mit einer Energie, die man ihr bei dem schwächenden Fieber nicht mehr zugetraut hätte: „Mein Kind bleibt bei mir.“ Der Arzt wagte es nicht, seine Forderung zu wiederholen, und so blieb Emma im Krankenzimmer. Sie strich sorgend der Mutter die Haare aus dem Gesicht, gab ihr einen Kuß auf die trockenen, heißen Lippen und sagte:

„Mutter, du mußt schlafen. Onkel Doktor hat gesagt, wenn du schlafen kannst, wirst du auch wieder gesund.“

„Kind, ich fühle es, ich werde bald schlafen. Vergiß du nur deine Mutter nicht und denke hin und wieder mal an sie.“

„Schlaf nur, Mutter! Ich will immer an dich denken, immer auf den Zehen gehen und mit meiner Puppe ganz leise sprechen, daß du es nicht hören kannst.“

Die kleine Emma gab der kranken Mutter noch einen „Kucker“, kletterte behutsam und leise von dem Schemel herunter, setzte sich, nahm die Puppe vom Bettvorleger auf und wiegte sie in ihrem Arm und redete leise zu ihr, wie sie schlafen müßte, um gesund zu werden.

Das Kind mochte eine Stunde so gesessen haben. Der Stuhl am Fußende blieb unbesetzt. Es war die Zeit der Kartoffelernte. Die Kranke war ruhiger geworden; da hatte sich der Mann entschlossen, einige Fuhren Kartoffeln vom Felde heimzuholen. Er hatte

Digitized by Google

die Schwester, die schon soviel Zeit geopfert, nicht davon benachrichtigt, hatte sie doch in ihrer Wirtschaft soviel aufgeschobene Arbeiten zu erledigen. Er wußte, sie butterte jetzt, und sie konnte doch nicht von der Buttermaschine weglaufen. Die Kranke lag ja ruhig und still, sie würde wahrscheinlich einschlafen, wie es der Arzt wünschte und dann hoffentlich recht bald gesund werden.

Die Mutter hatte nicht mehr herabgereicht und die Wangen ihres Kindes gestreichelt. Emma wunderte sich darüber, legte die Puppe beiseite und stieg vorsichtig auf die Hutsche, um zu sehen, ob Mutter schlief.

Ja sie schlief. Aber es war doch sonderbar, sie hatte keine roten Backen mehr, das Gesicht war wachsbleich.

Nein, sie schlief wohl doch nicht. Sie hatte ja die Augen auf; aber sie waren starr und hatten keinen Blick.

Emma fragte:

„Liebe Mutter, schläfst du?"

Keine Antwort.

Dem Kinde wurde unheimlich zumute. Es lief zur Tür hinaus auf den Hof. Der Vater war soeben mit einem hochbeladenen Wagen heimgekehrt und wandte sich dem Hause zu, um nach der Kranken zu schauen. Da lief ihm sein Töchterchen in die Arme und rief:

„Mutter schläft, aber sie hat die Augen weit auf."

Der Mann verstand zwar die Worte des Kindes nicht, aber es ahnte ihm nichts Gutes. Er lief ins Haus, in die Stube: seine Frau war tot.

Das kleine Mädchen kam auch herein und fand den Vater auf dem gewohnten Platz am Fußende des Bettes. Er hatte den Kopf in die Hände gestützt und langsam tropfte es aus diesem auf den Fußboden.

Das Kind wußte nicht recht, was es daraus machen sollte. Vater mochte wohl auch eingeschlafen sein. So schlich es wieder hinweg, ging nach dem Garten, tanzte mit seiner Puppe und sang dazu:

„Mutter schläft, Mutter schläft,
Nun wird sie wieder gesund."

Emma war voller Lust, Freude und Hoffnung.

Sie kam in den nächsten drei Tagen nicht aus dem Verwundern und Staunen heraus.

Digitized by Google

Man legte die Mutter in ein ganz schmales, schwarzes Bett und zog ihr das gute Sonntagskleid an. Sie mußte doch wohl recht fest schlafen, denn sonst wäre sie doch dabei aufgewacht. Dann kamen Onkel und Tanten von nah und fern. Alle in Festtagskleidern mit bunten Blumenkränzen in den Händen. Sie gingen alle herein zur Mutter, und — sonderbar — sie weinten ausnahmslos. Dann wischten sie die Tränen ab, sprachen leise untereinander und gingen auf den Zehen aus der Stube, als ob sie Mutter nicht aufwecken möchten und ihr noch einen recht langen Schlaf gönnten.

Sie hatte doch nun lange genug geschlafen. Gestern, vorgestern und schon vorher. Als das Zimmer leer war, kletterte Emma auf den schwarzen Kasten, der neben dem schwarzen, engen Bett stand und wollte Mutter mit einem „Kucker" aufwecken, wie diese es so oft mit ihr getan.

Sie fuhr erschreckt zurück. Hu, war Mutter kalt. Sie mußte wohl frieren. Schnell sprang das Mädchen vom Kasten herunter und wollte zur Tante laufen und sie bitten, doch Mutter eine Zudecke zu geben, damit ihr wieder warm würde. Da öffnete sich die Tür, und herein trat ein Mann, der hatte ein langes, schwarzes, faltiges Kleid an. Vorn auf der Brust hatte er etwas Weißes, wie ein Blatt Papier, und auf dem Kopfe trug er eine runde Kappe wie Nachbars Großvater, der immer in der Ofenecke saß. Nach diesem Manne kam der Vater, dann die Onkel und Tanten und Männer und Frauen, so viele, daß sie kaum alle in der Stube Platz hatten. Sie machten alle so ernste Gesichter, daß Emma ordentlich ängstlich zumute wurde. Sie drängte sich deshalb zum Vater durch und faßte seine Hand. Nun hatte sie keine Furcht mehr. Alles war mäuschenstill.

Da stellte sich der Mann mit dem langen Rock vor Mutter hin und fing laut an mit ihr zu sprechen. Sie antwortete aber kein Wort und wachte auch nicht auf. Er ließ sich dadurch nicht stören und redete immer weiter auf sie ein. Aber Mutter blieb still. Da hörte er auf zu reden. Nun traten einige Männer vor, faßten den schwarzen Kasten und wollten ihn auf das schmale Bett setzen.

Das konnte das Kind nicht mit ansehen. Es stürzte vor und rief:

„Nicht Mutter einsperren. Mutter schläft schon so lange. Sie soll nun munter werden und gesund sein."

Digitized by Google

Als man das Kind beiseite schieben wollte, schrie es laut:

„Mutter, sie wollen dich einsperren. Liebe Mutter, wache auf, liebe Mutter, werde munter. Du hast nun schon so lange geschlafen.“

Mit den kleinen Fäusten schlug es an den Sargdeckel, um Mutter aufzuwecken.

Da blieb kein Auge tränenleer. Selbst der gemütsharte Totengräber fuhr mit seinem Rockärmel verschämt über die Augen.

Schluchzend nahm der Vater Emma bei der Hand und hielt sie fest.

Draußen vor dem Hause standen die Schuljungen. Sie fingen an zu singen und zogen die Dorfstraße entlang. Dahinter wurde Mutter von mehreren Männern getragen; dann folgte Emma, die zwischen dem Vater und dem Manne mit dem langen Rock ging, und dann kamen alle die andern.

Als der Zug hielt, wurde der schwarze Kasten, in dem Mutter lag, an Stricken in eine tiefe, dunkle Grube hinabgelassen und einige Leute schaufelten Erde hinterher. Da wurde Emma entsetzlich bange. Da mußte ja Mutter ersticken.

Es war dem Kinde, als ob es selbst in dem Kasten läge und keine Luft bekäme. Es wurde ihm ganz schwarz vor den Augen und wollte schreien und konnte nicht. Dann schwanden ihm die Sinne.

Als Emma wieder zu sich kam, lag sie zu Hause in ihrem Bettchen. Sie wußte nicht recht, ob sie das alles geträumt hatte oder nicht. Nachdem sie angekleidet worden war, ging sie in die Küche, durch alle Stuben, Kammern und Ställe und suchte — Mutter. Als sie sie nirgends fand, wurde ihr unsäglich weh zu Mute, und sie fing bitterlich an zu weinen.

Digitized by Google

Ein Vertreter der Teleologie unter den modernen Biologen.

Von Franz Erhardt (Rostock).

III.

Die Verschiedenheit der organischen und der anorganischen Natur steht als Tatsache fest. Daraus folgt nun aber noch nicht, daß es notwendig wäre, der Erklärung der organischen Erscheinungen andere als die Prinzipien der Physik und Chemie zugrunde zu legen. Es ist im Gegenteil denkbar, daß die Kräfte der anorganischen Natur durch eigentümliche Kombination ihrer Wirkungen das organische Leben erzeugen; „wenn wir zugeben", so sagt Reinke in einem Aufsatz über Mechanik und Biologie (Deutsche Rundschau, 1901, Band 109, S. 445), „daß in einer fernen Zukunft einmal alle Lebenserscheinungen restlos mechanistisch erklärt werden könnten, so ist gegen die logische Möglichkeit einer solchen Annahme kaum etwas einzuwenden". Aber etwas anderes, fügen wir hinzu, ist die logische Möglichkeit und etwas anderes die tatsächliche Gültigkeit dieser Annahme. Aus der bloßen Möglichkeit läßt sich nach einer alten logischen Regel niemals auf die Wirklichkeit einer Sache schließen. Wir bedürfen daher anderweitiger Kriterien, um in unserer Frage zu einer Entscheidung gelangen zu können. Daß nun im Lebensprozeß physikalische und chemische Vorgänge von großer Bedeutung sind, bestreitet niemand. „Die Analyse der Lebenserscheinungen hat das unzweifelhafte Ergebnis gehabt, daß sie getragen werden von einem Substrat energetischer, beziehungsweise materieller Vorgänge. Allein ebenso unzweifelhaft ist, daß zahlreiche Lebensvorgänge sich einer rein energetischen Erklärung nicht fügen. Für einen Teil der letzteren Kategorie ist es wahrscheinlich, daß die energetische Erklärung mit der Zeit wird gefunden werden; für andere muß dies aber bei dem Stande unseres heutigen Wissens für höchst unwahrscheinlich, wenn nicht für ausgeschlossen gelten. Diese Erscheinungen bilden einen Rest innerhalb der Lebensvorgänge, den man als spezifisch vital bezeichnen kann, und dessen besondere, von denen der anorganischen Natur abweichende Gesetzmäßigkeiten von der Biologie erforscht werden müssen. Als methodische

Digitized by Google

Regel darf dabei gelten, den Versuch zu machen, durch Auffindung energetischer Erklärungen jenen Rest ‚vitaler' Vorgänge auf ein Minimum einzuschränken. Aber das Minimum kann immerhin ein recht erhebliches bleiben" (53).

Daß nun letzteres in der Tat angenommen werden muß, geht aus zahlreichen Äußerungen als die eigentliche Meinung Reinkes hervor. Zu den allgemeinen physikalisch-chemischen Gesetzen treten im Organismus nach seiner Ansicht noch spezifisch-biologische hinzu (154). „Wir mögen uns den Organismus einer Pflanze oder eines Tieres so einfach vorstellen wie wir wollen, immer ist er mehr als ein Aggregat chemischer Verbindungen, mehr als eine Masse von eigentümlichem Molekulargefüge, mehr als eine Summe physikalischer und chemischer Kräfte. Die chemischen Verbindungen, welche ihn zusammensetzen, bilden einen geordneten Aufbau, ein Gefüge, wie die Ziegel und Balken in einem Hause, die Teile in einem Uhrwerk; und die Kräfte, die darin walten, sind an ein streng gesetzmäßiges Wirken gebunden. So entsteht Kosmos und Mechanismus, andernfalls wäre es Chaos" (164).

Die elementaren Vorgänge im Organismus sind zu einem sehr großen Teile von chemischen Faktoren abhängig; dennoch greifen selbst in die Tätigkeit der chemischen Kräfte fortwährend Ursachen ein, die ihrerseits chemisch oder physikalisch nicht zu erklären sind. „Das Protoplasma übt auf die in seinen Machtbereich gelangten Verbindungen teils eine synthetische, teils eine zersetzende Einwirkung aus. Das kann nur geschehen durch einen Faktor, der selbst weder mit dem Material der Synthesen, noch mit dem Material für die Zersetzungen identisch ist, und dies ist der im engeren Sinne organisierte, gestaltete Teil des Protoplasma" (270). Die Synthesen, welche das lebendige Protoplasma vollzieht, können größtenteils auch auf künstlichem Wege zustande gebracht werden; aber die Mittel, deren sich der Chemiker bedient, sind von anderer Art als die, mit denen die Natur arbeitet. „Nach allem, was wir wissen, haben die eigenartigen Synthesen im Protoplasma ihresgleichen nicht außerhalb des Organismus; während die Fähigkeit des Protoplasma, jene Syntesen zu vollziehen, unerklärt dasteht. Das Protoplasma arbeitet wie ein Chemiker von höchster Intelligenz; dabei mit maschinenmäßiger Sicherheit, so daß keine Reaktion fehl schlägt, kein Glied in der sicher oft langen und verwickelten Kette der Umlagerungen ausfällt" (305; vgl. auch W. a. Th. 183).

Digitized by Google

Diese „unbewußte Intelligenz", die die chemischen Prozesse im Protoplasma leitet, wirkt nun zugleich so, wie es den Zwecken des Organismus entspricht; der teleologische Charakter ihrer Tätigkeit zeigt sich auf das deutlichste darin, daß sie sich nach den jeweiligen Bedürfnissen richtet, die im Organismus zu befriedigen sind (305 ff.). Daher verstehen wir auch oft die Resultate der chemischen Vorgänge vom teleologischen Gesichtspunkte aus sehr gut, während wir uns vergeblich bemühen, sie kausal zu begreifen. „Die Ausscheidung der Cellulose und anderer Substanzen der Zellwand, ihre Umwandlung in der Verkorkung und Verholzung lassen sich ihrer ‚physiologischen Bedeutung' nach, d. h. final gar einleuchtend erklären; aber jede Kausalerklärung bescheidet sich, auf das lebendige Protoplasma als wirksamen deus ex machina zu verweisen." „Oder wenn in irgend einem Falle der Stoffbildung durch Synthese ein solcher Versuch" (der Kausalerklärung) „gemacht wird, so betrifft er eine einzelne, mehr oder weniger wichtige Bedingung des Prozesses; aber das eigentliche Wesen des Vorganges bleibt kausal unaufgeklärt" (307/8).

Ohne ordnende, leitende, teleologisch wirkende Kräfte im Organismus anzunehmen, erscheint es völlig ausgeschlossen, das Getriebe des Stoff- und Energiewechsels in der lebenden Natur zu verstehen. „Wir sehen die Stoffe fortwährend sich umwandeln, den absoluten und relativen Energieinhalt, das Verhältnis von potentieller und kinetischer Energie unausgesetzt wechseln, nichtsdestoweniger hält ein konstanter Faktor dies ganze, verwickelte Getriebe in Ordnung" (342). „Man lasse doch endlich die naive Ansicht fallen, wonach das Leben nur in energetischen Wechselwirkungen besteht, die aber so ‚ungeheuer kompliziert' sind, daß man sie nicht zu durchschauen vermag" (619). „Je verwickelter das Getriebe des Stoff- und Energiewechsels ist, um so mehr", sagt Reinke sehr treffend, „bedürfen wir der Annahme des gesetzmäßigen Wirkens einer ordnenden, regulierenden Kraft, die bei weiterer Analyse sich in eine große Zahl harmonisch zusammenstimmender Teilkräfte auflöst" (342; ähnlich 619). Denn ganz unbegründet ist die Vorstellung, daß das Wunderbare in der Harmonie der Stoffwechselprozesse verschwinden würde, wenn wir nur erst imstande wären, die chemischen Vorgänge mehr im einzelnen zu übersehen; ob wir diese Vorgänge auf das genaueste kennen oder nicht, ändert nichts an der Notwendigkeit, das Wirken ordnender Kräfte zuzugeben (343).

Immerhin besteht die begründete Hoffnung, die Erscheinungen

Digitized by Google

des Stoffwechsels in weitem Umfang auf physikalisch-chemische Prozesse zurückführen zu können. Anders dagegen verhält es sich mit den Tatsachen der Entwickelung und Fortpflanzung; bei ihnen stößt die Forschung „trotz allem Nachweise energetischer Grundlagen" doch unausgesetzt „auf ein X., einen Faktor, welcher der Erklärung durch physikalische und chemische Vorgänge spottet" (W. a. Th. 153). Die Bildung der organischen Gestalt ist ohne die Annahme innerer Ursachen, die in zwecktätiger und zielstrebiger Weise die Entwickelung leiten, durchaus nicht zu verstehen; diese inneren Ursachen aber dürfen auf keinen Fall als mechanische Kräfte gedeutet werden. „Der Gestaltungstrieb bedient sich zur Verwirklichung seiner Aufgaben, um bildlich zu sprechen, der in den Keimzellen der Pflanzen und Tiere disponiblen Energien, die in erster Reihe chemischer Art sind." Er weist jedoch der Tätigkeit dieser Energien eine ganz bestimmte Richtung an, in der sich die Entwickelung so vollzieht, daß der Prozeß nicht umgekehrt werden kann. Das aber ist ein Beweis dafür, daß der Vorgang einen nicht mechanischen Faktor in sich enthält, denn alle mechanischen und chemischen Prozesse besitzen die Eigentümlichkeit, sich umkehren zu lassen (W. a. Th. 197).

„Zur Unterhaltung und Förderung des Wachstums reichen die chemischen Zugkräfte nicht aus. Nur unter der Herrschaft besonderer Impulse fügen die Stoffe sich so aneinander, daß daraus Protoplasma, Zellkerne, innere und äußere Organe werden können" (ebd. 189). Im Bilde „könnte man sagen, daß der Keim der Tiere und Pflanzen durch einen unsichtbaren Bauführer der Größe und Gestalt des erwachsenen Typus entgegengeführt wird. Ein solcher Bauführer versteht sein Geschäft aus dem Grunde, denn aus dem Ei einer Schwalbe entwickelt sich mit unfehlbarer Sicherheit immer nur eine Schwalbe, aus dem Ei eines Sperlings ein Sperling, aus dem Ei einer Taube eine Taube" (ebd. 190). „Die Vorgänge des Wachstums sind immer verknüpft mit chemischen Umlagerungen der Substanz; aber auch mechanische Einflüsse kombinieren sich in mannigfacher Weise mit den spezifischen Entwicklungsimpulsen" (ebd. 190); diese mechanischen Bedingungen „können sich nicht selten in auffallender Weise Geltung verschaffen. Dennoch bleibt die Bedeutung solcher chemischen und mechanischen Wachstumsbedingungen eine sekundäre gegenüber den nicht in chemischer oder mechanischer Beschreibung definierbaren Impulsen, von denen sie zur Erreichung

Digitized by Google

des vorgeschriebenen Ziels verwendet werden, um in regelmäßiger, unausweichlicher Folge zu wirken" (ebd. 191).

Die zwecktätigen Kräfte im Organismus „bilden eine elementare Erscheinung des Organischen, die wir hinnehmen müssen, ohne sie mechanisch erklären zu können; so lautet" wenigstens „einstweilen die Antwort" (83). „Seitdem Blumenbach vom nisus formativus sprach, sind wir über diese Anschauung nicht hinausgekommen. So oft man versucht hat, jenen Bildungstrieb in mechano-chemische Komponenten zu zerlegen, haben diese Versuche nur ein Gefühl des Unbefriedigenden erweckt" (193). Ohne einen besonderen Bildungstrieb, ohne gestaltende Kräfte ist es durchaus unverständlich, warum sich aus einem relativ einfachen Keime die ganze Fülle mannigfaltigster Organe entwickelt, wie wir sie z. B. im Körper jedes höheren Tieres antreffen. Das Vermögen der Keimzelle, den Organismus durch Wachstum und Entwickelung hervorzubringen, ist eine feststehende Tatsache; daß die spezifische Gestalt des späteren Organismus in der Keimzelle schon vorgebildet wäre, ist nach allen unseren Erfahrungen als ausgeschlossen zu betrachten; daher müssen wir die in der Keimzelle vorhandene Anlage als eine solche von dynamischer Beschaffenheit ansehen. Diese dynamische Anlage nennt Reinke das Entwickelungs- oder Bildungspotential der Keimzelle (359/60).

An und für sich ist das Bildungspotential ein System ruhender Kräfte, die eines bestimmten Anstoßes bedürfen, um ihre eigentümliche Tätigkeit zu beginnen; sobald dieser Anstoß erfolgt, d. h. die erforderlichen inneren und äußeren Bedingungen erfüllt sind, setzt sich das Bildungspotential in die aktiven Kräfte um, unter deren Einfluß sich eben die Entwickelung des Organismus vollzieht (360 ff.) Wie wenig es möglich ist, diese Entwickelung physikalisch-chemisch zu begreifen, können uns schon die Vorgänge lehren, die sich bei der Teilung einer Zelle abspielen. Wenn sich z. B. gewisse Fäden im Innern der Zelle mit vollkommener Regelmäßigkeit der Länge oder auch der Quere nach teilen, so läßt sich diese Erscheinung nimmermehr als ein physikalisch-chemischer Prozeß auffassen; „es sei denn", wie Reinke sehr richtig bemerkt, „daß man die Quer- oder Längsteilung eines Papierstreifens mittelst einer Schere in eine bestimmte Zahl von Stücken einen ‚rein' physikalischen oder gar chemischen Vorgang nennen wolle" (442).

Wenn sonach schon bei dem ersten Stadium der organischen Entwickelung das Prinzip der „mechanischen" Naturauffassung fast

Digitized by Google

gänzlich versagt, so brauchen wir eigentlich gar nicht weiter nach Gründen zu suchen, um die völlige Aussichtslosigkeit einer physikalisch-chemischen Erklärung der organischen Bildungsprozesse im höchsten Maße wahrscheinlich zu machen. Dann werden wir aber auch nicht mehr glauben die Tatsache der Vererbung physikalisch-chemisch begreifen zu können. Die Vererbung ist eines der größten Rätsel der Biologie (387); man hat versucht dieses Rätsel durch gewisse mechanische Theorien zu lösen, denen zufolge es sich bei der Vererbung im wesentlichen um die Übertragung gewisser Stoffe handeln sollte; mit treffenden Gründen weist jedoch Reinke derartige Theorien als ganz ungenügend zurück (401 ff. W. a. Th. 403 ff.). Um die Tatsachen der Vererbung wirklich zu verstehen, müssen wir annehmen, daß sich bei der Fortpflanzung vom elterlichen auf den kindlichen Organismus ein System bildender Kräfte überträgt, die durch ihre eigentümliche dynamische Beschaffenheit befähigt sind, den Typus der Art von neuem zu erzeugen (390). Man kann auch sagen, daß die Vererbung in der Erzeugung des Bildungspotentials besteht (394), von dem wir vorhin gesprochen haben. Dagegen ist es ganz falsch, die Vererbung selbst als eine Naturkraft aufzufassen, die an sich irgend etwas hervorbringen könnte; es ist das ebenso falsch, betont Reinke sehr mit Recht, als wenn man vermöge einer höchst wunderlichen Vorstellung der Entwickelung als solcher eine kausale Bedeutung im Hervorbringen der Tiere und Pflanzen zuschreibt (389/90, 369).

Die Prinzipien der „mechanischen" Naturauffassung reichen also keineswegs aus, um uns die Tatsachen der Entwickelung, Fortpflanzung und Vererbung verständlich zu machen; sie lassen uns aber auch im Stich, wenn es sich darum handelt, die merkwürdige Fähigkeit der Organismen zur Anpassung und zwar direkten Anpassung an ihre Umgebung zu erklären. Wir haben diese Anpassungsfähigkeit schon gegen das Ende des vorigen Abschnittes erwähnt und als einen Beweis für das teleologische Verhalten lebender Wesen angeführt. Daß es sich bei den Fällen einer solchen Anpassung nicht einfach um einen mechanischen Prozeß handelt, geht schon daraus hervor, daß die äußeren Einflüsse nicht etwa wie ein Stempel wirken, der einer plastischen Masse aufgeprägt wird (129). Vielmehr empfindet der Organismus den äußeren Einfluß nur als einen Reiz, auf den er dann in eigenartiger und zugleich zweckmäßiger Weise reagiert (130, 182/83). Das kann er aber nur deshalb, weil er das Vermögen, zweck-

Digitized by Google

mäßig zu reagieren, als eine ursprüngliche und wesentliche Eigenschaft besitzt (114 f.).

Als eine solche ursprüngliche Eigenschaft der organischen Wesen werden wir auch den Instinkt anzusehen haben. Er tritt uns vor allen Dingen bei den Tieren, aber auch beim Menschen und sogar bei der Pflanze (191 f.) entgegen. In allen Fällen läßt er sich als ein seinem Träger innewohnender, mit ihm aus dem Ei entwickelter Imperativ auffassen, der die Ursache bestimmter zweckmäßiger Handlungen ist (187). Von einem allmählichen Entstehen der Instinkte durch Erfahrung und Gewohnheit kann keine Rede sein; sie „sind nicht erlernt, sondern ererbt; die Vererbung ist die kausale Grundlage, auf der sie zwecktätig wirken" (188). Wollen wir das Wesen der Instinkte psychologisch zu verstehen suchen, so müssen wir sie zu den Trieben rechnen; die Triebe aber sind als psychische Agentien keine Energien und also auch nicht physikalisch-chemisch zu erklären. Innerhalb des Seelenlebens gehören die Triebe wieder zu den niederen Erscheinungen; ihnen steht die bewußte geistige Tätigkeit als eine höhere, wesentlich verschiedene Form des Seelenlebens gegenüber. Von ihr werden wir daher erst recht sagen dürfen, daß sie sich allen Versuchen einer materialistischen Erklärung völlig entzieht. Nun bilden aber doch die seelischen Erscheinungen einen Teil im großen Ganzen der organischen Natur; also bestätigen sie zugleich als eine überaus wichtige Instanz die Anschauung, wonach in der organischen Natur noch ganz andere Faktoren als in der anorganischen Natur tätig sind.

IV.

Um die besonderen Kräfte, die in den Organismen wirken, auch mit einem besonderen Namen zu bezeichnen, führt Reinke den Ausdruck „Dominanten" ein. Damit deutet er in glücklicher Weise die Funktionen an, die diese Kräfte im Lebensprozeß zu erfüllen haben. Denn in der Tat üben sie ja eine weitgehende Herrschaft über die anorganischen Faktoren aus, die sich im Organismus ebenfalls finden; sie stellen die energetischen Prozesse, ohne die sie freilich nichts zu leisten vermögen, in den Dienst von Aufgaben, die außerhalb des Gebiets der anorganischen Natur liegen.

Auch in den von Menschenhand konstruierten Maschinen werden die Kräfte der anorganischen Natur zu gewissen Verrichtungen benutzt, zu denen sie an und für sich nicht befähigt

Digitized by Google

sind. Wir wiesen bereits im zweiten Abschnitt darauf hin, daß jede Maschine eine bestimmte Konfiguration der Teile besitzt, durch die sie einem von außen aufgenommenen Energiestrom eine bestimmte Richtung anzuweisen vermag. Die Konfiguration der Teile aber ist ein Werk menschlicher Intelligenz, die daher auch in den Leistungen jeder Maschine zum Ausdruck kommt, obwohl die Maschine an und für sich nur mit mechanischen Mitteln zu arbeiten pflegt. Es wäre infolgedessen ganz unrichtig, wenn man glauben wollte, die Wirkungen einer Maschine rein mechanisch erklären zu können. Indem wir vielmehr die Energie, mit der die Maschine arbeitet, von der eigentümlichen Richtung unterscheiden, in die die Energie gebracht wird, dürfen wir sagen, daß in jeder Maschine neben den anorganischen Faktoren auch leitende Kräfte tätig sind, die sich als Dominanten bezeichnen lassen. „Die Dominanten repräsentieren einen in der arbeitenden Maschine vorhandenen aktuellen und überenergetischen Zwang, durch sie wird die Energie genötigt, den in der Maschine verkörperten und immanenten Willen zu erfüllen" (Über die in den Organismen wirksamen Kräfte, Rede auf der Naturforscherversammlung 1901, Sonderabdr. S. 7).

Innerhalb der Maschine bestehen die Dominanten nur in der eigentümlichen Konfiguration der Teile; das hindert aber gar nicht, daß sie in einem gewissen Sinne geistige Wesen sind, da sie die Intelligenz des Technikers in die Maschine hineingelegt hat, um mit ihrer Hilfe bestimmte Absichten zu verwirklichen. Wir dürfen daher von einer immanenten, unbewußten Intelligenz der Maschinen reden (W. a. Th. 269, 279).

Auch die Organismen besitzen nun, wie wir von früher wissen, eine Maschinenstruktur; auch bei ihnen ist die Form, die Konfiguration der Teile ein Prinzip, welches zu den energetischen Prozessen hinzutritt, um sie in ganz bestimmte Bahnen zu lenken; also werden wir auch den Organismen in demselben Sinne wie den Maschinen Dominanten zuschreiben müssen. Diese Art von Dominanten bezeichnet Reinke im Unterschiede von einer gleich zu nennenden zweiten Art als Arbeitsdominanten; ihre Tätigkeit besteht wesentlich darin, daß sie die chemischen Prozesse im Organismus zu ordnen und zu leiten haben (173 f., W. a. Th. 277).

Nun erhebt sich aber der Organismus in seinen Leistungen weit über alle Arten von Maschinen; er bildet und entwickelt sich selbst, während die Maschine durch ihren Verfertiger hergestellt wird. Es muß daher in den Organismen neben den Arbeits-

Digitized by Google

noch Gestaltungs- oder Bildungsdominanten geben, deren wesentliche, wenn auch nicht einzige Aufgabe die ist, in Analogie zur Tätigkeit des Maschinenbauers die Entwickelung des Organismus zustande zu bringen. Dazu werden sie aber nur dann befähigt sein, wenn sie innerhalb des Organismus eine sehr mannigfache Wirksamkeit entfalten. Wollen wir ihre Leistung wirklich verstehen, so müssen wir zwischen einer obersten, die Entwickelung des Organismus im ganzen beherrschenden Dominante und dem Systeme untergeordneter Dominanten unterscheiden, die der Leitung der einzelnen Teile vorstehen. Jene können wir auch die „General- oder Integral-Dominante nennen im Gegensatz zu den Dominanten höherer und niederer Ordnung, von denen die Bildung der Organe, der Gewebe, der Zellen, der Zellenbestandteile abhängt; sofern die letzteren teilweise chemische Verbindungen sind, ergibt sich eine flüssige Grenze zwischen Arbeits- und Gestaltungsdominaten" (175).

Bei der Entwickelung „stehen die Gestaltungsdominanten in einem solchen Verhältnis zueinander, daß eine von der anderen beeinflußt werden kann; huldigen wir der epigenetischen Vorstellung über die Entwickelung" (wonach der Organismus im Keime nicht präformiert ist, sondern allmählich gebildet wird), „so werden mit jeder neuen Phase auch neue Dominanten durch die vorhergegangene Phase erzeugt". „Die Epigenesis bringt eine Dominante aus der anderen hervor, darin besteht das Geheimnis der fortschreitenden Entwickelung, während Stoff und Energie die gleichen bleiben können. In der Entwickelung entfaltet sich ein System von Dominanten, in der Vererbung wird es wieder in einen Punkt zusammengezogen, der aber potentiell die Fähigkeit bewahrt, mit Hilfe von Stoff und Energie jenes ganze System schrittweise von neuem hervorzubringen" (175/76).

In der Fortpflanzung vervielfältigen sich die Dominanten, im Tode hingegen werden sie vernichtet; sie verschwinden spurlos, wie die Gedächtniseindrücke und die geistigen Fähigkeiten eines Menschen. „Während die Wärme einer erloschenen Kerze als Energie fortbesteht, wenn auch in anderer Form, also unvergänglich ist, spricht nicht das leiseste Anzeichen, ja keine erdenkliche Möglichkeit dafür, daß die Dominanten im Tode sich etwa in Energie umwandelten" (W. a. Th. 272). Ein solcher Vorgang ist der Natur der Sache nach ausgeschlossen; die Dominanten besitzen nicht die Fähigkeit, selbst Energie zu erzeugen, da ihr Wesen vielmehr in der Richtung und Verteilung der Energie besteht (169); sie üben zwar eine gesetzmäßige Wirksamkeit aus, aber in einer

Digitized by Google

Form, der es an jedem energetischen Äquivalent fehlt; daher dürfen sie nicht als energetische, sondern nur als überenergetische Kräfte aufgefaßt werden. Auch leisten sie keine mechanische Arbeit, sondern weisen derselben nur ihren Weg (171 f.).

Die wichtigste Eigenschaft der Dominanten ist ihre „Fähigkeit, zielstrebig und zweckmäßig zu wirken. Da die Energie nicht Träger der Finalität im Organismus sein kann, so können nur die Dominanten als solche in Betracht kommen." Allerdings gelingt ihnen die Verwirklichung von Zwecken nur mit energetischen Mitteln; „darum sind sie in jedem Einzelfall ihres Wirkens von der Energie abhängig" (176).

Insofern die Dominanten zwecktätig wirken, dürfen wir sie auch als intelligente Kräfte bezeichnen; denn Intelligenz kann geradezu als die Fähigkeit angesehen werden, zweckmäßig zu handeln oder zu wirken. Allerdings soll mit dieser Bezeichnung nur so viel gesagt sein, daß die Dominanten in ihrem Wirken am ehesten mit der Intelligenz vergleichbar sind. Ein Bewußtsein ist ihnen deshalb nicht zuzuschreiben, ihre Intelligenz vielmehr als eine unbewußte zu denken (181 f.), während umgekehrt die bewußte Intelligenz der höheren Tiere vom Begriffe der Dominanten auszuschließen ist (185). Ohne aber im Organismus eine immanente Intelligenz anzunehmen, verstehen wir sein teleologisches Verhalten nicht; „indem er zweckmäßig auf seine Umgebung reagiert, verhält er sich, als ob er über ein hohes Maß von Umsicht, Nachdenken, Berechnung, kurz von Intelligenz verfügte" (181).

Welche Leistungen die Dominanten im einzelnen vollbringen, bedarf nach dem Gesagten keiner ausführlichen Schilderung mehr; mit wenigen Worten können wir ihre Wirkungen dahin bestimmen, daß sie die Ursachen aller der Vorgänge im Organismus sind, die wir nach den Untersuchungen des vorigen Abschnitts aus den Kräften und Energien der anorganischen Natur nicht zu erklären vermögen. Ihre Wirksamkeit ist also nicht darauf beschränkt, daß sie den Ablauf der chemischen Prozesse in zweckmäßiger Weise regulieren und den Organismus aus dem Keime entwickeln; ihr maßgebender Einfluß äußert sich ebenso in den Prozessen der Fortpflanzung und Vererbung; das Bildungspotential, von dem wir früher sprachen, ist gar nichts anderes, als ein System von Dominanten, die vom Organismus der Eltern auf die Keimanlage übertragen werden. Dominanten sind es auch, denen die Heilung eintretender Schäden und die zweckmäßige Reaktion auf Ein-

Digitized by Google

wirkungen der Außenwelt wesentlich zu verdanken ist. Endlich sind auch alle Triebe der Pflanzen und Tiere, alle Instinkte als Dominanten aufzufassen.

Durch die Annahme von Dominanten treten wir von dem Boden einer jeden Art von mechanischer auf den einer ausgesprochen teleologischen Naturanschauung hinüber. Dieser Schritt, der dem Zeitbewußtsein in so hohem Maße widerstrebt, muß dennoch unbedingt vollzogen werden, wenn wir zu einem wissenschaftlichen Verständnis der Tatsachen des organischen Lebens gelangen wollen. Es ist höchste Zeit, daß die Scheu vor dem Zweckbegriff, die Teleophobie, wie K. E. v. Baer sagte, beseitigt wird. Denn während die mechanistische Erklärung der Lebenserscheinungen den Tatsachen in keiner Weise gerecht wird, stimmt die teleologische Auffassung mit ihnen auf das beste überein, ohne zu irgend einem anerkannten Prinzip wissenschaftlicher Forschung in Gegensatz zu treten. Man hat dergleichen allerdings oft behauptet, aber ohne jeden zureichenden Grund. Im besonderen ist es ein bloßes Vorurteil zu glauben, daß die Teleologie der Kausalität und den berechtigten Forderungen der Mechanik widerspräche. Als ob der Zweck nicht bestimmter Mittel bedürfte, um sich durchzusetzen, und diese Mittel nicht häufig mechanischer Natur wären! „Jeder teleologische Zusammenhang von Vorgängen hat einen kausalen zur Voraussetzung" (W. a. Th. 251). Das gilt für die zweckmäßigen Handlungen des bewußten menschlichen Willens; es gilt aber ebenso für die unbewußte Zwecktätigkeit in der äußeren Natur. „Der Finalzusammenhang kommt nur durch ‚kausalmechanische' Verkettung von Vorgängen zustande; ohne Mitwirkung der Kausalität würde jede Finalität haltlos dastehen, undenkbar sein." „Die Zwecke hängen von den Mitteln ab und die Mittel von den Zwecken; die Verwirklichung des Zweckes und der Zweck selbst bedingen sich gegenseitig" (85, 86).

Es ist daher ganz unrichtig, wenn man auf dem Gebiete der Organismen „die Frage so stellt: Soll kausal-mechanische oder teleologische Erklärung gelten; beide gehören untrennbar zusammen, sind zwei Seiten einer Sache. Ich sehe weil ich Augen habe, und ich habe die Augen zum Sehen" (86). „Bei jedem Organ können wir fragen, wodurch ist es entstanden und wozu ist es da, und das Interesse an letzterer Frage steht meistens voran" (87/8). Allein aus der kausalen Betrachtung heraus können die Organismen nicht begriffen werden, es muß der finale Gesichtspunkt der Betrachtung hinzutreten (86).

Digitized by Google

Die Notwendigkeit einer teleologischen Auffassung der organischen Welt ist auch durch Darwin und seine Selektionstheorie nicht beseitigt worden; es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Versuch, die organische Zweckmäßigkeit mit Hilfe des Prinzips der natürlichen Zuchtwahl mechanisch zu erklären, als gescheitert angesehen werden muß. Der Darwinismus setzt offenbar voraus, was er erklären will; schon die einfachsten Urzellen mußten zweckmäßig eingerichtet sein, um überhaupt leben zu können. „Die Selektion kann nichts Neues schaffen, sondern nur Vorhandenes erhalten, wenn es zweckmäßig ist" (557); besten Falles besteht ihre Leistung darin, gegebene Eigenschaften zu steigern und zu fördern (183). Indem sie die Tendenz hat, schwache und untüchtige Individuen auszumerzen, trägt sie allerdings zur Befestigung der Arten bei; sie ist aber gänzlich außerstande, uns die Entstehung und Entwickelung der Arten überhaupt zu erklären.

Weil er so die Leistungen der Selektion auf ein sehr geringes Maß beschränkt, will nun Reinke aber nicht behaupten, daß sich der Darwinismus auch mit der Annahme einer allmählichen Entwickelung der organischen Welt aus kleinen und kleinsten Anfängen im Unrecht befinde. Im Gegenteil bekennt auch er, wie schon erwähnt wurde, sich zu dieser Annahme, wiewohl er den im letzten Grunde hypothetischen Charakter der Deszendenztheorie zu wiederholten Malen und mit entschiedenen Worten betont. Wenn wir aber eine solche Entwickelung annehmen, so folgt daraus nicht das mindeste für eine mechanische Naturauffassung. Vielmehr werden wir genötigt sein, diesen Prozeß gerade teleologisch zu deuten, um die Entstehung immer höherer Formen zu begreifen. Wäre nicht in den Urzellen bereits eine innere Entwickelungstendenz, ein Vervollkommnungsstreben vorhanden gewesen, so würde man nicht einsehen können, weshalb die Entwickelung einen aufsteigenden Gang genommen hat (464, 548, 554). Nägeli, der diese Auffassung teilt, hat freilich versucht, die Tendenz zur Vervollkommnung als die mechanisch zu begreifende Wirkung einer materiellen Einrichtung auszulegen, aber die Idioplasmatheorie, die er zu diesem Zwecke aufstellt, ist eine ebenso willkürliche und unbegründete Annahme, wie die eigentümlichen Hypothesen, mit deren Hilfe sich Weismann bemüht hat, die von allen Seiten bedrängte Selektionstheorie als die einzige Möglichkeit einer mechanischen Erklärung der Lebenserscheinungen aufrecht zu erhalten (W. a. Th., Kap. 29 und 30).

Digitized by Google

Indes gehen wir auf die interessanten und geistreichen Ausführungen, die Reinke der Entwickelungslehre und den mit ihr zusammenhängenden Fragen widmet, nicht näher ein; indem wir es dem Leser überlassen, sich durch eigene Lektüre mit der Behandlung dieser Dinge durch unseren Autor genauer bekannt zu machen, kommen wir jetzt noch einmal auf den Begriff der Dominanten zurück, der in einigen Punkten noch weiterer Aufklärung bedarf. Wie andere Naturkräfte, so lassen sich auch die Dominanten nur aus ihren Wirkungen erkennen (W. a. Th. 273). Diese Wirkungen sind ganz bestimmte Tatsachen der organischen Natur, zu deren Erklärung wir besonderer Prinzipien bedürfen, da hierfür physikalische und chemische Prozesse nicht ausreichend sind. Es würde daher ein unberechtigter Einwand sein, wenn man die Dominanten für eine bloße Fiktion, eine mystische Hypothese erklären wollte; sie sind das so wenig, daß sie vielmehr als eine einfache Abstraktion aus tatsächlichen Verhältnissen, als ein Symbol für gewisse Erscheinungen, ein Darstellungsmittel der physiologischen Vorgänge angesehen werden können (ebd. 273 ff.). Auch versuche man nicht, die Annahme von Dominanten dadurch zu widerlegen, daß man ihre Einwirkungen auf den Organismus und die Energien als unbegreiflich hinstellt. Müssen wir doch auch die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele*), die physikalischen und chemischen Kausalbeziehungen der Körper untereinander als Tatsachen anerkennen, ohne dieselben ihrem eigentlichen Wesen nach zu begreifen! (ebd. 276).

Die logische Berechtigung zur Aufstellung des Dominantenbegriffes unterliegt also keinem Zweifel. Was aber sind nun die Dominanten an sich und abgesehen von den Wirkungen, die sie hervorbringen? Läßt sich hierüber überhaupt etwas Bestimmtes aussagen, oder müssen wir uns mit den bisher gewonnenen Ergebnissen begnügen? Werfen wir diese Fragen auf, so ist nicht zu verkennen, daß sich in den Ausführungen Reinkes ein gewisses Schwanken bemerkbar macht, welches uns verhindert, über seine Meinung eine völlig eindeutige Auskunft zu geben. Ohne alle

*) Daß Reinke gegenüber der Theorie des psychophysischen Parallelismus an der Realität der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele festhält, wurde schon oben erwähnt; hier mag noch hinzugefügt werden, daß er den Parallelismus mit großer Entschiedenheit als eine durchaus unannehmbare Hypothese verwirft (Einl. 567 ff.). In dieser Auffassung stimme ich ihm ganz bei; vgl. meine Schrift über „Die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele", Leipzig 1897.

Digitized by Google

Einzelheiten seiner Darlegungen zu berücksichtigen, wollen wir feststellen, daß zwei Auffassungen der Dominanten nebeneinander hergehen, die wir als die dynamische und die mechanistische bezeichnen können. Unter der dynamischen Auffassung verstehen wir die, wonach die Dominanten ursprüngliche Kräfte sind, die in den Organismen zu den physikalischen und chemischen Agentien als besondere und eigentümliche Prinzipien des Wirkens hinzutreten. Diese Auffassung liegt überall da vor, wo Reinke die Dominanten den anorganischen Kräften als eine andere Art der Naturursachen gegenüberstellt, die wir ebensowohl wie die Schwere, die Elastizität, die chemischen Affinitäten in ihrem eigentümlichen Wesen anzuerkennen haben, ohne sie weiter erklären zu können (W. a. Th. 273/4, 282/3; Einl. 83, 177, 619, 628).

Im Gegensatze zu der dynamischen besagt die mechanistische Auffassung, daß die Dominanten von der Konfiguration der Teile abhängen und im Grunde nur ein besonderer Ausdruck für die spezifischen Wirkungen sind, die in einem materiellen System durch diese Konfiguration bedingt werden. Die Maschinendominanten fallen daher nach unseren früheren Auseinandersetzungen selbstverständlich unter diesen Begriff; ebenso erscheinen die Arbeitsdominanten von vornherein unter dem mechanistischen Gesichtspunkt, obwohl das in der Welt als Tat noch nicht ganz deutlich hervortritt. Dagegen verhält es sich nun mit den Gestaltungsdominanten anders. Sie werden von Reinke ursprünglich entschieden als dynamische Prinzipien aufgefaßt; wenigstens lassen die Ausführungen in der Welt als Tat kaum eine andere Deutung zu. Aber auch in der Einleitung wird diese Auffassung noch verschiedentlich festgehalten. Daneben entwickelt jedoch Reinke in der Einleitung ganz im allgemeinen die Hypothese, daß die Dominanten überhaupt ein Produkt der maschinellen Struktur der organischen Körper sein sollen (177, 611 und sonst). Er hebt freilich wiederholt die hypothetische Natur dieser Annahme hervor; er spricht auch davon, daß in der Struktur nur der mehr unmittelbare Grund des Daseins der Dominanten zu suchen ist, während ihre eigentliche Ursache unerforschlich sei (177). Andere Äußerungen aber lauten wieder viel bestimmter und lassen die mechanistische Auffassung gewissermaßen als Reinkes eigentliche Meinung erscheinen. Dazu stimmt es auch, daß er sich auf Forscher, wie Claude Bernard (57) und Lotze (178) als Vertreter der gleichen Ansicht beruft und seinen Standpunkt als einen mechanistischen Vitalismus bezeichnet (49, 57), während er den Vitalismus in

Digitized by Google

der älteren Form und dessen Begriff der Lebenskraft durchaus verwirft (49ff. 624f.).

Die mechanistische Auffassung der Dominanten hat nun aus Gründen, die wir selbst noch im letzten Abschnitt hervorheben werden, entschiedenen Widerspruch erfahren*); unter dem Eindruck dieses Widerspruches und auf eine Anregung E. v. Hartmanns hin hat sich Reinke neuerdings zu einer gewissen Veränderung seiner Theorie entschlossen. Er hat den Begriff der Arbeitsdominanten ganz fallen lassen und durch den der Systembedingungen und Systemkräfte ersetzt. Wo er fortan von Dominanten redet, sind immer nur die Bildungsdominanten gemeint („Zur Dominantentheorie", Preuß. Jahrb. Dez. 1902 S. 502—507). Wir müssen demnach bei der Erklärung der Lebenserscheinungen drei Momente genau voneinander unterscheiden: die Energie, mit der der Organismus arbeitet, die Systemkräfte, in denen die Wirkung der eigentümlichen Konfiguration der Teile zum Ausdruck kommt, und die Dominanten, die die Ursachen der Gestaltungsprozesse und verwandter Vorgänge bilden. Die scharfe Scheidung dieser drei Faktoren sieht Reinke selbst als einen wesentlichen Vorzug seiner Theorie vor der früheren Annahme einer Lebenskraft an, in deren Begriff jene drei Momente unterschiedslos zusammenflossen („Die Dominantenlehre", in der Zeitschrift Natur und Schule, II. Band, 1903, S. 403).

Trotz dieser Modifikation seines Standpunktes hält Reinke aber auch jetzt noch in einem gewissen Sinne an der Hypothese fest, daß die Dominanten sich doch vielleicht auf Systemkräfte zurückführen lassen (ebd. 399); allerdings erklärt er zugleich, die Möglichkeit einer restlosen Auflösung der Dominanten in Systembedingungen auch für die Zukunft nicht absehen zu können (ebd. 405). In einer Beziehung ist es sogar ganz gewiß, daß wir in der Biologie mit bloßen Systemkräften nicht auszukommen vermögen: die ersten Organismen können aus dem Schoße der anorganischen Natur unmöglich unter dem Einfluß von Systemkräften hervorgegangen sein, „die dem anorganischen feuchten Erdboden innewohnten und aus ihm mit Notwendigkeit Protoplasma hervorbrachten" (ebd. 399). Wir bedürfen vielmehr des Prinzips einer Schöpfung durch intelligente Kräfte, um die erste Entstehung des Lebens auf der Erde zu erklären. Die Annahme einer Urzeugung

*) Vgl. A. Drews, Reinkes Einleitung in die theoretische Biologie, Preußische Jahrbücher, Okt. 1902, S. 101—120.

Digitized by Google

ist logisch wie empirisch gleich unberechtigt. Da auch der einfachste Organismus von der anorganischen Natur fundamental verschieden ist, so „ist eine Umwandlung von Salpetersäure, Schwefelsäure, Kohlensäure, Phosphorsäure usw. durch die in diesen Stoffen steckenden Kräfte, oder wie man auch sagt, ‚von selbst', in lebendiges Portoplasma undenkbar" (Einl. 556). Die spontane Entstehung einer Zelle ist eben so unwahrscheinlich wie die Annahme, daß die durcheinander geschüttelten Lettern eines Buches sich von selbst wieder zu diesem Buche zusammenfügen sollten (W. a. Th. 322). Auch die Erfahrung spricht durchaus gegen die Urzeugung. „Alle Erfahrung stimmt dahin überein, daß, von menschlicher Intelligenz abgesehen, das Protoplasma allein über die Zauberkraft verfügt, anorganische Verbindungen durch Assimilation in organische und diese in organisierte Bestandteile des Portoplasma zu verwandeln" (Einl. 556). Was man aber an allgemeinen Gründen vorgebracht hat, um die Annahme einer spontanen Entstehung des Lebens aus den Elementen der anorganischen Natur als eine wissenschaftliche Notwendigkeit hinzustellen, erweist sich bei näherem Zusehen als durchaus unhaltbar. Denn wenn man sagt, daß nur die Hypothese der Urzeugung dem Geiste der Naturwissenschaft entspreche, so ist zu bedenken, „daß das, was hier als ‚Geist der Naturwissenschaft' zitiert wird, doch nur ‚der Herren eigener Geist' ist" (558), der unmöglich für sich allein wahre Wissenschaftlichkeit in Anspruch nehmen darf. Sind lebendige Wesen überhaupt einmal aus unorganischen Stoffen entstanden, so ist „die Schöpfungshypothese die einzige, die den Anforderungen der Logik und der Kausalität und damit einer besonnenen Naturforschung entspricht" (559).

Wo aber eine Schöpfung stattfindet, da muß auch ein Subjekt vorhanden sein, das den Akt der Schöpfung vollzieht. Wir dürfen nicht dabei stehen bleiben, ganz im allgemeinen von intelligenten Kräften als Ursachen der organischen Welt zu reden. Die in der Natur herrschende, mechanisch nicht zu begreifende Zweckmäßigkeit führt uns notwendiger Weise zu dem Schluß auf ein einheitliches zwecksetzendes Subjekt, das wir als kosmische Intelligenz ansprechen müssen. Zwar der Naturforscher kann für seine Person es ablehnen, in seinem Gedankengange einen solchen letzten Schritt zu tun; er darf bei dem nicht zu leugnenden Faktum einer in der organischen Natur sich auswirkenden Zwecktätigkeit als einer ursprünglichen Tatsache stehen bleiben. Als denkende Menschen sind wir jedoch logisch gezwungen weiter zu gehen und

Digitized by Google

die Naturzweckmäßigkeit auf einen zwecksetzenden und darum intelligenten Willen zurückzuführen. Denn wo wir Zwecke finden, müssen wir auch auf eine zugrunde liegende Absicht schließen, ohne die der Zweck unverständlich wäre (W. a. Th. 256 ff.). So ist es klar, daß unsere Maschinen nur deshalb bestimmte Zwecke verwirklichen, weil sie ihren Ursprung der menschlichen Intelligenz verdanken, die ihnen transzendent gegenübersteht. Ebenso werden wir aber sagen: „Das zweckmäßige und vernünftige Wirken der Dominanten in den Pflanzen und Tieren berechtigt zu dem Schlusse oder nötigt uns vielmehr zu der Folgerung, daß auch die Organismen einer transzendenten Intelligenz ihr Dasein verdanken" (ebd. 284). Diese Intelligenz muß jedoch der des Menschen weit überlegen sein. „Denn je größer die Zahl der Komponenten im physiologischen Geschehen ist, je mehr Selbstregulatoren im Organismus wirken, um so bewunderungswürdiger muß die Vernunft sein, die diesen Organismus schuf und alles in Einklang setzte. Darum ist die kosmische Vernunft mindestens so hoch über der menschlichen erhaben, wie die erbliche Organisation eines Tiers über einer Maschine steht" (ebd. 286).

Das logische Verfahren, dessen wir uns bei dem Schluß auf eine kosmische Intelligenz bedienen, wird vergeblich anzufechten gesucht. „Die Kenntnis der Natur führt unausweichlich zur Gottesidee und gerade nach den Gesetzen der Kausalität sind wir des Daseins Gottes so sicher, wie des Daseins der Natur. Mag eine skeptische Philosophie dieser Folgerung auch nur einen bescheidenen Grad von Wahrscheinlichkeit zumessen, oder sie gar für ‚unphilosophisch' erklären; der nach den Methoden der Induktion und der Analogie schließende Naturforscher wird in der Zurückführung des Daseins und der Eigenschaften der Organismen auf eine schaffende Gottheit nicht nur die begreiflichste, sondern die einzig vorstellbare Erklärung finden; ihm folgt sie mit überzeugender Logik aus den Tatsachen." „Darum ist die Annahme Gottes nicht Dichtung, sondern Induktion. Wir finden ihn durch dieselbe Methode, durch die wir ein Naturgesetz finden" (ebd. 457). „Wir erschließen Gott aus seiner Wirksamkeit, wie wir das Dasein von Materie und Energie, wie wir die Naturgesetze aus ihrer Wirksamkeit erschließen" (ebd. 458).

Freilich vermögen wir Gott nicht sinnlich wahrzunehmen; aber das ist natürlich kein Beweis gegen seine Existenz. Ebensowenig kann es als ein stichhaltiger Einwurf gegen die Annahme einer Weltvernunft angesehen werden, wenn von naturwissen-

Digitized by Google

schaftlicher Seite so oft die Behauptung vertreten wird, daß bei dieser Annahme nicht Gesetz, sondern Willkür die Natur regieren und die Voraussetzung alles Forschens preisgegeben würde: die Begreiflichkeit der Natur. Wer so redet, beweist nur, daß er in einer irrigen Auffassung des Gottesbegriffes befangen ist. In Wirklichkeit „beeinflußt Gott die Natur lediglich in den Formen der Kausalität und im Rahmen der Naturgesetze. So wenig der Geist des Menschen im Telegraph und Telephon, in der von einem Künstler gehandhabten Geige, in der Erzeugung eines Buches mittelst der Druckerpresse die Naturgesetze durchbricht, so wenig tat dies Gott in der Erschaffung der zielstrebig sich entwickelnden und zweckmäßig arbeitenden Organismen. Beide, die Gottheit wie der Mensch, lenken die Naturkräfte nach ihrem Willen und mit den Mitteln der Intelligenz". Darum „bleibt die Naturforschung mit Gott so lohnend, wichtig und interessant wie ohne Gott" (ebd. 459).

„Wenn wir das Dasein Gottes aus der Natur erschließen, so ist umgekehrt die Natur eine Offenbarung Gottes. Die Offenbarung der Weltvernunft in den Naturgesetzen und speziell in den Pflanzen und Tieren ist allerdings eine tägliche und stündliche. Wir werden aber zu dem Schlusse gedrängt, daß diese Offenbarung nicht zu allen Zeiten die gleiche gewesen ist, sobald wir eine Phase der Erdgeschichte annehmen, in der unser Planet noch nicht mit Organismen bevölkert war. In der Schöpfung der Urzellen, oder, wenn man es lieber allgemeiner ausdrücken will, der ersten, elternlosen Organismen, vollzog sich ein Akt, der ganz der Vergangenheit angehört und nur in seinen Folgen in die Gegenwart hineinragt. Doch die Fortpflanzung und Fortbildung der Organismen bis auf den heutigen Tag ist nicht weniger bewunderungswürdig als jene Schöpfung; und darum offenbart sich Gott in den Pflanzen und Tieren, wie der Geist des Menschen sich offenbart in der elektrodynamischen Maschine, in einer Symphonie, in einer Statue. Wie diese Kunstwerke eine Äußerung des Menschen sind, so ist die belebte Natur eine Äußerung Gottes, durch die er in seiner Sprache zu uns redet" (ebd. 461/62).

V.

Aus der vorangehenden Darstellung wird der Leser den Eindruck empfangen haben, daß wir uns mit den naturphilosophischen Anschauungen Reinkes in einem weitreichenden Einver-

Digitized by Google

ständnis befinden. Um jedoch unseren eigenen Standpunkt zu diesen Anschauungen noch etwas deutlicher zum Ausdruck zu bringen, fügen wir dem bisher Gesagten einige weitere Bemerkungen hinzu. Viel mehr als kurze Andeutungen zu geben, wird uns allerdings im Rahmen dieses Aufsatzes nicht möglich sein.

Der Angelpunkt, um den sich die Untersuchungen Reinkes bewegen, ist das Problem der Teleologie. In der prinzipiellen Stellung, die er dazu einnimmt, können wir ihm nun ganz und gar beistimmen. Auch nach unserer, anderwärts ausführlicher begründeten Meinung*) ist es verlorene Mühe, den Zweckbegriff aus der Erforschung der organischen Natur ausschalten zu wollen; weder für jetzt noch für die Zukunft bietet sich, wie wir meinen, irgend welche Aussicht dar, die Zweckmäßigkeit der organischen Wesen ohne die Annahme zwecktätiger Prinzipien zu erklären. Denn die Zweckmäßigkeit selbst steht als Tatsache ganz fest; wenn man von seiten der Gegner der Teleologie bisweilen versucht hat, diese Tatsache als solche in Abrede zu stellen, so war das ein Verfahren, welches wissenschaftlich nicht ernst genommen zu werden verdient; wo man anfängt, die Augen gegen offenbare Tatsachen zu verschließen, um einen bestimmten Standpunkt aufrecht zu halten, da hört jede Möglichkeit einer fruchtbaren wissenschaftlichen Diskussion im Grunde genommen auf. Läßt sich also die zweckmäßige Einrichtung der Organismen nicht leugnen, so bedürfen wir auch einer Erklärung dieser Erscheinung. Nun wird man nach dem Grundsatze, daß die Prinzipien in der Wissenschaft nicht unnötig vervielfältigt werden dürfen, allerdings zu dem Versuche berechtigt sein, auch die organischen Vorgänge auf die in der anorganischen Natur herrschenden Gesetze zurückzuführen. Wenn aber dieser Versuch trotz der auf ihn verwendeten unendlichen Summe von Arbeit immer wieder gescheitert ist, so muß man sich doch notwendiger Weise fragen, ob nicht vielleicht die zugrunde liegende Voraussetzung falsch ist. Denn warum in aller Welt sollen in der organischen Natur keine anderen Gesetze herrschen als im Gebiete der anorganischen? Wer will der Natur vorschreiben, mit welchen Mitteln sie arbeiten darf und mit welchen nicht? Wie kann man anders als durch den tatsächlichen Erfolg beweisen, daß die Methode der physikalisch-chemischen Forschung auch für die Erklärung der Lebenserscheinungen zureichend ist?

Gerade dieser Erfolg fehlt aber, wie gesagt; auch in die ein-

*) Vgl. die Schrift „Mechanismus und Teleologie", Leipzig, 1890.

Digitized by Google

fachsten vitalen Prozesse mischen sich fast überall Faktoren ein, die einer physikalisch-chemischen Analyse sich bisher gänzlich entzogen haben. Wenn nun in der organischen Natur noch andere Prinzipien wirksam sind als in der anorganischen, so erklärt sich das geschilderte Verhältnis ganz von selbst, während es für den mechanistischen Standpunkt heutzutage überaus auffallend und rätselhaft erscheinen muß. Daher dürfte es wohl eine berechtigte Forderung sein, daß man endlich mit den unbewiesenen Voraussetzungen bricht, unter deren Bann die biologische Forschung so lange gestanden hat. Es gibt schlechterdings keinen Grund, der uns im Prinzip verhindern könnte, bei der Erklärung der Lebenserscheinungen neben den physikalisch-chemischen Faktoren noch spezifisch organische, teleologisch wirkende Ursachen anzunehmen. Denn die allgemeinen Erwägungen, die man hiergegen geltend zu machen pflegt, stellen sich bei gründlicher Prüfung fast durchweg als Vorurteile heraus, denen es an jeder objektiven Beweiskraft gebricht.

Diese Vorurteile sind freilich in der Gegenwart noch überaus mächtig; daher ist es namentlich der älteren Generation unserer Naturforscher sehr schwer gemacht, sich von den mechanistischen Anschauungen loszureißen, die länger als ein Menschenalter als der Inbegriff aller Weisheit gegolten haben. Um so höher aber müssen wir das Verdienst anschlagen, das sich nach unserem Dafürhalten Reinke durch seine Kritik der materialistischen Erklärung der Lebenserscheinungen und sein entschiedenes Eintreten für eine teleogische Auffassung der organischen Natur erworben hat. Sowohl in prinzipieller wie in tatsächlicher Hinsicht befindet er sich mit seinen Ausführungen zugunsten der Teleologie ganz im Recht. Was er im allgemeinen über die Möglichkeit einer teleologischen Naturerklärung, über ihre Vereinbarkeit mit der kausalen Betrachtungsweise und den sonstigen Bedürfnissen der naturwissenschaftlichen Forschung sagt, können wir fast durchweg unterschreiben; nicht minder aber billigen wir die Darlegungen, durch die er zu beweisen sucht, daß die organische Natur tatsächlich nur vom teleologischen Standpunkte aus begreiflich ist.

Auf die Einzelheiten seiner Beweisführung kommen wir jetzt nicht noch einmal zurück; nur das mag im besonderen hervorgehoben werden, daß unserer Ansicht nach auch seine Verwerfung des Darwinismus als einer die Zweckmäßigkeit der Organismen mechanisch erklärenden Theorie entschiedene Zustimmung verdient. Allerdings hat sich heutzutage wohl die Mehrzahl der Forscher davon

Digitized by Google

überzeugt, daß Darwins Erklärungsversuch als mißlungen anzusehen ist. Aber immerhin hat die Selektionstheorie noch großen Einfluß. Ihrer wissenschaftlichen Bedeutung und sachlichen Berechtigung verdankt sie jedoch diesen Einfluß keineswegs. Denn es gehört gewiß nicht allzuviel Nachdenken dazu, um einzusehen, daß die Selektionstheorie nicht leistet, was sie leisten soll. Die Zweckmäßigkeit der Organismen kann unmöglich als etwas erst im Laufe der Entwickelung und zufällig Entstandenes angesehen werden. Denn wären nicht schon die ersten Organismen zweckmäßig eingerichtet gewesen, so würden sie auch, wie bereits oben erwähnt wurde, gewiß nicht lebensfähig gewesen sein. Schon dieses eine Bedenken würde uns das Recht geben, die Erklärung der organischen Zweckmäßigkeit durch einen mechanischen Selektionsprozeß von Grund aus abzulehnen. Nun kommen aber eine große Menge weiterer Bedenken hinzu, die wir hier nicht aufzählen können. Als Resultat aller kritischen Erwägungen ergibt sich für uns das Urteil, daß es ein fundamentaler Irrtum war, wenn man glaubte, durch den Darwinismus alle Teleologie endgültig beseitigt zu haben. Im Gegenteil sind wir überzeugt, daß ohne die Annahme zwecktätiger Prinzipien es ebenso unmöglich ist, die Entwickelung des Individuums wie die Entwickelung der Arten zu begreifen.

Wie nun das Wesen dieser zwecktätigen Prinzipien selbst gedacht werden muß, ist eine Frage, bei der wir uns genötigt sehen, zu Reinke in einen gewissen Gegensatz zu treten. Wir stimmen den oben erwähnten Ausführungen von Drews darin bei, daß es nicht angeht, die Dominanten in mechanistischem Sinne als bloße Wirkungen der Konfiguration der Teile auffassen zu wollen. Gewiß ist freilich die Konfiguration der Teile für den Organismus und seine Leistungen von großer Bedeutung; ohne Zweifel genügt sie auch, um in Verbindung mit den physikalischen und chemischen Gesetzen eine Reihe von organischen Vorgängen zu erklären. Daß aber auf diese Weise die Lebenserscheinungen überhaupt sich begreifen lassen sollten, müssen wir bestreiten. Die Anordnung der Teile im Organismus bedarf ja selbst offenbar der Erklärung. Da die organische Welt in ihren einzelnen Gliedern nicht ein für allemal besteht, sondern sich fortwährend neu erzeugt, so ist es nach unserem Dafürhalten nicht möglich, mit dem Prinzip der Konfiguration als einer nicht weiter ableitbaren Größe zu arbeiten. Will man nun das systematische Gefüge der Teile im Körper der jetzt lebenden Organismen dadurch erklären, daß man es von den Vorfahren ererbt sein läßt, wie das z. B.

Digitized by Google

Lotze getan hat, auf den sich Reinke auch mit beruft, so heißt das nichts anderes, als das Problem verschieben, anstatt es zu lösen. Außerdem aber ist es auch gar nicht begreiflich, wie sich die Konfiguration der Teile von Geschlecht zu Geschlecht übertragen haben soll, wenn man nicht doch zwecktätige Kräfte annimmt, die die Konfiguration immer von neuem erzeugen. Dann aber ist es ausgeschlossen, diese Kräfte selbst nur als ein Produkt der Organisation anzusehen; denn sonst würde man den Fehler begehen, die Dominanten auf die Konfiguration der Teile und diese wieder auf die Wirksamkeit der Dominanten zurückzuführen.

Allerdings scheint es uns nun, daß Reinke diesen Fehler nicht ganz vermieden hat; um daher seine teleologische Auffassung der organischen Welt widerspruchslos durchzuführen und mit den Tatsachen selbst in vollen Einklang zu bringen, wird er sich wohl entschließen müssen, die mechanistische Interpretation der Dominanten auf einzelne Fälle zu beschränken, im Prinzip aber die dynamische Auslegung dieses Begriffes anzunehmen. Denn nur wenn die Dominanten besondere Kräfte sind, die, ähnlich wie der menschliche Wille, durch ihre qualitative Beschaffenheit zweckmäßige Wirkungen hervorbringen, sind sie imstande, im Organismus alle die wunderbaren Leistungen zu verrichten, die wir mit ihrer Hilfe erklären wollen.

Nun betrachten es unsere heutigen Naturforscher freilich noch als eine sehr starke Zumutung, daß sie derartige Dominanten anerkennen sollen. Denn ohne Zweifel müssen wir, wie es Reinke auch tut, jedem Organismus eine außerordentliche Menge von Dominanten zuschreiben, wenn ihre Annahme uns wirklich etwas nützen soll. Eine solche Vorstellung aber erscheint dem naturwissenschaftlichen Denken der Gegenwart vielfach noch ganz unannehmbar. Und doch hilft es nichts, sich gegen Konsequenzen zu sträuben, die sich aus einer unbefangenen Betrachtung der Tatsachen mit Notwendigkeit ergeben. Denn da sich die Natur nicht nach unseren Theorien richtet, so müssen wir unsere Theorien so gestalten, daß sie mit den Tatsachen übereinstimmen, anstatt uns hartnäckig an Voraussetzungen anzuklammern, denen die Wirklichkeit offenbar widerspricht.

Von diesem Gesichtspunkt aus besteht nicht das geringste Bedenken gegen die Annahme von Dominanten. Aber auch dagegen läßt sich begründeter Weise nichts mehr einwenden, daß wir in konsequenter Weiterbildung angefangener Gedankenreihen noch über die Dominanten hinausgehen und den letzten Grund

Digitized by Google

der in der Natur herrschenden Zweckmäßigkeit mit Reinke in einem zwecksetzenden Willen, einer kosmischen Intelligenz suchen. Denn bei den in der Natur als solcher wirkenden zwecktätigen Kräften können wir als einem Letzten unmöglich stehen bleiben. Wir verstehen das Dasein und Wirken dieser Kräfte nur dann, wenn wir sie auf einen gemeinschaftlichen Grund zurückführen; diesen Grund aber müssen wir als Intelligenz denken, weil nur eine Intelligenz Zwecke zu setzen, und wir müssen ihn zugleich als Wille denken, weil nur ein Wille Zwecke zu verwirklichen vermag. Zwar ist die Richtigkeit dieses Gedankens von einem Kant bezweifelt und von einem Schopenhauer direkt bestritten worden. Aber weder der eine noch der andere kann den Anspruch erheben, mit seinen Ausführungen eine befriedigende Lösung des teleologischen Problems gegeben zu haben. Denn wenn Schopenhauer meint, daß die Einheit des Weltprinzips als solche schon genüge, um uns auch ohne alle Intelligenz die Zweckmäßigkeit der Natur verständlich zu machen, so übersieht er, daß die Einheit des Weltgrundes höchstens einen gewissen Zusammenhang zwischen den Teilen der Natur gewährleistet, der aber deshalb noch lange nicht teleologisch bestimmt zu sein braucht. Kant andererseits ist der Ansicht, daß wir nur durch die subjektive Einrichtung unseres Verstandes aber nicht durch die Natur der Sache selbst genötigt sind, die Zweckmäßigkeit der Natur auf einen intelligenten Weltgrund zurückzuführen. Indem er so urteilt, verwandelt sich ihm aber sein kritischer Standpunkt unter der Hand in einen Skeptizismus, der nicht haltbar ist. Denn wenn die in der Natur sich offenbarende Ordnung und Zweckmäßigkeit nicht auf eine Intelligenz als Ursache hinweisen soll, so bleibt nichts anderes als die Annahme übrig, daß es in letzter Instanz der Zufall ist, der die Übereinstimmung der Dinge zu gemeinsamem, teleologischen Wirken hervorgerufen hat. Diese Annahme aber ist nach allen Regeln der Logik als ausgeschlossen zu betrachten; denn schon um einen einzelnen höheren Organismus zu erzeugen, ist das geordnete Ineinandergreifen einer ungeheuren Vielheit einzelner Elemente nötig, die von Haus aus einander gar nichts angehen. Kämen daher in der Natur auch nur vereinzelte Organismen vor, so würde doch schon eine außerordentlich hohe Wahrscheinlichkeit dafür sprechen, daß bei ihrer Entstehung irgendwie eine Intelligenz im Spiele gewesen sein muß. Nun existieren aber in der organischen Natur eine unübersehbare Menge von lebenden Wesen, von denen jedes einzelne zu dem gleichen Schluß berechtigt, und

Digitized by Google

noch viel größer ist die Zahl der Organismen, die in der Vergangenheit existiert haben. Im ganzen kommt daher für die Zurückführung der organischen Zweckmäßigkeit auf das Wirken einer schöpferischen Intelligenz eine so hohe Wahrscheinlichkeit heraus, daß sie sich von der Gewißheit kaum mehr unterscheiden läßt.

Wir stimmen also mit Reinke in der Annahme einer kosmischen Vernunft ganz überein und pflichten ihm auch darin bei, daß wir zu dieser Annahme durch kein anderes logisches Verfahren gelangen, als wir es im Prinzip auch sonst anwenden, wenn wir aus bekannten Wirkungen unbekannte Ursachen erschließen; eben deshalb läßt sich gegen dies Verfahren aus dem Gesichtspunkte der Logik und Methodologie auch nichts Stichhaltiges einwenden. Was aber das so gewonnene Resultat anbelangt, so bleiben freilich in bezug auf das Wesen Gottes und sein Verhältnis zur Welt noch weitere Fragen übrig; z. B. wird es nach unserer Meinung nicht völlig klar, wie sich Reinke den Ursprung der Dominanten und ihre Abhängigkeit von Gott denkt. Aber auch über manche andere Dinge würde man gern etwas genauere Auskunft erhalten, als sie Reinke uns bietet. Hieraus wollen wir ihm jedoch um so weniger einen schweren Vorwurf machen, als er sich dieser Sachlage selbst deutlich bewußt ist und es ausdrücklich ablehnt, ein vollständiges System zu liefern. Andererseits verhehlen wir nicht, daß eine ausführlichere Kritik uns Gelegenheit geben würde, gegen Reinkes Behauptungen noch diesen oder jenen Einwand zu machen, den wir hier zurückgestellt haben. Doch fällt auch dieser Umstand für unser allgemeines Urteil nicht allzusehr ins Gewicht. Denn bei der Bedeutung und Schwierigkeit der behandelten Probleme ist es geradezu ausgeschlossen eine Lösung zu bieten, die in allen Punkten die Zustimmung des Lesers zu finden vermöchte. Bleiben uns daher auch noch gewisse Bedenken, so haben wir doch allen Anlaß, Reinke für seine trefflichen Untersuchungen den Zoll warmer Anerkennung zu entrichten und uns der schönen Ergebnisse seiner naturphilosophischen Forschungen aufrichtig zu erfreuen.

Digitized by Google

Das Wesen der Kultur.

Von Heinrich Driesmans.

Wir pflegen zu lächeln, wenn wir von dem alten Streit der Nominalisten und Realisten aus den Tagen der Scholastik hören, als über einen von der europäischen Menschheit lang überwundenen Geisteszustand, auf den wir von der Höhe der modernen Wissenschaftlichkeit herabsehen zu dürfen glauben. Und doch lag jenem Streit der ewige Gegensatz und Widerspruch des Menschengeistes zugrunde, über den die Wissenschaft niemals hinauszukommen vermag, der Gegensatz von Denkertum und Forschertum, der die Philosophen und die Empiriker unausgesetzt in Atem und in gegenseitiger Spannung erhält und die Geschichte nicht nur der Philosophie, sondern der Wissenschaft bei allen Völkern und zu allen Zeiten ausmacht. Als solcher lebt dieser Gegensatz auch in unsern Tagen fort, und er ist in dem Kampf der modernen Naturwissenschaftler mit den Geisteswissenschaftlern erst recht wieder aufgelebt.

Die Nominalisten der Scholastik führten ihren Namen bekanntlich aus dem Grunde, weil sie die allgemeinen Begriffe (Universalia) nach Aristoteles nicht für Wirklichkeiten, sondern für aus den wirklichen Dingen nachträglich abgeleitete Formulierungen (universalia post rem) hielten, während die Realisten nach dem Vorgang Platos den Begriffen, oder vielmehr „Ideen", die wahre „primäre" Wirklichkeit zuschrieben, aus der alles sogenannte sinnenfällige Wirkliche erst hervorgegangen und geflossen sei (universalia ante rem). Der Begriff „Realismus" zum mindesten hat somit in der modernen Auffassung seinen Sinn völlig vertauscht und wenn man die entsprechenden modernen Vertreter jener beiden uralten Gegensätze mit jenen scholastischen Namen bezeichnen wollte, dann müßte man z. B. Haeckel einen Nominalisten und seinen Gegner Paulsen einen Realisten nennen, was sich für unsere modernen Ohren sehr merkwürdig anhören würde. Die Geisteswissenschaftler unserer Tage sind die Erben und Nachfahren der alten Realisten, die Naturwissenschaftler die der Nominalisten. Auf diese letzteren gründet sich die empirische Forschung und ihre höchste Errungenschaft, die moderne Wissenschaftlichkeit; jene blieben in der Abstraktion stecken, in der sie die Wahrheit und prima causa aller Dinge zu finden vermeinten.

Digitized by Google

Sonach erscheint der alte Realismus auch in seiner neuzeitlichen Entwickelung von den modernen Nachfolgern der Nominalisten, die allerdings weit größeren Anspruch auf die Bezeichnung als „Realisten" hätten, längst überwunden und wissenschaftlich abgetan. Wir leben im Zeitalter der Naturwissenschaften, die das gesamte Lebensproblem auf rein empirischem Wege ergründen und soeben ihrer Weisheit letzten Schluß in Haeckels „Welträtsel" gefunden haben wollen. Die naturwissenschaftliche Forschung überwand die abstrakte und spekulative Philosophie, sie überwand die Naturphilosophie und sie glaubt letztlich gar die gesamte absolute Geisteswissenschaft überwinden und wissenschaftlich abtun zu können, oder bereits abgetan zu haben. Der letzte große „Realist" im alten Sinne, Kant, erscheint durch sie antiquiert, und selbst über Goethe, der, wie Kant die Grenzen des empirischen Erkennens nachwies, ein Unerforschliches stehen ließ, das man nur still verehren könne, glaubt man zur empirischen Tagesordnung übergehen zu können.

Aber gerade der Persönlichkeit Goethes, der Forscher- und Denkergeist in schönster, höchster Harmonie in sich vereinigte, kommt es zu, hier das entscheidende Wort zu sprechen. Ihn glauben die modernen „Nominalisten" wie die „Realisten" gelegentlich für sich ins Feld führen zu können, weil er eben beide Geistesrichtungen ohne die jeweilige Einseitigkeit und den Dünkel ihrer Vertreter in sich zu vereinigen wußte; aber wir glauben, daß er dem allzu hochfahrenden Wesen der modernen Naturwissenschaftler gegenüber, die sich gewissermaßen im Besitz und in der Macht fühlen, entschieden den Geisteswissenschaftlern seinen Arm geliehen haben würde. Und mit ihm sollte jeder Wissenschaftler, der sich von Einseitigkeit frei zu halten und beiden Richtungen Rechnung zu tragen, sie gerecht gegeneinander abzuwägen und in ergänzende Harmonie zu bringen bestrebt ist, unter den gegenwärtigen Verhältnissen für den ursprünglichen, selbständigen Wert der Geisteswissenschaft eintreten. Eine Schrift, die diesen Anforderungen entspricht und sich gleichwohl von jeglichem Dogmatismus freihält, vielmehr aus der Natur heraus und auf Grund der naturwissenschaftlichen Forschung die moderne Gesellschaftsordnung und Lebensgestaltung als das sachlogische Produkt des immanent-transzedenten Geistes zu erklären sucht, ist daher freudig zu begrüßen. Eine solche, die der rein naturwissenschaftlichen Forschung ein gewichtiges Paroli bietet, scheint uns in der — in bescheidener, anspruchsloser Form wie Sprache gehaltenen

Digitized by Google

— Arbeit des jungen Forschers Leopold Ziegler über das „Wesen der Kultur“*) vorzuliegen, deren Gedankengang wir im nachstehenden verfolgen wollen.

Unter „Kultur“ versteht Ziegler die „durch bewußte Daseinszwecke gemeinsam gestaltete Wirklichkeit, im Gegensatz zu allem bewußtlos absichtlichen Schaffen der Natur“, und ihre Verwirklichung erscheint ihm als die Nötigung „das Werk der Not in ein Werk der freien Wahl umzuschaffen und die physische Notwendigkeit zu einer moralischen zu erheben“. Das Werden der Kultur ist „die Geschichte der Motive, welche das menschliche Bewußtsein ersinnt, um seine Arbeit zu rechtfertigen“. Dabei stützt sich Ziegler auf den grundlegenden Unterschied zwischen „Kultur“ und „Zivilisation“. „Alle Zivilisation ist Kampf gegen das Unbewußte,“ ist „praktisches Verhalten durch den bewußten Zweck der Glückseligkeit bestimmt“. Durch die von dem erwachenden Bewußtsein der menschlichen Gestalt bedingte Nötigung, sich zur Fristung des Daseins Mittel und Werkzeuge zu schaffen, die dem Tiere die unwandelbaren Instinkte und angeborenen Greif- und Fangorgane ersetzen, riß der Mensch sich von der Natur los und stellte sich dem universellen Wesen als individuelles absichtlich und absichtsvoll gegenüber. Alles Dasein, das er ihr solchermaßen abrang in der Selbstbehauptung und dem Streben nach einem befriedigten und beglückten Zustand, fällt unter den Begriff der Zivilisation. Aber der naive Glaube der Menschen, hierin seinen Zweck zu erfüllen, ist ein Irrtum. Die Zivilisation, auch die höchst entwickelte und gesteigerte, wie die moderne europäische Menschheit sie sich geschaffen, ist ein „Nessushemd der Unfreiheit“, das sich um die Glieder des Menschen legt, „eine neue Bedingtheit erzeugend und eine neue Freiheit erheischend“. Der Staat ist die in einem Augenblick ihres Entstehungsprozesses gleichsam erstarrte Zivilisation. Er ist seinem Wesen nach verwirklichtes und Dasein gewordenes praktisches Verhalten: „Wollt ihr Staat sein, ausschließlich, so seid ihr Zivilisierte, oder, um mit Schiller zu reden, Barbaren, aber keine sich selbst verwirklichende Menschen, — wollt ihr dieses sein, so nehmt den Staat in euch auf, ohne euch in ihm aufzugeben!“ Man sieht, wo die stabil gewordene Zivilisation des „Staates“ anfängt, hört der „Mensch“ auf, oder, wo sie aufhört, fängt der Mensch erst an, d. h. dieser muß sie in einem neuen Befreiungsprozeß wiederum überwinden und sich aus

*) Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.

Digitized by Google

ihr lösen, wie er sich mit ihrer Hilfe erstlich als Naturwesen von der Natur schied und ihr bewußt gegenübertrat, um seinen höheren menschheitlichen Zielen entgegenzureifen. Diese Begriffswertung des Staates ist nicht neu; sie findet sich schon bei Herder, Schiller, Humboldt, Lagarde u. a.; aber der Verfasser hat sie hier auf den gesamten Entwickelungs- und Kulturprozeß zurück und in diesem systematisch weiter durchgeführt, wie wir sehen werden, in einer sachlogisch klaren und gedrängten Fassung, wie sie bisher noch nicht vorliegen dürfte.

Der erste Schritt, der über die Zivilisation hinaus gewagt wird, liegt nun für Ziegler in dem „Bruch mit dem praktischen Verhalten", in der „Verneinung desjenigen Zustandes, der zu seiner Zeit den Menschen der Natur entfremdet und ihn zur Zivilisation befähigt hatte: die Beziehung zur Natur als zu einem praktischen Mittel". Diese Verneinung ermöglicht ihm aber erst das ästhetische Verhalten, in dem er von der Realität absieht und in dem schönen Schein zu dem Wesen der Dinge durchdringt. Die Realität fügt dem Wesen der Dinge nichts hinzu. Das Phänomen der Schönheit beruht auf der Tatsache, „daß die Realität nichts Wesentliches, nichts inhaltlich zu bestimmendes, Logisches ist". Der Schein befreit den Menschen in zweifacher Hinsicht: von der realen Naturbedingtheit und von der Illusion. Es ist dies aber noch keine reale Befreiung, die sich über die naturnotwendige Gesetzmäßigkeit erheben könnte, „sondern nur eine solche, welche die unverbrüchlichen Gesetze in sich selber aufhebt, indem sie auch noch für den reinen Schein ihre Unumgänglichkeit anerkennt," womit sich das ästhetische Verhalten auch nur als eine Übergangsstufe vom rein praktischen zum theoretischen Verhalten erweist. Auf dieser letzteren Stufe einer höheren Synthese darf sich der Mensch wieder auf das reale Dasein beziehen, nachdem er von ihm absehen lernen mußte, um dem Wesen der Dinge gerecht werden zu können. Im ästhetischen Verhalten trennt der Mensch noch nicht das Wesen von der sinnlichen Erscheinung; im theoretischen gelangt er zur wissenschaftlichen Herausstellung der immanenten Beziehungen als der höheren Aufgabe. Hier aber droht ihm abermals die Gefahr, in den Bann des „Mittels" zu geraten, mit dessen Hilfe er sich von einem anderen, niederen Mittelzustand befreit und auf einen höheren erhoben hat: in der Zersplitterung der Einzelwissenschaften. Ihn vor dieser Gefahr zu bewahren, das ist nach Ziegler die eigentliche wahre Aufgabe der Philosophie, der Wissenschaft

Digitized by Google

im höchsten und umfassendsten Sinne, die sich überall mit dem vollen Bewußtsein ihrer Bestimmung auf das Wesen der Dinge bezieht. Wenn alle Wissenschaften Naturwissenschaft sind, insofern sie alle naturimmanenten Beziehungen zum alleinigen Objekte ihrer Untersuchung erheben: „so ist die Philosophie in Wahrheit die Wissenschaft des Geistes, denn das Objekt oder der ‚Ort' der Kategorien kann nur Geist sein." Das Bewußtsein schafft keine Kategorien, sondern findet sie vor, und der Menschengeist muß solchermaßen auch an der hervorbringenden Realität des Bewußtseins verzweifeln. „So ist die Philosophie die mystische Wissenschaft." Sie führt ihn zu der Einsicht, daß das Ich dem bewußtlos hervorbringenden Geiste näher steht als die äußere Natur. Die heutige Naturwissenschaft glaubt die konkrete und reale Wissenschaft zu sein und der Realität der Dinge auf empirischem Wege vollkommen auf den Grund zu gehen. Ziegler erweist sie im Gegenteil gerade als die „abstrakte" Wissenschaft, denn was sie sich auf diesem Wege aneigne, könne niemals eine wesenhafte Erkenntnis sein, sondern nur ewig wechselnde Erscheinungen und erscheinende Beziehungen. „Will der Mensch die intellektuelle Anschauung des Absoluten" — oder sagen wir lieber, des ewigen Ur- und Untergrundes der Erscheinungswelt statt jenes vielberufenen „Absolulen", das der Verfasser besser vermieden hätte — „in sich nacherlebend reproduzieren, so kann er dies selbst nicht wieder durch ein anschauliches, sondern nur durch ein abstrahierendes Vermögen," und die Philosophie „ist deshalb in der Form abstrakt, weil ihr Inhalt konkret ist, d. h. weil sie sich die ganze Totaliät, die ‚Idee' der Dinge zum Bewußtsein bringen will — die Naturwissenschaft ist in der Form konkret und sinnlich anschaulich, um inhaltlich desto abstrakter zu sein." Alles Erkennen ist so nach Ziegler „der fortschreitende Bewußtwerdungsverlauf des all-einen Subjektes des Erkennens", und wir finden im Subjekt des theoretischen Verhaltens denselben unbewußten Trieb wieder, den wir in der Zivilisation als das bewegende Prinzip aller Naturemanzipation erkannten: den Willen zur Freiheit. Denn: „zuletzt ist alles eins, und das Erkennen dieser Einheit bildet Ziel und Grenze aller Philosophie und aller Naturbetrachtung," sagt Giordano Bruno.

Wir erkennen sonach in dem Verfasser einen entschiedenen „Realisten", der die alte scholastische Lehre in zeitgemäßer und unserem Kulturbewußtsein angemessener Form erneuert, daß die Wahrheit und das wahre Wesen der Dinge nicht in der Empirie,

Digitized by Google

sondern nur in der Esoterie zu finden sei, nicht im Sinnenfälligen, Bewußten, sondern im tiefsten Innern und Unbewußten der Menschenseele, wie Schiller dies in den unvergleichlichen Worten ausgesprochen:

Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

Die Kultur erscheint in diesem Sinne als Selbstbefreiungsprozeß des bewußtlosen Weltgeistes in dem Bewußtsein des Menschen. Die ungleiche Befähigung der Menschenrassen, auf welche der Verfasser zum Schluß zu sprechen kommt, ist kein Einwand gegen diesen Prozeß. Die Kultur ist zwar für die Naturvölker durchweg totbringend, doch nicht ohne daß die geringeren Rassen den höheren das beste ihres Blutes in bestimmten Proportionen mitgeteilt hätten. So mag auch innerhalb der Kulturwelt die Geburt eines Volkes die Wiedergeburt eines anderen bedeuten, wie etwa das Leben des Germanen eine antike und indische Renaissance.

Mit dieser letzten Betrachtung hat Ziegler wieder den Anschluß des Kulturprozeßes an den allgemeinen Naturprozeß gefunden und den „Selbstbefreiungsprozeß des bewußtlosen Weltgeistes" mitten hineingestellt in den „wirklichen" wilden Daseinskampf des Menschen- und Völkerlebens. Damit schließt sich die Kette seines Gedankenganges und läuft harmonisch in sich selbst zurück, der man Glied um Glied mit Interesse und hoher Befriedigung folgen muß im großen und ganzen, wenn man gleich im einzelnen nicht alle seine Schlüsse mitmachen kann. Jedenfalls ein Werk, an dem keiner vorübergehen sollte, der höhere geistige Interessen verfolgt, und mancher seine Weltanschauung und Geistesverfassung in fruchtbarer Weise revidieren könnte.

Digitized by Google

Simon Petrus, der Schriftzeuge des Urchristentums.

Von Karl F. A. Lincke.*)

I.

Die ersten Christengemeinden.

Die Christen haben die Gebote ihres Herrn Jesus Christus in ihre Herzen eingegraben und beobachten sie in Erwartung der künftigen Welt. Sie treiben nicht Ehebruch, nicht Hurerei; sie legen nicht falsches Zeugnis ab, leugnen nicht ab anvertrautes Gut und begehren nicht fremdes; sie ehren Vater und Mutter und lieben die Nächsten; sie fällen gerechtes Urteil. Götzen in Menschengestalt beten sie nicht an. Was sie nicht wollen, daß ihnen geschehe, das tun sie einem andern nicht. Götzenopferspeise essen sie nicht. Wer ihnen unrecht tut, zu dem sprechen sie und machen ihn sich so zum Freunde; den Feinden bemühen sie sich Gutes zu erweisen. Ihre Frauen sind rein wie die Jungfrauen und ihre Töchter züchtig. Die Männer bei ihnen enthalten sich jeder ungesetzlichen Verbindung und jeder Befleckung, in der Erwartung der künftigen Welt. Knechte aber und Mägde oder Knaben, wer von ihnen etwa solche hat, die überreden sie Christen zu werden, aus Liebe zu ihnen; und sind sie's geworden, so nennen sie sie ohne Unterschied Brüder. Sie wandeln in aller Demut und Freundlichkeit; Falschheit wird bei ihnen nicht gefunden. Sie lieben einander; Witwen lassen sie nicht unversorgt, Waisen kränken sie nicht; wer hat, teilt neidlos dem mit, der nichts hat. Sehen sie einen Fremden, so führen sie ihn unter ihr Dach und freuen sich seiner als eines echten Bruders; denn nicht dem Fleisch nach nennen sie sich Brüder, sondern der Seele nach. Scheidet einer ihrer Armen aus der Welt, so trägt, wer es sieht, nach seinem Vermögen Sorge für sein Begräbnis. Wenn sie hören, daß einer von ihnen gefangen oder bedrängt ist um Christi Namens willen, so tragen sie alle Sorge für sein Bedürfnis, und wenn es möglich, befreien sie ihn. Ist jemand unter ihnen arm und bedürftig und sie haben keine überflüssigen Lebensmittel, so fasten sie zwei oder drei Tage, um den Bedürftigen den Bedarf

*) Vgl. hierzu den Aufsatz Simon Petrus und Johannes Markus in Preuschens Zeitschrift f. d. neutest. Wiss. Jahrg. V. (1904) S. 191 ff.

Digitized by Google

ihrer Speise zu ergänzen. So beobachten sie treu die Befehle Christi, indem sie heilig und gerecht leben, wie Gott der Herr ihnen befohlen hat, ihm jederzeit dankend für Speise und Trank und alle übrigen Güter. Scheidet ein Gerechter von ihnen aus der Welt, so freuen sie sich und danken Gott und geleiten seinen Körper, als ob er von einem Ort zum andern zöge. Und wird einem von ihnen ein Kind geboren, loben sie Gott; geschieht es aber, daß es in seiner Kindheit stirbt, so preisen sie Gott sehr als für einen, der ohne Sünden durchs Leben gegangen ist. Sehen sie andererseits, daß jemand von ihnen in seiner Gottlosigkeit oder in seinen Sünden gestorben ist, über den weinen sie bitterlich und seufzen als über einen, der zur Strafe gehen wird. Als Menschen, die Gott kennen, erbitten sie von ihm, was ihm zu geben und ihnen zu empfangen ziemt. So vollbringen sie die Zeit ihres Lebens. Und weil sie Gottes Wohltaten gegen sich erkennen, siehe, darum bestehen all die Schönheiten dieser Welt. Die Wohltaten aber, die sie erweisen, verkünden sie nicht vor den Ohren der Menge, sie sind vielmehr besorgt, daß niemand sie bemerkt; sie verbergen ihre Gabe, wie jemand, der einen Schatz findet und verbirgt ihn. So bemühen sie sich, gerecht zu sein als solche, die hoffen, das von Christus Verheißene im künftigen Leben zu erhalten." Mit diesen Worten schildert ein griechischer Schriftsteller, Aristides, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts dem römischen Kaiser Antoninus Pius (138—161) die Christen. Er schildert sie auf Grund älterer Schriften, auf die er den Kaiser aufmerksam macht.*) Das Wesen der Christen, wie es hier beschrieben wird, ist Gottes- und Menschenliebe, Frömmigkeit und Sittenreinheit und fortwährende Betätigung wahrhaft brüderlicher Gesinnung durch Nächstenliebe, Fürsorge für die Armen, Teilnahme an Freud und Leid in den Familien. Die Christen bemühen sich, den Feinden Gutes zu erweisen, sie suchen auch Sklaven zum Christentume zu bekehren, und sind bereit, den Bedrängten beizustehen um Christi willen. An Jesus erinnert es, daß die Christen alles Schöne dieser Welt als Wohltaten Gottes ansehen, daß sie ihren religiösen Besitz als ein köstliches Gut vor der Welt verbergen, und daß sie die Verheißung des ewigen Lebens haben. Entspricht diese Schilderung für eine gewisse Zeit

*) Aristides, Apologia S. 41 (der Ausgabe von Hennecke): und damit du erkennest, mein König, daß ich nicht von mir aus dieses sage: wirst du Einsicht nehmen in die Schriften der Christen, so wirst du finden, daß ich nichts abweichend von der Wahrheit sage.

Digitized by Google

und in irgendwelchem Umfange der Wirklichkeit, so dürften wir schon daraufhin die Frage, ob es wahrhaft ideale, für uns vorbildliche Christengemeinden gegeben habe, getrost bejahen.

Ein zweites, nach dem Leben gezeichnetes Bild gewährt uns die älteste christliche Kirchgemeindeordnung. Es ist die sogenannte Apostellehre, die Didache.*) Die kleine Schrift hat zwei Teile, vom christlichen Wandel (Kap. 1—10) und von der christlichen Gemeindeordnung (Kap. 11—15). Für den christlichen Wandel — den Weg des Lebens, wie der Verfasser sagt, — gilt das Gebot der Liebe zu Gott und den Menschen: „Zuerst wirst du lieben Gott, deinen Schöpfer, und zweitens deinen Nächsten wie dich selbst. Alles aber, was du nicht willst, daß dir geschehe, füge du auch keinem andern zu." In seinem Verhältnis zu den Menschen wird der Christ bewähren Feindesliebe, Vermeidung aller groben und feinen Sünden, Wohlverhalten gegen jedermann, besonders gegen Arme und Sklaven. Der andere Weg ist der Weg des Todes. Er führt zum Schlechten, zu Ungerechtigkeit und Verbrechen aller Art. Wer nun das ganze Joch des Herrn trägt, wird vollkommen sein, wer das aber nicht vermag, der tue, was in seinen Kräften steht (Kap. 1—6). Auf das Verhältnis des Christen zu Gott beziehen sich die Vorschriften über Taufe,**) Fasten und Gebete. Die vorgeschriebenen Gebete sind das Vaterunser, das dreimal am Tage gebetet werden soll, und die Eucharistie (Kap. 7—10). Der zweite, kürzere Teil behandelt in zwei Abschnitten erstens die christliche Gemeindeordnung, besonders das Amt und die Pflichten und Rechte der Apostel, Propheten und Lehrer (Kap. 11—13), und zweitens den allgemeinen Gottesdienst der Sonntagsfeier mit Sündenbekenntnis und Versöhnung (Kap. 14—15).***) Den Schluß macht eine Ermahnung zur Wach-

*) Nach einer Handschrift vom Jahre 1056 zum erstenmal vollständig im Jahre 1883 herausgegeben von dem Metropoliten Bryennios von Nikomedien. Neueste Ausgaben von F. X. Funk, Die apostolischen Väter (1901), und H. Lietzmann (1903). Uebersetzung von P. Drews in Henneckes Neutestamentlichen Apokryphen S. 182ff., auch in der Sammlung der Berliner Stadtmission.

**) Dieser Abschnitt (Kap. 7) scheint von anderer Hand später hinzugefügt zu sein, mit Rücksicht auf die Lehre von der Dreinigkeit (7, 3).

***) Ein Zusatz fordert die Anstellung von Bischöfen und Diakonen, mit der Begründung, daß sie dasselbe leisteten, wie die Propheten und Lehrer, und diesen gleichgeachtet seien (15, 1 f.). Der Zusatz enthält eine Forderung aus späterer Zeit, er stört den Zusammenhang und ist mit Hilfe einer logisch auffälligen Partikel künstlich eingefügt.

Digitized by Google

samkeit in Erwartung der Ankunft des Herrn, zum Wachen über unser Leben bis ans Ende der Tage (Kap. 16).

Der Kern der Didache sind die Gebete, vor allen das Vaterunser, das hier am vollständigsten überliefert ist.*) Mit Recht gilt das Vaterunser als das älteste und eigentliche Glaubensbekenntnis der christlichen Gemeinde. Es heißt in der Didache (8, 2): „Betet nicht wie die Schauspieler, sondern wie der Herr es befohlen hat in seinem Evangelium, also sollt ihr beten." Der Hinweis auf das Evangelium ist in der Didache jedesmal auch ein deutlicher Hinweis auf das Vaterunser. Die reisenden Apostel und Propheten sollen gastfreie Aufnahme finden, aber immer nur auf einen, höchstens zwei Tage, gemäß dem Dogma, der Lehre des Evangeliums (Did. 11, 3). Das entspricht der Bitte: Unser täglich Brot gib uns heute. (Did. 8, 2). Anschuldigungen soll man nicht im Zorn, sondern friedlich verhandeln, wie ihrs habt im Evangelium (15, 3). Das ist die Lehre: Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigen. Und wenn zum Schlusse verordnet wird, daß man die Gebete und die Barmherzigkeiten und alle Dinge so tun soll, „wie ihrs habt im Evangelium unseres Herrn" (15, 4), so bezieht sich das auf die Heiligung des Namens Gottes überhaupt.**) Das Vaterunser war den ersten Christen das Evangelium.***)

Außer dem Vaterunser sind in der Didache noch vorgeschrieben die eucharistischen Gebete (Kap. 9 und 10). Das Kelchgebet lautet: „Wir danken dir, unser Vater, für den heiligen Weinstock (deines Sohnes David), den du uns hast erkennen lassen durch deinen Sohn Jesus. Dir die Ehre in Ewigkeit!" Das Brotgebet lautet: „Wir danken dir, unser Vater, für das Leben und die Erkenntnis, die du uns hast erkennen lassen durch deinen Sohn Jesus. Dir die Ehre in Ewigkeit! Wie dieses gebrochne Brot verstreut gelegen hat auf den Höhen und zusammengefaßt eines geworden ist, so möge deine Kirche zusammengefaßt werden von den Enden der Erde in dein Reich.

*) Bei Matthäus (6, 9) fehlt der Schluß, bei Lukas (11, 4) außerdem die letzte Bitte.

**) Haußleiter, Probleme des Matthäus-Evangeliums, S. 21, erklärt sich gegen die herkömmliche Einteilung des Vaterunsers in sieben Bitten und sagt: „Es wird nur um Eines gebetet, die Heiligung des Vaternamens — und damit ist alles gesagt." Harnack vergleicht Did. 15, 4 mit einer Stelle in dem Briefe an die Colosser (3, 17).

***) Es ist auch, mit Luthers Erklärung, die Perle des Lutherschen Katechismus.

Digitized by Google

Denn dein ist die Ehre und die Kraft in alle Ewigkeit." Nach dem Essen wurde zum Schlusse des Liebesmahles also gebetet: „Wir danken dir, heiliger Vater, für deinen heiligen Namen, dem du eine Hütte erbaut hast in unseren Herzen und für die Erkenntnis und den Glauben und die Unsterblichkeit, die du uns hast erkennen lassen durch deinen Sohn Jesus. Dir die Ehre in Ewigkeit! Du, allmächtiger Herrscher, hast alles geschaffen um deines Namens willen, Speise und Trank den Menschen gegeben zum Genuß, damit sie dir Dank sagen, uns aber gespendet geistige Speise und ewigen Lebenstrank durch ihn, deinen Sohn. Vor allem danken wir dir, daß du der Mächtige bist. Dir die Ehre in Ewigkeit! Gedenke, Herr, deiner Kirche, sie zu erlösen von allem Übel und sie zu vollenden in deiner Liebe, und führe sie zusammen von den vier Winden, die geheiligte, in dein Reich, das du ihr bereitet hast. Denn dein ist die Ehre und die Kraft in Ewigkeit. Es komme die Gnade, es vergehe diese Welt! (Hosanna*) dem Gotte Davids!) Wer heilig ist, trete herzu; wer es nicht ist, ändere den Sinn! Maran atha! Amen."

Die Eucharistie ist das urchristliche Abendmahl, der Ausdruck des Dankes für Wein und Brot, für Leben und Erkenntnis, für Glauben, Erkenntnis und Unsterblichkeit, und, was das Wichtigste, für die Vereinigung aller Gemeinden zu dem Gedanken einer Kirche des Reiches Gottes.**) Die Danksagung hat für das Brot, das Jesus die Seinen hat erkennen lassen, ein besonderes Wort, das eigentlich Brocken oder gebrochenes Brot bedeutet. Es ist nur in diesem Sinne, aber in allen Evangelien, bezeugt (Did. 9, 3). Das heilige Brot, das auf den Höhen verstreut lag, war gesammelt und eins geworden (9, 4). Und das hatte Jesus vollbracht!

Die Höhen des Garizim und Ebal in Samarien, des Tabor und Karmel in Galiläa waren heilige Stätten neben dem Heiligtume auf dem Zionsberge in Judäa. Daneben kam auch noch der Kultus in Syrien in den großen Städten und auf dem Lande in Betracht. Das sinnige Bild des Brotes, das jedem gebrochen wird und doch eines für alle ist, stellt den treibenden Gedanken dar in Jesus Predigt vom Reiche Gottes.***) Jesus hat für die

*) Hosianna oder Hosanna ist eigentlich Hilferuf der Unterdrückten, die beim König Recht suchen, vgl. Wellhausen, Israelitische und jüdische Geschichte, S. 90.

**) Vgl. hierzu Johannes Hoffmann, Das Abendmahl im Urchristentum (angezeigt von Suhle, Prot. Monatshefte 1903, S. 270 ff.).

***) Vgl. Harnack, Die Lehre der zwölf Apostel, S. 30 (zu IX, 4).

Digitized by Google

Einheit der Religion gewirkt in Galiläa, Samarien und, soweit es möglich, in Judäa, aber auch in Phönizien, Syrien und der Dekapolis. Seine Religion, ursprünglich national und scheinbar erst durch die örtlichen Verhältnisse ins Leben gerufen und geschichtlich bedingt,*) war doch zugleich eine universale Religion, weil sie, hervorgegangen aus den Leidenserfahrungen seines Volkes, beruhte auf den einfachsten und allgemeinsten Begriffen, wie sie nirgends schöner vereinigt sind, als in den eucharistischen Gebeten der Didache. Welch eine Welt in den drei Worten (10, 2): Erkenntnis, Glaube, Unsterblichkeit!

Jesus lebte! War getötet worden, aber lebte, allen im Geiste gegenwärtig, die ihn riefen. Welch ein Gottesdienst der ersten Christen! Des Sonntags, harrend in Andacht, mit dem Apostel oder dem Propheten und Lehrer, die Gemeinde geeint in brüderlicher Liebe, von einem Gedanken alle ergriffen: der Herr naht, er ist da! Maran atha! Welch ein Gefühl der Gottesnähe, wie einst an den heiligen Höhen des Landes, so jetzt in allen Gemeinden, die Jesus neu geschaffen, und künftig in der ganzen Welt!

Die Apostellehre, ein Katechismus,**) dessen Verfasser Jesus selbst nahe gestanden haben muß, bestimmt auch die Rechte der Apostel und Propheten gegenüber den Gemeinden (Did. 11, 3). Jeder Apostel ist aufzunehmen, wie der Herr selbst. Er wird nicht länger bleiben als einen, oder nötigenfalls zwei Tage. Bleibt er drei Tage, so ist er ein Pseudoprophet. Beim Weggange soll er Speise erhalten zur Wegzehrung. Bittet der Apostel um Geld, so ist er ein Pseudoprophet (11, 4—6). Von den Aposteln kommt der Verfasser auf die Propheten (11, 7 ff.) Prophet ist, wer im Geiste redet. Ist er ein solcher, ein Mann des Geistes, wie Hosea (9, 7) sagt, dann soll man ihn auch nicht auf die Probe stellen und ins Verhör nehmen; das wäre eine Sünde, die nicht zu vergeben wäre (11, 7). Nicht jeder freilich, der da redet im

*) In Syrien sind, wie mir Herr Dr. H. Hilgenfeld, Privatdozent an der Universität Jena, mitteilt, keine Spuren des sogenannten Höhendienstes gefunden worden. Der religiöse Einheitsgedanke ist also in Palästina, und zwar in Nordpalästina entstanden.

**) Nach Seeberg, Der Katechismus der Urchristenheit (Leipzig 1903), enthielt der älteste Katechismus: 1. Lehrstück, die zwei Wege, Sünden- und Tugendregister, 2. Glaubensformel, 3. Ausführungen über Taufe und Geistesmitteilung, 4. Herrengebet und Abendmahlsworte. Das ist die Didache. Vgl. jetzt Drews, Untersuchungen zur Didache, Zeitschr. f. d. neutest. Wiss. Jahrg. V (1904) S. 53 ff.

Digitized by Google

Geiste, ist ein Prophet, wenn er nicht zugleich des Herrn Art hat, wenn er nicht heilig ist in Worten und Werken und in seinem Wandel, wie die alten Propheten waren (11, 8—12). Diese Vorschriften beziehen sich auf Wanderpropheten, unter denen wohl auch manch ein Betrüger, Goët oder „Peregrinus" gewesen sein mag.*)

Ein jeder rechte Prophet oder Lehrer aber, der sich ansässig machen will in einer Gemeinde, ist seiner Nahrung wert, wie jeder Arbeiter. Er soll also auch das Erste von aller Frucht des Feldes und des Viehes erhalten, auch freiwillige Gaben an Geld, Kleidung und sonstigem Gut. Es soll überhaupt jedem, der zugezogen ist im Namen des Herrn und wünscht, sich ansässig zu machen, das Recht der Ansiedlung gewährt werden, vorausgesetzt einmal, daß er arbeiten will, als Handwerker oder in sonst einem Berufe, und dann, daß er sich als ein echter Christ erweise und nicht als einer, dem das Christentum nichts weiter ist als ein Geschäft (12, 1). So haben also Jesus Apostel in der Zeit der jungen christlichen Kirche selbst die Gemeinden der Christen besucht, ihre Gastfreundschaft genossen, wie einst der Prophet Elisa im Hause der Sunamitin (2. Kön. 4, 8), und ihnen Propheten und Lehrer zugesandt, die alsdann auch Anstellung finden konnten als geistliche Gemeindebeamte. Die Einrichtung bewährte sich. Man beließ den Gemeinden das Recht der Wahl ihrer Geistlichen und Lehrer.

Die Ordnung des Gottesdienstes gestattete auch Mitgliedern der Gemeinde die vorgeschriebenen Gebete zu sprechen, aber die Propheten hatten das Vorrecht, daß sie aus sich heraus eine freie Danksagung hinzufügen konnten, die der Geist ihnen eingab (Did. 10, 6: den Propheten aber gestattet, Danksagung zu tun, soviel sie wollen). Die besten unter diesen Männern werden in der Apostellehre Hohepriester genannt.**) Jesus selbst hatte seinen Getreuen den Besitz des Geheimnisses des Reiches Gottes zugesprochen.***) Das machte die Apostel ehrwürdig und zum Vorbilde für die Übrigen. Das dankbare Bewußtsein dieser Gnadengabe spricht aus dem Hauptteile der Apostellehre.

Vom jüdischen Gesetze sagt der Verfasser der Apostellehre kein Wort, nichts von Mose, nichts vom Tempel auf dem Zions-

*) Vgl. Harnack a. a. O. zu XI, 3.

**) Das erinnert an den Propheten Jeremia, Jer. 35, 18, der den Rechabiten den ewigen Bestand ihres eigenen Hohenpriestertums verheißt.

***) Mark. 4, 11: ‚Euch ist das Geheimnis gegeben des Reiches Gottes.' Man beachte auch die ausdrucksvolle Wortstellung.

Digitized by Google

berge, nichts von der Beschneidung oder den jüdischen Reinigkeitsgesetzen. Der Hinweis auf David ist ein störender Zusatz (10, 6). Statt des Sabbats wird der Sonntag gefeiert als der Tag des Herrn (14, 1).*) Als Fasttage werden vorgeschrieben der Mittwoch und Freitag, dieser mit der Bezeichnung des Vorbereitungstages. Die jüdischen Fasttage, Montag und Donnerstag, werden Fasttage der Schauspieler oder Heuchler genannt, auch das Beten der Juden ein Beten der Schauspieler (8, 1 f.).

In diesen Worten liegt ein wiederholter Angriff auf die jüdische Religionsübung und damit auf die jüdische Religion. Man sieht, wie nahe sich Judentum und Christentum berührten und ineinander griffen, wie scharf aber auch der Unterschied war zwischen Juden und Christen.**) In Nord- und Südpaläſtina bestand ein Gegensatz nationaler und vor allem religiöser Art, und einer der Ersten unter den Christen ist es gewesen, der diesen Gegensatz in der Apostellehre zum Ausdruck bringt. In Nordpaläſtina gab es ideale Christengemeinden.

II.

Die Schriften des Petrus.

Unter den sogenannten katholischen Briefen im neuen Testamente ist einer, der besondere Beachtung verdient: der sogenannte zweite Brief des Petrus. Das Schreiben beginnt mit dem Gruße des Simeon Petrus, des Dieners und Apostels des Jesus Christus, an seine teuren Glaubensgenossen, die die Verheißung haben, göttlichen Wesens teilhaftig zu werden, und die entronnen sind dem Weltlustverderben. An den apostolischen Gruß wird die Mahnung geknüpft, allen Fleiß anzuwenden, um zu bewähren im Glauben die Tugend, in der Tugend die Erkenntnis, in der Erkenntnis die Selbstbeherrschung, in der Selbstbeherrschung die Geduld, in der Geduld die Frömmigkeit, in der Frömmigkeit die Brüderlichkeit, in der Brüderlichkeit die Liebe. Wo diese Dinge reichlich vorhanden sind, schaffen sie Erkenntnis Jesus Christus', Sicherheit der Berufung und Erwählung, Eingang in das ewige

*) Aus dieser Sonntagsfeier, der Feier des Tages des Herrn (*Κυριακὴ κυρίου*), entstand wohl unser christliches Wort Kirche.

**) Harnack, Die Apostellehre und die jüdischen beiden Wege, S. 14 ff., meint, der Unterschied sei hier bereits überwunden, der Verfasser sei mit dem Judentume fertig, die Schrift selbst in Ägypten entstanden.

Digitized by Google

Reich unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus. Darum laßt euch erinnern, so wissend und fest ihr auch seid in der Gegenwart der Wahrheit, laßt euch wachhalten von mir, der ich nun bald diese Hütte ablegen muß! Denn nicht Ausgeburten eines phantastischen Scharfsinnes sind es gewesen, denen wir folgten, als wir euch kundtaten unseres Herrn Jesus Christus Kraft und Gegenwart (δύναμις καὶ παρουσία), nein, wir wurden Augenzeugen seiner Herrlichkeit, die er empfing durch eine Stimme der erhabenen Herrlichkeit auf dem heiligen Berge: dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Wir haben auch als etwas Festeres das prophetische Wort, daran ihr gut tut euch zu halten, als an eine Leuchte, die da scheinet am finsteren Ort, bis der Tag durchbricht und lichtbringend aufgeht in euren Herzen, dies zuerst erkennend, daß alle Schriftweisſagung eigene Auslegung nicht zuläßt — denn nicht Menschenwille hat jemals Weisſagung gebracht —, sondern vom heiligen Geiste getrieben, haben Menschen aus Gott geredet (Kap. 1).

Darauf schildert der Verfasser gewisse Pseudopropheten, die unter dem Volke aufgetreten seien, falsche Lehrer, die verderbliche Absonderungen (αἱρέσεις, Sekten) einführen, Leute, die den Herrn verleugnen, der sie erkauft hat, und sich selbst schnellen Untergang bereiten. Aus Gewinnsucht werden sie an euch mit trügerischen Worten Geschäfte machen, aber das Gericht wird sie ereilen, wie es auch die gefallenen Engel ereilt hat, und die alte Welt nicht geschont hat, aber Noah verschonte, und Sodom und Gomorra verdammte, aber Lot errettete. Der Herr weiß Fromme aus der Versuchung zu retten, Ungerechte aber auf den Tag des Gerichtes zur Strafe zu bewahren, vor allen die Lüstlinge, die Verächter der Herrlichkeit, die frechen Gesellen, die Ehrwürdiges dreist verlästern, unvernünftig wie die Tiere, frevelnd in Unverstand und sündigen Begierden, ihre Liebesmahle entweihend, geschult in den Künsten der Gewinnsucht, Kinder des Fluches. Mit ihren hochfahrenden, nichtigen Seelen verlocken sie unfeste Seelen, die eben erst von der Gemeinschaft des Irrweges abgekommen sind, mit Freiheit prahlend und doch selbst Knechte des Verderbens. Denn: hat die Erkenntnis unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus sie befreit von den Befleckungen der Welt, und sind sie abermals hinein verstrickt worden und unterlegen, so ist an ihnen das Letzte ärger geworden als das Erste. Besser, sie hätten den Weg der Gerechtigkeit gar nicht erkannt, als daß sie ihn erkannt haben und danach wieder umgekehrt sind von dem ihnen gegebenen heiligen

Digitized by Google

Befehle. Es ist bei ihnen eingetroffen, was das wahre Sprichwort sagt: Das Schwein, das sich im Kot wälzend wäscht (Kap. 2).

Betrachten wir zunächst diesen Teil des Briefes. Die ersten Worte des Apostels an seine Glaubensgenossen sind Freude, sind Sonnenschein über den Blütenstand der jungen Christengemeinden, mit denen er sich eins weiß im Besitze wahrhaft göttlicher Güter. Nur erinnern möchte er die Brüder, sich selbst zu vollenden im Glauben, in der Tugend, in der Erkenntnis, in der Enthaltsamkeit, in der Geduld, in der Frömmigkeit, in der Brüderlichkeit und in der Liebe. So faßt er die Brüderlichkeit der Essener, die Kardinaltugenden der Griechen, christlichen Glauben und christliche Liebe als Anfang und Ende zu einer neuen Ethik zusammen. Der Apostel weiß auch, daß den Brüdern die Wahrheit bewußt ist wie Felsengrund (1, 12). Er will nichts vor ihnen voraus haben, als daß er Augenzeuge der Herrlichkeit des Herrn war auf dem heiligen Berge und seine Kraft und Gegenwart ihnen habe kund tun können (1, 16). Der Geist der Propheten, die Erkenntnis unseres Herrn Jesus Christus, und das geheimnisvolle begeisternde Gefühl der Nähe des Herrn, die Paruſie, ist der feste Glaubensgrund des Apostels. Je köstlicher aber die Gnadengaben sind, die er und die Brüder immer neu empfangen, desto größer ist auch die Sorge, daß nun bald die Zeit kommen werde, wo er diese Hütte ablegen muß und nicht mehr für die Seinen wachen, nicht mehr wirken kann gegen die falschen Propheten und falschen Lehrer. Es sind dies Leute, die den Herrn verleugnen, der sie erkauft hat (2, 1), die lästern über das, wovon sie nichts wissen (2, 12), die gleißende, hohle Reden führen (2, 18), und sich abgewendet haben von dem ihnen mitgeteilten Gebote (2, 21). Bei ihren Liebesmahlen sitzen sie mit den Brüdern zusammen schwelgend an der Tafel, die Augen erfüllt von der Ehebrecherin, unbefestigte Seelen verlockend (2, 13 ff.). Das schlimmste ist, daß sie Jesus Christus, den Herrn und Erretter, erkannt und sich dann doch wieder den Irrungen der Welt ergeben haben (2, 20 ff.). Das derbe Sprichwort von dem Schweine, das sich im Kote wälzend wäscht, ein Ausdruck des Heraklit von Ephesos*), ist der letzte, kräftigste Keulenschlag, der auf die verderbliche Sekte niederfährt.

In Samarien begann nach dem jüdischen Kriege, zur Zeit des Herodes Agrippa II., die alte Stadt Sichem, in den Formen der hellenischen Politie, wieder aufzublühen unter dem Namen

*) Vgl. Wendland, Ein Wort des Heraklit im Neuen Testament, Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften, Berlin 1898, S. 788 ff.

Digitized by Google

Flavia Neapolis (jetzt Naplus oder Nablus).*) Der neue Prophet Jesus von Nazareth hatte die Freiheit der Kinder Gottes allen bringen wollen, aber die Samariter waren zum Teil durch sonderbare Religionsstifter in Anspruch genommen. Daher hatte sich das Christentum bei ihnen nicht überall und namentlich in Sichem, wo das Judentum stärker eingedrungen war,**) nicht so einleben können, wie es in den Gemeinden der Fall war, die unser Petrusbrief als die im Glauben gefesteten Christengemeinden anerkennt. Der bekannteste der samaritischen Sektierer ist Simon aus Gitta in Samarien. Die Apostelgeschichte bezeichnet ihn als einen Zauberer, der von sich sagte, er sei etwas Großes, und den das Volk die große Kraft Gottes nannte, bis ein Apostel aus Jerusalem kam und ihn bekehrte (Apgsch. 8, 9—13). Die Bekehrung ist Legende, die Geschichtlichkeit der Person aber ist nicht zu bezweifeln. Nach den Angaben des Justinus Martyr, eines geborenen Samariters, dessen Werk Irenäus benutzt hat, war Simon ein Magier, der, wie Justinus sagt, mit seiner Genossin Helena umherzog und sich für den höchsten Gott und die Helena als dessen erste Ennoia oder Idee ausgab. Simon und seine Schule lehrte, ausgehend von dem orientalischen Gedanken eines männlichen und weiblichen Götterpaares, die Menschwerdung des schaffenden Weltgeistes, der die von irdischen Gewalten gefangene, in einem Weibe festgehaltene Weltseele und danach alle Gläubigen erlösen werde.***) Die neue Lehre fand Anhänger. Fast alle Samariter, sagt Justinus, und einige Heiden schlossen sich Simon an. Das war der Dank für das Opfer, mit dem Jesus auch die Samariter erlöst und ihnen den rechten Weg gezeigt hatte! Falschen Propheten und falschen Lehrern folgend, das Auge erfüllt von der Ehebrecherin, der Helena, der man später noch Schlimmeres nachsagte, verlockt von dem Trugbilde der Freiheit, das die Sklaven des Verderbens ihnen vorspiegelten, vergaßen sie den Herrn, der sie teuer erkauft. So war in der Tat bei ihnen das Letzte schlimmer geworden als das Erste.

*) Vgl. Mommsen, Römische Geschichte V², 540.

**) Hölscher, Palästina in der persisch-hellenistischen Zeit (Berlin, 1903), schildert das allmähliche Vordringen der Juden und Araber von Süd- nach Nordpalästina und Syrien.

***) In der göttlichen Ennoia lebte die Königin des Himmels in neuer philonischer Gestalt wieder auf. Vgl. über den jüdischen Kultus der Himmelskönigin Duhm, Handkommentar zu Jeremia 7, 16. 44, 17—19. 25.

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Über Küstenbefestigungen.

Von W. Stavenhagen.

Heute wird jeder Staat, der Berührung mit dem Meere hat — und das sind wohl die meisten —, um sich im immer schärfer werdenden Wettstreit der Völker zu behaupten, von selbst zur Seemacht.*) Sogar solche Länder, die, wie die mitteleuropäischen und gar das fast kontinentale Österreich-Ungarn, nur verhältnismäßig kurze Küstenstrecken haben, streben, oft unter Überwindung größter Hindernisse, danach, sich eine Handels- und Kriegsflotte zu schaffen. Gelingt es ihnen dann nicht, die Herrschaft auf dem Meere zu erlangen und dadurch ihre Staatsgrenze gewissermaßen bis an das gegnerische Gestade zu erweitern, so ist doch die Behauptung der eigenen Küstengewässer ein unerläßliches Gebot der Selbsterhaltung. Wenn irgend möglich sollte solche Verteidigung wenigstens in der Form der strategischen Ausfalldefensive geführt, d. h. nur die einleitenden Operationen des Feindes in Ruhe abgewartet werden, um seine Schwächen und Fehler zu erkennen, dann aber dort, gestützt auf die bessere Kenntnis des Kriegsschauplatzes, mit allen verfügbaren Kräften über ihn herzufallen. Nur wo die eigene Unterlegenheit so groß ist, daß auch dies Verfahren nicht möglich ist, wird man zur reinen strategischen Abwehr gezwungen sein, welche die Entscheidung so lange durch raschen Verbrauch der feindlichen, langsameren der eigenen Kräfte hinauszuschieben sucht, bis einigermaßen das Gleichgewicht vorhanden ist. Aber auch sie darf nie in völligen Stillstand und Passivität verfallen, vielmehr wird — namentlich bei längeren Küstenstrecken — Beweglichkeit und Aktivität der Verteidigung geboten sein, um — in Verbindung mit kräftesparenden, die Waffenwirkung durch dauernden Schutz gegen überlegene feindliche Kräfte erhöhende Befestigungen — die eigene Schwäche auszugleichen und die nötige lebendige Kraft zu erzielen. Activité, vitesse ist auch in der Küstenverteidigung einer der wichtigsten Grundsätze! Schon die große Entwickelung der Strandlinie wird es auch dem reichsten Staat verbieten, jeden zum Angriff oder zur Landung auffordernden Punkt fortifikatorisch

*) Junge Länder kennen überhaupt keine Abschließung vom Meere. Vielmehr wachsen sie von ihm landeinwärts möglichst soweit, bis sie wieder eine Küste erreichen.

Digitized by Google

zu sichern und so eine kräftezersplitternde, gegen Überlegenheit überall gleich schwache Kordonbefestigung zu schaffen. Auch in der reinen strategischen Defensive wird man den Gegner nur an einigen Stellen gegen einen Teil der eigenen Streitmittel anlaufen und sich erschöpfen lassen, die Massen dann aber an anderen Orten zu gemeinsamem Handeln taktisch offensiv verwenden.

So spielen also für alle Fälle der Küstensicherung beweglich und aktiv auftretende lebende Streitmittel, Kriegsgeschwader und Heeresteile, gemeinsam mit einem Überraschungen hindernden, rasche Verschiebungen, Versammlungen und gegenseitige Unterstützung ermöglichenden Beobachtungs- und Nachrichtendienst sowie einem guten Verkehrsnetz zu Lande und einer sicheren Kenntnis des Fahrwassers zur See unbedingt die erste Rolle.

Küstenbefestigungen werden also lediglich dazu dienen, einigen besonders wichtigen Punkten die Möglichkeit stärksten Widerstandes und der Selbstverteidigung gegen überlegene Kräfte zu gewähren, also eine rein örtliche Sicherung auszuüben. Diese der eigenen Flotte, und wäre sie noch so zahlreich, zu übertragen, würde fehlerhaft sein, weil sie zu kostbar ist, um so zersplittert zu werden, und weil es sie fesseln und lähmen und an ihrer Hauptaufgabe, die feindliche zu bekämpfen, hindern oder stören würde. Das könnte sich auch der seemächtigste Staat nicht leisten. So machen also Befestigungen die lebenden Kräfte, besonders die Geschwader, frei und entlasten sie. Andererseits ist es klar, daß, je schwächer die Kriegsmarine ist, um so häufiger im allgemeinen auch von solchen örtlichen Schutzmitteln Gebrauch gemacht werden muß. Auch hängen Wert und Bedeutung der Küstenbefestigungen von der Macht der eigenen Flotte*) ab, die ihnen, bei guter Unterstützung, sogar fast Unüberwindbarkeit verleihen kann, indem sie ihre stete Verbindung mit dem Meere und so die Möglichkeit des Ersatzes an Mannschaft, Lebensmitteln, Geschütz und Schießbedarf sichert und ihren Wirkungsbereich auf größeren Strecken ausdehnt, so daß dem defensiven

*) Von für eine heutige Seeschlacht wirklich in Betracht kommendem schwimmenden Material besitzen heute das Deutsche Reich 14 Linienschiffe und 4 Panzerkreuzer, der Dreibund 23 Linienschiffe und 13 Panzerkreuzer, der Zweibund 28 Linienschiffe, und 20 Panzerkreuzer, Japan 7 Linienschiffe und 6 Panzerkreuzer, die Union 10 bezw. 2.

Digitized by Google

Charakter der Werke gewissermaßen ein offensiver hinzugefügt wird. Ich erinnere hier nur an unsere Festung Kolberg, welche erst eingenommen werden konnte, als ihre eigenen Flottenkräfte niedergeworfen waren und die russisch-schwedische Flotte nun gemeinsam mit dem Landangreifer operieren konnte. Und Port Arthur lehrt neuerdings, wie wichtig den Japanern die Vernichtung selbst der eingeschlossenen und weit unterlegenen russischen Kriegsschiffe ist, damit sie nicht wieder aktiv werden können.

Zu solchen wichtigen Punkten gehören nun vor allem Seehäfen — namentlich an Landausbuchtungen und mit doppelten Ausfahrten —, welche günstig zum wahrscheinlichen Kriegsschauplatz, wo die Entscheidungen fallen, sowie zum Hinterlande und anderen Angriffs- und Verteidigungsobjekten wie auch zu den rückwärtigen Verbindungen der eigenen Flotte gelegen sind und die Entwickelung ihrer Geschwader gestatten. Sie sind — ähnlich wie die Pässe im Gebirge — Ruhe- und Angelpunkte des Verkehrs wie der Kriegführung. In ihnen können die Seestreitkräfte gebildet und bereitgestellt werden, also ihre Mobilmachung und den Aufmarsch vollziehen. Hier können sie gegen Wind und Seegang gesichert Kohlen, Munition, Wasser und Proviant einnehmen, hier Schutz vor Unbill der Witterung, vor überlegenen Flotten, und nach der Niederlage vor Verfolgung suchen. Kriegs- und Handelsmarinen wurzeln im Lande, das sie baut und aussendet, ihr kunstvoller Bau, ihr empfindlicher Organismus und ihr begrenztes Kohlenfassungsvermögen weisen sie daher auch immer wieder auf das Land hin, um, wie Antäus, neue Kraft zu sammeln. Mit der zunehmenden Abhängigkeit der Kriegsmarinen und der nötigen Sicherung ihrer rückwärtigen Verbindungen und Etappenlinien durch geeignete Stützpunkte, die ihrer Offensive auch als Basen, wie z. B. jetzt die japanischen Küstenplätze, Nagasaki, Sasebo, Shimonoseki, Maizuru, Kure (an der Inlandsee), oder als zeitweise Flügelanlehnung dienen, Blokadedurchbrüche erleichtern usw. ist also der strategische und taktische Wert von Küstenbefestigungen mit weit hinausgetragenem Feuer, heute erheblich gewachsen. Der Seeangriff gegen eine im Schutze solcher befestigter Kriegshäfen kämpfenden Flotte wird überdies sehr erschwert. Mit dem Verlust solchen Kriegshafens würde also die Operationsfähigkeit der eigenen Marine empfindlich gestört, oft aufgehoben werden. Befestigte Kanäle, Meerengen, Durchfahrten, welche den Wechsel zwischen Meeren und Meeresteilen erleichtern, könnten von der eigenen Flotte dann nicht mehr

Digitized by Google

benutzt werden, wie z. B. unser Kaiserwilhelmskanal, wenn Kiel gefallen wäre. Aber auch solche Punkte und Stellungen müssen durch Befestigungen behauptet werden, die einem auf Seeüberlegenheit sich stützenden Feinde Vorteile für seine eigenen Operationen bieten könnten oder ihm Landungen erleichtern und daher ihm entzogen werden müssen. Befestigte weite Buchten mit guten Ankerplätzen, wie unsere Helgoländer z. B., wird er nicht benutzen, Flußmündungen, Einfahren nicht passieren, ins Innere leitende wichtige Schiffahrtsstraßen nicht blockieren, von den Hilfsmitteln reicher Handelsplätze keinen Gebrauch machen können. Auch wird er an dem Beschießen wichtiger Operationslinien auf dem Lande gehindert werden und nur da landen können, wo offener Strand ist und jedenfalls größere Unternehmungen rechtzeitig und erfolgreich durch gemeinsame Tätigkeit der eigenen Land- und Seekräfte vereitelt werden können usw.

Es ist nun ohne weiteres klar, daß die Bedingungen für die Anlage von Küstenbefestigungen in jedem Lande verschieden sein und von überaus zahlreichen Faktoren abhängen werden. Schon in rein geographischer Beziehung wird es ein wesentlicher Unterschied sein, ob die Küste eines freien Ozeans zu sichern ist, die der Gegengestade entbehrt, oder die Ufer eines geschlossenen Binnen- und Nebenmeeres, wie es z. B. das Gelbe Meer oder gar unsere Ostsee sind, wo die Flotte niemals dem Gesichtskreis des Landes ganz zu entschwinden vermag, wo die Entfernungen Stunden, höchstens wenige Tage betragen, wo es eigentlich weder einen reinen See-, noch an den Küsten einen reinen Landkrieg geben wird, und wo oft zahlreiche Uferstaaten beteiligt sind.*) Halbinseln und Inseln, schmale, leicht zu blockierende Sunde — z. B. jetzt die Koreastraße —, tiefe Buchten und die geringe Größe des Schauplatzes lassen auch kleine Flotten schon zur Geltung gelangen, die im Ozean verschwinden würden; die Zahl der Befestigungen kann daher geringer sein und wird sich auf wenige, durch ihre beherrschende Lage besonders wichtige Plätze beschränken, als an einer offenen Ozeanküste, wo die Natur leicht übersehbare Abschnitte, bestimmte Punkte, an denen die Wirkung erfolgreich zu konzentrieren ist, selten geschaffen hat, wo

*) Die Ostsee erinnert trotz mancher Analogie mit dem Mittelmeer schon ihrer viel geringeren Größe und des Fehlens der Lage zwischen verschiedenen Erdteilen wegen weniger diesem, mit dem sie so oft verglichen wird, als dem Schwarzen Meere, das ebenso wie unser Baltisches von zwei Groß- und zwei Kleinstaaten eingeschlossen wird.

Digitized by Google

nicht mit dem Besitz des Zuganges auch vielleicht schon der des ganzen Meeres verbunden sein wird und die Kunst mehr nachhelfen muß, um den plötzlich auftauchenden fremden Flotten Widerstand, den eigenen Schutz zu gewähren. Ferner werden Steilküsten anders als flacher Strand, Riffküsten wie in Japan, Norwegen anders als die Schwemmlandküste der Adria im venetianischen Golf zu behandeln sein. Wie wesentlich verschieden sind z. B. die Bedingungen in unserer Nord- und Ostsee und hier auch wieder in jedem Abschnitt dieser Nebenmeere! Die durch ihre häufig einsetzenden Weststürme und Nebel der Schiffahrt an sich gefährliche Nord-, richtiger Mordsee, schützt sich zum großen Teile selbst, es bedarf nur der Sicherung weniger Hauptzugänge. Die durch Fluß- und Meeresarbeit entstandene Schwemmlandküste, an der die Grenzlinie zwischen Land und Wasser beständig schwankt, mit ihrem flachen, der Ankergründe entbehrenden Wattenmeere und den vorgelagerten friesischen Inseln, den Resten eines zerstörten Dünenzuges, und dem dahinter liegenden grünen Saum der von Deichen umgebenen Marschen hat nur in einzelnen, weit eingreifenden Flußhäfen und Buchten genügend tiefe Fahrrinnen, die gesichert werden brauchen. Da sind es also die Jade-, Weser- und Elbmündung vor allem und ihre Häfen: Wilhelmshaven, Bremerhaven und Cuxhaven, neuerdings auch der westlichste Zugang, die Emsmündung mit ihrem für Kriegs- und Handelsschiffe vertieften Hafen von Emden — der durch Befestigung, namentlich der die Einfahrt beherrschenden Insel Borkum zu sichern wäre —, die eines fortifikatorischen Schutzes bedürfen. Um so größere Bedeutung erlangt für einen Gegner dann die Helgoländer Bucht, wo er an den meisten Stellen ankern kann, ganz abgesehen von ihrer strategischen Bedeutung. Da war also die starke Befestigung der wohl den ersten Angriffspunkt nach Besiegung der deutschen Flotte bietenden Insel Helgoland geboten. Unnahbar ist dann wieder die glatt verlaufende eiserne Dünenküste Nordwest-Jütlands. Wesentlich anders sind dagegen die Verhältnisse in der Ostsee, welche an ihrem etwa 1000 km langen Strande viele günstige Gelegenheiten für feindliche Annäherung und Landungen gestattet, so in der Lübecker und Kieler Bucht, an den geschlossenen, viel durch Eis leidenden Haff- und Lagunenküsten Hinterpommerns, West- und Ostpreußens, die so wesentlich anders als die Boddenküsten Rügens und Vorpommerns gestaltet sind. Wie leicht sind auch die drei gefahrvollen Zugänge dieses Binnenmeeres zu verschließen, in

Digitized by Google

dessen Besitz sich überdies verschiedene Mächte teilen,*) so daß wesentlich andere Bedingungen als in der Nordsee vorhanden sind. Und nun das Grenzland zwischen beiden Meeren: Jütland, auf dem der Angreifer eine sehr lange, auf beiden Flanken zu bedrohende Operationslinie hätte, dazu wegen der geringen Breitenausdehnung nur wenig Bewegungsfreiheit, wie sie zur tatsächlichen Beherrschung der Halbinsel notwendig wäre. Sie kann auch durch eine feste, von Meer zu Meer reichende, in ihren Flügeln gut angelehnte, in der Front starke, mit dem Kaiserwilhelmskanal als Verbindung, eventuell auch als Hindernis versehene Stellung leicht verteidigt werden. Die Haltung Dänemarks spielt freilich eine wesentliche Rolle dabei — ob Freund, ob Feind oder Neutraler. Neben diesen geographischen und politischen spielen natürlich dann noch die besonderen strategischen Momente, die wahrscheinliche Stärke der beiderseitigen Kräfte, die Kriegslage u. a. eine wichtige Rolle.

Aber es gibt für die Anordnung der Küstenplätze doch einige allgemeine Grundsätze. Zunächst wird man die Befestigung der Küste ähnlich systematisch wie die des Landes vornehmen, und zwar nach den Regeln für Grenzbefestigungen, deren wahrscheinliche Angriffsseite die See ist. Auch wird man gut tun, die Entfernung zweier Kriegshäfen nicht größer als höchstens 400 Seemeilen zu machen, damit sie in 24 stündiger Fahrt (bei 16,5 Knoten Fahrgeschwindigkeit etwa) von den eigenen Schiffen erreicht werden können, sowie die Sicherung des Zwischengebietes den eigenen Landstreitkräften erleichtert wird. Von Liebau her könnte z. B. ein russisches Geschwader jetzt früher vor dem offenen Danzig erscheinen (280 km), als ein deutsches von Kiel her (630 km). Es bedarf also des Schutzes von Danzig, das sich zum See- und Kriegshafen vorzüglich eignet, mindestens aber einer befestigten Zwischenstation zwischen Kiel und Danzig, um letzteres durch rasch herbeieilende Geschwader schneller als der Russe erreichen zu können. Freilich, beherrschen wir mit unserer Flotte das Baltische Meer, so läge der Fall anders. Das gäbe dann auch unserer Landarmee große Operationsfreiheit, sie könnte nötigenfalls, statt wie jetzt nur westlich auf die Oder,

*) Besonders der Sund, die Lebensader der baltischen Staaten, gehört zu den auch geschichtlich bedeutungsvollsten und wichtigsten Stellen, wo sich politische Interessen nicht nur zusammendrängen, sondern auch der Verkehr und — der Feind beherrscht werden kann.

Digitized by Google

dann auf Danzig oder Königsberg ausweichen. Auch dürfen zwischen den eigenen Häfen nicht vom Feinde besessene, fremde Gebiete und Plätze liegen.*) Denn das ja auch im Landkriege gültige Gesetz der Konzentration: Nur wenige Punkte, diese aber so stark als möglich befestigen, das deckt sich ja auch mit dem Streben jedes Landes, nur wenige, aber große Häfen zu besitzen, wo der gesamte Handel und Verkehr sich vereinigt. Staaten, die wie Deutschland in der Nordsee nur Bremen und Hamburg als große Handelsplätze besitzen, sind da im Vorteil vor Frankreich, wo sich der Verkehr auf zahlreiche Häfen verteilt, ja zersplittert. Denn da wird ja das Schutzbedürfnis, also werden auch die Kosten größer, was der Flotte und den Landstreitkräften Nachteil bringt, ganz abgesehen von der verschiedenen Ausdehnung der Küsten in beiden Ländern. Unter den zu wählenden Orten wird selbstverständlich der, welcher die größten natürlichen Vorzüge besitzt, von einem minder gut damit ausgestatteten bei sonst nicht wesentlich ungünstigeren allgemeinen strategischen Bedingungen, zunächst in Betracht kommen. Geräumige Buchten mit den nötigen Wassertiefen,**) guten Untergründen, Schutz durch vorliegende Inseln gegen Seegang und Witterung, Eisfreiheit, mehreren, durch eine Blockade nicht leicht zu schließenden, aber durch Hindernisse schnell zu sperrenden Ausgängen, guten Verkehrsmitteln nach den wichtigsten Küstenpunkten und dem Hinterlande, mit allen Bedürfnissen zur Erhaltung und Wiederherstellung der Operationsfähigkeit der Flotte (Trinkwasser, Kohlen, Lebensmittel, Industrie 2c.) werden vor solchen zu bevorzugen sein, die eine derartige natürliche Stärke nicht oder nicht in gleichem Maße besitzen, und wo daher die künstlichen Anlagen erheblich größere Aus-

*) Natürlich läßt sich das nicht immer vermeiden. Aber wie ungünstig ist es z. B. jetzt für Rußland in Ostasien, daß seine beiden Flottenstützpunkte Port Arthur und Wladiwostok durch die eine rechtzeitige gegenseitige Unterstützung der beiden etwa 135 deutschen Meilen (Luftlinie) voneinander entfernt liegenden Punkte hindernde Halbinsel Korea getrennt sind! Ein Port Arthur näher gelegener, eisfreier Kriegshafen würde das Zusammenwirken der Flottenkräfte erleichtern.

**) Namentlich auch tiefe Flußmündungen mit äußerer Zugänglichkeit, innerer Erschlossenheit und günstiger Lage für geschützte Ansiedelungen. Da liegen auch die großen Handelsstädte, wie z. B. New York und San Francisco am atlantischen bezw. pacifischen Rand. Besonders die das kulturelle Übergewicht besitzende amerikanische Ostküste — the Europe fronting Shore — mit ihren großartigen Häfen stellt der Küstenbefestigung wichtige Aufgaben. Da werden Hunderte von Millionen jetzt von der Union verbaut.

Digitized by Google

dehnung erfordern und auch bedeutendere Kosten verursachen würden, nicht zuletzt auch die Befestigungen.

Was nun die Ausgestaltung dieser anlangt, so hängt sie natürlich mit der Taktik und Technik der Angriffsmittel wesentlich zusammen, die ja von denen des Landkrieges vielfach erheblich abweichen und ihrerseits wieder häufigen Änderungen unterworfen sind. Bei allen eigentlichen Seefestungen, wie es große Kriegshäfen meist sind, muß Schutz sowohl gegen See- wie gegen Landangriffe geschaffen werden. Sie haben also den Charakter der Gürtelfestung, d. h. sind ringsum gesichert, bestehen aus einer See- und einer Landfront. Von diesem Januskopf ist freilich das Seegesicht das wichtigere, wenn auch heute der Schutz gegen Landangriffe bei großen Plätzen, wo ohnehin See- und Landinteressen für die Gesamtkriegführung zusammenfallen werden, unerläßlich sein wird. Die Seekriegsgeschichte lehrt, daß große Seefestungen nur dem kombinierten See- und Landangriff zum Opfer fallen, nie aber durch einen Flottenangriff allein zu nehmen sind. Flottenoperationen ohne Mitwirkung von Landtruppen gegen solchen Küstenplatz bleiben meist aussichtslos, wie die Geschwader der Verbündeten im Krimkriege in der Ostsee, heute die der Japaner erfuhren. Besonders bei reinen Seemächten, Inselstaaten ꝛc., wo eine allseitige Bedrohung schon infolge der Führung der Landstreitkräfte und infolge der geographischen Lage eher als bei Festlandsmächten denkbar ist, sollte daher — trotz etwaiger Überlegenheit zur See — doch an eine Landbefestigung gedacht werden, ebenso in Kolonien, die nur auf sich und schwache Kräfte angewiesen sind. Eher kann bei Kontinentalküsten die Landbefestigung zurücktreten.

Eine Seefront, die also nach dem Meere zu liegt, besteht aus einem Gürtel von Forts und Batterien, und einer Hafensperre. Die Werke haben die Aufgabe, durch eine starke Fernkampfausrüstung gegen konzentrische Artillerieangriffe und Bombardements der feindlichen Flotte den Kern der Stadt, das Innere des Hafens, die Ankerplätze, Arsenale, Docks, Werften usw. zu sichern und dem Gegner das Eindringen in den Hafen zu wehren. Da die Schußweite der schwersten Schiffsgeschütze etwa bis 12 km reicht, so muß, sofern die zu schützenden Teile nicht ohnehin landeinwärts liegen, durch ein entsprechend weites Vorschieben der Fernkampfanlagen, z. B. auf im Meere liegende Deiche, vorgelagerte Inseln ꝛc., dieser Abstand erreicht werden, oft werden die Werke selbst ins Meer gelegt, so bei Spezzia,

Digitized by Google

Brest, La Rochelle, Portsmouth, Kiel, Wilhelmshaven usw.*) Liegen dagegen die zu sichernden Flottenlager in genügender Entfernung von der Küste, im Hintergrunde einer Reede usw., oder verbietet die Küstenbeschaffenheit die entsprechende Annäherung der feindlichen Geschwader, so reicht die Befestigung der Einfahrten aus. Je näher das zu schützende Innere des Platzes der Küste liegt, um so stärker werden natürlich die Werke und besonders ihre Geschützausrüstung nach Zahl, Kaliber, Tragweite sein müssen. Besonders aber muß stets die Einfahrt unter wirkungsvolles Kreuzfeuer genommen werden, ebenso erhält der innere Hafen seine eigenen schweren Batterien. Zu dieser Fernkampf- tritt dann eine wirksame Nahkampfverteidigung aus leichten und mittleren Kalibern bezw. Infanterie gegen Erzwingung der Einfahrt und zur Verhinderung von Landungsversuchen, wie zur Abwehr gegen gewaltsame Angriffe und für den Übergang zur Offensive. Was die Wahl der Kaliber anlangt, so werden es im allgemeinen dieselben sein, wie sie die Schiffe zum Kampfe verwenden, also schwere und mittlere Kanonen und in ähnlichem gegenseitigen Verhältnis. Daher wird die Mittelartillerie auch hier an der Küste überwiegen. Man ist aber in bezug auf Gewichtsverhältnisse bei der Wahl von Geschützart und Seelenweite viel freier als auf Kriegsschiffen. Man könnte daher — und tut es zuweilen auch — zu schwereren Geschützformen greifen. Doch wird im Allgemeinen das Massenfeuer aus zahlreicher Mittelartillerie vor dem Einzelfeuer weniger, aber schwerster Kaliber bevorzugt, weil es genügt, um die Gefechtsfähigkeit eines Schiffes für Stunden zu unterbrechen, namentlich bei Anwendung hierfür besonders geeigneter Zündergranaten mit brisanten Ladungen. Die Treffwahrscheinlichkeit der stabilen Landgeschütze gegen die großen Schiffsziele ist ohnehin eine große und weit bessere als die vom auf- und abschwankenden Schiffsgeschütz gegen die wenig zielfähigen und schwer zu beobachtenden Küstenbatterien. Dazu kommt noch der den Kriegsschiffen fehlende Gebrauch schwerer Mörser- und Haubitzbatterien, die den Schiffsdecks und schlecht gepanzerten Munitionsschächten ꝛc. recht gefährlich werden können. Viel umstritten war lange die Art der Aufstellung der Geschütze, ob in Panzerung oder in offenen Erdbatterien. Heute wird man die Küstenwerke meist auf den kost-

*) Es ist ein wesentlicher Mangel Port Arthurs, daß es vollen Bombardementsschutzes entbehrt, weil ihm in See vorgeschobene Werke fehlen, die vorhandenen Küstenanlagen aber zu nahe dem engen Hafen liegen.

Digitized by Google

baren Panzer, ein Schutzmittel, das den Schiffen ja unentbehrlich geworden, wenn es auch ein notwendiges Übel ist, Verzicht leisten lassen. Nur die Bedienung ist gegen die massenhaften Streugeschosse und Sprengstücke einer bombardierenden Flotte zu sichern, damit die Geschütze kampffähig bleiben. Dazu genügen in den meisten Fällen, namentlich bei höheren Batterielagen, Splitterschirme. So gewinnt man für die nicht unter Panzer stehenden Geschütze, d. h. die Mehrheit, den Vorteil des Feuerns über Bank, wodurch das Gesichtsfeld ein sehr großes, die Wendungsfähigkeit der Geschütze eine ausreichende ist, die Handhabung eine schnellere sein kann, kurz die Wirkung begünstigt wird. Nur in Ausnahmefällen wird man zur Panzerung der Geschütze greifen, z. B. wo es sich um besonders wertvolle Kaliber mit verwickeltem Bewegungsmechanismus handelt; ferner bei sehr wichtigen, isolierten, dem feindlichen Feuer und der Umfassung, sowie Längsbestreichung — stark ausgesetzten Lagen wie auf Außenreeden, vorspringenden Landzungen, Inseln ꝛc., bei sehr tiefen Batterien, wo die leichte Annäherung möglich ist, bei der Notwendigkeit, auf sehr beschränkter Grundfläche wenige, aber für einen längeren Artilleriekampf bestimmte Kaliber aufzustellen ꝛc. Dann wird man sich aber — im Gegensatz zum Landkriege — meist mit der Widerstandsfähigkeit gegen Geschosse der Mittelartillerie mit etwa 1300 mt Auftreffenergie begnügen und die Anwendung noch schwererer, sogen. Vollpanzer auf ganz wenige Fälle beschränken, wo unbedingt Schutz gegen 12000 mt Auftreffwirkung des 30,5 cm erforderlich erscheint. Die gewöhnlichste Form der Panzerung und zugleich die vollkommenste Deckung, die es überhaupt gibt, ist die Panzerkuppel. Sie gestattet bei den geringsten Abmessungen, namentlich auch des empfindlichsten Teils, der hier nur dem Geschützrohr Raum bietenden und mit ihrer Enge seinen Drehpunkt für Höhen- und Seitenrichtung bildenden Minimalscharten die geringste Zielfähigkeit und sichert sowohl gegen Flach- wie Steilfeuer. Die Kuppeln werden heute meist aus (gewalztem oder gegossenen) Nickelstahl hergestellt und haben im mittleren Teil 150—200 mm Metallstärke, doch wird natürlich stets der Einzelfall über die Abmessungen, Form und das Material bestimmen, daher z. B. auch der Grusonsche Hartguß vorkommen kann. So eine Kuppel besteht aus der auf einem Stahlrollenkranz sich bewegenden drehbaren Konstruktion (Unterbau mit Lafette, Geschütz, Munitionsmagazin, Panzerdecke in Kalottenform) und einem festen Vorpanzer aus Hartguß,

Digitized by Google

der die ganze Kuppelanlage schützt. Die Geschütze haben Schnellladevorrichtung; ihre Rohre liegen in Minimalschartenlafetten. Die Seitenrichtung erhalten die Rohre durch den drehbaren Unterbau, auf dem die Lafette fest aufgeschraubt ist. Die gesamte Turmkonstruktion wird in einen Mauerbau eingesetzt, der mit Kasematten in Verbindung steht. Ein solches Turmgeschütz von 15 cm Kaliber Kruppscher Konstruktion L/40 kann noch auf 13 km (bei + 20° Erhöhung) schießen. Die lebendige Kraft des Geschosses beträgt auf 2000 m 1042 mt, was zum Durchschlagen eines 30,6 cm dicken gewöhnlichen, eines 15 cm dicken gehärteten Nickelstahlpanzers genügt. Werden Kappengeschosse angewendet, so erhöht sich die Durchschlagskraft auf 18 cm Nickelstahl. Ein einläufiger Turm dieser Art wiegt ohne Rohr 150000 kg, das ist etwa das doppelte Rohrgewicht. Es sind 8 Mann zur Bedienung nötig, davon 3 für die Munition (50 Schuß). Ein 28 cm SK L/40 würde etwa 18 km weit reichen und mit seiner 345 kg schweren Stahlgranate *ohne* Kappe 34 cm, *mit* solcher 42 cm Nickelstahl durchschlagen — also alle heute üblichen Schiffspanzer! Er ist freilich gleich viel schwerer, unhandlicher, feuert langsamer und bietet ein Ziel von 15 qm Fläche. Zum erfolgreichen Benutzen solcher Geschütze gehört gesichertes Entfernungsmessen und Beobachten, das ebenfalls aus gepanzerten Ständen erfolgt.

Neuerdings werden, namentlich in großer Ausdehnung in den Vereinigten Staaten, Küstenkanonen in *Verschwindlafetten* verwendet, welche aber nur da, wo reichlich Raum ist, und in höheren Lagen, für einzelne wichtige Geschütze, wo Panzer entbehrlich oder nicht verwendbar sind, zweckmäßig erscheinen.

Bei ihnen ist das Geschützrohr nur im Augenblicke des Schusses der feindlichen Sicht und dem Flachbahnfeuer mit kleinem Einfallwinkel ausgesetzt, taucht aber nach Feuerabgabe durch besondere Einrichtungen hinter die Deckung in die Lade- bezw. Ruhestellung zurück.

Die Geschütze werden in *Batterien* zu 4 bis 8 mit geringen Vorkehrungen gegen Sturmsicherheit aufgestellt, in der Regel die Kanonen in vorderer, die Mörser in rückwärtiger Stellung, letztere oft nur hinter Dünen und Deichen offen verteilt.

Aus solchen Küstenbatterien, den einzelnen Seeforts (auf den entscheidenden Punkten), Nahkampf- und Torpedobatterien sowie Stützpunkten ständigen und feldmäßigen Charakters für Infanterie, Feldartillerie und leichten Schnellfeuergeschützen setzen sich die einzelnen *Seefronten*, deren ein Platz meist mehrere

Digitized by Google

hat, zusammen. Daran schließt sich eine Hafensperre, die aus einer oder mehreren, durch leichte und schwere Kanonenbatterien verteidigten Seeminenlinien (aus Stoß-, Beobachtungs- und zuweilen der sehr zweischneidigen Streuminen), auch unterseeischen und Torpedobatterien sowie einer rückwärts angebrachten festen oder schwimmenden, ebenfalls durch Sf.-Geschütz wohlflankierten Barrikade bestehen. Große Scheinwerfer (bis 6 km Lichtweite), elektrische Suchlichter usw. vervollständigen in Gemeinschaft mit den längst der Küste verteilten Beobachtungsstationen, die zugleich mit den Leuchttürmen und erkundenden Kreuzern frühzeitig den Anmarsch feindlicher Schiffe beobachten und telegraphisch melden, diese feste Verteidigung der Seefront. Ihre bewegliche Verteidigung ist einmal Sache der Schlachtflotte auf der hohen See, die den Feind fern hält und an jedem Gewaltakt gegen die Küste hindert, demnächst der Küstenflottille, der Torpedo- und der Unterseeboote. Gruppenweise oder einzeln sollen sie bestimmte Küstenstrecken verteidigen, Jagd auf Kaperschiffe machen, Ausfälle gegen Blockadegeschwader unternehmen, sich gegen Durchbruchsversuche der Sperren und Landungen wenden, die Seeverbindung zwischen getrennten Gebietsteilen oder Heereskörpern aufrecht erhalten sowie durch Schutz von Flanken und Rücken der Landheere unterstützend eingreifen, auch die Sicherheit fester Plätze durch Aufrechterhaltung der Verbindung mit dem Meere erhöhen und so die Verteidigung in die Länge ziehen. Soweit diese Streitmittel nicht auf See verwendet werden, liegen sie hinter den Sperren operationsbereit. Die Feuer der Leuchttürme bleiben gelöscht, Seezeichen und Leuchtschiffe werden bis auf wenige für die Orientierung der eigenen Lotsen unerläßlich nötige eingezogen.

Die Landbefestigung geschieht nach den Regeln des Landkrieges und besteht aus einer die Hafenstadt sowie ihre Einrichtungen beherrschenden sturmsicheren inneren Umwallung, die man aber meist nicht als zusammenhängende Linie, sondern mit Rücksicht auf die Entwickelung der Stadt aus einzelnen Werken bestehen läßt, namentlich da, wo es sich nur um Abwehr von Handstreichen handeln kann. Nur wo Angriffe von außerhalb der Küstenwerke gelandeten größeren Heeresteilen oder gar von Landarmeen zu gewärtigen sind, werden die Anordnungen jeder großen Gürtelfestung — innerer Wall mit vorgeschobenen starken Forts, Batterien, Schützengräben, Munitionsmagazine, Unterkunftsräume ꝛc. — Platz greifen müssen, wie das z. B. bei Port Arthur im allgemeinen der Fall ist, das sich auf einen belagerungsmäßigen An-

Digitized by Google

griff von Hause aus eingerichtet hat. Dann ist natürlich auch eine Ausstattung der Seefestung mit Lebensmitteln für die Dauer von mindestens sechs Monaten sowie reichliche Trinkwasser- und Kohlenversorgung und Munitionsausrüstung besonders wichtig. Auch auf der Landseite schließt sich an diese feste eine beweg liche Verteidigung, die neben einem gutorganisierten Bewachungs- und Nachrichtendienst aus Landtruppen — teils eigenen Küstenverteidigungskorps, teils den Abschnitts- und Hauptreserven der Werke — geschlossenen Verbänden aller Waffen, also Infanterie, Kavallerie (in beschränktem Maße), Feld- und Fußartillerie, Pioniere, Eisenbahn- und Telegraphentruppen, Radfahrern, Beobachtungs- und Signalabteilungen ꝛc. bestehen wird. Es werden meist Reserve- und Landwehr- sowie Ersatzformationen, seltener Feldtruppen — diese namentlich für die Spezialwaffen — dazu verwendet werden, um, gestützt auf die ständigen und feldmäßig hergerichteten Kampfstellungen, schnell nach den bedrohten Punkten zu eilen und dem Gegner Widerstand zu leisten oder durch Übergang zum eigenen Angriff zurückzuwerfen. Hafenbahnen und bewegliche Batterien auf Eisenbahnzügen können solche Operationen erleichtern. Hat die Festung auch noch größere Offensivaufgaben, so können zu ihrer bloßen Defensivbesatzung auch noch eigene Feldtruppen als Offensivkräfte treten, bei Seeplätzen ist das jedoch eine große Seltenheit, wie wieder Port Arthur zeigt.

Dagegen wird die Kriegsbesatzung auf das wirksamste durch rege Beteiligung der Einwohner und der Landbevölkerung, welche der Kommandant dazu heranzuziehen und soweit als möglich zu organisieren hat, bei der Behauptung des Platzes zu unterstützen sein, namentlich auch durch Benutzung für den Arbeits-, Feuerlösch-, und inneren Polizeidienst, für Verwaltungszwecke und Hilfeleistungen aller Art, auch die Frauen und Kinder in der Krankenpflege, als Wäscherinnen, Näherinnen, Köchinnen, in den Lazaretten, Waschanstalten ꝛc. Was durch einträchtiges Zusammenwirken zwischen Besatzung und Bevölkerung geleistet werden kann zeigt die Geschichte vieler Belagerungen, so von Metz, als es Karl V. aufhielt, von Lille, das gegen Eugen und Marlborough sich behauptete, die sämtlichen Verteidigungen von Kolberg, dann Sebastopol, Straßburg usw. In letzter oder vielmehr in erster Linie hängt jedoch der Widerstand einer belagerten Festung von der Persönlichkeit des Kommandanten ab, der die Seele der Verteidigung bildet. Er ist dem Kriegsherrn und dem Vaterlande für die Sicherheit und Behauptung des Platzes verantwortlich und übt

Digitized by Google

deshalb unumschränkt und von allgemein menschlichen Rücksichten möglichst befreit im Namen des Landeshaupts die höchste militärische und bürgerliche Gewalt aus. In altfranzösischer Zeit hieß er daher treffend „Lieutenant du Roi", und sehr richtig sagte einst Courbière: „Ich bin der König von Graudenz." Keine Stellung des Feldkrieges stellt höhere Anforderungen an die Fähigkeiten und vor allem an den Charakter eines Führers. Gewiß ist die Aufgabe eine begrenztere, aber sie ist dafür eine vielseitigere, und eine ganze Reihe von Einflüssen, die im Feldkriege gar nicht oder nicht in dieser Verschärfung vorhanden sind, erhöhen die Schwierigkeiten. Alle Eigenschaften eines guten Generals in der umfassendsten Bedeutung dieses Wortes, namentlich Scharfblick, Tätigkeit und eiserne Standhaftigkeit müssen dem Kommandanten eigen sein, fester Wille, sich gut zu verteidigen, sowie die Gabe, diesen Willen nachdrücklich, auf ein reiches Wissen und Können gestützt, zur Tat werden zu lassen, Freiheit des Geistes, Intelligenz, oft Genie, Lebensklugheit, Menschenkenntnis, Mut und Kühnheit, kurz hervorragende Eigenschaften des Charakters wie des Verstandes sind die Vorbedingungen für einen guten Kommandanten. Das — womöglich durch Kriegserfahrungen, mindestens aber durch das Studium der Kriegsgeschichte, geförderte Wissen und Können in allen Kriegskünsten und deren charaktervolle Betätigung rechtzeitig und am richtigen Ort, unter Berücksichtigung der jedesmaligen Kriegslage, machen des Kommandanten Handwerk aus. Besitzt er solche Gaben, so ist die Festung schier unüberwindbar, auch wenn sie nicht in vollkommenster Weise eingerichtet ist. Dann wird er durch eine energische offensive Verwendung die Truppen kampftüchtig erhalten, ihr Selbstvertrauen auch einem überlegenen Feinde gegenüber erhöhen, alle Regungen des Gottvertrauens, der Vaterlandsliebe, der Königstreue, der Anhänglichkeit an die Führer, der Kameradschaft zur Belebung des kriegerischen Geistes benutzen und in den Einwohnern Mut, Einigkeit und Ausdauer erwecken und sie für die hohe und schöne Aufgabe der Verteidigung gewinnen. — Je näher aber der Angriff rückt, um so mehr wird dann die Festung an Widerstandskraft zunehmen, zumal wenn ein tüchtiger Festungsstab (Chef des Generalstabes, Kommandeure der Artillerie, des Ingenieurkorps und der Marine sowie die Chefs der verschiedenen Verwaltungszweige) den Kommandanten dauernd zweckmäßig unterrichten und unterstützen. Niemals freilich darf sich daraus ein Kriegsrat entwickeln oder gar dem Festungsstabe die Befugnis zustehen, über die

Digitized by Google

Übergabe der Festung zu entscheiden. Lediglich der Kommandant entscheidet und steht mit seinem Kopfe dem Kriegsherrn und dem Vaterlande für die ehrenvolle Ausübung seiner Soldatenpflicht bis zum letzten Hauche!

Nach allem wird ein Angriff gegen einen starken Kriegshafen bei der heutigen Vollkommenheit der Verteidigungsmittel, sowohl für die Schlachtflotte wie ein Landungs- und Belagerungskorps ein sehr schwieriges Unternehmen werden, das auch erst nach Lahmlegung der gegnerischen Flotte möglich ist, wie ja jetzt Port Arthur wieder zeigt.*) Ehe die russischen Kriegsschiffe nicht unschädlich gemacht waren, konnten die Japaner niemals daran denken, das ihnen aus politischen, militärischen wie moralischen Gründen unentbehrliche starke Bollwerk des gelben Meeres zu belagern. Daß diese Seefestung schließlich — wenn ihr nicht von außen Hilfe kommt — bei richtigem Verfahren des Angreifers wie jede andere auch, fallen wird, zumal die russische Flotte ja zum wesentlichen Teile in ihr begraben liegt, ist zweifellos.

Das kann ihren hohen Wert aber nicht beeinträchtigen, der darin liegt, daß er dem Gegner aufreibendsten Kampf und Verlust kostbarster Zeit zufügt, ihn zwingt, starke Kräfte von seinen Feldarmeen bezw. seinen Geschwadern dagegen zu detachieren und ihn nicht eher zum Herrn Koreas macht, als bis Port Arthur gefallen ist. Der Russe kann andererseits diesen Platz ruhig sich selbst überlassen und den Kampf in, für seine Feldarmee und seine Verbindungen, günstigen anderen Stellungen bei Mukden, Charbin oder anderen Orten aufnehmen, denn es liegt ja im Wesen der Festung, aus eigener Kraft sich zu behaupten.

Für den Kampf um eine Seefestung selbst lassen sich nur wenige ganz allgemeine Regeln aufstellen. Die Kriegslage und der Einzelfall entscheiden. Jedenfalls wird Port Arthur nur dem vereinigten See- und Landangriff und dem Mangel an Lebensmittel und Munition erliegen, sofern es einen tüchtigen Kommandanten und eine kriegerische Besatzung hat. Dann dürften die Japaner aber nur noch ein Wrack vorfinden! Der hohe Wert einer starken modernen Festung ist durch die neuesten Kriegserfahrungen erwiesen.

*) Es konnte nur das Lächeln wirklicher Fachleute hervorrufen, als eine Reihe politischer Blätter, ja selbst gewisse militärische, die rasche Einnahme Port Arthurs durch Sturm gleich beim ersten Erscheinen der Japaner vor dem Platze ankündigten! Eine intakte Festung nimmt man nicht tambour battant auf den ersten Anhieb!

Digitized by Google

Zur Frage der Mission.*)

Von Arthur Bonus.

Jedesmal, wenn unsere Missionare irgendwo in schwierige Situation geraten, wiederholt sich das merkwürdige Schauspiel, daß gerade von den Seiten aus, die sonst die Stützen der Religion zu sein behaupten, die heftigsten Angriffe und — was schlimmer ist — die verständnislosesten Ratschläge und Vermahnungen ausgehen. Gouverneure, Gesandte, Reichskanzler, Konservative und „nationale" Zeitungen eifern um die Wette. Und sonderbarerweise kommen eben zur selben Zeit diejenigen, welche skeptisch denken über das Existenzrecht der Mission in die Lage, schwankend zu werden in ihrer Abneigung. Es kommt das offenbar aus einem verschiedenen Verständnis der Religion her. Wem sie eine Erweiterung der Staatsgewalt ins Geistige ist, eine Ausdehnung der Macht des Staates über das Innere der Menschen, eine Ausdehnung, die der Staat auf diesem Umwege versucht, weil er auf dem direkten Wege keine Sympathien mehr erweckt — man soll die Behörden und die führenden und besitzenden Stände aus religiöser Verpflichtung lieben, wo man sie aus freier Neigung, Achtung und Einsicht nicht mehr zu ehren vermag —, wer so über Religion denkt, dem ist natürlich die Mission nichts anderes als ein — nebenbei gesagt „verflucht teurer" (aber es bezahlens ja die Liebhaber) — Apparat, um die wilden Völkerschaften gefügig zu machen. Alles, was wir in unseren „nationalen" Zeitungen an Hohn und Spott über die Engländer lasen, die die Wilden erst mit Mission und Alkohol christlich erweichten, um sie dann auszurauben und aus ihrem Land zu treiben, das wird jetzt als das Normale angesehen: Die Missionare gehören an die Seite ihrer Landsleute; sie haben kein Recht auf Neutralität zwischen Deutschen und Hereros, geschweige ein Richteramt.

Der Verfasser bekennt sich als grundsätzlichen Gegner der Mission. Er ist nicht der Meinung, daß irgend ein Bibel- oder Herrenwort dergleichen Fragen entscheidet. Aber wenn so viel von einem Missionsbefehl die Rede ist, so hält er für Recht,

*) Mit diesem Aufsatz wird eine Frage von höchster Bedeutung angeschnitten. Obwohl nicht in Allem mit dem Verfasser einverstanden, halte ich seine Ausführungen vom religiösen und kulturellen Standpunkte aus für sehr beachtenswert. D. H.

Digitized by Google

darauf hinzuweisen, daß jedenfalls das einzige, einigermaßen authentische Herrenwort über die Mission das ist, welches Matthäus 23, 15 geschrieben steht und lautet: „Wehe euch, Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr Land und Wasser umziehet, daß ihr Einen Proselyten macht! und wenn er es geworden ist, macht ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr, denn ihr seid.“ Der Weg der Wilden zur höheren sittlichen Kultur geht normalerweise über ihre Treue zu ihrem Stamm. Deshalb halten wir eine Tätigkeit, die darauf gerichtet ist, einzelne Glieder fremder nichtchristlicher Völkerschaften ihrem Volksverband zu entfremden, für sittlich bedenklich. Wir wissen doch alle, wie gemischte Gefühle wir hatten, wenn wir von jenen Proselyten einer fremden ob auch höheren Kultur hörten, dem Aeduer Divitiakus, dem Cherusker Segest, dem Buren Piet de Wet. Gewiß, nach der Theorie ist alles in schönster Ordnung. Die Missionare wollen gar nicht eine fremde Kultur aufdrängen, sie wollen lediglich die rein-religiöse Weckung der innerlichsten Kräfte, aus deren Entfaltung dann originale Kultur erwachsen kann. Indessen sehen wir näher zu, so sind die Missionare meist gar nicht fähig, zwischen Religion und Kultur zu unterscheiden und was sie als Religion bringen, das ist lediglich mißverstandene, abgeplattete Kultur, die nur desto unverdauter aufgenommen wird, da sie religiös versteift ist, eine Vorstellungswelt, die fremd und unverständlich ist und mit Haut und Haar als heilig angebetet wird, als eine Art Fetisch, an dessen Kraft man glaubt, ohne irgend ein inneres Verständnis für sie zu haben. Eine wirkliche religiöse Erweckung wäre doch erst da möglich, wo der Missionar die Kraft besäße, die primitiven religiösen Vorstellungen der Wilden aufzunehmen, und von innen her fortzubilden, alles das zu tun, was die berühmten Apostel der Deutschen versäumt haben zu tun als sie unsere heiligsten Vorstellungen beschmutzten und uns andere gaben, deren Heiligkeit zu verstehen uns — als Volksganzem — noch heutigen Tages nicht gelungen ist.

Wo nun aber eine eigentlich religiöse Verkündigung versucht werden sollte, wäre die erste Vorbedingung die, daß die Missionare in dem Volke aufzugehen versuchten, in dem sie wirken wollten und dazu die erste Vorbedingung, daß sie das Unrecht, daß ihm getan wird, mitzufühlen verständen. Wenn wir auch skeptisch bleiben in bezug auf die wirklich religiöse Wirksamkeit unserer Missionare, d. h. auf ihren wirklich religiösen und religiös wertvollen Erfolg, so hätte es doch etwas Großes für unsere An-

Digitized by Google

schauung, uns vorzustellen, daß in ihnen eine Art freundliche Sachwalter und Verteidiger der Schwachen und Vergewaltigten zu den Wilden ginge. Was man hin und her von dem hören kann, wozu weiße Leute diese halb Tiere, halb Kinder mißbrauchen, das ist so entsetzlich, daß es etwas Versöhnendes hat, denken zu dürfen, daß dieselben Völker, die diese Bestien aussenden, doch auch wie als eine Sühne ihnen Menschen schicken, die sich vor Gott verpflichtet halten sollen, nicht die Partei ihrer Landsleute zu nehmen, sondern unparteiische Beurteiler und vertrauenswürdige Freunde dieser — wie soll man sagen? — Schutzbefohlenen der Weißen zu sein.

Nun kann ja der Staat natürlich sich dieser Auffassung versagen. Er kann bekannt machen: Wir schützen in unseren Kolonien alle diejenigen, welche dort „berechtigte Interessen" verfolgen, d. h. sich ein Vermögen zu schaffen suchen, sei es durch einfachen Handel, sei es, indem sie die Unverständigen übers Ohr hauen, sei es, indem sie sie dazu verführen sich an ihrem Alkohol tot zu saufen, oder die sonst welche Bedürfnisse der blonden Bestie zu befriedigen begehren, sowie ferner die, welche alle diese berechtigten Interessen verteidigen. Dagegen bleiben von jetzt an ungeschützt alle die, welche „nur ideale" Zwecke verfolgen, besonders wenn sie den „berechtigten" in den Weg treten. Dies wäre eine einfache und klare Sprache, die alles das ausdrückte, was man zurzeit gegen die Missionare auf dem Herzen hat und zwar in allgemeinverständlicher Weise. Dagegen ihren Beruf anerkennen und ihnen zugleich zurufen — womöglich von höchster amtlicher Stelle aus —, daß sie ihre Pflicht nicht tun dürfen, das hat keinen sittlich anerkennbaren Zweck. Trauten wir dem Reichskanzler ein Bewußtsein dessen zu, was er mit seiner Aufforderung sagte, so müßten wir sie für eine Aufforderung zur Unsittlichkeit erklären. So aber haben wir den Eindruck, daß der Fehler darin liegt, daß diese Missionen protestantisch sind; hätten sie das Glück, der Konfession des Prinzen Arenberg anzugehören, so würde der Reichskanzler kaum gezögert haben, sich rechtzeitig das nötige Verständnis zu verschaffen.

Digitized by Google

Deutsch-Pennsylvanien.

Kulturhistorische Schilderung

von H. Tr. Schorn.

Schon im Jahre 1683 begann die organisierte Einwanderung Deutscher nach Pennsylvanien unter Leitung des Juristen Franz Daniel Pastorius, der die erste deutsche Stadt Germantown, die sechs Meilen von Philadelphia entfernt liegt und seit 1854 ihre 22. „ward" bildete, gründete. „So viel unsere neue Stadt Germanopolino anbelangt," schreibt Pastorius, „so liegt dieselbe auf einem guten schwarzen Boden, und ist mit verschiedenen anmutigen Brunnquellen umgeben. Die Hauptgasse ist 60, die Zwerggasse ist 40 Fuß breit und eine jede Familie hat eine Hofstätte von 3 Acker groß." . . . . . „Zu verhüten alles das, was das Volk zur Eitelkeit, Leichtfertigkeit, Gottlosigkeit und lästerlichem Leben verleiten könnte, so werden bei höchster Strafe verboten alle Wettspiele, Komödien, Kartenspiel, Vermummung, alles Fluchen, Ehebruch, Hurerei, Dieberei. Das Fluchen, Gotteslästern, Betrügen, Vollsaufen soll mit dem Halseisen abgestraft werden." In Germantown wurde auch die erste deutsche Druckerei bei der Gründung einer deutschen Zeitung errichtet. The watchdog of civilisation hatte somit früh unter den dortigen Deutschen sein Wächteramt angetreten.

Der von Pastorius nach Pennsylvanien gelenkte Strom deutscher Auswanderer brachte bald die Deutschen in solchen Massen herüber, daß die englischen Kolonisten befürchteten, von ihnen allmählich erdrückt zu werden. Der Nativismus regte sich schon damals, und es wurde ein Gesetz publiziert, wonach jeder Einwanderer bei seiner Landung eine Kopfsteuer von 20 bis 40 Schilling zu entrichten hatte.

Im allgemeinen waren die Deutschen vortreffliche Landwirte und fleißige Handwerker, die auch als Leineweber, Strumpfwirker, Müller, Metzger ꝛc. Tüchtiges leisteten. Nur wenige widmeten sich einem höheren Berufe. Namentlich standen die Rechtsgelehrten, die auch der Amerikaner statt lawyer vielfach liar nennt, bei ihnen im schlechten Rufe. In dem von 1729—1769 reichenden Verzeichnis der Advokaten von Lancaster County befindet sich kein

Digitized by Google

einziger deutscher Name. Von 1793—1804 waren von 24 Juristen nur drei deutsch, wobei man bedenken muß, daß die Deutschen $^3/_5$ der Bevölkerung ausmachten. Eine größere Neigung brachten sie dagegen der Baukunst entgegen, wie ja auch schon nach Äneas Sylvius die Deutschen in der Baukunst alle Völker übertreffen sollen. Es ist bemerkenswert, daß außer anderen berühmten Bauten auch die Pläne von Flügel und Dom des Kapitols von Washington von Deutsch-Amerikanern entworfen und ausgeführt wurden.

Der Lehrerstand war meist in den Händen mäßig gebildeter Irländer, die höchst geringe Gehälter bezogen. Auch waren die deutsch-pennsylvanischen Geistlichen, mochten sie studiert haben oder nicht, jämmerlich schlecht gestellt. Sie mußten predigen, taufen, Leichenreden halten „for was fällt", wenngleich sie die Bauern reichlich mit Naturalien versahen. Fisher teilt die Abschiedsrede eines solchen Pechvogels aus dem Bruschtale mit, deren Schluß lautete: „Gott regiert die Welt und Dummheit die Brusch-Walley, und de Meischte kenn mer's im Agesicht lese. Als Kalver haw ich sie agenomme, als Ochse muß ich sie verlasse! In Gottes Namen, Amen!" Die Deutschen gaben eben der Beschäftigung auf der Farm jeder anderen gegenüber den Vorzug und zeigten dabei ein eingewurzeltes Vorurteil gegen die gebildeten Stände. Die Tochter ging im Hause der Mutter zur Hand, und wenn sie „en schön, braaf Mädel, so wie die Mamma" war, dann heiratete sie auch ein „weiser, fleißiger, junger Bauernkerl, so wie der Vater war". Kein Wunder, daß man die gute alte Zeit lobt, wo die jungen Männer noch keine stand-ups (Stehkragen) und die Mädchen keine „hupps" (Reifröcke) trugen und sich die Hüte nicht jede Woche verändern ließen.

Einen höchst idyllischen Anblick gewährte ein deutsch-pennsylvanisches Städtchen. An dem pflasterlosen Marktplatz stand die rohgefügte Kirche, deren blinkender Schieferhelm den spitzgiebeligen Grundbau deckte. Der Wechselruf hektischer Glocken zog über die umzäunten Liegenschaften dahin, um im nahen Walde zu verhallen. Auf dem Markte war dann weiter der dachgeschützte Ziehbrunnen, über dessen Radwerk die rostgelbe Kette schleifte. Um den Platz lagen einsam und verschlafen die einstöckigen Farmhäuser mit den stumpfen Giebeln und den isabellfarbenen verwitterten Strohdächern. Grüngeflecktes, verfallenes Zaunwerk zog sich um den von einem mächtigen hickory = Nußbaum umschatteten

Digitized by Google

Hof, wo die Spottdrossel ihre Weise zartete. Scheunen und Ställe waren stets besser und praktischer eingerichtet als die Wohnhäuser, worin die vom Besitzer selbstverfertigten Möbel einen oft komischen Anblick boten. Kleider und Schuhe machte sich jeder selbst. Die Frauen spannen Flachs und Wolle und sorgten dafür, daß jeder Strümpfe, Hemden und „Hendschings" (Handschuhe) anzuziehen hatte.

Im Verkehr zeigte sich der Deutsch-Pennsylvanier im Gegensatz zu dem steifen und verschlossenen Yankee gesellig. Er ist hail-fellow well-met with everybody, d. h. er freundet sich leicht mit seiner Umgebung an, der er seine stillen Herzensregungen gerne mitteilt.

Ähnlichen englischen Feierlichkeiten vergleichbar ist das Rosenfest der lutherischen Zionskirche zu Mannheim, wobei den Erben des Barons Stiefel eine rote Rose überreicht wird, da der Baron einstens seinen Rosengarten der Gemeinde zum Bau einer Kirche unter dieser Bedingung schenkte. Das Fest wurde jedoch zu Stiefels Lebzeiten nur zweimal gefeiert. Bei einer der letzten Feste (10. Juni 1895) war eine Urenkelin Stiefels, die greise L. Boyer aus Harisburg neben acht anderen Nachkommen, anwesend, die alle eine rote Rose erhielten.

An geselligen Zusammenkünften fehlt es den Deutsch-Pennsylvaniern nicht. So finden sich beim Kochen der Apfelbutter die jungen Leute zusammen, wobei derjenige, der die im Kessel brodelnde Apfelmasse herumrührt, allerhand Neckereien seiner Kameraden ausgesetzt ist. Einmal hatte man sogar eine Katze in den Kessel gejagt und die Apfelbutter, die man selbst nicht mehr genießen wollte, nach Mauch Chunk verkauft. Seitdem gilt von allem, was nicht taugt, noch das Wort, man solle es nach Mauch Chunk schicken.

Eine andere gemeinsame Beschäftigung, bei der es heiter hergeht, ist das Enthülsen des Welschkorns, das man „baschten" nennt. Rachel Bahn singt darüber:

„Die Leut sie hacke's Welschkorn ab,
's is 'n rechte gute Krop (crop = Ernte),
Und wenn's daer genunk werd sei,
No baschte sie's und fahre's ei."

Es fand früher bei Mondschein oder beim Leuchten eines mächtigen Freudenfeuers statt und war mit allerhand Spielen und Tänzen verbunden. Wer eine rote Ähre fand, hatte Anrecht

Digitized by Google

auf einen Kuß eines der anwesenden Mädchen, während diese die gefundene fragliche Ähre schnell verbarg, um nicht geküßt zu werden. An Gelegenheit, miteinander bekannt zu werden, fehlt es den jungen Leuten also nicht.

Am Hochzeitstage ritten Braut und Bräutigam zum Geistlichen, der sie nicht allein zu trauen, sondern ihnen Wein und Kuchen zu regalieren hatte, um dieser ererbten Berufspflicht gerecht zu werden. Auf dem Wege zur Kirche wurden dem Brautpaar Seile über den Weg gespannt, die erst nach Empfang eines Geschenks beseitigt wurden. Diese Sitte findet sich auch im Spreewald, in Schwaben, Oberbayern und Franken.

Abergläubige Ansichten haben sich vielfach den wandelnden Zeit- und Ortsverhältnissen angepaßt und somit ihre ursprüngliche Bedeutung teilweise eingebüßt. Nicht mehr Wodan mit seinem Heer jagt durch die sparrigen Forsten, auch nicht der wilde Jäger oder der Jäger Herne, sondern die Geister der vertriebenen Indianer sind es, die die Viehherde während der Nacht beunruhigen. Die den Angelsachsen als banshee, witch, hag, sorceress bekannten Hexen sind auch dem Deutsch-Pennsylvanier vertraut, und wenn die Kuh blutige Milch gibt, oder das Kind im Wachstum zurückbleibt, so sind die Hexen daran schuld. Jedoch kann er sie leicht durch Tabakrauch vertreiben. Auch durchlöchert er wohl ein Papier, worin eines ihrer Haare eingewickelt ist, mit einer silbernen Kugel, um den Hexenbann zu brechen.

Von den Sprichwörtern der Deutsch-Pennsylvanier verdienen folgende wegen ihres tiefen Sinns und ihrer prägnanten Form Erwähnung: „Wer ein Buch stiehlt ist kein Pferdedieb," „Gut gewetzt ist halb gemäht," „Kurze Haare sind bald gebürstet," „Besser ein wenig geleiert als ganz gefeiert."

Auch Lokaldichter hat Pennsylvanien aufzuweisen. Besondere Erwähnung verdient Ludwig Miller, der ein tüchtiger Bauschreiner war und durch seine seltene Bildung, sowie seinen schlagfertigen Witz sich auszeichnete. Außerdem ist Harbough zu nennen, dessen Gedichte im Jahre 1870 zu Philadelphia unter dem Namen „Harboughs Harfe" erschienen. Von seinen Gedichten erfreut sich besonderer Beliebtheit das Fuhrmannslied, welches früher viel von den Bauern, die die Erzeugnisse ihrer Farmen auf den Markt zu Baltimore brachten, gesungen wurde. Es lautet wie folgt:

Digitized by Google

Nooch Baltimore geht unser Fuhr
Mit dem bedeckte Wage;
Der Turnpike (engl. turnpike = Schlagbaum) zeigt uns die Gespur
Die Gäul sin gut beschlage.
En guter Schluck, Glück zu der Reis',
Der Dram (engl. dram = Schnaps), der steigt un fallt im Preis —
So blose die Posauner —
Hot, Schimmel, hot! ei, Brauner!

Mer fahre bis zum blauen Ball,
En deutscher Wirt, ein guter Stall —
Der Eirisch (Ire) isch Schalk Jauner —
Hot, Schimmel, hot! ei Brauner!
Do steht 'n Berg, dort liegt 'n Thal,
Un's Zollhaus gegenüwer;
Es singt en Lerch, es pfeift 'n Staar:
„Die Freiheit isch uns liewer."

Es regert sehr, der Pelz werd naß,
Mer steige uf der Wage,
Und ziege aus dem kleene Faß,
Was taugt für uns're Mage.
Seensicht net das, nau (now = jetzt), schun schpreier geht (engl. spry = flink, schpreier = schneller)
Mer bleiwe net dahinde.
Und wer das Fuhrwerk recht versteht,
Loßt sich net lodisch (lässig) finde.

Den Dram, den hen mer jetzt verkauft,
Un's Geld isch in der Tasche;
Jetzt fahre mer vergnügt zu Haus,
Und leere's in die Kaschte;
En guter Schluck! Glück zu der Reis'!
Der Dram, der steigt und fallt im Preis —
So blose de Posauner —
Hot, Schimmel, hot! ei Brauner!

Jetzt hen mer schun en gute Loth (engl. lot = große Menge)
Von aller Sorte Ware,
Die wolln mer jetz heemzus (heimwärts) grad
Auf's schmale Eck hi fahre.
Der Fuhrloh zahlt des Zehrgeld zrück,
En guter Schluck zu allem Glück,
Mir sin ke Schalke Jauner! (pos. noble Leute)
Hot, Schimmel hot! ei Brauner!

So ist denn der Deutsche im Sinnen und Denken trotz mancher Einbuße in Sprache und Bildung auch in der neuen Heimat derselbe geblieben. Die Tuscaroratiefe seines Dichtergemütes birgt manche edle Perle, deren geahnter Besitz ihn

Digitized by Google

glücklich macht und über die Fährnisse des Lebens hinwegtäuscht. Vieles ist ihm bei allem äußeren Reichtum in der Fremde verloren gegangen. Aber seine alten Eigenschaften: Die Einfalt des Herzens, der bescheidene Sinn, die Anerkennung wahren Verdienstes offenbaren sich auch noch heute in derselben veredelnden Weise wie einst in der Heimat.

Die Aufzeichnungen des Leutnants von den Kaiserhusaren, Barons Gerdau, über seinen Aufenthalt in Japan.

Wiedergegeben von Moritz von Kaisenberg.

III.

Skizzen aus Japan.

War auf meiner Vergnügungsreise nach Tokio per Dampfer in Nagasaki gelandet.

Reise von Nagasaki nach Tokio gut, sogar sehr gut, auch recht amusable verlaufen. Schönheiten in Natur und sonst wo massenhaft gesehen, wie sie bis dahin kaum geahnt hatte. Mancherlei Interessantes erlebt. Eisenbahnfahrt bis Shimonoseki, oder richtiger bis Tanoura etwas langwierig, beinah Bummelzug. Unterwegs manche alte Daimioburg gesehen, auch einige Pagoden und zerfallene Buddhatempel. Auch mancherlei Kulturstudien gemacht. Fahrkarte erster Klasse schon auf erster Station unberücksichtigt gelassen. Reisegesellschaft dazu nicht ansprechend genug. 'n paar steifleinene Engländer dritter Güte, einige jüdische Händler, Manasses mit Spucklocken und langen Kaftans und ein alter Karo. Danke gehorsamst. Nicht mein Type. Sah in dritter Klasse einige kleine Musmis, gute Spezies für Kulturstudien. Umgestiegen. Kleines süßes Mädel mir gegenüber, mit ganz kleinem Kind auf Schoß und 'nem alten Papa neben sich. —

Digitized by Google

Mal hier aufschreiben, was mit ihr passierte. Aufenthalt in dritter Klasse sonst menschenunwürdig. — Hominialausdünstung, drastische Szenen. Mais soit. — Alles eigenartig. Japanisch. Männer und Weibsen saßen mit hochgezogenen Knien auf ihren nicht ganz einwandsfreien Waden. Hitze groß, fast unerträglich. Wurde selbst für Japaner zu arg. Fingen an, sich zu lüften, wedelten sich mit großen Fächern Kühlung zu. — Gène irgend welcher Art unbekannt. Musmis Vater schien es besonders heiß zu haben. Plötzlich Kimono runter, stand gelber Kerl nackt da, absolut nackt. Machte nicht einmal Aufsehen, shoking. — Musmi holte nun intimes leinenes Kleidungsstück hervor, zog es Erzeuger über. — Baby dabei ihr hinderlich, eh ich's versah, saß mir kleiner Kerl auf Schoß. — So baff, daß kleinen Japaner beinah fallen ließ. — Wunderbare Situation so was für einen von Seiner Majestät Husaren. — Konnte den Bengel doch nicht herunterwerfen. Et encore man ist doch nun einmal so gutmütiger Kerl, — Musmi dankte mit tiefer Reverenz, nahm Sprößling wieder zu sich.

Dadurch Bekanntschaft gemacht, kamen ins Plaudern. Konnte dabei von Anais Sprachunterricht profitieren. Ging besser, als ich dachte. — Mütter hören gern ihre Kinder loben, tat desgleichen und lobte schwarzgelbes Baby bis in Pechhütte. — Erkundigte mich darauf teilnehmend nach dem Vater und erhielt die wunderbare Antwort: „Sind die Leutnants in Shimonoseki." — Diese Naivität ging mir doch über Hutschnur. Wiederholte lachend meine Frage und erhielt gleiche Antwort. Dabei war Musmi aber durchaus nicht etwa frech und schamlos, sondern hatte une manière modeste und tat, als ob so was ganz natürlich sei. — Auf nähere Erkundigung erfuhr dann chose.

Musmi hatte 'nen Schatz und natürlich einen — Leutnant — ganz wie bei uns. Dieser amant hatte einen Freund, der wieder einen, und nach Grundsatz „les amis de mes amis etc." war Musmi plötzlich im Besitz dreier Freunde. Die Frucht dieser viereckigen Verbindung — war kleiner Japaner. — Gab so was zu Verwickelungen Veranlassung und war Musmi mit Vaterleben auf Reise gegangen, um „recherche de la paternité" anzustellen. Denn drei Väter! — das verwickelte chose doch zu sehr. — Neugierig, was daraus werden wird. — Unsere Unterhaltung wurde von nun an recht intim. Musmi zeigte mir auf meine Frage, wo sie denn ihr Reisegepäck hätte, den Inhalt ihres Obi und der großen Ärmeltaschen. Was für ein Potpourri kam

Digitized by Google

da zu Tage! Ein Pfeifchen mit einem Kopf so groß wie ein Fingerhut, dazu der obligate Tabaksbeutel, kleiner Spiegel, allerhand Toilettenkram, Schminken, Farben, Pinsel, Kämme, zwei mysteriöse Schwämmchen, ein Packet als Schnupftuch dienendes Reispapier und last not least sehr intime Leibwäsche. Ein Paar recht kurze Höschen und eine mehrere Ellen lange leinene Binde, in die sie sich unter dem Kimono einwickeln und als einziges Wäschestück quasi als chemise dienen lassen. — Ließ mir alles genau erklären. Aus den weiten Ärmeln des Kimono kam noch so allerlei zum Vorschein, hartgekochte Eier, viele Haarnadeln zur Befestigung der künstlerisch aufgebauten Frisur à la Schmetterling und allerhand Süßigkeiten, die klein Musmi unterwegs verknabberte. — — Interessante Kulturstudie das. Hatte nun aber gerade genug davon. Konnte auch Hominialparfum nicht mehr aushalten, wünschte Musmi gute Verrichtung zu ihrer heikelen Aufgabe und stieg auf nächster Station wieder in mein Kupee.

Hatte sich doch nachgerade bei mir Appetit eingestellt. Da Bahnhofsrestaurationen in Japan noch unbekannt, so trank ich nach dem Grundsatz: „Einen Kognak in Ehren, darf niemand wehren," einen Trank, der gar nicht übel war. Kulis liefen da zwar mit Tellern voll eßbar sein sollender Fressalien herum, die chosen sahen aber doch zu altjapanisch aus, verkniff mir daher lieber Hunger.

Abends Endstation erreicht. Ließ mich mit Dampfschaluppe nach Shimonoseki übersetzen. Meerenge kaum 200 Meter breit. Mehrere stark armierte Küstenforts auf beiden Seiten. Passieren für größere Segel- und gar Schlachtschiffe wegen Stromschnellen, reißender Strömung und Küstenforts unmöglich. Kommt keine Maus durch. Shimonoseki trotz günstigster Handelslage elendes Nest. Nahm mir gleich Fahrkarte auf Dampfer Matsu für nächsten Morgen nach Kobe.

War das eine Fahrt! Herrlich. Das Schönste, was je gesehen. Königssee in bayerischen Alpen bisher für Krone der Schöpfung gehalten. Was war er gegen dieses wundervolle Inlandsmeer? Hatte mir bisher nach dieser côté keine Illusionen gemacht, war daher total überrascht. — — Reisegesellschaft nicht übel. Wieder zwei niedliche Japanerinnen, scheinbar aus der Gesellschaft in durchaus europäischem dress. Schick mit allen Schikanen, dernier cri de Paris. Pirschte mich heran. War aber wegen gestrenger Eheherren nichts zu machen. Dritte der Weiber jedoch nicht unempfindlich gegen Huldigung. Reizende junge

Digitized by Google

Dame mit großen dunklen Augen, kleinem Munde und schmiegsamer Gestalt. Geschmack über Schönheitszeichen verschieden. Einmal so, einmal so. Ich bin mehr für 'ne gewisse Üppigkeit. Reiste auch mit nach Tokio. — Erste wirkliche japanische Dame, die kennen lernte. Erzählte mir so allerlei aus ihrem bisherigen Leben. Vergangenheit nach jeder Richtung vorhanden und trotzdem jetzt anständige Frau. Moral ändert sich ja nach den Breitegraden. Man sagt: „Weg zu den Höhen des Lebens führe oft durch Tiefen." In diesem Falle durch überraschende Tiefen. Madame war nämlich, ehe sie Frau Hauptmann wurde, ganz was anderes. — Erzählte mir das alles ganz harmlos. — Machte Madames nähere Bekanntschaft bei eigentümlicher Gelegenheit. War da in erster Kajüte ein komischer Heiliger. Älterer Herr mit grauem Bart bei pechschwarzem Haar. Hatte einen gewissen militärischen Zuschnitt. Trug Rose im Knopfloch, sah von weitem wie Ehrenlegion aus. Schien alle Sprachen des Erdteils zu kennen und drängelte sich stets an uns heran, wenn ich meinen Flirt mit Madame hielt. Widerlich so was. Wußte nichts rechtes aus dem Manne zu machen, hielt ihn für ausländischen Kameraden, vielleicht Franzosen. — Wollte wegen seiner ewigen Belästigung schon grob werden. Da legte Madame ihre kleine Hand auf meinen Arm und flüsterte mir zu: „Prenez garde," und fuhr, als ich ihr meinen Verdacht mitteilte, lachend fort: „O non, cher baron. Ce n'est pas un officier, c'est un espion russe. Je le connais. O — mon mari est connaisseur il l'a découvert. Es gibt hier viele, viele russische Spione," flüsterte sie weiter, „kommen meist über Paris hierher, um uns unsere militärischen Geheimnisse abzulocken. Unsere Offiziere wissen aber Bescheid. Zeigen ihnen nur unwichtige Dinge als geheim, behalten die wichtigen für sich. Mais," fuhr sie lachend fort, „il y a aussi beaucoup des Japonais à Paris et à Berlin et pas moindre à Pétersbourg — beaucoup — beaucoup, ils savent et espionnent tout. O nous avons entre eux des filous — je vous assure. — Dieser russische Monsieur dort glaubt von uns nicht erkannt zu sein; wir alle aber kennen ihn längst. Soll ich Sie ihm vorstellen?" — „Um Gottes willen nicht," erklärte ich bestimmt. — „Ne — ne, solche Herren sind nicht mein Genre." — Die Sache unterblieb denn auch. Seit dieser Szene, bei der sich Madame mir gegenüber so vertrauensvoll gezeigt hatte, wurden wir erst recht gut Freund miteinander. Lachte mich aus, als ich ihr weismachen wollte, daß auch ich Spion sei,

Digitized by Google

und sagte: „O non — o non — vous — jamais, vous êtes mon ami de la grande nation allemande, vous n'êtes pas notre ennemi.“ — Wie war sie doch in ihrer Schelmerei zum Küssen, geradezu zum Anbeißen. — Gehörte ganz in die Herrlichkeit dieser wundervollen Fahrt hinein. — Was waren das für entzückende Stunden mit ihr und rings umher ein Paradies der Schönheit. — Fuhren auf dem tiefblauen, an 100 Kilometer langen Inlandsee dahin. Entzücktes Auge badete in einer Symphonie von blauen und rosa Tinten, während die Spitzen der Felsen golden erglühten. — Blick wurde unaufhörlich durch neu erscheinende Bilder des Ufers abgelenkt. Da ragten Tempel und Pagoden aus dem Schatten von Hainen dunkler Kampferbäume hervor, da ging die Fahrt an hunderten von Inseln, klein und groß, vorüber, die wie weiße Blüten auf den azurblauen Wogen schwammen. Wir passierten dunkle Felsentore, wo schwarze Bergschatten auf unseren Weg fielen und sahen dann wieder die blaue See im Morgensonnenglanz. Langsam, wie im Traum, glitt Dampfer an halb verfallenen Buddha- und Shintotempeln vorbei, Überbleibseln einer halb verschollenen Religion. Vorbei auch an dunkeln Koniferenwäldern auf steil nach der See abfallenden Felsenabhängen, in deren Spalten glutrote Rosen blühten und in bunten Girlanden von Fels zu Fels hinabhingen. Mußte Augen schließen vor all dieser blendenden Fülle von Farben, die das Herz des Menschen heiter stimmen müssen. Mußte meine kleine Freundin immer wieder nach der Bedeutung von was Neuem, bisher nie Gesehenem fragen. — Kamen auch an der heiligen Insel Miya-jima vorüber, von der mir Madame die nicht ganz einwandfreie Geschichte einer Göttin und eines, sie heiß bedrängenden Drachen erzählte. — Ist schade, daß man oft die besten Geschichten nicht weiter erzählen kann. — Verdiente es. Komische Eigenschaft hat Insel noch heute. Darf keiner dort geboren werden, noch sterben. Müssen Mütter, respektive Greise, vor dem Ereignis nach Nebeninsel auswandern. Muß so was doch zu Unbequemlichkeiten führen! Ist ja aber kein Glaube so dumm, daß ihm nicht welche anhängen. — Wir fuhren weiter. Aber auch schönste Momente im Leben gehen vorüber, so auch diese himmlische Fahrt. Als wir die Meerenge von Ahashu passiert hatten, lag bald die Doppelstadt Kobe—Hiogo vor unsern Augen. Sagte meiner lieblichen Begleiterin bei Landung in Kobe Lebewohl. Bat mich, nicht in ihrer Begleitung in Tokio anzukommen. Tat nach ihrem Willen und blieb die

Digitized by Google

Nacht in Kobe. — Madame mußte doch ihren Mann kennen. Versprach ihr aber, sie in Tokio aufzusuchen. Bin doch neugierig diesen vorurteilsfreien und scheinbar doch zur Eifersucht neigenden Gatten näher kennen zu lernen. — So schieden wir denn auf das zärtlichste voneinander. Ich war wieder allein. — Kobe mir sehr gefallen. Nicht bereut, Aufenthalt dort genommen zu haben. Stieg im Orientalhotel, am Kai, ab, dicht neben dem stolzen Konsulatsgebäude des vereinigten deutschen Reiches. Wie stolz das jetzt klingt! War dort vortrefflich aufgehoben. — — Kobe wirklich hübscher Ort. Rein europäische Stadt. Wird von altjapanischer Stadt Hiogo nur durch Fluß Minatogawa getrennt. Hiogo zwanzigmal mehr Einwohner. Wunderbare alte Buddhadenkmäler und Tempel. Villen von Kobe ziehen sich bis in die Berge hinein. — Abends mit deutschem Legationssekretär Tanzreunion im Hotel besucht. Junge Leute von allen Gesandtschaften da. Teilweise mit Frauen. Damenkostüme hypermodern, eng wie Regenschirmfutterale, décolletées bis an Grenzen der Möglichkeit. Arme nackt bis zur Schulter, dort nur ein schmales Band. Japanische Damen teils noch in altjapanischer Tracht, teils auch décolletées. Nicht gerade zum Vorteil ihrer gelben Nichtse. Einige auch in modernen, hohen Kleidern. Hatten schöne Formen. Doch wer kennt die Polster? Liebenswürdig und nett alle diese kleinen Dämchen. Eine jede stets bemüht, Herren zu gefallen. Von Zimperlichkeit unserer Geheimratstöchter keine Spur. Alle lieblich —, putzig und kokett. Nie aber zynisch oder gar gemein. Trotz ihrer Schilderung von oft wunderbaren interieurs, stets beinah jüngferlich und bescheiden. Wollten gefallen und taten das auch. Mir wenigstens sehr. — Nettes entrée in Gesellschaft von Japaner High-life. — Setzt sich in Tokio hoffentlich so fort.

Verließ Kobe am andern Morgen. Kam mit Expreßtrain nachmittags hier in Residenz an. Doch eigentümliches Gefühl in der fremden Stadt — so ganz ohne Anhang und Bekannten zu sein.

Digitized by Google

Deutsche Kunstausstellungen 1904.

IV.

Düsseldorf.

Von Heinrich Kraeger.

Die hiesige moderne Kunstausstellung hat ihren vaterländischen Mittelpunkt in einer stattlichen Reihe Menzelscher Werke. Die Frage in Fontane's Versen, die der alte Fritz zum 70. Geburtstage des Meisters in Sanssouci im Schimmer der Nacht stellt: „Wer ist Menzel?" beantwortet sich hier in der Tat so umfangreich, wie der Dichter träumte:

„Menzel ist sehr vieles,
um nicht zu sagen, alles."

Zu lustiger Schau tritt die große und kleine Welt des Meisters hier zusammen, der, ein Nestor von bald 90, immer noch keine Zeit hat, um als alter Zecher andern die laubbekränzten Becher zu reichen, sondern daran glaubt, seine Sendung für die deutsche Kunst noch vor sich zu haben. Die „Tafelrunde" gewährt in der farbigen Wirklichkeit, die etwas zu leiden scheint, nicht ganz mehr den freundlichen, lichten Eindruck, der ihr nach dem trefflichen Stich in der großen Menzelausgabe von Jordan-Dohme zukommen sollte; aber wie heiter und geistreich ist doch dieses Herrenessen unter dem Vorsitz des fast apollinischen Königs behandelt! Unsere Augen gleiten immer wieder zu ihm hinüber von den interessanten Köpfen der Generäle und Grafen weg, die ihm nur zum Vor- und Hintergrund dienen. Dazu hohe Säulen in dem Raum, wo der Geist weit seine Schwingen entfalten kann, und dann durch die geöffneten Türen der Garten und die Natur: große Umgebungen für den großen Mann. Herrlich wirkt das Flötenkonzert, aus dessen dämmeriger Beleuchtung sich auch wieder die Gestalt des Königs in scharfem Umriß hebt. Dann ist noch „Friedrich II. in Lissa" da, wo das Gedränge auf der Treppe koloristisch meisterlich beherrscht wird. Es ist erfreulich, wie sehr die Menzelausstellung beachtet, und die Gestalt des preußischen Königs, der hier erst wahrhaft wieder auferstanden ist, in Bildern dem Volke lebendig wird.

Auch die Adressen und Ehrenbürgerbriefe werden viel bewundert, die in den Veröffentlichungen, schwarz auf weiß, freilich oft eintönig verschwommen, aber hier in der zarten Stimmung der Farben neues Leben bekommen; sie sind voll der entzückendsten Einfälle, aus schier unerschöpflicher Phantasie geboren, mit heute fast unbekannter Sorgfalt und Liebe ausgeführt. — Menzel galt wegen seiner Wahrheitsliebe in den fünfziger Jahren ja lange für einen ausgemachten „Häßlichkeitsmaler"; er schritt eben seinerzeit vorauf, und jetzt nimmt der alte Mann mit seiner ehrlichen Kunst als Schützer der Ausstellung 1904 den ersten Platz mitten unter der Jugend und Zukunft ein, der er die Bahn vor vielen Jahren brechen half. Es zeigt sich hier

Digitized by Google

auch zum Greifen deutlich, was er der Gegenwart alles gegeben hat, denn recht viele Farben und Auffassungsweisen, um die erst heute sich neue Schulen und Ausstände bildeten, sind von dem alles könnenden Meister längst gefunden worden. So bleibt er der Nibelung unserer Kunst, der, über einen herrlichen Hort gebietend, in nie rastendem Fleiße mit der Weisheit und Kraft seiner Werke Fürsten und Völker gefördert hat.

Manchem erscheint sein Schaffen nüchtern, und er ist in der Tat „deutscher Künstler" nicht in dem Sinne, daß die Phantasie ins Schwärmen käme; er ist kein Romantiker von Beruf und ebensowenig feierlich und erhaben wie der ihm verwandte Dichter Fontane. Menzel hat Ehrfurcht vor den Dingen; ein zuverlässiger Führer durch die weite Welt, bleibt er auf der wohlgegründeten Erde und leimt sich nicht Flügel zu törichtem Fluge an; er ist kein Himmelstürmer, aber ein Erdbesitzer und -erkämpfer, der mit deutscher Kraft und Zähigkeit aus dem Boden die vielfältige Frucht gewinnt.

Neben Menzel gehören die französischen Bildhauer Bartholomé und Rodin und der spanische Maler Zuloaga zu den „Zugmitteln" der Ausstellung. Sie sind jeder mit reichen Werken vertreten und ihre Eigenart verdient besondere Beachtung. Von Bartholomé's Totendenkmal „Aux morts" auf dem Père-Lachaise ist das Haupt- und Herzstück: die Gruppe des liegenden Ehepaares mit dem Genius darüber, der den Gruftdeckel hebt, im Abguß gesandt. Dieses wunderbare, ergreifende Werk wird unsere Friedhofskunst, die erst in Anfängen steht, noch vielfach befruchten, und vor allen den Einflüssen wehren, die etwa über die Alpen von Italien her kommen sollten.

Bartholomé begann als Maler, der Kinder, Greise und Arme fein und gesund beobachtete. So malte er „Im Schatten" einen Alten, der von der Sonnen- und Tatenseite des Lebens abgerückt, ruhig und breit auf umbuschter Bank sitzt; hinter dem Haupt, gegen die Strahlen durch Laub geschützt, spielt das Licht. Der Kopf ist geneigt, die Glieder sind behäbig entspannt und die Öffnungen des Antlitzes: Augen und Mund, klein und eingezogen. Es liegt eine gewisse Gedrücktheit, nichts Quälerisches in diesem Greise, dem der Künstler mitfühlend entgegengekommen war. Da traf Bartholomé ein Schlag, er verlor die Gattin, und in Schmerzen wurde seine Seele gesegnet, um dann zu offenbaren, was sie von oben in Strömen des Leids empfangen hatte. Er entsagte den vielen Farben und wandte sich zu dem einem weißen Stein, dem er eine Reihe klagender Gestalten entlockte: „Ich war 38 Jahre, als ich von der Plastik ergriffen wurde, und ich glaube, daß ich mein Leben mit ihr enden werde." Erst persönlich, bitter, herb und anklagend, dann geklärter, bis aus Versuchen und abgerissenen Lauten im Laufe von 13 Jahren jenes große, Andacht und Schweigen fordernde Werk auf dem Friedhof von Paris entstand. Es ist ein dreiteiliger, ägyptische Architekturen verwertender Bau von 2 Stockwerken, in der obern Reihe rechts und links Gruppen von Menschen, die zögernd einer Pforte zustreben, durch die ein Mann und eine Frau, in Liebe verbunden, frei und groß, unbekannten Geschicken entgegenschreiten. Unter diesem Todesgange öffnet sich eine Nische, die in die Eingeweide der Erde sehen läßt, wo eng geschmiegt, ein Paar schlummert, samt dem Kinde, das der Mutter den Tod brachte und den Vater nach sich

Digitized by Google

zog: diese drei bilden eine Welt für sich, so aus dem Leben geschieden, wie es jene Todesmutigen oben umschreiben: gemeinsam, in einer Liebe, die nichts als sich selber wollte. Was dort Symbol, ist hier Wirklichkeit: der Tod hat Schrecken, Stachel und Sieg verloren. Diese geheime Beziehung deutet der Genius an, der selig lächelnd zwischen oben und unten vermittelt. In der Rührung dieses Werkes hat sich der Künstler von seinem Schmerz erlöst und alles, was ihm ein Weib gewesen, in ergreifender Weise, wie sie allein nur dem Orpheusrelief eignete, dem Stein vertraut: reines Menschentum, ohne die religiösen Beigaben der Kreuze, Schmetterlinge, Schlangen und Granatäpfel, allen Mühseligen und Beladenen zum Trost. In der Ecke der Gruft aber stehen die Worte von einem Licht, das auf die Wanderer im Schatten des Tales fiel.

Die rechte Gruppe vom obern Tor ist in Bronze nach dem später geänderten Tonmodell vertreten; eine Figur daraus erscheint selbständig von Bartholomé in Marmor klein ausgeführt: eine nackte Gestalt lehnt verhüllten Hauptes über einem mächtigen Stein; wunderbar stellt sich dabei die Linie des Rückenprofiles und der Beine zu dem viereckigen Block. Von der linken Gruppe ist das Schlußstück da, ein Mädchen mit zart empfundenem, ganz in Lieblichkeit gelösten Körper, das fest und innig die Hand an den Mund drückt, ein Lebewohl dieser schönen Welt des Lichtes und der Blumen! Nicht umsonst liebt Bartholomé Beethoven am herzlichsten unter allen unseren Meistern; etwas von den Tönen der Einleitung zu der Sonate op. 81 ging in dieses „Adieu" im Stein über. Künstlerisch wird das Weiche und Malerische in der Materialbehandlung des Totendenkmals durch die ernsten und schweren Gedanken und das tiefe ganz persönliche Gefühl aufgewogen. Wo das fehlt, ist Bartholomé seiner Wirkung nicht so sicher. Adam und Eva nach 1. Mose 3, 6 scheinen etwas flauer. Vielleicht hat sich dieser Künstler in jenem einen weltumspannenden „Aux morts" in der Tat ausgesprochen und sein Bestes ein für allemal festgelegt.

Es ist wunderbar, auf welchen Wegen Bartholomé zu diesem Werke kam. Im ersten Schmerz schuf er einen Grabsockel von Halbfiguren, wo er das jüngst Erlebte festhielt: ein Mann in der Maljacke — er selbst? — beugt sich über ein totes Weib; wie im Liebesspiel tastet die Hand auf der Brust nach dem Herzen, das nicht mehr schlägt und beugt sich der Mund zum Ohr, das nicht mehr hört. Über den Zweien steigt als Fahne des Schmerzes ein Kreuz auf, an dem Christus hängt, in furchtbarer Totenmaske, starr und roh mit weit geöffnetem Munde. Alles ist wilde Klage und Verzweiflung gegen ein Schicksal, das Leben von Leben und Liebe von Liebe riß. Aber im Lauf der Jahre wurde der Schmerz milder und über das eigensüchtige siegte ein allgemein menschliches Gefühl. So schuf er ein vierseitiges Grabdenkmal — wie das Harpyenmonument von Xanthos — an den Seiten mit jenen Scharen von Menschen, vorn das schreitende Paar nnd hinten die liegenden; außerdem noch das Relief von einem Mann, der wie aus dem Todesschlaf erwachend, ein Bildchen betrachtend vor sich hält; bald wird er wieder zurücksinken und die Erinnerung weiter seinen Schlaf durchglimmen. Es war mißlich, daß hierbei der Beschauer viermal den Standpunkt wechseln mußte; da klappte Bartholomé — vielleicht angeregt durch Canova's Christinendenkmal in Wien — die Seiten um und vereinigte nun alles, bis auf das ausscheidende Relief in einer einzigen, großen Front.

Digitized by Google

Auch von Rodin, der an ursprünglicher Begabung zweifellos seinen Genossen Bartholomé schlägt, gibt die Ausstellung eine gute Übersicht. Zuerst „Das eherne Zeitalter"; ein Akt von so wundervoller Durchbildung, daß ihn die Jury zu Paris 1877 für einen Abguß vom lebenden Körper hielt: die Gestalt von zauberhafter Leichtigkeit — man meint sie wegheben und versetzen zu können — spielt in tausend Flächen, die sich zugleich herrlich mit dem Licht vermählen; Fleisch, Knochen und Muskeln sind fein bei dem Jüngling verarbeitet, der pflanzenhaft der Erde entsprossen, noch zwischen Schlaf und Wachen, Traum und Leben, dämmert. Der junge Held hat nichts von der Fülle eines Vaters der Menschheit aus dem eine Jahrtausende lange Entwicklung von Lebewesen quellen soll, aber seine jugendliche, schlanke, zähe Kraft verspricht unerschöpfliches Leben. Der Körper lastet auf dem vorgesetzten linken Bein, das rechte ist leicht gehoben, alles will sich strecken und dehnen, die Brust zieht an, und der Schlaf rieselt förmlich von dem Körper herunter, in dem die Erde zu ihrer größten Entfaltung entschlossen scheint. Rodin sagt selber: „Ich müßte ein Jahr reden, um eins meiner Werke in Worten zu wiederholen." Prächtig ist in dem Paar „Der Kuß" — ein Mann beugt sich zu einem Mädchen auf seinen Knien — der weibliche Körper modelliert, nur umso zarter durch die Plumpheit des andern und durch den unbehauenen Stein, auf dem sie ruhen. Ihre Jugend scheint schauernd, schwach und weich, er dagegen knochig, eckig, breit und groß. Diese Liebesgruppe wurde von Rodin im „Frühling" und in der „Anbetung" lebendiger ausgeführt, die Linie reicher und geschlossener und die Bewegung kraftvoller gemacht. Das Werk ist schwül und innig zugleich, junihaft; ein Umranken wie von Epheu und Ulme. Aus der späteren Zeit des Künstlers sind die vollendeten Gestalten des „Johannes", der „Bürger von Calais" und des gewaltigen „Denkers" da, der einst über der „Porte de l'Enfer" thronen wird, die — ein Gegenstück zur Paradiesespforte des Ghiberti — Szenen aus Dantes Hölle bringt. Auf das Gewühl der Unseligen, das aus Klüften und Felsen hervor über die abschüssige Fläche stürzt, sieht in gramvollen Gedanken ein Mann, dessen unsäglich leidvolle Gebärden in den großen Formen nur noch ergreifender wirken. Packend wird Ugolino unten an der Tür stehen, der auf allen Vieren über die Körper seiner Kinder kriecht, kaum noch Mensch, wie ein Tier in den letzten wunden Augenblicken.

Rodin hat auch Skizzen kühnster Bewegungsstudien und halb ausgeführte Körper mit wild auswachsenden Gliedmaßen eingestreut, woran die Menge der Besucher nicht mit Unrecht kopfschüttelnd vorbeizieht. Er hat bei der Fülle der Erscheinungen nicht immer Zeit und Lust, einen Gegenstand auch ganz auszuführen, nachdem er das, was ihn künstlerisch daran reizte, angedeutet hat. Der Meister mag sich das erlauben, andere dürften mit solchen wirren Bruchstücken keine Ausstellung beschicken. Auffällig ist Rodins Neigung zum Barock, die im einzelnen noch über Michelangelo hinaus — man glaubt Gestalten des Buonarotti zu erkennen — in Athletenmuskeln und -grobheiten so schwelgt, daß vor einer Nachahmung, wozu er junge Lernende und vor allem Deutsche verführen wird, nicht genug gewarnt sei. Denn Rodin wird in Schrift und Wort bei uns seit einiger Zeit mit solcher Hingabe gefeiert, als hätte wirklich jetzt alle Not ein Ende. Dieser Überschwang ist vom Übel; man soll bei aller Bewunderung doch

Digitized by Google

die Launen des Franzosen nicht gerade als göttlich ausrufen, sich der besonderen Stammesfärbung bewußt bleiben und diese nicht anderswohin gleich übertragen wollen. Dolent nennt ihn „Das Genie in der Brunst" und etwas, um müde Nerven zu peitschen — was unserm deutschen Empfinden nicht liegt — schrillt gelegentlich durch die Werke des Franzosen. Das Leiden in der Liebe, wie der Mensch Besinnung und Vernunft im Strudel der Stoffe verliert, — „la vie animale de l'homme," eine Feier des Fleisches ohne allen Schmelz des Seelischen, den wir ungern missen, — das ist ein Thema dieses Romanen, der den Frauen — wie Correggio seinen Ledan und Danaen — einen verzückten Ausdruck, nur noch wilder, geben kann. Zu lernen bleibt genug, nur braucht es nicht gerade blind dabei herzugehen. Die „große Poesie des Steins" hat Frankreich ja vor den Völkern Europas am müheloseften gefunden und einige der schönsten Reime sind von Rodin. Wie fein hat er in den Köpfen der ersten Künstler und Staatsmänner Frankreichs — Laurens, Rochefort und Falguière — auf die kleine Fläche des Gesichts das reiche Leben der Jahrzehnte verpflanzt: wahre Meisterstücke künstlerischer Charakteristik; und wie seltsame Bekenntnisse über Dichtungen und Dichter sind in den Denkmälern Balzacs und Hugos niedergelegt. Es kocht ein Feuergeist in ihm, der die innere Erregung im ganzen Äußern des Menschen zu spiegeln weiß; ein Guy de Maupassant der Plastik, geht er der Natur auf Sprüngen und Kühnheiten nach, scheut sich vor keinen letzten Geheimnissen und entfesselt Dämonen, die andere schlummern lassen. Rodin steht bereits in der Mitte der Sechzig, aber noch auf der Höhe seines Schaffens. Die schöpferische Gabe ist ihm geblieben und Anerkennung, um die er lange kämpfte, geworden; ebenso wie Wagner bei uns, von Zunft und Presse einst untengehalten, steht er jetzt — bewundert viel und viel gescholten — im Brennpunkt des künstlerischen Lebens Frankreichs und sagt: „Tout ce qui est dans la nature est beau, puisque c'est vivant."

Der spanische Maler Zuloaga erhielt für seine großen, breit gemalten Bilder einen viel zu kleinen Saal, als sollte ein guter Redner in einem schmalen Zimmer ohne Akustik sprechen. Von den Meistern Velasquez, Ribera und Goya hat er Entwurf und Schattierung gelernt. Alles will bei ihm aus der Ferne gesehn und auf große Wirkung geprüft sein, dann verschwinden aber auch die Roheiten in Luft und Kleidung, die Leere wird herausgedrängt, die holzigen Wolken gehen in Dunst über, die Gewänder mit den eigentümlichen, peinlich gemalten Mustern beginnen zu knistern und die Gesichter sprechen. Die Ordnung der Bilder — vom Meister selbst getroffen — stellt eine Farbenleiter vom Dunkeln zum Hellen und Lustigen dar. Am prächtigsten wirkt seine Carmen, eine Tänzerin im roten Kleide, von den Rampen aus magisch überleuchtet, mit süßem Köpfchen, das frisch gegen die wie mit Mehl bestaubten, ein wenig frechnasigen und grimassierenden Gesichter der übrigen Frauen absticht. Auch das „Porträt meiner Kusinen" — 3 Landminnen, die keck an den Rand des Bildes geschoben, den Rahmen verlassen zu wollen scheinen — ist ungemein lebendig. Zuloaga hat einen flüssigen, sichern Strich mit feiner Empfindung für helle Flecke, die wundervoll die mächtigen, oft dunkel getönten Gestalten und ihre Kleidung beleben, und die von Fächern, Perlen, Ringen und Kämmen aus lustig blitzend, wie ein Lichtgeschmeide, über dem Bild liegen. Die Schauspielerin

Digitized by Google

Consuelo wirkt etwas plakathaft in dem auffallenden rosenroten Kleide und mit dem erkälteten Gesicht. Weniger gelungen scheinen religiöse Stoffe, wie der „Mönch" und die „Hexe", auch altes Mauerwerk erzählt in seiner Nüchternheit nicht viel. Menschen vor großen Hintergründen, einem Vorhang, einer weiten Landschaft oder hohen Häusern, passen dem Künstler besser. Trefflich ist die Gruppierung und die Charakteristik der Halbwelt in der „Straße der Passionen". Unserer dekorativen, fernwirkenden Malerei gibt der Spanier entschieden manche Anregung.

Während nun — um auf die übrige Kunstausstellung zu kommen — Berlin, München, Wien, Karlsruhe und das Ausland Werke sandten, denen z. T. viel gute Jahre nachzurechnen sind, hat die Gastgeberin Düsseldorf auf die wir allein und besonders hier eingehen wollen, fast nur Erstlinge gebracht. Alte und Junge, jene mit kleineren, diese mit großen, wandbedeckenden Bildern, hängen zusammen: Der Rahmen der Düsseldorfer Kunst, die sich einst aufs Genre beschränkte, ist weit gespannt: fesselnde Malweisen und Stoffe, religiöse, landschaftliche, rein menschliche und phantastische Motive lösen sich mit guten Porträts ab. Es liegt etwas Sicheres und Eigenartiges in diesen Werken, die nirgend unter schulmäßiger Abstempelung leiden. Eine stark religiöse und eine ernste Strömung geht durch die Kunst Düsseldorfs.

E. v. Gebhardt hat diesmal einen Christus in der großen, plumpen Gestalt eines russischen Bauern gemalt, der, die Klinke in der Hand, grade in ein Zimmer treten will; schmucklos, wundervoll gezeichnet, in wenigen braunen Tönen und hart im Licht, das oben mit dem Kopf und stärker unten zu Füßen einströmt, in der Mitte der Tür aber an dem rahmenfüllenden Körper nicht vorbei kann. Die Pfosten sind wuchtig gesetzt um ihn, der auf breiten Sohlen schreitet und dessen Kraft sich doch durch die weiche, fragende Haltung des Körpers vor jedem Unmaß behütet. Der Meister war seiner seelischen Wirkung sicher, um der Versuchung der Farben zu widerstehen; denn die Verheißung des Gastes „bis an der Welt Ende", so monumental ausgedrückt, soll sich über grüne Lenze und Sommer weg auch in grau eintönigen Wintern und Nöten bewähren.

Peter Janssen hat das Motiv weiter geführt, das er auf der letzten Ausstellung 1902 anschlug und dem Zug der Menschen, die in Erwartung nach dem Sterne des Heils schauten, jetzt die Erfüllung und den Trost folgen lassen: „Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht." Auf erhöhter Stätte vor einem Bergwalde sitzt Christus, von einer hoch an ihm aufspritzenden Menschenwoge stürmisch umbrandet. Und die Leute nahen mit doppeltem Kreuz: eins innen aus Sorgen und Leid, wovon die Gesichter so kummervoll sprechen und eins außen von Holz. Mir klangen die Worte des Pilgers aus Chamisso an:

„Daß, wen ein Weib gebar, sein Kreuz hienieden
Auch duldend tragen muß, ich weiß es lange,
Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden;
Mein Kreuz ist allzuschwer."

Durch die mehr oder minder großen auf Rücken oder Hände verteilten Blöcke, wird die Mühsal der Menge recht veranschaulicht. Christus aber, der ein Mädchen an sich zieht und einem andern zuhört, hat durch die

Digitized by Google

Stellung mitten im Strom unendlich an Ruhe gewonnen. Seine leidende, kränkliche und gütige Miene wahrt dabei der Gruppe die Reinheit und nimmt dem Mädchen jede aufdringliche, falsche Vertraulichkeit. Ihn härmt das jammerbare Schauspiel, dem er nicht helfen kann, denn hinten ziehn die Menschen weiter, hinauf den Berg oder ins Tal hinab, aber Kreuze tragen sie nach wie vor. Die Farben sind fein abgestuft, in dem ausgezeichnet charakterisierten Menschenhaufen gegen den sich rechts breit und matt die grüne Landschaft abhebt. Ein kunstvoll abgewogener Wechsel herrscht in Gewändern und Gestalten; dazwischen taucht dann ein süßer, leuchtender Nacken auf, um den das Haar in dunkeln Zügen fließt, oder ein dünner, aufgereckter bloßer Hals mit vergrämtem Kopf.

Auch Klaus Meyer giebt ein großes „Fürchtet euch nicht": Christus, der in der Tür einer Schifferstube erscheint; über ihm her fällt von der Seite an der Wand vorbei weiß und geheimnisvoll das Licht, wodurch die in den Hintergrund gerückte Gestalt nun wieder größer und bedeutender erscheint. Durch die trefflich um den Tisch gruppierten Apostel fährt beim Anblick des seltsamen Gastes, ein Erschrecken, das dumpf in den Gesichtern und in den Bewegungen verhalten wird. — In einem Nebenraume hängt in der alten treubewährten Art des Malers eine kleine Szene, die sich freilich neben dem großen Bilde wohl behauptet: zwei Leute aus dem 17. Jahrhundert, „Nach dem Spiel", sitzen um einen Tisch mit grünem Tuch, das den Raum mit satter Stimmung beherrscht und mit feinem gesunden Behagen füllt.

Bemerkenswert sind die zwei Figurenbilder von Adolf Maenchen, neben „Hänschens Geburtstag", der in der Empfindung so wundervoll einheitliche „Tag der Almosen". Eine Menge Leute warten in einem Kirchgange, bis sich hinten die schwere Tür öffnen wird, wo ihnen mit Brot und Geld über ein paar Tage mehr ihres armseligen Daseins weggeholfen werden soll. Eine bange Feierlichkeit lastet auf den leid- und sorgenbeladenen Menschen. Die geduckten Köpfe links an der Wand stoßen förmlich wie in verhaltenem Angriff in den leeren, trostlosen Raum, nur ein Kind, vom Schoß seiner Mutter aus, tastet unbekümmert mit Gesicht und Händen nach oben. Aus der Gruppe der andern Seite fällt ein Mann auf, der sich trotz seines breiten Körpers doch unsäglich scheu auf die Steinbank drückt. Im Hintergrund setzen sich die Reihen fort: zwei dunkle Frauen halten — stilistisch fein empfunden, gleich Löwen oder Sphinxen an einer Pforte — an der „Tür der Almosen" Wacht, in ergreifender Würde, wie sie der bittere Ernst des Lebens gibt; dann weiter ein paar Männer, der eine nur halb sichtbar, so daß man ahnt, wie viele noch im Seitengang warten. Wuchtig sind die Pfeiler um die Tür gestellt, über der ein Heiligenbild, Maria mit dem Kind, in schwachen Farben verglimmt. Vom rechten Fenster aus, wo durch man — ein malerisches Kunststück! — die Scheiben des Seitenganges sieht, fällt das Licht an der dicken Mauerwand vorbei auf die kalten, graublauen Fliesen am Boden. Das Werk will nicht als Armeleutmalerei predigen, bessern oder betteln, sondern nur die Erschütterung nachzittern lassen, die einst den Künstler vor diesen Ruinen von Menschen befiel, die warteten, bis andere sie stützten. Der „Tag der Almosen" gehört nicht zu den fröhlichen Bildern; die Leute haben zu reden verlernt und in Armut und Schmerz sonst ganz vereinsamt, sich nur in dieser einen Stunde erwartend

Digitized by Google

zusammengefunden: in den weiten kühlen Gängen eine verlorene Herde! Diese Armen harren, und nun tun wir es leise und ängstlich mit, ohne zu wissen, wie denn die Almosen aus jener Tür kommen, ob rasch oder langsam, mit freundlichen Augen und leichtem Druck der Hand. Das Bild ist pastos gemalt, überaus kühn ist auch um den leeren und erleuchteten Raum in der Mitte die Menge rings an die Seiten in den Schatten verstreut worden.

Aus der Jugend Düsseldorfs haben unter anderen viele Meisterschüler der Akademie die Ausstellung mit großen Stücken zum ersten Mal bezogen. Eine starke Talentprobe gibt Jodokus Schmitz im „Triptychon": in der Mitte eine Barke mit üppigen Zechern, rechts halbnackte Männer, die vom Ufer aus das Schiff schleppen, wie unsere Haidebauern ihre Torfkähne; links ein Mann, der mit einem Steine dem Fahrzeug seinen Fluch geben will. Das Triptychon ist aber weder Literaturbild noch rotes Tendenzstück, dazu sind die künstlerischen Seiten des Werkes doch zu glücklich betont. In der Mitte phosphoresziert alles innen und außen, und die Lampen streuen eine Menge bunten Lichtes über die verwegen im Boote untergebrachte Gesellschaft. In den Seitenbildern redet auch der Himmel mit, besonders in schwülem Blaugrau über der Wiese, aus der jener Steinschleuderer kentaurenhaft auftaucht.

Die Schiffszieher aber heben sich gegen das Abendrot wie ein Menschengebirge ab, daraus nur einige stumpfe Köpfe höhengleich vorragen. Dieses erste Werk von Schmitz ist natürlich noch nicht überall ausgereift; die Lufttöne sind etwas ermüdend, in der Mittelgruppe ertrinkt die Zeichnung fast in Farben; aber es weist in die Zukunft. — Mit starken Lichtwirkungen arbeitet auch Gossens in einer Szene aus den Bauernkriegen, wo ein Bewaffneter erregten, um ein Feuer gelagerten Leuten die Bundschuhfahne zeigt. Während hier die Flamme Menschen und Tuch vergröbert, umleuchtet sie mystisch auf dem Gemälde von Bertrand ein paar „Trappisten", die noch vor Morgengrauen die Hostie nehmen. Die Altarkerzen wandeln das Gewand des Priesters, der das Mahl reicht, förmlich in eine glänzende Schneefläche. Der Vorgang ist lyrisch gestimmt: die langen braunen Mäntel, ein blauer Teppich und die Blumen an der Seite; dagegen sind die Gesichter ausdruckslos. Durch schöne, sorgfältige Zeichnung und feine Enthaltsamkeit der Farben tut sich in seiner Madonna mit Kind und Engel Ternes hervor. Angermeyer gibt eine nette Atelierszene in grau und orange. Heß hat eine in rot gestimmte Szene aus dem Handwerk. Die Schönheit des Profils verkündet Schmurr, der seine besondern Wege eifrig wandert, in einer feinen Gestalt, die nachtwandlerisch, mit geschlossenen Augen sich an einem Vorhang entlang tastet. Das weiße, grün überhauchte Gewand fließt wundervoll um den Körper, in der Hand hängt eine Rose, die gegeneinander laufenden Linien der Lider, des Mundes und des Gesichtsumrisses versöhnen sich zu zarter Einheit. Interessant ist der liegende weibliche Akt, „die Schönheit der Form", wie ähnliches der Ungar Lajos Kunfy vordem in Paris schuf, hier nur weniger leidenschaftlich, aber stärker profiliert. Endlich noch das gut gelungene Pastell einer jungen Jüdin, „Träumerchen".

Hans Kohlschein hat sein Schlachtenbild aus den Befreiungskriegen etwas gleichmäßig getönt: der letzte Halt vor dem Angriff; weite Reihen von Rossen und Reitern; die Spannung prägt sich gut in den einzelnen

Digitized by Google

Köpfen aus, wie der eine Mann in Lust und Trotz den Tschako rückt, wie die Jüngeren mit ihren Augen das Gelände nach Feinden ableuchten und über sie alle ein gleich einem Dämon des Krieges, ein alter Kämpe mit dürrem Schädel späht.

Unter den Porträtisten zeichnet sich Schneider-Didam durch leicht und augenblicklich erfaßte, flotte und doch kräftige Männerbildnisse aus, Böninger, Petersen, Reusing, Schwarzer und Vogts durch vornehme Frauen- und Mädchenporträts. Hübsch hat Huthsteiner — der auch sonst allerlei artige, saubere und glänzende Häuslichkeiten bringt — in Reine und Zier des Wesens eine Dame gemalt, der zu Füßen die Sonne mit ein paar Ringeln huldigt; duftig durch die wellige Kleidung und die Schleifen, und wie die Blüten von der gesenkten Linken an der Trägerin emporschlängeln. Anmutig hebt sich, vor bläulich schillernden Fliesen ein Mädchen in einem Bild von Volkart ab, der in andern Werken das alte Genre durch moderne Töne — z. B. in der Behandlung einer weißen Wand — belebt. Philippi weiß in der „Morgenstunde" eines Junggesellenheims ganz lustig zu scherzen.

Von Ludwig Keller fällt außer dem dekorativen „Sommerfest" ein prächtiges Bild „Mutter und Kind" durch seine leuchtende Farbe und die besondere und glückliche Stellung der beiden auf.

Man würde noch gern bei den Landschaftern weilen, wo sich viel Keimen und Können regt, bei Dücker, der wieder nach Rügen zu dem Stein am Meere führt, bei Bochmann's Küstenstücken, bei August Deusser, Fritzel, Clarenbach und Dirks, Eugen Kampf, Mühlig, Hardt und andern, die im Flach- und Hügelland oder an der See zu Hause sind. Kröner steht in seinem trefflichen „Harz" auf der Grenze des Tier- und Landschaftsmalers, so liebevoll sind beide Welten beobachtet und so virtuos wiedergegeben. Gute Interieurs, meist holländisch gestimmt, geben Sohn-Rethel, Funck, Nordenberg, Mücke, Graf Mervelt und in der kräftigsten und derbsten Art Gerhard Janssen. Durch seine geschickt um rot herum strahlenden Töne fällt Wendling auf.

Die Düsseldorfer Plastik, die 1902 von sich reden machte, hat inzwischen wohl fleißig geschaffen, doch nicht so gehetzt, um zum zweiten Male mit gleichen Zahlen und Erfolgen aufzutreten. Bemerkenswert ist der „Grabengel" von Carl Janssen: ein hoheitvoller Erwecker, mit dem Blick nach oben, wohin er die Seelen rufen und selbst hinaufrauschen möchte. Das weit klafternde Gefieder, ungemein zart, fast flaumig und flüssig behandelt, ist herrlich um den Körper geschwungen. Von den Jüngeren seien Bochmann, Heinz Müller und der begabte Adolf Nieder erwähnt.

Es schien mir wichtig, in unserer kurzen Übersicht grade auf Düsseldorf näher einzugehen, das, heuer auf andern Ausstellungen spärlicher vertreten, in seinem Kunstleben doch einen deutlichen Aufschwung nimmt. Die Stadt liegt zu weit an der Grenze, als daß seine Kunstleistungen immer von allen Warten im Reiche bemerkt würden, aber man wird mit ihnen rechnen müssen.

Digitized by Google

Kunstberichte.

Musik.

Von Gustav Dippe.

Berlin hat ein neues Operntheater erhalten. Man hat ihm den Namen „Nationaltheater" gegeben; eine Bezeichnung, die in Deutschland freilich zu nichts verpflichtet.

Die Direktion der neuen Bühne „hofft durch die Tat zu beweisen, daß das Nationaltheater berufen sein soll, eine Lücke unseres hauptstädtischen Kunstlebens in wünschenswerter Weise auszufüllen". Wer wollte einem hoffenden Lückenfüller seine Segenswünsche versagen! Wo aber ist die Lücke, die gefüllt werden soll?

Aus der auf rosa Papier gedruckten „Abonnements-Einladung" erfahren wir, daß „der Gedanke, auch den weitesten Kreisen der Einwohner Berlins den Besuch einer dem Kunstsinn der Berliner würdigen Oper zu ermöglichen," die „Anregung" zur Schaffung der neuen Kunststätte gegeben hat. Dieser Gedanke trifft aber gar nicht eine wirkliche Lücke; die weitesten Kreise haben nämlich keine aufrichtigen Opernbedürfnisse. Für sie bedeuten die musikalischen Veranstaltungen der großen Brauereien und der Zirkus die Enden des Genusses; daran würden auch zehn neue Operntheater nichts ändern. Es ist auch gar nicht so dringend zu wünschen, daß die „weitesten Kreise" die Oper besuchen; viel notwendiger wäre es, sie für die handgreiflicheren Reize des gesprochenen Dramas genußfähiger zu machen. Und folgt man nun auch dem Gedankengange der neuen Direktion, so besitzt doch Berlin schon das „Theater des Westens", das diese Bedürfnisse befriedigen will und sich über allzu großen Andrang nicht beklagen kann. Oder soll etwa jedes Stadtviertel mit einer Opernbühne belegt werden?!

Freilich weisen die Berliner Opernverhältnisse eine Lücke auf; die hat aber nichts mit den „weitesten Kreisen" zu tun. Diese Lücke heißt: Mangel an Abwechselung der Darbietungen. Ja, das wäre eine wirkliche Aufgabe, das Repertoire in bewußten Gegensatz zu den beiden vorhandenen Opernbühnen zu setzen nnd somit für das gesungene Drama eine gleiche Unterschiedlichkeit zu schaffen, wie sie sich in Berlin unter den Schauspielbühnen entwickelt hat. Sicherlich würde das große Schwierigkeiten mit sich bringen; insbesondere müßte die Auswahl der Neuheiten mit ebensoviel Geschick und Verantwortlichkeitsgefühl angefaßt werden, als sie jetzt leichthin mit allen möglichen außerhalb der Kunst liegenden Interessen verquickt ist. Aber glücken müßte es; es sind ihrer zu viele in Berlin, die Opernneuheiten ein lebhaftes Interesse entgegenbringen. In den Räumen des Nationaltheaters freilich würde es nicht glücken!

Die Oper bedarf nämlich einer besonders günstigen Stätte, um ihre beste Kraft — die Erregung andauernder Stimmungen — entfalten zu können. Der Durchschnittsbesucher der Oper folgt dem, was auf der Bühne vorgeht mit einer weit unregelmäßigeren und leichter gestörten Aufmerksamkeit als der Zuschauer eines Dramas. Die Sonderwirkungen der Musik und die einfacher gestaltete und trotzdem nicht immer vollkommen verständ-

Digitized by Google

liche Handlung geben der Anteilnahme des Hörers leicht etwas Stoßweises, zwischen einer gewissen Ekstase und ermüdeter Gedankenabirrung hin und her Geworfenes, und so ist es von einer im allgemeinen weit unterschätzten Bedeutung, daß nicht zerstreuende Nebenumstände diese Schwächen der Opernkunstform noch begünstigen. Berlin besitzt eine ideale Opernbühne, das ist die des Königlichen Opernhauses. Höhe, Breite und Tiefe des Zuschauerraumes stehen in vollkommenen Verhältnis zu den Abmessungen der Bühnenöffnung, so daß die Bühne — um nur einen Vorzug heraus zu greifen — weit größer erscheint, als sie in der Tat ist. Von jedem Platze des Hauses kommt man an stark wirkenden Stellen ohne irgend welche Bemühung zu der so notwendigen Fiktion, daß man der alleinige Zuschauer eines unmittelbar berührenden Vorganges sei. Die Dekoration der Räume endlich schafft freudige Spannung und angeregte Aufnahmefähigkeit. Und ein solch meisterlicher Wurf, wie er trotz allem architektonischen Wissen und Können doch nur bei dem zufälligen Zusammentreffen der verschiedensten Umstände glücken kann, ist — dem Untergange geweiht.

Das Theater des Westens kann auch noch eine leidliche Fähigkeit, den Hörer nach der Bühne hin zu fesseln, für sich in Anspruch nehmen. Die unsinnige Höhe des Zuschauerraumes aber und die erstaunliche Fülle verblüffender Geschmacklosigkeiten der Innendekoration, zerstören in jedem Zwischenakte wieder, was sich an Konnex zwischen Bühne und Zuhörer mühsam angebahnt hatte.

Das neue „Nationaltheater" aber ist in allen diesen Hinsichten nur als vollkommen mißglückt zu bezeichnen. Wir stehen in lebhafter Entwickelung des Theaterbaus; dem bisherigen Typus wird immer energischer der Krieg erklärt. Wenn aber das „Nationaltheater" als ein Sieg dieser neuen Bestrebungen anzusehen ist, dann muß gar schleunigst ein Waffenstillstand geschlossen werden. Das Haus ist so lang, so unsäglich lang, daß man eigentlich annehmen muß, es sei in ursprünglicher Anlage gar nicht als Theater gedacht. Nur ein knappes Viertel der Plätze befindet sich in brauchbarer Nähe zur Bühne; alle anderen sind soweit weggerückt, wie sich etwa ein vorsichtiger Mann von einer Prügelei entfernt, um nötigenfalls mit Glaubwürdigkeit versichern zu können, daß er von den ganzen Vorgängen nichts wahrgenommen habe. Und nun die Innendekoration! Außer der sehr glücklich in den Deckenschmuck hineingezogenen Eisenkonstruktion ist alles fürchterlich. Die massenhafte Verwendung von billigem rotem Sammet erinnert an Tanzlokale, die ein Ehemann nur mit abgestreiftem Trauring zu betreten pflegt. Nun diese Beleidigungen eines guten Geschmackes kann man vergessen, wenn der Zuschauerraum verdunkelt wird. Unentrinnbar aber sind die beiden unheilschwangeren, schokoladefarbenen, entmenschten Jungfrauen auf hellem Hintergrunde zu beiden Seiten der Bühnenöffnung. Mit ihren leidenschaftlichen Hälsen stehen sie Wache, daß nur ja keine Stimmung von der Bühne in den Zuschauerraum hinüberströme.

Zur Eröffnung der Musenhalle war der gute, alte Troubadur gewählt. Wie überlegt! Die Internationalität ist nun einmal die eigentümlichste deutsche Nationaleigenschaft. Daher zur Eröffnung eines deutschen „Nationaltheaters" der international gewordene Troubadur. Und da sagt man noch, der deutschen Bühne fehle zur Zeit der nationale Instinkt. — Die Auf-

Digitized by Google

führung war nicht schlecht. Das Orchester unter Kapellmeister Reich und der tonsichere Chor übertrafen sogar die Erwartungen, die man billigermaßen hegen durfte. Unter den Solisten zeichnete sich Paula von Hohenfels als Leonore höchst vorteilhaft aus. Sie singt geschmackvoll, sie spielt geschmackvoll und geschmackvoll ist auch die Art, wie sie die Schwächen, die ihrer Stimme in der Höhe anhaften, zu verbergen weiß. An der Regie waren die derzeitigen Bestrebungen, auch für die Oper ein Stückchen lebendiger Natürlichkeit zu erobern, spurlos vorübergegangen.

Weingartner eröffnete die Konzerte der Königlichen Kapelle, wie er es regelmäßig tut, mit einem klassischen Programm: Bach, Haydn und Schubert. Die kleine, meist sehr harmlose, Absonderlichkeit, mit der Weingartner in jeder Spielzeit seine Hörer zu überraschen pflegt, bestand dieses mal darin, daß er die Bachsche Suite (h-moll für Streichorchester und Flöte, zum Konzertvortrag von Hans von Bülow eingerichtet) und die Haydnsche Symphonie (d-dur Nr. 2) ohne die üblichen Unterbrechungen zwischen den einzelnen Sätzen spielen ließ. Ein ästhetischer Gewinn wird dadurch nicht erzielt; Vorteil und Nachteil halten sich die Wage, und in solchem Falle ist das Traditionelle das stärker Berechtigte. Weingartner hat seine Fähigkeit, Werke, die der gegenwärtigen Musikpraxis etwas fern geworden sind, durch sorgsame Hervorhebung alles Charakteristischen näher an den derzeitigen Geschmack heranzuziehen, bis zur Vollendung entwickelt. Ohne irgend welche Gewaltsamkeiten tauchen hier und dort Akzente und Klangherbheiten auf, die durchaus innerhalb der musikalischen Logik liegen und unseren gesteigerten Ansprüchen an Höhe und Tiefe, Ruhe und Erregung, Licht und Schatten so wohltuend entgegenkommen.

Nikisch brachte im ersten philharmonischen Konzert die neunte Symphonie von Bruckner. Der mit breitem und sicherem Pinsel hingesetzte Anfang läßt Großes erwarten. Bald aber zerfließt der Satz in endlosen Wiederholungen und Sequenzen. Es wirkt wie ein Phantasieren; jedoch ein Phantasieren ohne Rücksicht auf einen Zuhörer. Es ist gar zu oft ein Festhalten eines musikalischen Gedankens, ohne sich mit dem Vorangegangenen in ein übereinstimmendes Längenverhältnis zu setzen. Bezaubernd rauscht das dem ersten Satze folgende Scherzo vorüber; man möchte es sofort zum zweiten, vielleicht auch noch gar zum dritten Male hören. Der letzte Satz ist ungenießbar, nicht zum wenigsten wegen seines maßlosen Hinschielens nach Wagner. Als Neuheit stand eine „italienische Serenade" von Hugo Wolf auf dem Programm. Das Werkchen ist fein und geistreich, fast ein wenig überpointiert. Hin und her wurde man an Wolfs überlieferte Vorliebe für Carmen gemahnt.

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

Ibsens gewaltiges Problemstück: Die Kronprätendenten, findet jetzt im Neuen Theater eine tiefgehende Teilnahme. Seit der berühmten Aufführung der Meininger vom Jahre 1876 hat es sich keinen bleibenden Platz auf unseren Bühnen zu erobern vermocht. Und doch verlangt gerade dieses Werk nach der Beseelung mit Bühnenblut. Wir wissen

Digitized by Google

durch die Einleitung von Brandes in der Originalausgabe der Ibsenschen Werke, daß der Titel „Kronprätendenten“ dem Original wenig entspricht; es handelt sich um „Königsmaterie“, um das Holz, aus welchem Könige geschnitzt werden. Die Lektüre der Norwegischen Königschronik offenbarte Ibsen seelische Gegensätze, die zunächst in unbestimmten Umrissen ihm entgegentraten, bis sie seine Phantasie entzündeten und dann als eine Mischung aus persönlichen Stimmungen und Verstimmungen seines Lebens mit altem nordischen Sagenstoff dichterisch ans Licht traten. Hat doch Ibsen in jenen sechsziger Jahren den bitteren Kelch des Nichtverstandenseins bei seinen Zeitgenossen bis auf die Neige leeren müssen; was Wunder, daß der Zweifel an seiner poetischen Sendung an ihm nagte. Aber wie hat er diese dichterischen Schmerzen sich zu einer Kraftquelle zu gestalten gewußt! Die Charaktere, welche Ibsen in dem mittelalterlichen Stoff vorfand, hat er bedeutsam verändert, die Motive erscheinen bei ihm idealisiert. Zwei Parteien stehen einander gegenüber: die kräftige Entschlossenheit des jungen Königs Hakon Hakonson, den die Birkebeiner zum Regenten gewählt haben, und das unentschlossene Schwanken des Jarl Skule. Meldet die Geschichte: „In bezug auf Größe und poetischen Glanz konnte sich König Hakon bei weitem nicht mit seinen Vorgängern messen“, so hat ihn Ibsen mit aller poetischen Leuchtkraft ausgestattet. Er ist ihm das selbstherrliche Genie, Skule ist der unglückliche Neider und Ringer, der an seinem Zweifel an Hakons Königtum zugrunde geht. Denn der Dichter zeigt — wie fern allem Naturalismus! — als ein Gestalter der Idee: der Erfolg heftet sich unwiderstehlich an die Ferse des Auserwählten und flieht den, der in sich gespalten ist. Das Genie ist das siegende Rätsel in dieser Welt. Das alte Problem zwischen menschlicher Willensfreiheit und allwaltendem Schicksal tut sich auf; der König und der Herzog geben die beiden menschlichen Pole ab gegenüber dem höheren Willen. Ihnen gesellt sich der verneinende Geist, der in böser Absicht die Schicksalsfäden verwirrt und die beiden gleich edlen Naturen gegeneinander hetzt: dieser Feind alles Göttlichen und Großen ist Bischof Nikolas. Er wußte schon als Jüngling, daß er Tatenruhm sich erwerben müsse, aber er zitterte in der ersten Schlacht. Alle Versuche, die Feigheit zu überwinden, sind vergeblich geblieben. Er ist der Spott der Tapferen. Ebenso ungestillt bleibt seine Sehnsucht nach Liebe; der von Natur aus halbe Mann flüchtet verbittert hinter die Mauern der Kirche; „König oder Priester muß der Mann sein, der alle Macht zu eigen haben will“. Kann er selbst kein Großer werden, so wird er hindern, daß überhaupt in Norwegen einer groß wird. Er säet Zwietracht zwischen den berechtigten Erben der Krone des toten Swerre. So breitet er Dunkel über die Kindheit des königlichen Sohnes der Inga; niemand weiß, ob das Kindlein, das in seinem Auftrag ein Priester an Skule zur Erziehung überbrachte, das Königskind oder ein mit ihm vertauschter Bauernsohn gewesen ist. Niemand soll das Geheimnis jemals lüften. Skule führt für Hakon als Vormund die Regentschaft. Als dann der junge Hakon die anderen Kronprätendenten sieghaft aus dem Felde schlägt und auf dem großen Ting vom Volk die Königswürde empfängt, da schafft ihm der Bischof in Jarl Skule den dauernden Gegner. Skule denkt zu loyal, um gegen den rechtmäßigen König aufzutreten. Nun wird jedoch der Zweifel in seine Brust gesenkt: soll er vielleicht einem Bauernjungen die Träume seines Lebens opfern?! Der Bischof, den er um

Digitized by Google

Gewißheit anfleht, verspricht ihm feierlich, ihm zur Klarheit zu helfen, falls er es je vermöge. Als dann dem sterbenden Greis der Aufschluß gebende Brief jenes Priesters überreicht wird, zieht sich der Intriguant durch eine diplomatische Lüge aus der Affäre. „Hier darf kein Riese sein, denn ich war nie ein Riese.“ An seinem Sterbebett stehen die Todfeinde. Der Brief ist vernichtet; wer ist der wirklich Berufene? Alle mittelalterlichen Wege, den Gotteswillen zu erforschen, sind erschöpft. Wer ist der größte Mann? Weder der mutigste noch der gläubigste noch der erfahrenste; der glücklichste Mann ist der größte Mann. Ihn packen die Forderungen der Zeit wie Flammen, sie erzeugen ihm Gedanken, die er selbst nicht faßt, weisen ihm den Weg, dessen Ziel er nicht kennt, den er aber wandeln muß, bis er unter dem Jubel des Volkes verwundert erkennt, daß ihm ein großes Werk gelungen ist. Skule will sich mit Hakon in die Herrschaft teilen; mit Entrüstung weist der König diesen lächerlichen Gedanken zurück: sein Volk zu einem Volke zusammenzuschließen, diesen Gedanken hat er von Gott; er wird ihn nicht aufgeben, solange er den Kronreif des heiligen Olaf um die Stirn trägt. So ist seine Größe seines Landes Größe. Ihr opfert er restlos alles, was sein Beruf von ihm fordert: es seien die treuesten Freunde, die Geliebte oder die eigene Mutter. All unsere Sympathie gehört dem unglücklichen Jarl Skule, den die schlichte Gattin nicht trösten kann und den Schwester und Tochter um Hakons willen verlassen. Er will die Herrscherkunst erlernen und muß sich von dem Skalden belehren lassen, daß man solche Kunst so wenig wie echte Sangeskunst erlernt. „Ich empfing die Gabe des Leids, da ward ich Skalde“; seine Lieder die er singt werden nicht gemacht, sondern zur Nacht geboren. Wehe, wer an seinen eigenen Zweifeln zweifelt! Skule sehnt sich nach einem Menschen, in den er den Ertrag seines Lebens hineinlegen kann. Wie ihm jedoch der natürliche Sohn zugeführt wird, da zieht er ihn nur noch tiefer ins Verderben. Er gibt ihm den gestohlenen Königsgedanken Hakons als eigene Idee aus; in den Wirren des Kampfes wird der Sohn in seiner Begeisterung für das Königsrecht Skules zum Tempelräuber. Als letzte Zuflucht öffnet sich dem umgetriebenen Königsrivalen das klösterliche Asyl. In den Armen der Seinigen erkennt er, daß er gegen das Schicksal angekämpft hat — „Es gibt Männer, die geschaffen sind, um zu leben, und Männer, die geschaffen sind, um zu sterben. Mein Wille strebte stets dahin, wohin nicht Gottes Finger mich wies; deshalb sah ich bis jetzt niemals klar den Weg.“ Bei der lärmenden Kriegerschar, die das Kloster umstellt, findet er den Frieden des Todes. Ob Hakon als König geboren sei, das wisse er auch jetzt noch nicht; aber daß er der Gotterkorne ist, das ist ihm klar geworden. Skule Bardsson war Gottes Stiefkind auf Erden, das war das Rätsel an ihm ...

Es leuchtet ein, auf welche Höhe der reinen Gedankenbildung uns der grandiose Fünfakter stellt; daß er 40 Jahre alt werden mußte, ehe man uns das Werk dauernd zugänglich machte, ist nicht rühmlich für die deutsche Theatergeschichte. Die Aufführung unter der Direktion Reinhardt hat alle Liebe und Sorgfalt an die Ausstattung und Aufführung gesetzt, Bemühungen, die von einem echten Erfolge belohnt wurden. Herr Kayßler verkörpert den jungen König, der von seiner Mission über alle Untiefen des Lebens wie auf Flügeln getragen wird, mit sicherer Leidenschaft und schöner Harmonie. Wir glauben ihm den fröhlichen Sieger, der über die

Digitized by Google

Leiche seines Rivalen hinwegschreitet, frei von kleinlichem Zwist, um seine Aufgabe zu erfüllen. Max Reinhardt legt seinen Bischof Nikolas auf das Dämonische und Gegensätzliche seines Wesens mit reifer Kunst an. Die Sterbeszene des dritten Aktes bringt diese geschickte Detailkunst in der Charakterisierung der Bosheit, die noch über den Tod hinaus Unheil stiften möchte, zu großer Wirkung. Dem neuen Mitglied des Ensembles, Herrn Dr. Wüllner, ist die Rolle des Jarl Skule zugefallen. Die Leistung weist zwar manchen glücklichen Einfall auf, muß aber als Ganzes dennoch enttäuschen. Ein Mangel an der Sicherheit und Geschlossenheit der körperlichen Bewegung macht sich störend bemerkbar, auch da, wo das echte künstlerische Naturell, das in Wüllner lebt, uns mit entzündet. Die lieblichen Frauenrollen des Stückes, die den Dichter, wie in den meisten seiner Stücke, als den poetischen Anwalt des weiblichen Geschlechts zeigen, liegen in guten Händen; die beste Note verdient hier Fräulein Höflich als Skules Tochtes und Hakons Frau Margarete. Schließlich soll auch Herr von Winterstein als schwungvoller Skalde nicht unerwähnt bleiben. Die Aufführung dauerte freilich 5 Stunden; dafür weiß man sich aber auch in der Gesellschaft des tiefsinnigen, über alle Alltäglichkeit so wunderbar hinaushebenden größten lebenden Dichters.

Im Schillertheater hat desselben Dichters vorletzte Dichtung: John Gabriel Borkmann mit Friedrich Holthaus in der Titelrolle mit weniger Glück versucht, sich einzuheimen. Nur Holthaus bot eine scharf durchdachte Charakteristik, die die etwas schäbige Eleganz, das Knickebeinige in dem Wesen des verkrachten Bankdirektors ebenso deutlich zur Anschauung kommen ließ, wie die bei aller Phantasterei große Linie, die den ehrgeizigen Plänen des Spekulanten ihre Richtung wies. Man ahnte, daß dieser Depositenräuber wirklich das Erz in den Bergen singen hörte und daß er an der Erweckung und Bändigung der schlummernden Geister des Goldes sich den moralischen Tod geholt hat. Die Scheinexistenz des freiwilligen Zimmerarrestanten wurde eindrücklicher als die winterstarre Sterbeszene des Schlußaktes; aber wir bewegten uns durchweg bei Holthaus' Spiel in der Gedankenregion Ibsens. Einzelne Szenen wie der Disput um die Größe zwischen Borkmann und Foldal, dem heimlichen Dichter, ebenso die Selbstanalyse Borkmanns vor seiner Frau in deren Zimmer wurden sehr eindringlich. Die Direktion Löwenfeld sollte den bewährten Holthaus, dessen Mephisto, Tartuffe und Harpagon noch unvergessen sind und der nicht immer nach seinem Können beschäftigt erscheint, kräftiger in den Vordergrund treten lassen; das würde beiden Teilen zugute kommen: dem gesund aufstrebenden Schillertheater wie dem Künstler. Ganz unzureichend waren die schwierigen Frauenrollen des Stückes besetzt, und in Erich Ziegels Foldal war der Schwachmütige zu einseitig betont; die Rolle fordert das verborgene Sonntagskind, dem sich alles unter den Händen in Gold wandelt, einen stillseligen Optimisten, der nichts von der Welt begehrt, weil er alles Glück in der eigenen Seele birgt. Seine Ergebung wirkte nur als Ergebenheit.

Ein „fröhliches Spiel am häuslichen Herd" nennt Hermann Heyermans sein Stück: Kettenglieder, das am Deutschen Theater mit Erfolg herausgekommen ist. Wieder eine Gesellschafssatire; denn der vergnügliche Untertitel ist ebenso ironisch verpfeffert wie die beiden vorangehenden Stücke des Holländers: Die Hoffnung auf Segen und: Ora et

Digitized by Google

labora. Die Kettenglieder sind entartete Kinder, die um des zu erwartenden Erbes willen den Vater hetzen, bis er gebrochen ist. Der holländische Lear heißt Pancras Duif. Ein Schmiedegeselle, der sich durch eigene Kraft zum reichen Fabrikbesitzer emporschwang; jedes Kettenglied, das er schmiedete, hing sich in das voranlaufende, so kam er Schritt vor Schritt vorwärts, von Amsterdam bis Berlin könnte er die Kette legen. Sein Leben hat ihn stark und frei gemacht, aber nicht glücklich. Ihm fehlte die Freude. Nur ein Jahrzehnt blieb das Weib seiner Jugend ihm zur Seite. Verbissen haben sie in der grauen täglichen Sorge gegeneinander gestanden, ohne Vertrauen. Als Duif anfangen konnte zurückzulegen, starb die Gefährtin. 24 Jahre lang ist er nun Witwer, in einsamen Nächten heiß sich sehnend nach ein bischen Freude. Der nahe Sechziger ist eben von schwerer Krankheit genesen. Seine Fabrik hat er in eine Aktiengesellschaft: Die Kette, umgewandelt, um zu wehren, daß seine Gründung von den edlen Herren Söhnen auseinandergesetzt wird. Für sie ist der Alte nur noch der Erblasser. Aber Pancras Duif fühlt sich noch leidlich jung; trotz seiner grauen Haare und der großväterlichen Würde beschließt er noch einmal zu heiraten. Die tüchtige Wirtschafterin Marianne, eine Witwe mit 32 Lenzen, der er den Antrag macht, ist bestürzt. Sie gesteht ihm, daß sie von ihrem Vormund einst verführt, Mutter eines 10jährigen Jungen ist, aber keine Witwe. Dies illegitime Kind hat sie durch seine Existenz von einer Demütigung zur andern gejagt. Um die Stellung bei Duif zu bekommen, schrieb sie sich selber falsche Zeugnisse. Pancras hat niemals auf Form etwas gehalten, er ehrt den Mut in Marianne, wird sie zu seiner Gattin erheben und ihrem Kinde ein Vater sein. Aber er hat die „Kettenglieder" unterschätzt! Die lieben Angehörigen sind empört über den verrückten Alten. Was wissen sie von seinem Seelenleben, das der Rauhgemütliche spröde in der Brust verbarg? Und wenn sie auch sonst einander die Luft nicht gönnen, hier wahren sie gemeinsam ihre heiligsten Güter . . . Sie bemächtigen sich durch einen gemeinen Vertrauensbruch der Papiere der künftigen Hausfrau; nun hat die Sache den moralischen Firniß! Das Kesseltreiben beginnt. Dem gequälten Mädchen, das aus Liebe zu ihrem Kinde den für sie ja doch im Grunde unmöglichen Antrag angenommen hat, drohen zwei dieser Unholde mit dem Staatsanwalt und überschütten die Wehrlose mit Hohn. Ein Rest von Stolz und eine letzte Hoffnung glimmen in Mariannes Seele: sie will nicht weichen, bis Pancras selbst, der alles weiß, sie aus seinem Hause weist. Dann wird die Mine an den alten Herrn gelegt. Nach hochgeborenen Mustern wird ein Psychiater zu ihm geschickt, der ihn auf seine geistige Zurechnungsfähigkeit untersuchen soll. Resultat nach flüchtiger Beobachtung: Internierung! Marianne geht aus dem Hause, den Kampf mit dem mörderischen Leben abermals aufzunehmen um ihres Kindes willen, mit zertretener Seele. Und Pancras, dessen Spannkraft erlahmt, greift zum Kognak. Die Kette ist gerettet, kein fremdes Glied konnte sich eindrängen.

Diese Tragikomödie klagt die Gesellschaft an, die das Mädchen entehrt und dann brutalisiert; die Blutsverwandtschaft der Menschen, die sich nicht zur Geistesverwandtschaft verewigt, wird zum schweren Problem, zum Götzenaltar, darauf die besten Kräfte des Lebens sinnlos sich verbluten. Vorzuwerfen ist Heyermans bei seinem geschickten Stück die etwas lässige Herbeischaffung des Materials, auch aus recht angejahrten Requisitenkammern;

Digitized by Google

ferner eine gewisse Neigung zur Roheit des Ausdrucks, die sich nicht immer aus der Situation rechtfertigen läßt. Diesen Mängeln entsprechen große Vorzüge: alle episodenhaften Partien des Vierakters sind brillant getroffen, vor allem Hein Duif, der Bruder von Pancras, ein Goldherz in der Teerjacke; ein Sokrates, der trotz seines bösen Weibes den Humor nicht verliert, und der dem Tode gegenüber nur darum etliche Unruhe empfindet, weil seine Geeritje auf dem Friedhof zwei Gräber gekauft hat. In seinem trockenen Seemannston setzt er einen Treffer neben den andern; von ihm ist das Wort an den verblendeten Bruder: „Ein Mann, der in ein Mädel verrannt ist und sie heiraten will, ist wie ein Schiff im Nebel, das nichts sieht, und nicht weiß, was es erwartet.“ Diese holländisch breite Genrezeichnung ist von echtestem Leben umblüht, Goethes berühmte Erklärung des Niederträchtigen durchaus bestätigend: „Es ist das Mächtige, was man dir auch sage: in dem Schlechten waltet es sich zum Hochgewinne, und mit Rechtem schaltet es ganz nach seinem Sinne.“ Die Aufführung gab sich mit Lust und Glück den dankbaren Rollen hin. Die Marianne von Clara Rabitow sagte ein ursprüngliches Talent von großer Zukunft an; eigene Gestaltungskraft verriet auch Emil Lind in einer kleinen jüdischen Kaufmannsrolle. Durch Naturtreue, die freilich manchmal an den Verbrecherkeller und dann wiederum an gewisse Typen eines zoologischen Gartens erinnerte, überraschten die Herren Abel und Schweiger. Die größeren Rollen des Hein und Pancras waren bei Ernst Arndt und Max Marx in sorgfältiger Pflege.

Die Neuheit des Lessingtheaters heißt Traumulus und hat Arno Holz und Oscar Jerschke zu ihren Verfassern. Sie haben einen sogenannten großen Erfolg davongetragen und dürften eines der Zugstücke dieses Winters aus Fortunas Glückstopf gezogen haben. Nicht weil ihr gemeinsames Stück so gut wäre, sondern um der in ihm lebenden Wahrheit willen, die nach dem Probekandidaten Dreyers und Otto Ernsts Flachsmann als Erzieher immer auf ein aktuelles Interesse rechnen kann. Professor Dr. Niemeyer ist eine Seele von Mensch, aber ein schlechter Direktor. Der weltfremde Träumer trägt den Spottnamen seiner Schüler: Traumulus mit Recht und Würde. Während er in seiner klassischen Welt schwebt, geht es in seinem Hause unziemlich unordentlich zu; die junge zweite Frau, die leben will, macht Schulden und kann sich mit den knapperen Mitteln des strafversetzten Gatten nicht einschränken. Der Sohn aus erster Ehe ist ein völlig versumpfter Korpsstudent, der sogar schon bis zum Fälschen von Wechseln gediehen ist. Dasselbe unerfreuliche Bild in der Schule: die Lehrer werden gehaßt, ohne daß wir erfahren, warum; jeder wird an seinem Spitznamen erkannt, und in der Verbindung Antityrannia, die sich in der Bäckerstube des Herrn Schladebach heimlich versammelt, gröhlen sie Spottlieder nach Kommersmelodien. Sie fühlen wohl alle, daß sie dem Idealisten Niemeyer Unrecht tun, aber er läßt es sich in seiner Vertrauensseligkeit gefallen, und die Jugend ist herzlos. Niemeyer glaubt von jedem das Gute. Er will in der Pädagogik individualisieren, aber ohne den Realismus, der für das Zusammenleben mit der Jugend unerläßlich ist. Um seinen Finanzen aufzuhelfen, hat Niemeyer Pensionäre ins Haus genommen; Curt von Nedlitz — nicht Zedlitz! —, der talentvolle Primus der Oberprima, der ihm der liebste von allen ist und der einst der Erzieherkunst des vielverkannten

Digitized by Google

Lehrers die glänzende Rechtfertigung bereiten soll, wird die Tragik seines Lebens. Ein Besuch Sr. Majestät, der nahe bevorsteht, hat ein Festspiel Niemeyers gezeitigt, das seine Schüler aufführen sollen. Die einzige weibliche Rolle hat er auf Empfehlung seiner Frau einem Mitglied des Stadttheaters übergeben. Nedlitz, der gute Junge, läßt sich nach einer Probe von der geriebenen Komödiantin in ein ihm unbekanntes anrüchiges Restaurant verschleppen. Erst im Morgengrauen hat er sich aus der Wohnung des Theaterdämchens zum Schulgebäude zurückgeschlichen. Den Angeber macht der Landrat von Kanneberg, dem der schwachmütige Direktor seit je höchst unsympathisch ist. Beim Sonntagsfrühschoppen versetzt er dem ahnungslosen Direktor die unangenehme nächtliche Neuigkeit. Niemeyer hält eine Verfehlung seines Curt für unmöglich. Ins Verhör genommen, gesteht der junge Mann nur den ersten harmlosen Teil des Abenteuers ein; die Güte seines Direktors schließt ihm zur vollen Wahrheit den Mund. Niemeyer, der Optimist, atmet auf! Er kann es also bei Zimmerarrest bewenden lassen. Wenige Stunden später tagt die Sonntagskneipe der verbotenen Verbindung. Der bisherige Präside Curt von Nedlitz erscheint, für wenige Minuten den ihm auferlegten Arrest brechend, um seinen Lärmgenossen ins Gewissen zu reden und seinen Austritt aus dem Verein zu erklären. Aber er kommt nicht mehr bis auf sein Zimmer; Polizisten dringen in den Mehlkeller und führen die ganze Verbindung zur Wache. Dort ein leidenschaftliches Renkontre zwischen Direktor und Landrat, infolge der ungesetzlichen Verhaftung der Schuljungen, die unter die Disziplinargewalt des Direktors gehören. Wie dieser jedoch auch den vermeintlichen Zimmerarrestanten auf der Wache sieht, schlägt sein unbedingtes Vertrauen in ebenso unbedingte hassende Härte um. Unversöhnlich gekränkt, schneidet er dem Reuigen das Wort zur Verteidigung ab und weist ihn aus seinen Augen. Curt wankt hinaus und hat sich nach einer Stunde erschossen. Der Direktor, dem inzwischen durch die Bekundung der anderen die Zusammenhänge klar werden, erlebt furchtbare Stunden der Selbstpeinigung und bricht bei der Meldung von Curts Tode zusammen, ein verlorener Mann. Ein schlechter Hirte, der für die einzige Verleugnung seines Idealismus gegenüber den flehenden Augen des jungen Menschen so hart büßen muß, wird er in die unrühmliche Pension gehen.

Der Anteil jedes der beiden Verfasser an dem Stück ist nicht festzustellen; jedenfalls hat ein praktischer Theatermann, der kein Traumulus und kein Phantasus ist, aus dem vollen Leben mit sicherem Griff einen anregenden Stoff geschöpft. Man sieht über einige bedenkliche Breiten der Nebenhandlung gern hinweg und nimmt auch manche Unklarheit in der Motivierung mit in den Kauf, um der unterhaltenden und erschütternden Momente willen, die uns geboten werden. Zumal wenn die Aufführung einen Künstler wie Albert Bassermann mit der ausgeglichensten Leistung, die sich denken läßt, als Direktor auf die Bühne bringt. Hier war kein Spiel mehr, hier waltete und wütete das Leben. In jedem von uns wurde ein Schulmonarch oder -Patriarch währenddessen lebendig. Neben Bassermann behauptete sich Curt Stieler als junger Nedlitz mit dem feinen Schnitt der Züge und der stummen Reue in den zuckenden Mienen und den fiebernden, schmalen Händen. Gut waren Paula Eberty mit der bis zur Selbsttäuschung tragenden Kraft der Lüge ihrer Schauspielerin, Willy Grun-

Digitized by Google

wald als Spezialist für studentische Sumpfhühner, Emanuel Reicher als Bäckermeister Schladebach, und andere mehr.

Zwei neue Bühnen: Die Deutsche Volksbühne in dem ehemaligen Carl Weiß-Theater und das Lustspielhaus, ein intimes Theaterchen in der südlichen Friedrichstadt, haben mit Hebbels romantischer Genoveva und mit O. E. Hartlebens Komödie: Ein wahrhaft guter Mensch, ihr Spielprogramm nicht übel charakterisiert.

Streiflichter.

Nun, da auch die Söhne tot und der Enkel erst siebenjährig, ist für lange, lange Zeit der große Name Bismarck aus der lebendigen Öffentlichkeit verschwunden.

An der für den ältesten Sohn jüngst geöffneten Gruft, welche die irdischen Reste des gewaltigen staatsmännischen Genius umschließt, sei das Gelöbnis der Hingebung, der Treue und vor allem der Dankbarkeit erneuert, das der Deutsche Otto von Bismarck schuldet. Erneut steigt aber auch die bittere Trauer darüber auf, daß der dritte deutsche Kaiser für die Größe des ersten Kanzlers so wenig Verständnis und für seine ganz unschätzbaren Dienste so wenig Anerkennung und Bedürfnis empfand, daß er den großen Lebenden vorzeitig zu den Toten warf; die Trauer, daß der Enkel das menschlich und politisch gleich richtige und schöne „Niemals" des Großvaters so ganz vergaß — zum Schaden des Reichs. Uns aber bleibt der Tote im Sachsenwald nicht der „Handlanger", sondere der weitschauende, starke Führer der Preußen zur Großmacht- und Deutschland zur Weltmachtstellung führte; der unvergleichliche Staatsmann, dem das unerreichbar erscheinende Werk gelang, Deutschlands Zerrissenheit zur Reiches Einheit und Herrlichkeit sieghaft umzugestalten; der treue und mächtige Paladin, der seinem königlichen Herrn die Kaiserkrone aufsetzte, so daß auch Wilhelm II. dies weithin leuchtende, eine neue Ära kündende Kleinod der politischen Tatkraft, der staatsmännischen Kunst Otto von Bismarcks dankt. Das ist geschichtliche Wahrheit, und der von ihrem Licht erhellten geschichtlichen Größe Bismarcks halten wir Treue.

Wer die lippische Regenten- und Erbfolgeangelegenheit aus dem Gesichtswinkel der Ebenbürtigkeitsfragen, der Zweifel und Bedenken über Modeste von Unruh und Philippine von Friesenhausen betrachtet, dem muß das Ganze kleinlich und lächerlich erscheinen. Aber die Sache hat ein sehr ernstes Gesicht, sie ist eine Rechtsfrage, die weit über genealogische Quisquilien, über Etiketten- und Scherzfragen, ja weit auch über Privat- und Familienrecht hinaus, tief in deutsches Staats- und Verfassungsrecht hineingreift. Wenn Recht Recht bleiben soll, dann ist, nach dem von den beteiligten Parteien vertragsmäßig als „unanfechtbar" anerkannten, unter dem Vorsitz des Königs Albert von Sachsen getätigten Schiedsspruche vom 22. Juni 1897 und nach dem lippeschen Landesgesetz von 1898 der Sohn des verstorbenen Regenten, Graf Leopold zur Lippe-Biesterfeld, zweifellos rechtsmäßiger Regent des deutschen Bundesstaates Lippe-Detmold. In diese ganz unantastbare Rechtslage fällt nun das

Digitized by Google

Telegramm des Kaisers wie ein schwerer und — das sei gleich hinzugesetzt — unheilvoller Schlag. Seit der Depesche aus dem Jahre 1898: „Dem Regenten, was dem Regenten gebürt, weiter nichts" usw., das dem deutschen Volke die persönliche Stellungnahme des Kaisers in so peinlicher Weise kundgab; seit so vielen anderen Vorkommnissen zwischen dem Präsidium des Reiches und dem Regenten des mitteldeutschen Bundesstaates, Vorkommnisse, die glücklicherweise der breiten Öffentlichkeit nicht bekannt geworden sind, seitdem hoffte man, daß kaiserliche Kundgebung und Stellungnahme in dieser Sache endlich ihr Ende erreicht hätten. Und nun dies Telegramm! Es muß Seiner Majestät in aller Ehrerbietung gesagt werden, daß sein Telegramm das Rechtsgefühl und den monarchischen Gedanken in Millionen von Deutschen schwer verletzt hat, daß es Millionen andere, die Rechtsstaat und Monarchie feindlich gegenüber stehen — die Sozialdemokraten — in ihrer antinationalen und antimonarchischen Stellung wesentlich zu stärken geeignet ist.

Das Telegramm lautet: „Spreche Ihnen mein Beileid zum Tode Ihres Herrn Vaters aus. Da die Rechtslage in keiner Weise geklärt ist, kann ich eine Regentschaftsübernahme Ihrerseits nicht anerkennen und lasse auch das Militär nicht vereidigen. Wilhelm I. R." Auch nicht die Spur eines Rechtes besitzt der Kaiser, weder der Regentschaftsübernahme die Anerkennung vorzuenthalten, noch die Vereidigung des Militärs zu untersagen. Wie der geringste Bürger des deutschen Reiches, so hat auch sein Oberhaupt sich der durch den „unanfechtbaren" Dresdener Schiedsspruch und durch das souveräne lippische Landesgesetz geschaffenen Rechtslage zu fügen. Weil dem unzweifelhaft so ist, darf der Kaiser die Vereidigung des Militärs nicht untersagen. Diese Untersagung liegt nicht, wie von mancher Seite liebedienerisch gegen die allerhöchste Stelle behauptet wird, innerhalb der Grenzen der obersten kaiserlichen Kommandogewalt. Denn Vereidigung oder Nichtvereidigung der Truppen des lippischen Kontingents richtet sich nicht nach der Kommandogewalt des Kaisers, sondern ausschließlich nach Artikel 6 des zwischen Preußen und Lippe-Detmold geschlossenen, Preußen wie Lippe rechtlich bindenden Militärvertrages, nach dem die Truppen auf den Landesfürsten vereidigt werden müssen. Und wie rasch ging die Vereidigung vor sich, als im Jahre 1896 der Schwager des Kaisers, Prinz Adolf von Schaumburg die Regentschaft in Detmold übernahm, obwohl damals „die Rechtslage" so wenig „geklärt" war, daß Prinz Adolf ein Jahr später die Regentschaft, weil nicht zu ihr berechtigt, an den verstorbenen Graf-Regenten abtreten mußte. Glaubt der Kaiser neue, in der Person des jetzigen Regenten liegende und seine Regentenfähigkeit ausschließende Tatsachen zu kennen, so hat er natürlich, wie jeder andere auch, das Recht, solche Tatsachen an zuständiger Stelle zur Kenntnis zu bringen und ihre Prüfung zu verlangen. Bis dahin aber — das kann nicht eindringlich genug betont werden — hat der deutsche Kaiser und der König von Preußen sich der bestehenden Rechtslage unbedingt zu fügen, gleichgültig ob diese Rechtslage für sein persönlich-verwandtschaftliches Empfinden angenehm oder unangenehm ist. Die Sache ist leider sehr einfach und klar: Das ganze Recht liegt auf seiten des Graf-Regenten und der Lippe-Detmoldschen Regierung, das ganze Unrecht auf seiten des Kaisers. Er unterzeichnet sein Telegramm „Wilhelm,

Digitized by Google

Imperator, Rex", d. h. nach Wilhelms II. Auffassung Kaiser und König „von Gottesgnaden". Das „Gottesgnadentum" besteht aber nicht in, was weiß ich für mystisch-romantischen Träumereien von unmittelbaren Beziehungen zu Gott, sondern das „Gottesgnadentum" hat, soll es überhaupt Sinn haben, als unerläßliche Voraussetzung das menschlich getätigte Recht, dem der König und der Kaiser, auch der „von Gottesgnaden" und gerade der am allermeisten, so gut unterworfen sind, wie Bürger und Bauer. Geradezu tragisch ist es, daß das Oberhaupt des deutschen Reiches Schritte tut, die in ihren objektiven, tatsächlichen Wirkungen an Rechtsüberzeugungen und monarchisches Empfinden stark ins Wanken bringen.

Vor sechs Jahren, als das schon erwähnte Telegramm des Kaisers an den nun verstorbenen Graf-Regenten hinausging, schrieb ich, wo sind die Männer der Umgebung des Kaisers, die, aus Treue und Anhänglichkeit für den Kaiser, eher Amt und Stellung opfern, als solche Telegramme befördern? Dem zweiten Telegramm gegenüber, an den Sohn des Verstorbenen, ist die Frage noch viel berechtigter; und daneben die andere: Wo sind bei solchen Telegrammen die amtlich verantwortlichen Ratgeber des Kaisers? Die deutsche Volksvertretung wird mit diesen, amtlich verantwortlichen Ratgebern, dem Reichskanzler an der Spitze, ein sehr ernstes Wort zu sprechen haben. Sie lassen Dinge geschehen oder ziehen nicht die für sich und ihr Amt gebotenen Folgerungen aus Geschehnissen, die dem Ansehen des Kaisertums und der Festigkeit des Reichs schweren, in unserer gährenden Zeit, fast unheilbaren Schaden zufügen. Dafür besoldet das deutsche Volk diese Männer wirklich nicht. Dieser Tage schrieb ein Blatt: Das Telegramm vergällt die Freude am Reich. Nein, nicht die Freude am Reich, wohl aber die Freude am Kaiser wird durch solche Kundgebungen stark getrübt.

An diesem Urteile über das Kaisertelegramm ändert auch nichts der Brief des Reichskanzlers an den Vizepräsidenten des Lippe-Detmoldschen Landtages. Im Gegenteil, der Brief ist für die ungünstige Beurteilung der kaiserlichen Worte eine neue Bestätigung, denn der Brief ist ein offensichtlicher Beschwichtigungsversuch, enthält aber mit keinem Worte eine auch nur halbwegs plausible Rechtfertigung der staatsrechtlich unhaltbaren kaiserlichen Depesche. Auch als Beschwichtigungsversuch ist Bülows Brief verunglückt; schon deshalb, weil er viel zu spät kommt. Das Telegramm ist vom 26. September, der Brief des Reichskanzlers vom 10. Oktober. Volle 15 Tage liegen also zwischen Telegramm und Brief, ein Zeitraum, der mehr als ausreichend sich erwiesen hat, die tiefgehende Beunruhigung deutschnational gesinnter Kreise über den bedauerlichen Inhalt der Depesche und das verhetzende Treiben der undeutschen Presse immer höhere Wellen schlagen zu lassen.

Vielleicht sagt man, warum die Kritik an der kaiserlichen Kundgebung? Wäre es nicht für das kaiserliche Ansehen besser, sie unbesprochen zu lassen? Nein! Heute, wo es tausende von Zeitungen gibt, wo jeder bis in die untersten Schichten Zeitungen liest, ist es unmöglich, dem Volke eine solche Kundgebung zu verheimlichen. Und wenn die Verheimlichung auch von der patriotischen Presse geschähe, die andere Presse läßt sich eine solche Gelegenheit zur Verhetzung nicht entgehen, wie jeder Tag beweist. Da ist es Pflicht der patriotischen, kaisertreuen Presse, der Verhetzung dadurch zu

Digitized by Google

begegnen, daß sie dem Kaiser gibt, was des Kaisers ist, hier: die Wahrheit. Mehr, wie jeder andere, muß der Kaiser in seinem öffentlichen Auftreten Selbstzucht üben, und wenn er sie nicht besitzt, sie lernen, und wenn seine Umgebung und seine amtlich verantwortlichen Ratgeber den Mut nicht haben, ihn durch offene Sprache auf den Weg der Selbstzucht zu führen, dann muß es die patriotische Presse tun. Denn über dem Kaiser und seiner Person steht das Kaisertum, über dem jeweiligen Träger der Krone steht die Krone, stehen Wohl und Wehe des deutschen Reiches, des deutschen Volkes.

Übrigens noch ein wichtiger Punkt. Eine innere Unmöglichkeit ist es, daß der Bundesrat in der Lippischen Angelegenheit das entscheidende, letzte Wort spricht. Der Bundesrat ist wesentlich eine politische Körperschaft, deren Zusammensetzung in bezug auf das Stimmenverhältnis ausschließlich auf politischen Machtverhältnissen beruht: Preußen 17 Stimmen, Bayern 6, Sachsen 5 usw. Die Regenten- und Thronfolgefrage aber ist lediglich eine Rechtsfrage, von der jede politische Beimischung sorgfältig fern zu halten ist. Nur ein gänzlich unpolitischer Gerichtshof darf also hier die Entscheidung fällen. Pflicht der Presse ist es, diesen wichtigen Punkt wieder und wieder hervorzuheben. Soweit für heute über die unerfreuliche Lippische Angelegenheit. Im nächsten Heft wird ein Jurist die staatsrechtliche Seite, der trotz ihrer scheinbaren Winzigkeit wichtigen Sache eingehend beleuchten.

Große Entrüstung herrscht in der Scharfmacherpresse. Ein königlich preußischer Ministerialdirektor hat an dem von einem „Genossen" geleiteten Baseler internationalen Kongreß für Arbeiterschutz teilgenommen und sein Auftreten dort hat ihm — mit Schrecken sei es gesagt — das Lob sozialdemokratischer Blätter eingebracht! Wann wird es in gewissen Kreisen zu tagen beginnen, wann die Erkenntnis herauf dämmern, daß die sozialdemokratische Gefahr nicht gemildert wird durch hermetisches Sich-Abschließen von den Sozialdemokraten, sondern durch reges Mitarbeiten an den auch von der Sozialdemokratie in Angriff genommenen sozialen Aufgaben? In der Lösung der sozialen Frage liegt die Ueberwindung der Sozialdemokratie, insoweit sie den schroffen Gegensatz und damit die Gefahr für die bestehende Gesellschafts- und Staatsordnung bildet; jemehr die bürgerliche Gesellschaft, auch und gerade in ihren amtlich-staatlichen Vertretern dieser Lösung sich annimmt, jemehr sie darin in eifrigen und siegreichen Wettbewerb mit der Sozialdemokratie tritt, um so besser für den Ausgleich zwischen „Zukunftsstaat" und „Bourgeoisstaat". Der schweizerische Regierungsvertreter sprach bei Eröffnung des Kongresses die schönen und wahren Worte: „Fördern wir die Arbeiterklasse in ihrem Streben nach Gleichberechtigung und Anteilnahme an den Errungenschaften der Kultur; das macht den wesentlichen Inhalt ihres historischen Emanzipationskampfes aus." Und eine unverständige Presse wirft allen Ernstes dem preußischen Ministerialdirektor, Herrn Caspar, vor, daß er nach diesem Satze nicht die Sitzung verlassen habe!! Dank gebührt ihm, daß er blieb und daß er die Ausführungen seines helvetischen Kollegen durch die Worte verstärkte: „Um auf dem Wege der Sozialreform fortschreiten zu können, bedarf es einer starken Strömung der öffentlichen Meinung, auf die sich die Regierung in ihren sozialen Maßnahmen stützen kann. Darin wirkt die internationale Vereinigung anregend. Diese öffentliche Meinung hat aber auch die Folge, daß sie die Regierungen

Digitized by Google

beeinflußt; keine Regierung kann sich, ohne sich im Innern ernsten Gefahren auszusetzen, solchen Anregungen auf die Dauer entziehen." Wenn ein sozialdemokratisches Blatt mit Bezug auf diese Worte schreibt: „Herr Caspar hatte den Preußen vollständig ausgezogen und benahm sich ganz wie ein gebildeter Europäer," so klingt aus diesem Spott deutlich der Ärger über den Erfolg und die Wirkung heraus, die Herr Caspar „als gebildeter Europäer" auf dem Kongreß und auf die „Genossen" erzielt hat. Und wegen solcher sozialpolitischer, die Interessengegensätze mildernder Erfolge, gegen die alles Scharfmachergeschreibsel über Gewaltmaßregeln gegen die Sozialdemokratie sich wie Narretei ausnimmt, denunziert man den weitblickenden Mann bei seiner vorgesetzten Behörde. Wahrlich, wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie vorerst mit Blindheit!

Einen Beitrag zur Beleuchtung der Schulfrage liefert ein Erlaß des Erzbischofs von Cincinnati: „In Orten, in denen sich eine katholische Schule befindet, sind Eltern unter einer Todsünde verpflichtet, ihre Kinder in diese Schule zu schicken. Den Beichtvätern wird verboten, Eltern die Lossprechung zu erteilen, die ohne Erlaubnis des Erzbischofs ihre Kinder in nicht katholische Schulen schicken, es sei denn, daß sie versprechen, die Kinder innerhalb einer vom Beichtvater festzusetzenden Frist der katholischen Schule zu übergeben" (Westliche Post von St. Louis, 27. August 1904). Für den Erfolg dieser Richtung in der Schulpolitik haben der nationalliberale Parteitag in Bochum und die Rede des Abg. Hackenberg gewirkt. Armer Nationalliberalismus, der in Kulturfragen solchen „Führern" folgt! Sie führen zu Zuständen, in denen das deutsche Volk von der Wiege bis zum Grabe konfessionell zerklüftet, konfessionell verfeindet sich gegenüber steht. Möchte doch „die nationalliberale Jugend" einsehen, daß die Rettung der Ehre des Nationalliberalismus in der Entthronung — leider! — der alt-nationalliberalen Führer besteht, und möchte sie den Mut finden, für die schwer bedrohte Zukunft unseres Volkes, den Kampf auf der ganzen Front aufzunehmen! Hackenberg, Zedlitz und Heydebrand sind „Kulturförderer" — sie mögen noch so sehr dagegen protestieren — à la Bautz, d. h. sie arbeiten dem Ultramontanismus in seiner ausgebildetsten Form in die Hände.

Neben dem ostasiatischen Kriege verschwindet fast der Zug der Engländer nach Tibet, und doch beansprucht er weitgehende Aufmerksamkeit. Nicht nur vom Kulturstandpunkte aus ist die beginnende endgültige Erschließung des geheimnisvollen Priesterlandes, das man nicht mit Unrecht den Kirchenstaat des asiatischen Papstes nennt, von großer Bedeutung, sondern sie stellt ein politisches Ereignis ersten Ranges dar, vorausgesetzt, daß England sich dauernd in Tibet behaupten kann. Mit dieser Behauptung im Herzen Asiens, in unmittelbarer Nähe Chinas, erlangt das britische Weltreich einen Einfluß und eine Machtstellung in Asien, die seine bisherige durch Indien gewonnene weit überragt, die es ziemlich gelassen selbst einen Sieg Rußlands über Japan ertragen lassen kann. Diese Auffassung des Erfolges in Tibet — so schwankend er auch noch ist — beginnt sich m. E. in England durchzusetzen, indem dort führende Blätter die bisher heftige Sprache gegen Rußland auffallend mäßigen. Japan und sein Geschick sind an und für sich für England Hekuba, nur insoweit Rußlands Macht und Einfluß durch eine Besiegung des Mikado steigen würde, ereifern sich die

Digitized by Google

Briten für das östliche Inselreich. Nun glauben sie in Tibet ein genügend schweres Gegengewicht erlangt zu haben gegen jede durch Rußland in der Mandschurei etwa zu erlangende Machtstellung, und sofort flaut das Interesse für Japan ab, so sehr, daß der „Standard" ganz ruhig die Möglichkeit bespricht, Rußland könne seine Schwarzmeerflotte nach Ostasien schicken, also die Durchfahrt durch die Dardanellen erzwingen. Echt englische Rechnung! Ob sie aber nicht ohne den Wirt, d. h. ohne die chinesischen Einflüssen unterliegenden tibetanischen Lamas gemacht ist, wird die Zukunft lehren. Einige Anzeichen scheinen auf diesen Rechenfehler fast schon hinzudeuten. Asien wird das Interesse der nächsten Jahrzehnte beherrschen, und die Ära dieses Interesses hat das habgierige Rußland mit dem unseligen japanischen Kriege eröffnet. Der „friedliebende" Zar Nikolaus II. befiehlt seinen Heeren den Kampf „bis zum letzten Mann". Das ist der Todesbefehl für rund 3—400000 Menschen. Eine Riesenhekatombe, die „Väterchen" auf dem Altare des Kriegsgottes schlachtet und zwar nicht dem Siege, sondern dem Niedergange seines Reiches.

20. X. 04. H.

Bücherbesprechungen.

Feldbriefe von Heinrich Rindfleisch 1870/71. Herausgegeben von Eduard Ornold. Sechste, vermehrte Auflage. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1905.

Der Verfasser, ein Oberlandesgerichtsrat in Celle, hat als Sekonde- und dann Premierleutnant beim 7. Westfälischen Infanterieregiment 56 den französischen Feldzug miterlebt und ein tüchtiges Stück von dem Kriege gesehen; Metz, Orléans, Vandôme und Le Mans hat er mitgemacht — ja er ist mit seiner Kompagnie am weitesten in Frankreich eingedrungen, hat ein Dutzendmal im Feuer gestanden und hat das eiserne Kreuz nebst einer von Mitrailleusenkugeln durchlöcherten Kapuze mit heimgebracht von den neun Monaten des Felddienstes fürs Vaterland. Woher es kommt, daß die Briefe dieses Mannes an seine Familie sich so zahlreiche Freunde erworben haben, daß sie jetzt schon in sechster Auflage erscheinen können, ist in zwei Worten gesagt: durch ihre herzliche Wahrhaftigkeit und durch ihren humorvollen Sinn für das Kleine. So nüchtern und gediegen wie sein Name, ist die ganze Haltung des Mannes. Die militärische Sachkenntnis in den Beschreibungen der kriegerischen Operationen ist größer als die künstlerisch-literarische Beweglichkeit des Ausdrucks. Doch schimmert ein wohltuender Humor durch alles Berichtete hindurch, der gerade die kleinen Leiden und Freuden des Tages reizvoll für den Leser macht. Rindfleisch ist mit Begeisterung beim reichsdeutschen Gedanken — er findet das kluge Bild: „Wir sind wie Athen zur Zeit der Perserkriege". Darum rühmt er Heinrich von Treitschke: „Er ist mit seinem grimmigen Ernst in der Nationalsache so recht ein Leuchtturm für kleine Küstenschiffer, denen die Kurage ausgehen will, weil sie sich nicht aus den Wogen herausfinden können"; aber er ist weit ab von jedem Chauvinismus.

Theodor Kappstein.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alexander Schmidt, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.

Digitized by Google

Fünfzig Jahre japanischer Politik und Kulturarbeit.

Zur Erinnerung an die Erschließung Japans vor einem halben Jahrhundert.

Von Ernst Erdmannsdörffer-Charlottenburg.

I.

Einleitung.

Im Leben einer Nation spielen fünfzig Jahre eine bedeutende Rolle, wenn an der Spitze oder hinter der Regierung ein fester Wille steht, der einem großen Ziele und wichtigen Reformen mit eiserner Energie und kurssicherer Führung zustrebt.

Die beste Illustration hierzu bietet die jüngste Geschichte, die letzten fünfzig Jahre des japanischen Reiches.

Wenn man sich die gewaltigen Umwälzungen vergegenwärtigt, die sich im Sonnenaufgangslande vollzogen und im Laufe von wenigen Jahrzehnten aus einem mittelalterlichen Feudalsystem einen modernen Rechtsstaat geschaffen haben, so ist man in seinen Gedanken mitten drin im Märchen vom Dornröschen, das der Prinz aus tiefem, hundertjährigem Schlafe zu neuem Leben wachküßte. Wie die verzauberte Märchenprinzessin hatte Japan in einem vielhundertjährigen Schlafe gelegen, in dem Schlafe völliger Abgeschlossenheit in den erstarrten Formen eines oligarchischen Feudalsystems, die ihm die kluge Berechnung und schlaue Politik der mächtigen Tokugawashogune aufgezwungen hatten.

Die Rolle des Prinzen — um im Bilde zu bleiben, — der Japan gegen Mitte des 19. Jahrhunderts zu neuem Leben energisch aufrüttelte, war Amerika vom Geschick zugedacht.

Im Februar 1854 erschien vor Yokohama eine Flotte von neun Kriegsschiffen unter Führung des Kommodore Perry, welcher mit diktatorischer Bestimmtheit die im Vorjahre gestellten Forde-

Digitized by Google

rungen eines Freundschafts- und Handelsvertrages wiederholte, der Japan mit einem Schlage aus seiner isolierten Lage befreien und an den Weltverkehr angliedern sollte. Die Flottendemonstration erregte gewaltige Aufregung im Lande. Man sah sich einem „novum" gegenüber, dem man in keiner Weise beizukommen wußte. Die Gefühle der Bevölkerung und der Regierungskreise waren ein seltsames Gemisch von Erstaunen und Empörung. Man mußte jedenfalls schnell handeln. Die Mündungen der Schiffskanonen, welche die in prunkvollen Formen sich vollziehende Landung des Kommodore deckten, sprachen eine nicht mißzuverstehende Sprache. Das ganze Auftreten Perrys war unzweideutig energisch und seine Forderungen, die der Regierung ungeheuerlich erschienen, hatten den Charakter eines Ultimatums. Anderseits suchte der amerikanische Kommodore in Befolgung des Grundsatzes „Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft" die Neigung der beteiligten Kreise durch Geschenke zu gewinnen. Die Aufstellung einer Eisenbahn und die Vorführung des Telegraphen erweckten die bewundernde Neugier der Bevölkerung und ließ in den Japanern zum ersten Male den Wunsch aufkeimen, die wunderbaren Erfindungen und Kenntnisse des „verhaßten Auslandes" näher kennen zu lernen und zu studieren. Die politischen Ereignisse drängten aber zu einer raschen Entschließung.

II.

Das Feudalsystem Altjapans.

Um die Bedeutung des Perryschen Aufschließungsversuchs in seiner Tragweite zu verstehen, muß man sich die komplizierten politischen Zustände des aristokratischen Feudalsystems Japans sowie der langen, ein Vierteljahrtausend umfassenden Friedensepoche der Tokugawadynastie vor Augen halten.

Bevor die Shogune der Tokugawafamilie die Zügel der Regierung ergriffen, war Japan der Schauplatz blutiger Bürgerkriege und unaufhörlicher Fehden zwischen den rivalisierenden Territorialfürsten und Großen des Landes gewesen. Die geheiligte Person des Kaisers, vom Nimbus der göttlichen Abstammung und der Unfehlbarkeit umstrahlt, war zu einem gefügigen Werkzeug und Spielball in den Händen der ersten Familien des Landes herabgesunken, der Minamoto, der Taira, der Hōjō und anderer mehr, welche die faktische Herrschaft über das Land an sich zu reißen suchten. Ein unheilvoller Zwiespalt geht durch die Geschichte

Digitized by Google

des japanischen Mittelalters, ein seltsames Dualsystem der Machtverteilung, das sein Korrelat in dem Majordomustum des fränkischen Volkes findet. Dem erblichen Landesherrn, der als Abkömmling der Sonnengöttin viel zu erhaben ist, um sich mit irdischen Dingen zu befassen, steht der wirkliche Herrscher oder Shogun gegenüber, welcher die militärische und gerichtliche Oberleitung in den Händen hat und in despotischer Unbeschränktheit das Land regiert.

Mit dem Übergang des Shogunats auf die Tokugawafamilie tritt ein bedeutsamer Umschwung in der japanischen Geschichte ein. Rein äußerlich ist der Wechsel dadurch markiert, daß die Regierung von Kamakura nach Yedo verlegt wurde. Iyeyasu, der erste Tokugawa, war bei aller Despotie ein geborener Herrscher und ein organisatorisches Talent.

Während der Tokugawaherrschaft, die von 1600 bis in die allerneueste Zeit dauerte, erfreute sich das Land einer Epoche vollständigen Friedens, die für die Entwickelung der Künste, Wissenschaften und Gewerbe von außerordentlich segensreicher Wirkung war. Japan verdankt Iyeyasu die Errichtung der Grundmauern eines meisterhaft angelegten Verwaltungssystems und des auch von modernen Staaten angestrebten Ideals eines geschlossenen Handelsstaates. Der dritte Tokugawashogun, Iyemitsu, welcher dem Gründer der Dynastie an genialer Begabung gleichstand, baute an dem agrikulturellen Staatssystem weiter und ging im wesentlichen dieselben Wege, die sein Großvater gewandelt war. Die komplizierten Staatseinrichtungen der Tokugawadynastie bieten ein reiches Feld für interessante Studien. Ich muß mich auf kurze Andeutungen beschränken. Die Kleinstaaterei, die wir aus den trüben Zeiten unserer vaterländischen Geschichte kennen, bildete die Grundlage der damaligen Verhältnisse.

Das Land war in mehr als 260 Territorialgebiete oder Fürstentümer geteilt, die zu ca. zwei Dritteln unter der Herrschaft des Shoguns oder seiner persönlichen Vasallen standen, teils den Vertretern des hohen Militäradels, den Daimyos, als Lehen gegeben waren. Die Daimyos übten die hohe und niedere Gerichtsbarkeit sowie die Finanzhoheit aus und waren dem Shogun zu gewissen Abgaben von Landeserzeugnissen, zur Heeresfolge und zu periodenweisem Aufenthalt am Hofe in Yedo verpflichtet, woselbst ihre Familien als Unterpfand der Treue während ihrer Abwesenheit zu verbleiben hatten. Den Fudai-Daimyos lag die Aufgabe des persönlichen Hof- und Kriegsdienstes beim Shogun

Digitized by Google

ob. Dem hohen Militäradel mit dem Shogun an der Spitze unterstand das Heer der Samurai mit ihren ca. 240000 Haushaltungen, die als erbliche Beamtenschaft im Dienst und Lohn der Territorialfürsten standen. Eine tiefe soziale Kluft trennte den hohen und niederen Adel von den Bauern, Handwerkern und Kaufleuten, dem eigentlichen Volke, das durch jahrhundertjährige Unterdrückung an unbedingtes, kritikloses Gehorchen gewohnt war. Daß die alte Rangordnung als unterste Stufe noch eine Klasse der Unreinen oder „Eta" (Lohgerber, Totengräber, Schlächter) kannte, entspricht durchaus dem Typus eines mittelalterlichen Feudalsystems. Durch strenge Gesetze wurden die einzelnen Rangklassen auseinander gehalten. Selbst die Daimyos bedurften beim Eingehen einer Ehe, im Falle der Adoption und bei der Lehenserneuerung der Genehmigung und Bestätigung des Shoguns. Privatfehden und Verkehr mit dem Auslande waren aufs strengste verboten. Vor etwaigen Ränken oder ehrgeizigen Bestrebungen der Territorialfürsten hatte sich die Tokugawadynastie durch ein vorzüglich organisiertes Spionagesystem zu schützen gewußt.

Mit desto größerem Mißtrauen sahen die Tokugawashogune auf das Ausland und suchten die ausländischen Sitten und Einrichtungen mit äußerster Gesetzesstrenge fernzuhalten. Das Christentum war ihnen daher ein Dorn im Auge. Wie konnten sie in einem auf strengen Klassenunterschieden basierten Staatswesen eine Religion gutheißen oder nur dulden, die prinzipiell die völlige Gleichheit aller Menschen verkündete?

Also nicht religiöse Intoleranz, die dem Japaner von Natur fern liegt, als vielmehr wohlüberlegte politische Erwägungen bestimmten die Tokugawaherrscher, das Christentum, in welcher Form es auch auftrat, mit Stumpf und Stiel auszurotten. Andere Gründe traten hinzu. Das Eindringen fremder Sitten und Einrichtungen drohte die einfache Lebensweise des Volkes zu beeinträchtigen und Vergleiche hervorzurufen, die den Tokugawas auf die Dauer unbequem, ja gefährlich hätten werden können. Fremde Erzeugnisse wurden nur in ganz geringem Maße eingeführt und von einer staatlich befugten Gilde in Nagasaki an die Interessenten im Lande zu ausnehmend hohen Preisen verkauft. Das Abschließungssystem bildet daher die Quintessenz der überängstlichen Politik der über der Vergrößerung ihrer Macht eifersüchtig wachenden Herrscher aus den Tokugawageschlecht. Über 250 Jahre war Japan vom Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen. Freilich, ganz hermetisch war der Verschluß nicht. Das System zeigte

Digitized by Google

eine kleine, allerdings beabsichtigte Lücke. Den Holländern war von Iyeyasu unter den demütigendsten Bedingungen ein Handelsmonopol gestattet worden, das dieser Nation einen reichen Gewinn brachte. Im Jahre 1641 wurde ihr Aufenthalt auf die Insel Deshima bei Nagasaki beschränkt. Hierbei hatte Iyeyasu einen politischen Kniff im Auge. Der holländische Statthalter war ursprünglich verpflichtet, bei seiner alljährlichen Reise an den Hof einen Bericht über die militärischen Erfindungen und Neuerungen des Abendlandes zu überreichen. So wurde der Shogun über die auswärtigen militärischen Verhältnisse auf dem laufenden erhalten. In späterer Zeit, als Luxus und Entartung in Yedo Platz gegriffen hatten, kam man von dieser klugen Vorsichtsmaßregel zurück.

III.

Periode von 1854 bis zum Sturz des Shogunats.

So war die politische Lage, als sich die moderne Zivilisation durch das Erscheinen der amerikanischen Flotte gebieterisch ankündigte. Der Shogun war in großer Bedrängnis. Das Ansinnen des amerikanischen Kommodore erschien exorbitant und bedeutete einen völligen Bruch mit dem alten Staatssystem, — ja schien den Anfang vom Ende zu bedeuten. Anderseits mußte ein Widerstreben angesichts der drohenden Kanonenrohre die bedenklichsten Folgen nach sich ziehen, für die niemand die Verantwortung übernehmen wollte. Die Aufregung wurde geschürt von den Unzufriedenen im Lande, wozu sich der hohe Hofadel (Kuge) gesellte, der von der Tokugawadynastie stets stiefmütterlich behandelt worden war. Nach langem Für und Wider kam es schließlich am 31. März zum Abschluß des Freundschaftsvertrages von Kanazawa, worin der amerikanischen Nation für ihre Schiffbrüchigen Schutz bewilligt und die Häfen Shimoda und Hakodate (auf der Insel Yesso) zwecks Kohleneinnahme und Proviantzufuhr freigegeben wurden. Die Gewährung von Handelsrechten wurde erst 1858 durch den amerikanischen Generalkonsul Harris durchgesetzt.

Noch im Oktober 1854 schloß Japan einen Freundschaftsvertrag mit England, dem in den nächsten Jahren Verträge mit Rußland, Holland, Frankreich und Portugal folgten.

Einen Markstein in der Geschichte der fremdstaatlichen Beziehungen Japans bildet das Eintreffen der preußischen Expedition unter dem Grafen Eulenburg (1859), die den Anlaß zur Einführung des deutschen Sprachstudiums gab. Die diplomatischen Verhand-

Digitized by Google

lungen führten am 24. Januar 1861 zum Abschluß eines Handelsvertrages. Legationssekretär von Brandt wurde als Vertreter Preußens installiert.

Den erwähnten europäischen Großstaaten schlossen sich von 1864—1868 die Schweiz, Belgien, Italien, Schweden, Spanien, Österreich und von außereuropäischen Mächten: Hawai, China, Peru, Korea und Siam an.

Zu den wesentlichsten Bedingungen und Vergünstigungen, die den Fremdstaaten zugestanden wurden, gehörten einige Handelsfreiheiten, freie Ausübung der Religion, die Errichtung einer ständigen Gesandtschaft in Yedo, die Konsulargerichtsbarkeit, die Eröffnung der sechs Freihäfen Yokohama, Nagasaki, Hakodate, Yedo (Tokio), Hiogo (Kobe) und Osaka (der Freihafen Shimoda schied aus) sowie die freie Bewegung innerhalb eines fünfmeiligen Umkreises der Vertragshäfen. Diese Bestimmungen legten eine tiefe Bresche in das Abschließungssystem des japanischen Staates.

Die Amerika gegenüber bewiesene Nachgiebigkeit hatte bedenkliche und unvorhergesehene Folgen gezeitigt. Es gab nun kein Zurück mehr. In jenen bedeutsamen Tagen tauchte in den Köpfen unzufriedener Daimyos und junger politischer Männer des niederen Adels der große Plan auf, den Kaiser, der im Laufe der Zeiten zu einem bloßen Schemen herabgesunken war, in die ursprünglichen Rechte wieder einzusetzen und auf den Trümmern des Shogunats das ehrwürdige Kaisertum wieder aufleben zu lassen. Einigen Politikern früherer Jahrhunderte hatte der Einheitsstaat bereits als Ideal vorgeschwebt, nur mit dem Unterschiede, daß sie an der Spitze desselben nicht den angestammten Landesherrscher, sondern den Shogun erblickt hatten.

Zeit und Gelegenheit zur Ausführung des Planes erschien den leitenden Männern der Umsturzpartei (Kido, Okuma, Goto und andere mehr) günstig. Die Eröffnung des Landes, die Schwäche des militärischen Staatsoberhauptes hatten viel böses Blut gemacht. Die erbitterte Stimmung gegen die Regierung wurde von den unzufriedenen Elementen im Lande künstlich geschürt und den neuen Plänen dienstbar gemacht. Es ist freilich schwer, ein völlig klares Bild von den ursprünglichen Intentionen der Reformpolitiker zu erhalten. Die sich überstürzenden Ereignisse haben vermutlich manches im Gefolge gehabt, was anfänglich nicht im Programm gestanden hatte. Man kann vermuten, daß neben dem Sturz des Shogunats und der Wiederherstellung der kaiserlichen Macht auch die Austreibung der Fremden beabsichtigt

Digitized by Google

war. Vorläufig diente der Fremdenhaß jedenfalls als willkommenes Mittel zur Erreichung des Endzweckes.

Es war natürlich, daß die Berührung der Fremden verschiedenster Nationen mit der einheimischen Rasse Reibereien und Streitigkeiten herbeiführten, welche in der bekannten „Richardson-Affäre", wobei zwei Engländer von dem Gefolge des Landesfürsten von Satsuma ermordet wurden, und in der Beschießung fremder Schiffe in der Meerenge von Shimonoseki seitens des Daimyo von Chōshū ihre Höhepunkte erreichten. Die strenge Sühne, die den Japanern von den fremden Regierungen auferlegt wurde, benahm den Landesfürsten ein für allemal die Lust zu gröberen Ausschreitungen auf internationalem Gebiete und trug wesentlich zu einer Umstimmung ihrer Gesinnung gegen die „fremden Barbaren" bei.

Das Signal zum Übertritt auf die Seite des Kaisers ging von den südlichen und südwestlichen Landesfürsten von Satsuma, Tosa, Chōshū und Hizen aus, denen sich im Laufe der Zeit viele andere Daimyos anschlossen. Dem Shogun gingen die Hauptstützen verloren. Er war auf die Fudai-Daimyos angewiesen, die teilweise in verwandtschaftlichen Beziehungen zu seiner Familie standen. Seiner Machtmittel und jeglichen Einflusses auf die Geschicke des Landes beraubt, reichte der letzte Shogun Keiki freiwillig seine Resignation ein (November 1867).

IV.

Die ersten Schritte der neuen Regierung.

Der jugendliche Mikado Mutsuhito, der zu Kyoto in völliger Abgeschlossenheit gelebt hatte, sah sich plötzlich im Besitz der Machtmittel des Landes und kündigte den bei der Regierung des Shogun akkreditierten Vertretern der fremden Staaten im Februar des Jahres 1868 offiziell seine Thronbesteigung an. Eine Vormundschaft wurde eingesetzt. Die von den vier letzten Shogunen abgeschlossenen Verträge mit fremden Staaten werden vorläufig bestätigt. Der Systemwechsel ging nicht ohne Blutvergießen vor sich. Zwischen der getreuen Vasallenschar des letzten Shoguns und dem aus Freiwilligenkorps und Kontingenten loyaler Landesfürsten bestehenden kaiserlichen Heere kam es zu blutigen Kämpfen, die mit der völligen Unterwerfung des Shogunheeres endeten. Keiki wurde des Landes verwiesen, die Familiengüter wurden eingezogen. Die meisten Rebellen fanden Begnadigung. Im Uenopark zu Tokio steht an der Stelle, wo der blutige Kampf gewütet

Digitized by Google

hatte, ein steinernes Monument, das die Liebe des Volkes und die verzeihende Gnade des Kaisers den gefallenen Kriegern errichtet hat.

Das Hoflager wurde von Kyoto nach Yedo verlegt, das den Namen Tokio, d. i. „Stadt des Ostens", erhielt und Sitz der neuen Regierung wurde.

Im Drange der Ereignisse hatte sich in den leitenden Kreisen die Erkenntnis durchgerungen, daß an die Stelle des Fremdenhasses freundschaftliche Beziehungen zu treten hätten, und daß ferner mit dem alten Feudalsystem aufzuräumen und das Heil des Landes in der Adoption der Staatseinrichtungen, Kenntnisse, ja der gesamten Zivilisation Europas zu suchen sei. Man war eifrig darauf bedacht, diesen Ideen in weiteren Kreisen Eingang zu verschaffen, wobei agitatorische Mittel nicht verschmäht wurden. Gerade dies, den Umschwung in der politischen Gesinnung herbeizuführen, war vielleicht das schwerste Stück Arbeit, das Japans leitende Männer während der Restaurationszeit geleistet haben. Ein anschauliches Bild der Lage der Regierung gegenüber der völlig neuen Situation entwirft Professor Rathgen, der viele Jahre in kaiserlich japanischen Diensten gestanden hat, in seinem verdienstvollen Werke „Japans Volkswirtschaft und Staatshaushalt" wie folgt (ich zitiere die Stelle nach einem Artikel des Freiherrn von Siebold in der Monatsschrift „Ostasien" Februar 1899):

> „Die Aufgabe, der sich die Männer der neuen Regierung gegenüber befanden, war keine leichte. Wohl kam ihnen zustatten, daß sie die geheiligte Autorität des Kaisers auszuüben hatten, daß durch die freiwillige Unterwerfung des Tokugawahauses die ganze alte Maschine, das erfahrene Personal der mittleren und unteren Beamten des Bakufu (Shogunats), als brauchbarer Stamm für die Bureaus übernommen werden konnte, daß durch eine Erziehung von zwei Jahrhunderten das gewöhnliche Volk von einer Gefügigkeit und Ordnungsliebe ist, wie kaum ein zweites auf der Welt. Aber materielle Kräfte standen dem Kaiser nicht zur Verfügung. Er hatte weder Soldaten noch Einkünfte. — Durch Übernahme der vom Bakufu direkt verwalteten Gebiete in kaiserliche Verwaltung änderte sich das etwas. Aber auf die neu nach französischem Vorbild einexerzierten Soldaten des Shoguns war doch noch kein Verlaß, und die Kassen und Vorratshäuser des Bakufu waren so gut wie

Digitized by Google

leer. Die geringen Einnahmen aus Steuern und Zöllen waren ein Tropfen auf den heißen Stein der Bedürfnisse der neuen Verwaltung. Die siegreichen Landschaften konnten wohl Truppen zum Schutze der neuen Ordnung stellen, Geld hatten sie selbst nicht. So mußte man auf die Zukunft hoffen und einstweilen mit Papiergeld zahlen. War das gewöhnliche Volk leicht zu lenken, so machte der Samuraistand um so größere Schwierigkeiten. Ein Teil hatte eben erst unter den Waffen gegen die neue Regierung gestanden, und eine Zeitlang durfte man wohl zweifeln, ob die gegen sie geübte Milde ihren Zweck erreichen würde. Von denen aber, welche auf seiten der Regierung standen, hatte eine große Zahl in der Herstellung der Kaisermacht nur den ersten Teil des Programms gesehen. Den zweiten Teil sollte ‚die Austreibung der Fremden, der häßlichen Barbaren' bilden. Namentlich unter den Shimpei, den als kaiserliche Soldaten verwendeten Roninbanden (Samurai, welche in keinem Vasallenverhältnis zu einem Landesfürsten standen), waren solche Ansichten verbreitet. In den maßgebenden Kreisen dagegen war der Gedanke an gewaltsame Fremdenaustreibung völlig aufgegeben. Durch kaiserliche Proklamation und unerbittliche Strenge schritt man jetzt gegen diesen Geist ein."

Die Pläne der Regierung wurden durch ein Unternehmen der Daimyos gefördert, das an Großmut und aufopferndem Patriotismus einzig in der Weltgeschichte dasteht. Dieselben Landesfürsten, die mit ihren militärischen Machtmitteln zur Restauration des Kaisertums beigetragen hatten, begaben sich (Mai 1869) freiwillig ihrer staatsrechtlichen und privaten Vorrechte und legten die Lehnsinvestituren vertrauensvoll in die Hände des Kaisers. Dem großherzigen Beispiel der Daimyos von Satsuma, Tosa, Hizen und Chōshū folgten über zweihundert andere Landesfürsten. Der Kaiser nahm das patriotische Opfer an und beließ die Fürsten zunächst in ihren Territorien als provisorische Statthalter. Zwei Jahre darauf wurden die Territorialfürsten vollständig mediatisiert und hatten nun auf ihren Stadtschlössern in Tokio zu wohnen. Von ihren zum Teil recht bedeutenden Staatseinkünften wurde ihnen 10 Prozent als Rente zugebilligt. An die Stelle der früheren Feudalverbände (han) trat eine neue Einteilung in Regierungsbezirke und Kreise (ken und fu). Diese Maßnahmen hatten die Entlassung der Samurais unter Ge-

Digitized by Google

währung einer einmaligen Entschädigung zur Folge, die nun, der Not gehorchend, ihre beiden Schwerter, das Zeichen ihrer Würde, ablegten und sich bürgerlichen und gelehrten Berufen zuwandten. Daß diese gewaltige Umwälzung ohne größere Unruhen und Erschütterungen vor sich ging, kann man sich nur aus dem hervorragenden Patriotismus und dem ungewöhnlichen Unterordnungssinn des japanischen Volkes erklären.

Viele Angehörige des jüngeren Adels benutzten mit Erlaubnis der neuen Regierung die Mußezeit, um im Auslande die fremden Staatseinrichtungen, Sitten und Gebräuchen zu studieren und sie nach ihrer Rückkehr zum Wohl ihres Vaterlandes zu verwerten. Wir sehen in den Salons der europäischen Großstädte zum ersten Male die kleinen Gestalten mit zitronengelben Gesichtern und oft intelligenten Zügen auftauchen, die durch Liebenswürdigkeit, kindlich-naive Heiterkeit und ihren oft ans Komische streifenden Bildungstrieb sich bald zu erklärten Lieblingen der Gesellschaft machten. Wie hochgeboren sie auch sein mochten, ihr Benehmen und Auftreten war anspruchslos und bescheiden. Manche Dame wäre höchlichst erstaunt gewesen, wenn man ihr gesagt hätte, daß der kleine, schmalschultrige Herr, der an ihrer Seite ging, oder der gelbgesichtige, das Deutsche radebrechende Tischnachbar im tadellosen Fracke noch vor Jahr und Tag ein mächtiger Fürst war, der über Leben und Gut von Tausenden zu gebieten hatte.

V.

Die japanische Verfassung.

Mit der Mediatisierung der Landesfürsten war Japan auf dem Wege zum modernen Staate ein gut Stück vorgeschritten. Der nächste Schritt der neuen Regierung war es, dem Volke eine staatsrechtliche Verfassung zu geben. Die Prinzipien derselben waren bereits in einem Erlaß vom April 1868 enthalten, worin der Bruch mit dem feudalen Klassensystem, den Privilegien des Adels sowie eine allgemeine Volksvertretung verkündet und die weitestgehenden Reformen auf dem Gebiete der Rechtspflege, des Wissens, der Sitten und Gebräuche nach europäischen Mustern in Aussicht gestellt waren.

An der Spitze der Verwaltung stand der Staatsrat mit drei Kanzlern, einem ersten und zwei Vizekanzlern. Die Staatsverwaltung, Gesetzgebung und Exekutive lagen zunächst in einer Hand. Später kamen die verschiedenen Ministerien hinzu, die nach europäischen Mustern organisiert wurden.

Digitized by Google

Im Staatsrat sehen wir die bedeutendsten Kräfte der Reformpartei, zugleich Vertreter der früheren Feudalverbände, wirken: Männer wie Saigo (für den Satsumaklan), Okuma (Hizen), Itagaki (Tosa), Kido (Chōshū) und andere mehr. Es war begreiflich, daß die Häupter der alten Staatenverbände, die durch ihre Verzichtleistung auf uralte Rechte und Privilegien so große Opfer gebracht hatten, bei der Beratung über die neuen Reformen in erster Linie herangezogen wurden. Auch später hat sich Japan — zu seinem Nachteil — von der einseitigen Klanwirtschaft nicht ganz frei machen können. Es würde zu weit führen, wenn wir der Entstehungsgeschichte der japanischen Verfassung in den einzelnen Phasen folgen wollten. Die Verfassung wurde am 11. Februar 1889 verkündet, und die neuen Gesetze über das kaiserliche Haus, die Kammern, die Wahlen zum Abgeordnetenhause und über die Staatsfinanzen traten am 1. April 1890 in Kraft. Als geistiger Urheber der Verfassung gilt Fürst Ito, der „Bismarck des Ostens", der im Jahre 1864 zum ersten Male mit vier gleichgesinnten Landsmännern nach England gekommen war und auf späteren verschiedentlichen Reisen nach Deutschland und England sich mit staatsrechtlichen Studien angelegentlichst beschäftigt hatte.

Als Vorbilder für die japanische Verfassung diente den Leitern der hohen Politik vornehmlich die preußische und deutsche Reichsverfassung, daneben wurden jedoch auch die Verfassungen anderer Staaten zu Rate gezogen. Als europäische Mitarbeiter an dem großen nationalen Werke haben sich der Berliner Rechtslehrer Geheimrat von Gneist und der feinsinnige Jurist Lorenz vom Stein hervorragende Dienste erworben.

Einige Punkte der japanischen Verfassung, die von der preußischen wesentlich abweichen, verdienen eine kurze Besprechung.

In § 3 der Verfassung wird dem Oberhaupt des Staates neben der Unverletzlichkeit auch die Heiligkeit zugesprochen. Dieses Attribut berücksichtigt den im Volke herrschenden Glauben von der göttlichen Abstammung der Mikados. Daß sich die Gesetzgeber hier nicht dem europäischen Standpunkt angeschlossen haben, war durchaus richtig, da eine Abweichung von der bisherigen Anschauung das Empfinden aller Kreise des japanischen Volkes aufs tiefste verletzt hätte.

Wichtig ist § 12 der Verfassung, wonach im Unterschied von der deutschen Reichsverfassung der japanische Kaiser für seine

Digitized by Google

Verfügungen über Organisation und Stärke des Landheeres und der Flotte nicht der Mitwirkung des Parlaments bedarf.

Gegen unsere Gesetze und konstitutionellen Gedanken im allgemeinen verstößt am meisten § 68 der japanischen Verfassung, welcher sich als eine bedeutende Beschränkung der Rechte des Parlaments darstellt und der Volksvertretung bei der Aufstellung des Staatsbudgets eine mehr kontrollierende als gesetzgeberische Tätigkeit zuweist. Der Paragraph lautet in deutscher Übertragung:*)

> „Bereits bestehende Ausgaben, welche auf den nach der Verfassung dem Kaiser zustehenden Rechten beruhen oder welche durch gesetzliche Bestimmungen veranlaßt sind, ferner solche Ausgaben, deren Leitung zu den gesetzlichen Verpflichtungen der Regierung gehört, dürfen ohne Mitwirkung der Regierung durch den Reichstag weder abgelehnt noch abgeändert werden."

Einen wichtigen Zusatz gibt § 71 der japanischen Verfassung, in dem es heißt: „Wenn der Reichstag über den Staatshaushaltsetat nicht abgestimmt hat, oder wenn der Staatshaushaltsetat nicht zustande gekommen ist, so hat die Regierung den Haushaltsetat des Vorjahres weiter auszuführen."

[Fortsetzung.]

Religion und Religiosität.

Von Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

Unvermischter Nektar wird keinem Staubgeborenen vom Schicksal dargereicht; im Trank des Lebens ist Bitteres und Süßes enthalten und oft überwiegt das Bittere. Es gibt wohl keinen Menschen, der den schmerzlichen Erfahrungen des Lebens gegenüber sich immer nur als kühler Denker gebärdet und sein Fühlen gänzlich auszuschalten versteht; und gäbe es ein solches

*) Ich zitiere nach Dr. Brunn, Die japanische Verfassungsurkunde Leipzig (Reclamsche Bibl.).

Digitized by Google

Wesen, das nur noch Verstand und Vernunft und gar nicht mehr Herz wäre, wir würden, falls wir es nicht ein Monstrum nennen wollten, es wenigstens als gänzlich „unmusikalisch" bezeichnen müssen, da in ihm die Sprache des Gefühls, die Musik, ertötet wäre. Wo ein gesundes Herz in einer Menschenbrust schlägt, ein Herz, das nicht nur eigenes Leid und eigene Lust fühlt, sondern auch fremdes Leid und fremde Lust zitternd mitempfindet, da ist auch Religiosität vorhanden, das Sichbewußtsein irgend welcher geheimnisvollen Beziehung zum geheimnisvollen Urquell alles Seins, zum Grenzgedanken der Menschheit: zur Gottheit.

Nicht selten wird Religiosität mit Religion verwechselt, und daraus ergeben sich für alle jene, die nur gefühlsmäßig dahinleben und nach Erforschung ihres geistigen Wesens kein Verlangen tragen, allerlei schiefe Auffassungen und falsche Beurteilungen des Verhaltens anderer. Auch der exakte Denker bequemt sich gelegentlich, um allgemein verstanden zu werden, dieser Ungenauigkeit der Umgangssprache an, und so finden wir das Wort Religion oft da gebraucht, wo, streng genommen, nur von Religiosität die Rede sein soll.

Religion ist die geheimnisvolle, noch lange nicht genügend aufgehellte Beziehung des Menschen zum Absoluten, sein Verhältnis zu Gott. In der Religiosität wird dieses Verhältnis rein subjektiv empfunden, ohne daß es zur Ausgestaltung äußerer Formen und Satzungen kommt. Ist diese subjektive Religiosität aber objektiv geworden, bindend für einen kleineren oder größeren Kreis von Menschen (Gemeinde), dann stellt sie auch ihre Satzungen und Gebräuche auf und verwandelt sich in Religion (Kirche).

Die Religionsgeschichte hat sich bemüht, das Entstehen und die Entwickelung der Religion wissenschaftlich aufzuhellen. Man erkannte die Religion als eine psychologische Tatsache, als eine immer wiederkehrende Erscheinung des menschlichen Seelenlebens, fühlte aber zugleich das Bedürfnis, die Philosophie als Helferin herbeizuholen, um mehr und mehr in das rätselhafte Wesen der Religion einzudringen. Doch noch immer ist dies menschliche Mysterium nicht in allen seinen Fasern bloßgelegt, und es herrschen noch die verschiedensten Ansichten auf diesem Gebiete, so daß man noch nicht einmal einig über den Ursprung und die ersten Formen der Religion geworden ist. Einige denken sich noch Fetischismus oder Animismus (Lehre, daß alles beseelt sei) als Urreligion; andere nehmen die Verehrung eines Obergottes,

Digitized by Google

unter dem noch andere, ihm untergeordnete Götter stehen (Henotheismus), als solche an.

Auch die Frage nach der objektiven Wirklichkeit des religiösen Verhältnisses ist noch nicht allgemein entschieden, denn für den Materialismus und radikalen Skeptizismus ist Religion eine Illusion, eine, wie sich Feuerbach ausdrückt, Selbsttäuschung des sein eigenes Wesen in vorgestellten Gottheiten objektivierenden Menschen; auch heute haben wir noch Denker, die in der Religion nur ein aufgehobenes Moment sehen. Wenn sich daraus die Tatsache ergibt, daß philosophisches Denken die Religion weder erzeugen noch ersetzen kann, so ist anderseits ein solches doch kaum zu entbehren, wenn man zu irgend einem abschließenden Urteil über das Wesen der Religion gelangen will.

Religiosität ist nun das persönliche ständige Bewußtsein der völligen Abhängigkeit vom Urgrund alles Seins, von Gott. Wie dieser unerforschliche, unerklärliche Gott auch vorgestellt wird, die Religiosität des Vorstellenden kann in jedem Falle gleich tief und gleich innig sein. Wer sich bei jedem Schritte, den er tut, der Abhängigkeit von Gott und der Verantwortlichkeit vor diesem bewußt ist, wer alles, was ihm widerfährt, sei es Leid, sei es Lust, als Schickung Gottes empfindet und im Ringen nach sittlicher Vollkommenheit dem Willen Gottes zu entsprechen sucht, den werden wir religiös nennen müssen, gleichviel ob er Christ oder Jude, Buddhist oder Mohammedaner ist. Hieraus schon erhellt der wesentliche Unterschied zwischen Religiosität und Religion, und das Streben aller Menschen sollte daher in erster Linie darauf gerichtet sein, im Mitmenschen das religiöse Gefühl zu achten, und, wo es nicht vorhanden ist, zu wecken und zu pflegen. Echte Religiosität hat die Übereinstimmung von Verstand, Gefühl und Willen zur Voraussetzung; sie entzündet im Herzen des von ihr Beseelten allemal das Feuer der Nächstenliebe. Einseitige Verstandespflege auf religiösem Gebiete führt zu Rationalismus oder Dogmatismus; einseitige Gefühlspflege zu Schwärmerei und Pietismus; Einseitigkeit des Willens zu Werkheiligkeit und Fanatismus. Nur wo Verstand, Gefühl und Wille einander die Wage halten und sich im Menschen wirksam vereinen, da sprießt die Blume wahrer Religiosität empor und entfaltet in der Nächstenliebe ihre schönste und duftigste Blüte.

Aller wahren Religion muß Religiosität zugrunde liegen. Ohne diese wird Religion zu einem starren, unfruchtbaren Schema

Digitized by Google

äußerer Formen, die man alle gewissenhaft erfüllen kann, ohne eine Spur von wahrer Religion zu besitzen.

Das bekannte Kaiserwort Wilhelms I.: „Dem Volke soll die Religion erhalten bleiben," wird in seinem tiefsten Sinne erst erfaßt, wenn wir statt Religion Religiosität zu setzen wissen. Bei dem Worte Religion könnte man fragen: Welche Religion soll erhalten werden? die katholische oder die evangelische? — beim Worte Religiosität wäre solche Frage unzulässig, denn es gibt nicht verschiedene Arten von Religiosität, sondern nur eine einzige Art: die echte, unverfälschte, alle Menschen in Liebe umfassende Frömmigkeit.

Nun liegt aber in jedem Keim der Trieb zur Spaltung, in jedem Urbegriff die schlummernde dialektische Entzweiung, in jedem Monismus ein unüberwindlicher Dualismus. Der Religiosität, der Nächstenliebe (Altruismus), steht in jedem Menschenherzen ein stark gewappneter Feind gegenüber: die Selbstsucht (Egoismus). Als unentbehrlich zur Selbsterhaltung ist der Egoismus, das offen zutage Liegende, das in die Augen Springende; um auf die Nächstenliebe zu kommen, muß man schon tiefer graben. Oft kommt sie im Menschen nur zustande aus Bequemlichkeits- oder Nützlichkeitsgründen, als Folge gedankenloser oder gewinnspähender Unterordnung unter die Gebote einer Kirche. Denn jede Religion höherer Stufe heischt mehr oder minder eine gewisse Nächstenliebe als Ergänzung der natürlichen Ichsucht. Eine Spur von Altruismus ist wohl in jedem, selbst dem verworfensten menschlichen Wesen ebenso notwendig enthalten, wie Egoismus; insofern kann man auch sagen, daß jeder Mensch, selbst der schwerste Verbrecher, irgend einen Rest von Religion besitze, wobei wir natürlich von den äußeren Formen und Satzungen der Religion gänzlich absehen. Die heiligen Schriften der Christen und Juden, die Suren des Koran, der Upanischad des Veda mit seinem Tat twam asi („Das bist Du"), sie alle lehren einen mehr oder minder deutlichen Altruismus, indem sie entweder nur den Stammes- und Glaubensgenossen, oder jeden Menschenbruder als unsern Nächsten bezeichnen, dem wir opferfreudige Liebe schuldig sind. Das Schamanentum verlangt nur soviel Selbstentäußerung des einzelnen, als die materielle Erhaltung des Zauberers und Medizinmannes erforderlich macht; das Christentum gebietet Liebe zu jedem menschlichen Wesen. Auf beiden Polen und auf allen Zwischenstufen innerhalb derselben ist Altruismus eine wesentliche Forderung der Religion, und das ist der

Digitized by Google

Grund, daß man Religion und Religiosität so oft miteinander verwechselt, da der religiöse Mensch, gleichviel auf welches Bekenntnis er verpflichtet ist, immer Nächstenliebe im Herzen tragen wird.

Zwischen Ichsucht und Nächstenliebe ist der Mensch mitten hinein gestellt; sein natürliches Leben fordert die Betätigung der Ichsucht, sein geistiges die der Nächstenliebe. Diese Polarität herrscht in allem, was wir menschlich nennen. Die Widersprüche sind mit uns geboren. Wir wissen, meinen und glauben alle beinahe dasselbe; wir sagen es jeder nur mit anderen Worten. Zwischen den scheinbar unversöhnlichsten Widersprüchen liegt oft durchaus kein Abgrund, sondern nur ein Strohhalm, den der Hauch des Geistes leicht davonträgt. Hier lehrt ein Asket die Kreuzigung des Fleisches und die körperliche Selbstvernichtung, um den Frieden des Nirwana zu erlangen; dort predigt ein Priester den dreieinigen Gott und öffnet nur dem den Weg ins Paradies, der das Sühnopfer des Erlösers sich gläubig anzueignen weiß; dort wiederum sagt ein Weisheitslehrer, daß das reale Dasein die Inkarnation der Gottheit und der Weltprozeß die Passionsgeschichte des fleischgewordenen Gottes sei, zugleich der Weg zur Erlösung des im Fleische Gekreuzigten, und daß die Sittlichkeit die Mitarbeit sei an der Abkürzung dieses Leidens- und Erlösungsweges. Hier predigt ein atheistischer Ethiker in gutem Glauben die Seligkeit des Lebens ohne Gott; dort leitet ein sprachen- und sagenforschender Theoretiker die religiösen Vorstellungen sogar aus der Wandelbarkeit der Sprache ab und erklärt sie zuletzt als den überall, wo nur persönliches Bewußtsein herrsche, empfundenen „Druck des Unendlichen". Die buchstabengläubige Einfalt oder der sich in seiner Macht bedroht glaubende Priester bekreuzt sich vor der einen oder anderen „sakrilegen" Lehre; der vorurteilslose Denker, in dessen Brust ein menschenliebendes Herz schlägt und der sich des „Homo sum" allzeit nachsichtig erinnert, wird aber jedem dieser auf durchaus entgegengesetzten Wegen nach demselben Ziele strebenden Erdenpilger, sofern er nur der allgemeinen Nächstenliebe nicht bar ist, Religiosität zuerkennen müssen. Auf jeder Religiosität aber läßt sich Religion aufbauen, wenn nicht die Religion der Gegenwart, so doch die Religion der Zukunft, die deutsche Kirche.

Der Germane hat allzeit ein tiefinnerliches Leben gelebt; er ist religiös stark veranlagt, aber im eifrigen Streben nach Ausgestaltung seiner eigensten Persönlichkeit nur in geringem Maße

Digitized by Google

zur Bildung von Gemeinschaften geeignet. Diese germanische Eigenart bedingt lebhaftes Interesse an den Meinungskämpfen auf religiösem Gebiete, aber auch wenig Geneigtheit, sich den Meinungen von Autoritäten unterzuordnen. Heute tobt heißer denn je der geistige Kampf; die verschiedensten Weltanschauungen sprießen wie Pilze nach einem Regen hervor, und die starren Dogmatiker klagen über zunehmende Gottlosigkeit. Wir sehen aber in diesen Zeichen der Zeit nur eine Frühlingsgewitterstimmung und glauben, daß das deutsche Volk im Lauf dieses noch jungen Jahrhunderts nicht nur politisch, sondern auch religiös mehr und mehr reifen und erstarken werde. Eine gewisse Selbstbestimmung in Glaubenssachen wird man ihm aber vernünftiger- und billigerweise zugestehen müssen. Gewissenszwang wird der Germane des 20. Jahrhunderts ganz sicherlich nicht ertragen. In der Epoche religiösen Ringens und Kämpfens, in die wir eingetreten scheinen, möchte man jedem zur Führerschaft Berufenen die Mahnung ans Herz legen: Sei allzeit eingedenk des Unterschiedes zwischen Religion und Religiosität! Du hast schon Grund, dem Schicksal zu danken, wenn jeder Deutsche sich zum tief religiösen Manne entwickelt, gleichviel welche Stellung er zur objektiven Religion (zur Kirche) einnimmt. Es gibt heute eine sogenannte strenge Richtung, die sich in Kirchlichkeit gar nicht genug tun kann und jedem außerhalb Stehenden, auch wenn er von Religiosität und Nächstenliebe reich beseelt ist, alle Eigenschaften eines Christen eifernd absprechen möchte, und es gibt einseitige eisige Verstandesmenschen, denen Herz und Gemüt verknöchert sind und die für die Seelenverfassung eines naiven heilsbegierigen Katechismuschristen gar kein Verständnis haben und in ihm nur Muckerei oder Heuchelei wittern. Möchte jeder in diesen beiden feindlichen Lagern aller Unduldsamkeit entsagen und da nicht verdammen, wo der religiöse Mensch dem andersgläubigen Menschenbruder die Hände segnend aufs Haupt legt!

Digitized by Google

Der blaue Tag.

Episode aus dem Leben eines modernen Mädchens.

Von Anna Behnisch-Kappstein.

Aga Valerie hatte ihren „blauen" Tag. Das kam so: Morgens beim Erwachen war ihr erster Blick auf eine dunkle, irisierende Vase gefallen, die gegen das Licht gestellt war. Sonst stand sie im Schatten. Und die Sonne hatte in dem Bauch der Vase ein vergißmeinnichtfarbiges Leuchten entfacht, das genau so schimmerte wie der blaue Schein einer Spiritusflamme. Aga Valerie nannte das „ein Erlebnis". Ihre Bedienung, die sie auf das Erlebnis aufmerksam machte, lachte darüber. Aga Valerie hatte vorausgesehen, daß sie lachen würde; aber das schmeichelte sie. Es war ihr eine Bekräftigung, daß sie mehr sah als andere, daß sie eine Individualität war und eine Psyche mit verfeinerten Fühlfäden besaß. Und anknüpfend an den blumenblauen Farbenfleck schossen ihr eine Anzahl Vorstellungsreihen durch den Kopf, die sie zu Papier brachte, nachdem sie aufgestanden und zwei Tassen sehr starken schwarzen Mokka zu sich genommen, aber noch ehe sie sich gewaschen hatte. Sie nannte solche Niederschriften „Impressionen". Es war darin von in Moll klingendem Himmel, sehnsüchtig blühenden Flachsfeldern und einer türkisblauen Glaskugel die Rede, die den musikalischen Himmel und das liebegirrende Feld in ihrem geheimnisvollen Rund spiegelte und die irgendwann und irgendwo in einem stillen Garten voll märchenblauer Einsamkeit gestanden hat. Kundige hätten nachweisen können, daß besagte Glaskugel im Vorgarten des Bürgermeisterhauses, das an der Hauptstraße eines pommerschen Landstädtchens gelegen war, noch heute stand, und daß diese Villa Agathe Valerie Schnerpelecks Elternhaus war. Wenn Aga Valerie, wie sie sich ihren nom de guerre des Wohlklangs und der Pikanterie wegen umgebildet hatte, das aber gerade heraus gesagt hätte, dann hätte die Redaktion der Zeitschrift „Fragmente" ihre Skizze nicht zum Abdruck erworben. Auch die Flachsfelder waren Kindheitserinnerungen, und alles zusammen weckte eine sanfte, elegische, hingebungsvolle, kurz, eine blaue Stimmung in ihr, und sie zog deswegen auch ein lavendelblaues Tuchkleid im Sezessionsstil an, obgleich es eigentlich vorher hätte am Stoß ausgebessert werden müssen. Eine Jauersche mit Kartoffelsalat, die ihr zum zweiten Frühstück gebracht wurde, wies sie entrüstet zurück und bestellte Blumenkohl oder Spargel-

Digitized by Google

köpfe; denn der zarte Geschmack dieser Gemüse löste Nervenschwingungen in ihr aus, die sich mit den durch den blauen Grundton des Tages erregten deckten. Das polnische Stubenmädchen der Damenpension, in der sie lebte, schickte sie zum Gärtner mit dem Auftrag, ihr einen Korb voll loser blauer Blumen, in allen Nuancen der Farbe, harmonisch abgestimmt, zu besorgen. Auf Rechnung; denn das kleine Geld war Aga Valerie gerade ausgegangen. Als die radebrechende Polin ihr aber statt der blauen Hyazinthen, Cillas und Kornblumen knallrote Ranunkeln und safrangelbe Margeriten brachte, bekam sie über den Anblick einen Weinkrampf, und die freiwillig erkorene Heimatlosigkeit, in der ihr solche Mißverständnisse ihrer Wesenheit begegnen konnten, wurde ihr plötzlich zur Qual. Blaue Träume von einem verschwiegenen eigenen Nest voll Verständnisses für die kompliziertesten ihrer Seelenregungen umfingen sie, weiche Gedanken an Geborgenheit und Frieden. Für gewöhnlich dachte sie von der Liebe in glühend roten Farben, denn sie suchte die Leidenschaft, oder in den dunkelvioletten einer großen Trauer. Doch gerade in Dingen der Liebe hielt sie etwas von der Abwechselung. Und der Oberlehrer Gotthold Moldenhus, an den sie seit etlichen Jahren nicht mehr gedacht, fiel ihr ein. Mit ihm hatte sie als halbes Kind die heimatlichen Flachsfelder durchstreift und sich unter blauem Sommerhimmel in der blauen Glaskugel, die so lächerlich verzerrte, gespiegelt; dann hatte er sich, ehe sie nach Berlin ging, einen Korb von ihr geholt, aber keinen bündigen. Klug wie sie war, hatte sie ihn mit der Hoffnung getröstet, daß er in zehn Jahren, wenn sie eine ausgereifte Persönlichkeit geworden sei, noch einmal anfragen dürfe, daß sie ihn sogar selber rufen werde, wenn sie seiner bedürfe. Für das mögliche Scheitern ihrer künstlerischen Bestrebungen hatte sie sich eine Versorgung offen halten wollen. An Versorgung dachte sie heute natürlich nicht im mindesten; denn erstens wurden ihre Gedichte, wenn auch ohne Honorar, gedruckt und ihre Bilder zwar nicht gekauft, aber ausgestellt, und dann lag ihrer augenblicklichen zerfließenden Stimmung auch alle Berechnung weltenfern. Also sie rief den Doktor Moldenhus; doch sie teilte ihre Absicht vorher der befreundeten Zimmernachbarin mit, um zu erfahren, wie die bevorstehende Tatsache ihrer regulärehelichen Verbindung „wirken“ würde. Die Nachbarin war eine russische Studentin der Medizin, rauchte Zigarren, trank viel Bier und kleidete sich einem Mann zum Verwechseln ähnlich; allein sie war soeben durchs Examen gefallen und verlangte nach häuslichem

Digitized by Google

Glück. Deshalb sagte sie mit der objektiven Ruhe des gelehrten Frauenzimmers: „Ich beneide Sie. Aber ich gönne Ihnen Gutes. Depeschieren Sie.“

Aga war entsetzt über den Vorschlag. Sie fand ihn plebejisch. Die Harmonie ihres blauen Tages zerreißen lassen durch den Gewaltakt, den ein Telegramm als jäher Einbruch in die Gedankenwelt eines fremden Individuums immer bedeutet! Sie nahm einen kleinen, bläulich angehauchten Briefbogen und schrieb darauf mit den großen, steilen, anspruchsvollen Buchstaben, die sie sich angewöhnt hatte, seit sie auf den Ruhm lossteuerte, ohne Datum und Anrede: „Ich erwarte Dich. Denn nun will ich Dein sein.“ Dann siegelte sie den Umschlag, einer nie versagenden Kontrastwirkung wegen, in der dunkelvioletten Farbe der großen Trauer, — raunten doch die Unterströme ihres Bewußtseins, daß sie mit dieser Handlung ihre Freiheit einsargte.

* * *

Als der Oberlehrer Gotthold Moldenhus am nächsten Morgen auf dem Wege zur Schule den blauen Brief empfing, war sein erster Eindruck der eines unbestreitbaren Erschreckens; denn auch er hatte seit einer Reihe von Jahren nicht mehr an Agathe Schnerpeleck gedacht. Wenn er sich's ehrlich überlegte, er wußte eigentlich nicht einmal mehr genau, wie sich die Werbung damals zugetragen. War man denn schon so weit gekommen, daß sie ein Recht besaß zu dem vertraulichen Du? Solchen Intimitäten pflegen doch Formalien voranzugehen, und nichts war ihm peinlicher als Exaltationen und Übereilungen. Aber es wird schon seine Ordnung haben, beruhigte er sich; denn die Tochter des Oberhauptes von Werchenstädt wird nichts Inkorrektes tun. Ihre kleinen Überspanntheiten dazumal hatte er als Backfischlaunen genommen, die sich legen würden bei der ernsten Arbeit, der sie in Berlin entgegenging. Von der ersten Enttäuschung abgesehen, war's ihm gar nicht so unlieb gewesen, daß sie hatte etwas lernen und sich wie Ibsens Nora selbst erziehen wollen. Er war immer für Charakterbildung. Und er hätte die Hoffnung auf Agathe wahrscheinlich gepflegt wie ein kostbares Samenkorn, wenn nicht ein neuer Direktor mit einer sehr hübschen, sehr jungen und sehr sittsamen Tochter inzwischen am Werchenstädter Gymnasium angestellt worden wäre. Vorgesetztentöchter muß man stets für begehrenswert halten, wenn man Karriere machen will; zudem gefiel ihm das kleine, runde, blonde Mariechen wirklich recht gut,

Digitized by Google

besonders wenn er sich klar machte, daß Agathe unterdes bedenklich in die Jahre gekommen sein mußte. Noch wog er den diskret parfümierten Brief in der Hand, als Mariechen errötend und mit gesenkten Blicken an ihm vorbeiging, neben sich das Dienstmädchen mit dem Marktkorb. Beide Resultate, die sich daraus ergaben, erstens daß sie eine Frühaufsteherin, und zweitens daß sie mit hausfraulichen Tugenden begabt sei, nahmen ihn aufs neue für sie ein. Aber Gotthold Moldenhus war in jedem Zoll ein Pflichtenmensch. Machte Agathe Anrechte auf ihn geltend, so mußten sie ihr erfüllt werden, ob es ihm gegen den Strich ging oder nicht. Freilich, warten lassen müssen würde er sie ein paar Wochen. Zwischen Oster- und Pfingstferien Urlaub nehmen, ging nicht gut an, er hätte denn einen Krankheits-, wenn nicht gar einen Todesfall vorschieben müssen. Und Gotthold Moldenhus log nie.

So setzte er sich denn an seinen Schreibtisch, nahm einen großen weißen Briefbogen mit Wasserlinien, versah ihn rechts oben genau mit Datum und Adresse und setzte in kalligraphisch schöner Schrift — denn er war in jüngeren Jahren Schreiblehrer gewesen — zu der Anrede an: „Mein hochverehrtes Fräulein!“ Nach dem ersten Wort jedoch hielt er ein. Sein Zartgefühl wollte seine künftige Frau, die so unvorsichtig gewesen, ihm Avancen zu machen, nicht beschämen, und er verbesserte: „Meine teure Agathe!“ Sodann begann er mit einer philosophischen Einleitung über den Wandel der Dinge, wand sich durch zu soliden Versicherungen unwandelbarer Liebe, Treue und Fürsorge, teilte die Höhe seines Jahresgehalts mit und schloß mit der Angabe, daß er zu den Pfingstferien mit dem und dem Zuge eintreffen werde.

Auf diese Epistel erhielt er keine Antwort.

Trotzdem kaufte er Verlobungsringe und eine goldene Uhr; denn seine Mutter hatte von seinem Vater auch eine goldene Uhr zum Verlobungsgeschenk erhalten. Auch ein Rosenbukett, das leider auf Draht gespießt war, nahm er aus Werchenstädt mit nach Berlin, wo es völlig verwelkt ankam. Doch das tat nichts; denn er wurde auf dem Bahnhof von niemand erwartet — zu seinem Befremden. Schnell aber tröstete er sich, es sei taktvoller, daß sie nicht gekommen, das Wiedersehen vor fremden Menschen feiern.

Er leistete seiner Ungeduld einen Taxameter und fuhr nach der Pension. Aber auch dort erwartete ihn niemand. Er konnte

Digitized by Google

nicht einmal recht dahinter kommen, ob seine Braut wirklich da wohnte. Man kannte ihren Namen kaum. Während er noch mit der Zofe parlamentierte, trat von innen ein junger Mann auf den Korridor in Hut und Mantel, eine Aktenmappe unter den Arm geklemmt und die glimmende Zigarre im Munde. Der Oberlehrer fragte wieder nach Fräulein Agathe Schnerpeleck „Ach — die Aga Valerie" — versetzte der Fremde. „Ist vor zwei Tagen verreist."

Moldenhus stutzte über die Intimität. „Das muß ein Irrtum sein," sagte er jedoch höflich. „Fräulein Schnerpeleck erwartet mich."

„Unsinn," entgegnete der Jüngling barsch, dem noch kein Bartflaum auf der Lippe sproßte. „Ich habe doch die Aga Valerie selber an den Zug gebracht."

Das ging dem versetzten Bräutigam doch über die Grenzen des Erlaubten hinaus. Sein Gesicht rötete sich. „Aber mein Herr, ich muß doch sehr bitten . . . Ich wüßte nicht, was Sie berechtigen könnte, die Dame beim Vornamen zu nennen, — aber ich wüßte gern, mit wem ich eigentlich das seltsame Vergnügen habe —"

„Irina Wlaßjewna, stud. med.," sagte lachend die Maskierte, verbeugte sich und lüftete ein wenig den Mantel, unter dem ein derbes dunkles Frauenkleid sichtbar wurde.

Die Überraschung raubte dem Doktor Moldenhus die Fassung. Kaum, daß ihm eine Entschuldigungsphrase einfiel. „Aber vielleicht weiß man in der Pension wenigstens, wann Fräulein Schnerpeleck zurückkehrt," stotterte er verlegen.

Die Studentin zuckte die Achseln. „So etwas läßt sich bei differenzierten Naturen wie Aga Valerie nie vorher angeben. Aber Sie können ja morgen nochmal nachfragen. Ihr erstes Reiseziel war übrigens Dresden."

* * *

Doktor Moldenhus fragte in der Tat am Sonntagmorgen noch einmal nach. Agathe war eingetroffen. Sie empfing ihn, obgleich es entsetzlich regnete und sehr kalt war, in einem lose fließenden weißen Gewande aus durchbrochenem Stoff, durch den glänzende Seide schimmerte. Es war am Saum mit einer schmalen Goldborte verziert und schleppte lang hinter ihr her. Der Oberlehrer hielt es zuerst für ein kostbares Negligee und errötete über ihre Ungeniertheit. Als er aber entdeckte, daß sie

Digitized by Google

Stiefeln dazu trug, ebenfalls weiße, und daß ihre Frisur schon tadellos und sogar mit einer blaßrosa Rose geschmückt war, beruhigte sich sein Schamgefühl, und er bekam einen großen Respekt vor ihrer Arbeitskraft, die ihr die Mittel einbrachte, sich solche Toiletten zu leisten. Ihre Persönlichkeit machte ihm einen unerwarteten Eindruck. So schöne, besondere und zugleich imposante Frauenerscheinungen hatte er bisher nur auf der Bühne gesehen.

„Mein Balder!" rief sie, breitete die Arme aus und schritt auf ihn zu.

Er war so perplex, daß er sich auf die mythologische Beziehung gar nicht so schnell besinnen konnte.

„Gotthold" — sagte er schüchtern. „Sie haben in den Jahren doch nicht vergessen, daß ich Gotthold heiße?"

Sie machte eine abwehrende Geste. „Ich werde dich niemals mit dem Allerweltsnamen nennen. Du hast helle Augen, goldene Haare und ein weißes, leuchtendes Gesicht. Es erquickt meine Phantasie, meinen Sonnengott in dir zu sehen. Ich will dich Balder nennen."

„O Gott," dachte er; der Angstschweiß brach ihm aus, und sein von zu vieler Stubenluft käsiges Gesicht färbte sich wie eine Pfingstrose; „wenn das die Kollegen hören, bin ich unsterblich lächerlich."

Ihre dunklen Blicke ruhten geheimnisvoll auf ihm. „Unsere Liebe wird nicht die Sprache der andern sprechen. Überhaupt nicht soviel sprechen . . . Schweigend sollen unsere Seelen einander ahnend und träumend liebkosen. Nur im Schweigen läßt sich der Sinn des Lebens erkennen. Was hältst du von Maeterlinck?"

„Ich bin Altphilologe und Historiker," entschuldigte sich der Oberlehrer dafür, daß er den Vlamen nur dem Namen nach kannte.

Sie legte ihre schmalen, weißen Finger auf seine fleischige Hand und seufzte resigniert. „Wir werden die Verbindungsbrücken zwischen uns langsam errichten müssen. Erst durch Maeterlinck hindurch kannst du mich ganz verstehen lernen. Aber nimm Platz und bediene dich."

Sie schob ihm ein elegantes Zigarrenetui hin, plauderte weiter mit selbstverständlicher Vertraulichkeit und lächelte ohne Erregung.

Er stand noch immer.

Mit der Miene einer Fürstin wies sie auf eine grünlackierte

Digitized by Google

Sitzgelegenheit, an der alles geradlinig, unbequem und so zerbrechlich war, daß sie überhaupt nicht für ein Wesen von Fleisch und Blut bestimmt zu sein schien, geschweige denn für sein einhundertfünfzigpfündiges Gewicht. Sein Auge irrte verzweifelt von dem Möbel zu dem weißen Kleide. Sie lächelte gütig — überlegen. „Die Reformideen sind dir noch neu, mein Freund."

„Ich dachte nur, Sie — du müßtest bei dem Wetter frieren in dem dünnen Kleide," versetzte er so ungeschickt wie möglich. „Oder ist hier geheizt?"

Sie bewegte ein wenig die Schultern. Es drückte etwas wie Mitleid mit ihm aus. „Solche Äußerlichkeiten pflege ich gar nicht wahrzunehmen, Lieber. Überhaupt wirst du bemerken, daß meine materiellen Bedürfnisse außerordentlich gering sind. Ich bin Vegetarianerin und gehöre einem Frauenbund gegen den Alkohol an; natürlich vertrete ich meine Anschauungen auch praktisch. Ich unterwerfe mich nicht der ewig wechselnden Mode, sondern kleide mich nach meinem eigenen Stil. Ich nasche keine Süßigkeiten und besuche keine Bälle, weil mir der Mensch zuwider ist, sobald er en masse auftritt. Du wirst zugeben müssen, daß du eine sparsame Frau bekommst."

„Aber ist denn so ein feines Gewebe wie deine Toilette nicht gerade etwas sehr Teures?" fragte er unsicher.

Wieder eine überlegene Schulterbewegung, die schon einen Grad Ungeduld ausdrückte. „Ich sagte dir, ich kleide mich nach meinem Stil. Mein einziger Luxus ist, meine Umgebung in Harmonie mit meiner Stimmung zu setzen. Du ahnst nicht, wie sehr der Künstler von dem Milieu beeinflußt wird und wie das Leben erst im Symbole Wert erhält. Alle Lebenswerte sind in Farben auszudrücken. Sonntags trage ich immer weiße Kleider, denn ich sehe den Sonntag weiß, — weiß mit diskreten goldenen Streiflichtern. Deshalb liebe ich die Narzissen als Sonntagsblumen. Heute machte ich eine Ausnahme. Dir zuliebe hab ich die rosa Rose angelegt. Als Übergang. Verstehst du das? Rosa kann der Grundton für das dunkle Violett trauervoller Enttäuschung sein wie für das purpurne Rot des Liebesrausches. Wir müssen abwarten, was die Berührung unserer Individualitäten in uns auslösen wird."

Er wickelte einen Strauß von Maiblumen und dunkelroten Rosen aus dem Seidenpapier, den er am Morgen frisch gekauft und solange vergessen hatte.

Digitized by Google

Sie sah die Rosen traurig an und legte sie beiseite. „Man sieht, daß du Maeterlinck nicht kennst . . . Du würdest weniger voreilig sein in der Sprache der Farben. Die Maiblumen sind mir lieb zum Sonntagsgruß. Weiße Blumen, weiße Kleider, Bücher mit weißen Einbänden und Goldschnitt, weißes Geschirr, von dem ich speise." Sie verschränkte die Arme hinter dem Nackenknoten ihres schwarzen Haares. „Ach, ganz weiße Teppiche und Möbel möcht ich haben in einem Festsaal und weinrote Polster und Vorhänge in einem anderen; mein Boudoir müßte vergißmeinnichtblau hergerichtet sein, und mein Atelier will ich ganz mit blühendem Heliotrop schmücken, denn Schaffen und Schmerzenleiden sind eins." Sie sah, daß auf seinem Gesicht etwas vorging, und deutete es als Kränkung über die ihm widerfahrene Zurücksetzung. „Die Einrichtung der andern Zimmer überlaß ich selbstverständlich ganz deinem Geschmack," lenkte sie ein.

Wenn er nicht gefürchtet hätte, mit seinem maigrünen Hocker Malheur zu haben, wäre er vor der sparsamen Frau in die äußerste Ecke gerückt. „Die Mieten sind teuer in Werchenstädt," begann er schüchtern.

„Ach Gott ja, Werchenstädt," dehnte sie . . . „darüber reden wir ein andermal. Ich denke, du wirst dich versetzen lassen müssen; es wird dir selbst einleuchten, daß du das meinem Künstlertum schuldig bist. Noch kennst du ja keine von meinen Schöpfungen. Aber du kannst dich nachmittag mit meinen Bildermappen unterhalten, und meine Gedichte, die soeben gesammelt herausgekommen sind, lege ich dir dazu."

„Nachmittag — ja bleiben wir denn da nicht zusammen?"

Sie lächelte ihm aus fernen Welten zu. „Der Bund der Edelmenschen begeht seine Frühlingsweihe heute nachmittag. Wir sind noch wenige jetzt. Männer, die sich ganz losgemacht haben von den erniedrigenden Sorgen um Beruf und Familie, von Ehrgeiz und Geldgier, Sucher nach dem Unbewußten, einzig Wahren, Propheten einer neuen Religion des All-Ichs, denen jedes Hälmchen im Grase und jedes Steinchen am Wege so heilig ist wie ihr eigenes erhabenstes Denken . . . Frauen, die das „neue Weib" repräsentieren, — deren geistiger Mittelpunkt, nebenbei bemerkt, ich bin; deshalb kann ich nicht fehlen — Frauen, die sich ihrer Weibheit mit Stolz bewußt geworden sind und sehnsüchtig sie zu erfüllen als den Endzweck allen Lebens . . ."

Bisher hatte sich Doktor Moldenhus immer für einen leidlich gebildeten Menschen gehalten. Heute kam er sich nicht nur unsagbar

Digitized by Google

rückständig vor, sondern auch beinahe unbefähigt, Agas mystischen Gedankengängen zu folgen. Besonders was sie mit der Erfüllung der Weibheit meinen konnte, blieb ihm total verschleiert. Er konnte doch nicht annehmen, daß eine junge Dame aus gutem Hause, eine Dame, die er, — Oberlehrer Doktor Gotthold Moldenhus aus Werchenstädt, Ordinarius der Tertia, Stadtverordneter und Kirchenrat, Waisenvater und Mitglied des Vereins zur Hebung der Sittlichkeit, — seine Braut nannte . . . Die Situation wurde ihm dennoch peinlich.

„Was hast du eigentlich in Dresden gemacht, Agathe?" lenkte er ab.

Sie schaute mit einem visionären Blick an die Decke. „Ich mußte die Sixtina wiedersehen!" stieß sie heraus. „Es kommt manchmal so über mich, daß ich ohne eine Offenbarung höchster Kunst keinen Tag länger leben könnte. Oder ich muß Urlaute der Natur hören, — ich ersticke sonst. Ich bin einmal an einem schweren schwülen Tage voller aschgrauer Nebel, in die sich Regengüsse mischten und aufblitzende Sonnenfunken, von Kufstein durchs Kaisertal gewandert. In den Tannen stöhnte der Sturm wie ein hungriges Raubtier, die Wasserstrahlen im übervollen Sparchenbach zischten wie Schlangen und hoch oben schrie ein Geier. Da warf ich mich zwischen die Baumstämme und schrie mit ihm und den Wassern und dem Sturme, und es ward ein Lied von der Qual der Kreatur. Über mir aber standen zwei alte Lärchen im Schutz einer verwitterten Felswand, die regten keine Nadel und schwiegen — schwiegen . . . Sie sahen mich an wie Götter der Vorzeit. Siehst du, diese Lärchen vergeß ich nie, und ich fühle schon, wie die Stunde kommen wird, da ich sie wiedersehen muß . . ."

„Dann steigst du einfach in den Münchener D-Zug und fährst ins Inntal?" fragte er, mutiger, weil die Poesie ihrer Worte sich ihm hinter der humoristischen Vorstellung verflüchtigte, wie ihr Reiseanzug ausgesehen haben mochte, nachdem sie ihn auf dem von Regengüssen aufgeweichten Boden gewälzt.

„Natürlich," sagte sie naiv.

„Und wenn" — er konnte nicht anders, er mußte dahinterkommen, ob sie den einzig möglichen Sinn, den er ihrer vorherigen Rede geben konnte, selbst hineinlegte, — „zum Beispiel die Pflichten, die dir aus der ‚Erfüllung deiner Weibheit' erwachsen könnten, dich festhielten?"

Digitized by Google

„Kann es höhere Pflichten geben als die, sich auszuleben?“ fragte sie impulsiv zurück. „Nietzsche ist dir wohl auch unbekannt geblieben?“

„Am Ende wäre es auch deine Pflicht gewesen, deinen Bräutigam zu erwarten, statt in Dresdener Kunstgenüssen zu schwelgen,“ dozierte er abschweifend.

„Aber wir haben uns doch heute,“ erwiderte sie liebenswürdig. „Was liegt an Tag und Stunde, wo es gilt, zeitlose Werte zu genießen! Zudem — daß ich mir gerade bei der Madonna die Weihestimmung für unser Wiedersehen holte, steht das in keinem Zusammenhang mit dem Schicksal, das uns verbinden soll?“ fragte sie halb träumerisch, halb neckend, und in ihre Augen trat ein Feuer.

„Also doch,“ dachte er, „das neue Weib, das es nicht erwarten kann, die Schleier fallen zu lassen.“ Ihm wurde angst und bange. Das konnte nett werden auf den Kaffeekränzchen der Werchenstädter Gymnasiallehrersfrauen.

Ihre Blicke glühten fort. „Balder!“ flüsterte sie. Ihr Atem ging heftiger.

Er fühlte, daß er sich unglaublich dumm benahm. „Wenn sie mich doch wegschicken wollte!“ durchfuhr es ihn. „Sagen, daß ich ein Narr, ein Philister, ein Trottel bin, der nicht zugreift, wo er die Fülle haben könnte. Ich ginge ja gern . . .“ Ihre Augen forderten, befahlen . . . „Ich bliebe auch gern, wenn ich nur Kurage hätte . . . Mir ist, als könnt ich's niemals wagen, dieses seltsame verstiegene und doch faszinierende Geschöpf zu küssen . . .“

Da stand sie nachlässig auf. „Ich will meine Bilder holen;“ aber sie sagte nicht, daß er gehen sollte. „Was sie nur an mir haben mag?“ Sein Selbstgefühl hob sich wieder.

„Und zu den Edelmenschen darf ich dich nicht begleiten?“

„Nicht zu ihren Weihefesten. Ein Jahr der Prüfung für die ‚Strebenden‘ geht voran, bis sie in den Ring der Edelmenschen aufgenommen werden. Aber eine Stunde hab' ich noch für dich, mein Freund. Sieh, das Wetter klärt sich. Wir könnten spazieren gehen. Ach du, — in den Wald, komm schnell! Mich überkommt eine wahnsinnige Lust, mich in eine Wiese voll Butterblumen zu legen!“

„Ist es gleich Wahnsinn, hat es doch Methode —“ schoß es ihm durch den Kopf; denn seinen Shakespeare kannte er besser als die moderne Literatur. „Sie hat augenscheinlich eine Vorliebe

Digitized by Google

für Pfützen und Sumpfboden;" aber er war viel zu gutartig, um einen eigenen Gedanken bildlich auszudeuten.

Da wurde Besuch gemeldet. Es war ein zweiter Edelmensch in zu kurzen und zu weiten Beinkleidern, patinagrüner Weste, die bis dicht an den überhohen Kragen schloß — und vielleicht ein nicht ganz sauberes Hemd zu verbergen hatte (dachte Moldenhus) — und die von einer etwas zerknautschten dunkelroten überlebensgroßen Krawatte halb verdeckt wurde. Man sah ihm auf den ersten Blick an, daß auch er sich nur von Blumenkohl, Mohrrüben und Selterwasser nährte. Seine Augen rollten, und seine mageren Hände arbeiteten nervös.

„Ich muß dich bitten, uns allein zu lassen, Freund," sagte Aga Valerie sehr sanft. „Was zwei Edelmenschen in den letzten drei Stunden vor einem Weihefest miteinander reden, darf kein Dritter vernehmen, der die Weihen noch nicht empfing. Für heut abend aber steht dir ein besonderer Genuß bevor, zu dem ich dich bitte, mein Gast zu sein. Erstens wirst du mich Beethoven spielen hören —"

„Mein Gott, musikalisch bist du auch?"

„Ich bilde mir ein, ein Vollmensch zu sein," antwortete sie bescheiden. „Und zweitens wirst du einen Kreis kennen lernen, der dich sozial aufs wärmste interessieren muß, wenn du ein Menschenfreund bist."

„Aber es wäre doch angemessener, wenn ich heute abend den Wirt spielen dürfte, liebe Agathe . . ."

Sie lächelte gleichgültig. „Gott, wenn du an solchen Formen hängst . . . ich lasse dir gern das Vergnügen. Überhaupt freut es dich vielleicht, mir ein paar kleine Äußerlichkeiten, die ich zu ordnen habe, abzunehmen. Männer finden Befriedigung an solchen Ritterdiensten. Und ich selbst bin so zerstreut, auch wohl ein bißchen unpraktisch."

„Natürlich hast du über mich zu verfügen, wenn ich dir dienen kann."

„Danke, darling. Ich will dir für morgen ein paar Besorgungen notieren, die du freundlichst übernehmen kannst. Jetzt aber addio. Und auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen!" echote er, ergriff Hut und Handschuhe, steckte aber den Kopf noch einmal durch die Tür, als er schon draußen war, und tuschelte, seine ganze Würde zusammennehmend: „Eins aber bitt ich mir aus, Agathe: Edelmenschen, von deren Unterhaltung mit dir ich ausgeschlossen bleibe, wünsche ich weder

Digitized by Google

heute abend noch sonst wieder in deiner Gesellschaft zu sehen."

Sie warf ihm eine Kußhand zu. „Eifersucht, Liebster, ist eine Eigenschaft, die großen Seelen nicht ansteht." Dann empfing sie von dem männlichen Exemplar der Edelmenschen, das inzwischen sehr graziös auf dem englischen Hocker balanziert hatte, den Bruderkuß auf ihre Jungfrauenstirn. Sie vergaß darüber die Butterblumenwiese.

* * *

Doktor Moldenhus hatte Agathes Skizzenmappen durchblättert, hier eine merkwürdig tief empfundene und besonders geschaute Landschaft ehrlich bewundert, da über blaue Bäume, rotes Gras und veilchenfarbene Erde den Kopf geschüttelt und bei den von ihr entworfenen Illustrationen zu ihren eigenen Gedichten sich nicht des Vergleichs erwehren können, daß die maßlose Phantasie der Künstlerin die fliegenden Haare und Fischschwänze der stilisierten Tier- und Menschenleiber zu Knäueln von Regenwürmern ausgestaltet habe, die über das Papier krochen. Dann vertiefte er sich in die Gedichte selbst, auf deren Umschlag ein halbnacktes Weib mit wirrem Haar und fieberischen Augen seine ernsteste Mißbilligung erregt haben würde, wenn selbige Frauengestalt nicht so jammerbar schwindsüchtig ausgesehen hätte, als solle sie sogleich in die Charitee eingeliefert werden. Er wußte noch nicht, daß die Schlankheit des Makkaronifadens und möglichste Eckigkeit der Gliedmaßen der begehrte „präraffaelitische" Typ der modernen Frauen war, und meinte, da Agathe schon einmal von sozialen Interessen gesprochen, daß er Lieder des Mitleids und der Barmherzigkeit vor sich habe, deren Wirkung durch das rührende Bild des Elends auf dem Titelblatt verstärkt werden solle. Er mußte sich auch erst eine ganze Weile einlesen, ehe er sich von seinem Irrtum überzeugte; denn so leicht ging ihm der Sinn dieser freien Rhythmen und Verse nicht auf. Jedenfalls sträubte er sich, ihn sich anzueignen, als er ihm dämmerte. Erst als die Dichterin ganz unverblümt ihrer Jugend harrende Reize pries und sie anschaulich detaillierte, indem sie ihren roten Mund, ihre Lilienarme und ihre weißen Schultern besang, als sich Glut und Blut zum Überdruß häufig reimten, als halbe Seiten voll Gedankenpunkte vieldeutigen Wendungen erst die rechte Auslegung gaben, so daß kein Geheimnis ihrer „Weibheit" mehr zu raten übrig blieb, warf er das Buch mit einem Donnerwetter in die Ecke und wusch sich die Hände.

Digitized by Google

Dann beschloß er unverzüglich abzureisen und für Aga Valerie spurenlos in den Schatten der Vergessenheit unterzutauchen, ohne die geringsten Ansprüche zu erheben, sich jemals den Ring der Edelmenschen näher zu besehen. Aber ihm schwante Schlimmes: wenn Agas differenzierte Natur plötzlich das unwiderstehliche Bedürfnis verspürte, irgend eine Planke an irgend einem Bretterzaun in Werchenstädt wiederzusehen, dann könnte sie morgen dort auftauchen, den flüchtigen Bräutigam zurückfordern oder ihn in seiner Stellung unmöglich machen.

Auch regte sich in ihm die Menschenfreundlichkeit. Aga war ihm durchaus als Dame begegnet in Auftreten und Manieren, sogar als vornehme Dame. Augenscheinlich liebte sie ihn auch; denn warum hatte sie ihn erst gerufen oder wenigstens nicht wieder gehen geheißen? Er durfte nicht die Person mit der Sache, auch nicht die Künstlerin mit dem Menschen verwechseln, und wenn er ein guter Schulmeister sein wollte, so mußte er mit Nachsicht und Geduld ihre verderbten Instinkte auf gesunde Bahnen zurückzuführen streben, ihre Launen meistern und sie als seine Gefährtin zum Edelmenschen in seinem Sinne erziehen.

Mit diesen guten Vorsätzen begab er sich abends wieder in die Pension. Im Salon brannten nur Kerzen unter rötlichen Schirmchen; der Duft von Narzissen, die in unzähligen Vasen und Schalen steckten und lose auf den Tischen lagen, betäubte fast. Aga saß in ihrem weißen Kleide, dessen Schleppe sehr schmutzig geworden war, jetzt mit aufgelösten Haaren am Flügel und intonierte eine Beethovensche Sonate. Im anstoßenden Speisesaal, wo die Gaskrone summte und große Büschel Feldblumen in hohen Gläsern blühten, war ein kaltes Büfett errichtet. Feine Fleischsalate, Fischmayonnaisen, Kaviarbrötchen und Appetitbissen aller Art warteten auf weißen, goldgeränderten Platten neben Fruchttorten und süßen Gelees. Italienische Kirschen, Knackmandeln und erlesene Konfitüren füllten breite Silberschalen. Grüne Kelche mit schlankem Fuß standen bereit; zwischen Eisstücken duftete lieblich und lockend eine Maibowle. Rings an den Wänden hatte Aga ihre Zeichnungen und Aquarelle aufgestellt, und auf kleinen Tischen lagen Mappen mit Holzschnitten nach Böcklin und Gedichtbände, deren Titel durch die Stilisierung der Buchstaben unlesbar waren. Noch war kein Gast zu sehen.

Endlich erschien der erste, ein vierschrötiger Mann in kurzer Joppe und schiefsitzender Mütze, mit blauroten, verschrammten Händen. Ein zweiter folgte; er trug einen blankgescheuerten

Digitized by Google

Bratenrock und einen vorsintflutlichen Zylinder und fiel durch seinen Stiernacken auf. Den dritten hätte man für einen Riesen aus dem Panoptikum halten können; der Garderobe nach war er der reduzierteste von allen. Als ein halbes Dutzend solcher Recken beisammen waren, die verlegen herumstanden und begehrlich den Waldmeisterduft einsogen, begann Aga Valerie zu spielen. Die Blicke ihres Publikums drückten unterdessen weniger Verständnis für den unglücklichen Tondichter als für die lockeren Gerichte auf dem Büfett aus. Als die letzten Akkorde verklungen waren, begab sich die Spielerin zu ihren Gästen.

Sie hatte jetzt etwas Diakonissenhaftes im Wesen. „Hat euch die göttliche Kunst erhoben, meine Freunde?"

Verständnisloses Schweigen.

„Wünscht ihr vielleicht euren Hunger und Durst zu stillen, ehe ich euch ein Lied von Schubert singe?"

Da nickten sie verständnisinnig.

„Womit darf ich euch bedienen? Tee, Maibowle, Selterwasser? Auch Pomeril ist vorhanden, wenn euch danach gelüstet."

„Kann ik nich 'ne ‚Weiße mit Strippe' haben?" fragte der Riese bescheiden.

Jetzt war die Verständnislosigkeit auf Agas Seite. Fragend blickte sie auf den Oberlehrer.

Der kannte zwar die Weiße, aber nicht die Strippe; denn er war kein Berliner. Erregt zog er Aga beiseite. „Was für Gesindel hast du dir eingeladen?"

Sie legte den feinen Kopf auf die Seite.

„Ich bitte dich, deine Ausdrücke zu mäßigen, mein Lieber. Die Idee zu diesem Gastmahl ward mir von meinem unbegrenzten Wohlwollen für alles Leidende und Unterdrückte eingegeben. Zu Ostern zogen wir nämlich um — d. h. die Pensionsinhaberin. Und ich mußte mit diesen meinen Augen zusehen und es dulden, daß die Sachen, die ich benutze, die mir dienen, die schweren Schränke und Tische, von meinen Menschenbrüdern auf ihren Schultern geschleppt wurden. Ich sah die Schweißtropfen der Geknechteten perlen, ich sah sie sich die Finger blutig reißen und ihren Rücken sich krümmen, und der Anblick wurde mir zur bitteren Anklage, daß ich genieße und sie arbeiten."

„Ja, wurden sie denn nicht bezahlt für ihre Dienste?"

„Als ob Knechtsdienste mit Geld abzulohnen wären! Als ob ihr gepeinigtes Menschentum sich dadurch erhöbe! Ich aber

Digitized by Google

gelobte mir, an meinem Teil gut zu machen, was die Menschheit an ihnen gesündigt. Ich wollte ihnen eine Stunde bereiten, da sie sich durch die Offenbarungen höchster Kunst und die edelsten Genüsse ästhetischer Lebensverfeinerung zu ihrer Menschenwürde zurückfinden sollen. Deshalb lud ich sie zu diesem Abend. Leider sind nur weniger meine Bitte gefolgt . . ."

Der Lehrer lachte hell auf, so sehr er sich zu „mäßigen" strebte. „Von ihrem Standpunkt aus wundert's mich einzig, daß sie nicht einen Schutzmann mitgebracht haben, der dich in sicheres Gewahrsam nimmt, nachdem sie sich sattgegessen haben. Weißbier mit Strippe und ein ordentlicher Skat bedeuten ihnen wahrscheinlich mehr Lebensgenuß als Schubert und Beethoven und Wagner zusammen, und einen tüchtigen Schweinebraten werden sie besser zu würdigen wissen als deine Mohnblätter von Appetitbrötchen. Im übrigen, Agathe, weißt du wohl nicht, daß ein kräftiger Lastträger in der Saison in einem Tage mehr verdient als ein Gymnasiallehrer in einer Woche? Also rate ich dir, deine Sentimentalitäten empfänglicheren und bedürftigeren Gemütern zuzuwenden."

Agas Blicke funkelten. „Gotthold Moldenhus, — nach dieser deiner Auslassung trennen sich unsere Wege. Nie werden sich die Brücken des Verständnisses zwischen uns errichten lassen. Ja, wenn du Maeterlinck gelesen hättest . . ." Langsam füllten sich ihre Augen mit Tränen. Sie schritt in ihr Kabinett — Moldenhus fürchtete sekundenlang, sie wolle sich ein Leids antun —, doch sie hatte nur einen großen leichten Mantel von dunkelvioletter Seide über ihr weißes Kleid geworfen, weil sie das unabweisbare Bedürfnis empfunden hatte, ihre Erscheinung in Einklang mit ihrer Stimmung der großen Trauer zu bringen.

Um so leichteren Herzens ging Moldenhus . . .

Die Möbelleute hatten sich inzwischen die Situation zunutze gemacht, die Bowle in mitgebrachte leere Flaschen gefüllt, die Speisen in Zeitungspapier gewickelt und alles in ihren unergründlichen Taschen versenkt. Daheim wollten sie sich mit Frau und Kindern gütlich tun. Als Agathe wieder zum Vorschein kam, meinte der Riese: „Fräulein, wir möchten uns jern die Fieße noch een bisken vertreten. Lassen Se uns man wieder jehn."

Sie ließ alles geschehen . . . Auch als die Pensionsinhaberin in den Salon kam und den von den schweren Stiefeln total ruinierten Parkettboden besichtigte, das zerbrochene Geschirr und die weinfleckigen Servietten durchsah und ihren Ärger in sehr hef-

Digitized by Google

tigen Worten Luft machte, schwieg Aga. Sie beschloß nur, am andern Morgen ihr Zimmer zu räumen, schrieb am Abend lange und kramte bis in die Nacht in ihren Papieren.

* * *

Dem Oberlehrer gingen nächsten Tages die angekündigten Notizen zu. Sie enthielten mehrere unbezahlte Kleiderrechnungen, und er belehrte sich daraus, welche Künstlerhonorare eine gute Reformschneiderin fordern darf, — eine Aufstellung der Geschäfte, aus denen die Einzelheiten für die gestrige Soiree auf Rechnung entnommen waren, die Forderung der Pensionsvorsteherin über vier Monate Logis und Kost, die Bitte, beim Gärtner H. 36,50 Mk. für gelieferte lose Blumen zu bezahlen, und, last not least — eine unbeglichene Kostenaufstellung von Agas Verleger über die Drucklegung ihrer Gedichte, die sie — laut Kontrakt — selber zu tragen übernommen.

Doktor Gotthold Moldenhus war in jedem Zoll ein Pflichtenmensch, und da er nie log, entledigte er sich blutenden Herzens und schlotternden Beutels auch seines Versprechens, seiner verflossenen Braut die kleinen Dienste zu leisten. Er gratulierte sich nur dazu, daß er die goldenen Ringe und die schöne Uhr noch unausgewickelt in der Brusttasche trug. Auch Aga Valeries Gedichtband hatte er zurückbehalten; leider konnte er ihn nicht gleich den Schmucksachen nach seiner Rückkehr für Direktors Mariechen verwenden, an die er nach den Ferienerlebnissen mit doppelter Wärme dachte. Er war doch gar zu vorgeschritten als Lektüre für die künftige Frau Doktor Moldenhus . . .

Während der Fahrt beschäftigte sich der Lehrer mit Maeterlinck und Nietzsche und freute sich im stillen, daß er nie das Schicksal großer Geister teilen würde, von unklaren Menschen mißverstanden zu werden.

Digitized by Google

Die amerikanische Gefahr.*)

Von Fred. R. Minuth (North Braddock, Pa., U. S. A.).

Die Zeiten, in welchen man den Amerikaner entweder als Halbwilden oder als komische Figur zu betrachten gewohnt war, sind jäh entschwunden. Vor den staunenden Blicken der alten Welt, die ihre Führerrolle in der Kulturmission der Menschheit für unerschütterlich hielt, steht ein junger, gewaltiger Riese, der lächelnden Antlitzes Kolosse bewegt, Traditionen auslöscht, Kulturen umwertet und Länder erobert, ohne einen Schuß zu tun.

Und als das erste Staunen ob dieser Erscheinung überwunden, da kommt über die Völker Europas ein bänglich Gefühl böser Ahnungen, und ein Geschrei hebt an, um Rettung vor der „amerikanischen Gefahr". Die einen machen die merkwürdigsten Vorschläge zur Selbsthilfe, die anderen sind völlig ratlos und fordern Hilfe von der Regierung. Aber die Regierung ist dieser Gefahr gegenüber gerade so hilflos, als das schreiende Volk; die Geschicke der Völker Europas ruhen in den Händen weltfremder Leute: keiner von ihnen hat Verständnis für das pulsierende Leben der Völker, seine Fortentwickelung, seinen Konkurrenzkampf. Schemamenschen sind es — Theoretiker, Bureaukraten, Soldaten; alles Leute, die nach der Schablone gedrillt sind, an toten Formalien kleben und ratlos werden, sobald Pandekten und Exerzierreglement versagen. — Daß für den Werdegang im Leben der Völker die Naturerkenntnis und die praktische Verwertung der auf diesem Gebiet errungenen Siege die grundlegenden Faktoren sind, fiel keinem der Volksregierer ein. Anstatt in erster Linie mit diesen Fragen ernstlich sich zu beschäftigen, wie es ihre Pflicht war, warfen sie sich zu Schützern eines bildungsfeindlichen Klerus und der von diesem in die Welt gesetzten vernunftverhöhnenden Dogmen auf; während das durch Irrung und Lüge „in der Furcht des Herrn" gehaltene Volk im rohen Materialismus und in kleinlichem Gezänk untereinander dahinvegetierte, ohne zu ahnen, daß gewaltige nationale Interessen, ja Lebensfragen auf dem Spiele stehen.

*) Ich gebe diesem starken und berechtigten Widerspruch erregenden Aufsatze Raum, weil er, trotz aller Übertreibungen, Schiefheiten und Irrtümern, manches enthält, was der Beherzigung wert ist. D. H.

Digitized by Google

Sehende gab und gibt es auch in der alten Welt; wenn sie aber ihre Stimme erhoben, dann wurden sie von der bezopften Zunft der weltlichen und geistlichen Machthaber als Revolutionäre behandelt, oder — wo es sich irgend tun ließ — totgeschwiegen. Das Ohr des Fürsten hat wohl keine dieser Stimmen erreicht; denn die chinesische Mauer der Höflinge ist dick und die Presse versagt. Teils lebt sie in feiger Furcht vor dem Staatsanwalt und Abonnentenschwund, teils liegt sie vor dem Mammon auf dem Bauche.*)

Erst als die Gefahr ins Fenster schaute, erkannte man in der alten Welt, daß etwas versäumt wurde, und diese Erkenntnis raubte vielen Ruhe und Überlegung gerade in dem Augenblick, da sie beides so sehr nötig hatten.

Der junge, mächtige Riese aber steht mit verschränkten Armen da und schaut lächelnd herab auf die Neunmalweisen, die ihn so oft verspottet haben und die sich nun nicht anders zu helfen wissen, als, unter Preisgebung ihres Selbstbewußtseins und Mißachtung ihrer zweitausendjährigen Kultur, in die Lehre zu gehen bei dem Jüngling unter den Völkern.

Vor wenig mehr als hundert Jahren waren die Vereinigten Staaten von Amerika ein unerschlossenes und zum Teil verwüstetes Land, das nicht nur unter den Nachwehen des Unabhängigkeitskrieges, sondern auch durch innere Zwistigkeiten schwer zu leiden hatte; — ein Land, welches um seine Existenz bangte, das sich wiederholt bittend an europäische Höfe um Anknüpfung von Handelsbeziehungen wandte und das in bezug auf industrielle Erzeugnisse von Europa abhängig war.

Seitdem hat das Bild sich wesentlich geändert. Wohl braucht das Volk der Vereinigten Staaten auch heute noch Handelsbeziehungen mit überseeischen Ländern; aber das Bitten hat Onkel Sam verlernt. — Intelligenz, Energie und eine niemals rastende, immer freudig wirkende Schaffenskraft, unterstützt von einem scharf kalkulierenden, kühn disponierenden Geist und schier unerschöpflichen pekuniären Mitteln, haben in diesem Lande einen industriellen und merkantilen Machtfaktor geschaffen, dessen Vordringen in die Länder fremder Nationen nicht mehr aufzuhalten ist.

Ganz Europa starrt in Waffen und dennoch ist es hilflos gegenüber der Invasion seitens der Vereinigten Staaten, die sich in aller Stille, aber rastlos fortschreitend vollzieht.

---

*) Große Uebertreibung. D. H.

Digitized by Google

Wenig mehr als ein Dezennium ist vergangen, seit die Vereinigten Staaten im Kampfe um die wirtschaftliche Weltherrschaft aus der Defensive heraustraten, und die Siege, die Amerika in dieser kurzen Zeit errungen, geben zu denken.

Ein großer Teil der englischen Handelsmarine ist dem amerikanischen Einfluß subordiniert worden. Die beiden größten Schifffahrtsgesellschaften der Erde, der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerika-Paketfahrt-Aktiengesellschaft, haben einem „Vertragsverhältnis" mit den Vertretern der Rockefeller-Gruppe nicht ausweichen können. Die ganze Tabaksproduktion der Türkei ist amerikanischen Händlern verfallen. Ein sehr beträchtlicher Teil der deutschen Tabaksindustrie und des deutschen Tabakhandels steht unter der Kontrolle amerikanischen Kapitals. Die deutsche Kaliindustrie befindet sich in den Händen von Amerikanern. Die führenden deutschen Elektrizitätsgesellschaften haben vor dem amerikanischen Mammon die Segel gestrichen. Die Standard Oil Company, die erste und mächtigste Gründung des einstigen Hausierers John Rockefeller, hat nahezu den gesamten Petroleumhandel Europas monopolisiert. Die Absicht Rockefellers, das Weltmonopol in Petroleum zu erringen, wird sich infolge der Weltfremdheit der deutschen Volksregierer in absehbarer Zeit erfüllen. Im Jahre 1895 bot sich der deutschen Reichsregierung eine ausgezeichnete Gelegenheit, mit Hilfe der damals noch freien pennsylvanischen Petroleumquellen dem Eindringen Rockefellers in Europa nicht nur Halt zu gebieten, sondern Deutschland hätte den amerikanischen Petroleumkönig sogar zu Fall bringen können, wenn die deutschen Minister in praktischen Fragen nicht so unglaublich . . . harmlos waren. Wie Rockefeller zu Fall kommen mußte, zeigt der tüchtige Amerikakenner Theodor Duimchen in seinem Werk: Die Trusts und die Zukunft der Kulturmenschheit (Kulturprobleme der Gegenwart, Verlag von Johannes Räde-Berlin W.) in unantastbarer Beweisführung. Nachdem diese einzige Gelegenheit zur Befreiung Europas von einem sehr bedrohlichen Monopol durch die deutschen Volksregierer verpaßt worden, hat Rockefeller freie Hand auf der ganzen Linie; denn die einzigen noch in Betracht kommenden Petroleumquellen sind die russischen in Baku und diese kontrolliert Rockefeller bereits, denn Rothschild ist nur ein Rockefellerscher Strohmann.

In den Vereinigten Staaten werden jährlich über 1000 Millionen Mark für neue Unternehmen disponibel.

Digitized by Google

Mit anderen Worten: amerikanische Kapitalisten haben jährlich 1000 Millionen Mark für den Ankauf der beſtzinslichen Erwerbsquellen zur Verfügung. Und dieſes Kapital wächſt in quadratiſcher Progreſſion. Welche Konſequenzen ſich hieraus ergeben, iſt nicht allzuſchwer zu folgern.

Wer beſitzt Deutſchland, wenn ſeine beſten Induſtriepapiere im Beſitz von Nichtdeutſchen ſind; wenn die deutſche Arbeiterarmee, trotz ihres Verbleibens im Lande, in fremden Dienſten ſteht; wenn Nichtdeutſche den deutſchen Grund und Boden bis zur Tragfähigkeit mit Hypotheken belaſtet haben, — wer beſitzt Deutſchland dann?

Und noch mehr: wer regiert Deutſchland, wenn ſein Geldmarkt, ſeine Induſtrie und ſeine Landwirtſchaft in der Hauptſache von Nichtdeutſchen abhängig ſind? — Wer regiert Deutſchland, wenn die nichtdeutſchen Inhaber der deutſchen Induſtriepapiere eine rigoroſe Lohnreduktion oder eine Maſſenausſperrung dekretieren und die internationalen Börſianer eine Brot- und Fleiſchnot über Deutſchland verhängen, gegen welche diejenige in den letzten Jahren die reine Spielerei iſt? Wer regiert Deutſchland dann, wenn das Volk am eigenen Leibe erkennt, daß es der Raubwirtſchaft des internationalen Mammons überantwortet wurde? Wer regiert Deutſchland, wenn die Vertreter des vaterlandsloſen Mammons die von ihnen künſtlich gezüchtete Volkswut mit Hilfe der Sozialdemokratie gegen die Regierung ausſpielen? — Wer regiert dann? — Der Amtsvorſteher nicht; — der Landrat auch nicht; — der Oberpräſident ebenfalls nicht; — auch die Miniſter regieren dann nicht mehr; — ſelbſt der Kaiſer hat aufgehört zu regieren, — — dann regiert der Mammonismus! —

Die Herren von der Militärpartei werden bei dieſen Ausführungen gar überlegen lächeln. Für ſie iſt die Armee eben das non plus ultra aller Staatsweisheit. Aber es könnte nachgewieſen werden, daß einmal dieſes Stützen auf die Armee ein ganz verzweifelt ſchlechtes Zeugnis für einen Volksregierer iſt, und ferner, daß der Mammon ſchon recht oft ſtärker war als das Pflichtgefühl — inſonderheit bei einem durch Hunger und Bedrückung empörten Volke.

Geradezu unverſtändlich iſt es, wie im Deutſchen Reiche vor wenigen Jahren ein neues Geſetz paſſieren konnte, das der Mammonsgewalt Tür und Tor öffnet, anſtatt dieſem Machtfaktor Zügel anzulegen. Dieſes Geſetz ſchützt nur den wirtſchaftlich Starken, während es den wirtſchaftlich Schwachen ſeinem Gläubiger

Digitized by Google

auf Gnade und Ungnade überantwortet. Dieses Gesetz könnte sich einmal schwer rächen an denjenigen, die es machten, und an denjenigen, die es durchführen und beschützen. Daß der Mammon selbst vor der größten Nichtswürdigkeit nicht zurückschreckt, haben wir beim Burenkriege erlebt. Warum sollte er nicht rauben und plündern, wenn ihm das Gesetz zur Seite steht? — Den Anfang hat er ja auch schon gemacht. Leider sehen es viele nicht. Und diejenigen, die es sehen, sind ohnmächtig; sie müssen still halten und es geschehen lassen, daß ein moderner Napoleon Deutschland, ja Europa unterjocht. — Viele Milliarden sind ausgegeben für Magazingewehre, Schnellfeuerkanonen und Kavallerie; aber diese Waffen sind vom Gegner über Nacht zu den unbrauchbaren Dingen geworfen worden. In diesem Eroberungskriege kämpft man nicht mit dem Schwerte, sondern hier kämpft man mit einer hoch entwickelten Technik, mit kaufmännischer Intelligenz, Energie, List und Geld! — Was nützt diesen Waffen gegenüber eine gut gedrillte Armee, eine nach Schema F. arbeitende Bureaukratie, ein das Volk durch Legenden, Irrtümer und Unwahrheiten knebelnder Klerus,*) eine im Kasernenton waltende Polizei? — Die beispiellose Überschätzung dieser „Pfeiler des Thrones" hat nicht nur in den leitenden Kreisen Europas zu einer kulturell und ethisch rückständigen Weltanschauung geführt, sondern sie hat eine direkte, durchaus ins Auge zu fassende Gefahr für die Monarchie geschaffen. Welche Leute stehen in Deutschland am Ruder? Leute, welche die Welt am grünen Tische kennen gelernt haben; keiner von ihnen fühlt aber auch nur ein Ahnen von jenem, aus praktischer Lebenserfahrung und edlem Empfinden der Seele hervorgegangenen genialen Geistesfluge, von dem der Volksregierer getragen werden muß, soll er befähigt sein, sein Volk dem Ziele des Menschheitszweckes, der Entwickelung zur höchsten intellektuellen und physischen Daseinsform entgegen zu führen!**)

Oberflächliche Leute werden sich durch den Anblick des Goldes trösten, welches die Amerikaner als Kaufschilling ins Land bringen. Man braucht aber nur über die Anfangsgründe der Nationalökonomie unterrichtet zu sein, um zu wissen, daß Geld an sich nicht nur wertlos — weil unproduktiv — und erst Nutzen schafft, wenn es in Arbeit ausgelöst wird, sondern daß Geld ein sehr

*) Man vgl. die Anmerkung weiter unten S. 321.
**) Große Uebertreibung.

Digitized by Google

zweifelhafter, relativer Besitz überhaupt ist, selbst wenn die gesetzlich privilegierte Raubwirtschaft des internationalen Großkapitals nicht bestände.

Was würde z. B. der Billionär Rockefeller anfangen, wenn Bäcker, Fleischer, Landwirt, Kleiderfabrikant, Schuhmacher ꝛc. ꝛc. ihm ihre Dienste aufsagen wollten? Er kann sein Geld weder essen, noch mit demselben sich bekleiden. Er müßte umkommen, trotz seines unermeßlichen Reichtums, wenn die Produzenten der Lebensbedürfnisse sich weigern würden, die aus ihrer Arbeit und dem Boden der Erde hervorgegangenen wirklichen Werte für das Leben gegen sein totes Geld auszutauschen. Mit anderen Worten: jeder Mensch, ob reich oder arm, ist von der Produktion abhängig.

Der tatsächliche Reichtum eines Landes liegt also in seiner Produktion, und die wirkliche Macht eines Landes hat der in Händen, der die Produktion beherrscht. Aus diesen Gründen ist das Streben der Mammongewaltigen unausgesetzt auf Erlangung der Kontrolle über die gesamte Produktion gerichtet. Dieses Streben kann bei Leuten, die über Mittel verfügen, für welche dem Durchschnittsmenschen jede Vorstellung fehlt, und denen der Geheimdienst der Börse in die Hände arbeitet, nicht ohne Erfolg bleiben.

Haben diese Leute nun als Aktienbesitzer die Stimmenmehrheit für sich oder beherrschen sie den Grund und Boden durch ihre Hypotheken, dann diktieren sie dem Volke ihre Spezialgesetze in Gestalt von Börsenkursen, Bestimmung des Zinsfußes, der Arbeitslöhne, der Lebensmittelpreise, der Miete ꝛc. ꝛc.

Das seiner produktiven Erwerbsquellen beraubte Volk ist diesen Spezialgesetzen gegenüber nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen machtlos, sondern die Landesgesetze leisten ausnahmslos dieser internationalen Ausbeutung noch Bütteldienste. In unglaublicher Verkennung der Interessen des Volkes und der Krone knebeln insonderheit die deutschen Gesetze den wirtschaftlich Schwachen, damit der wirtschaftlich Starke ihn um so bequemer ausbeuten und zugrunde richten kann. Und mit Hilfe derselben deutschen Landesgesetze, römischer Abstammung, ziehen die wirtschaftlichen Machthaber dem Volke wieder den ihm für seine Produktionsquellen bezahlten Kaufschilling aus der Tasche, während die verschuldeten Landwirte im Wege der Subhastation abgewürgt werden.

Nach einer gewissen Reihe von Jahren ist das vollbracht,

Digitized by Google

und dann steht das Volk als Vasall einer Anzahl internationaler Börsenkönige da. — Und solches vollzog sich im Rahmen des Gesetzes, im Namen des Königs!!

Es ist ein schändlicher Mißbrauch, der hier mit dem Namen des Königs getrieben wird. Bedauernswert der Mensch, der da glaubt, daß der König solches wolle. Aber es gibt Leute, die es glauben, und solche, die dem Volke es glauben machen. — Daß an diesen Mißständen, die im Laufe der Zeit zu einem nationalen Unglück sich auswachsen müssen, allein die unzulängliche Ausbildung der deutschen Juristen und die aller sittlichen Autorität entbehrenden Prinzipien des in deutschen Landen geltenden römischen Rechts schuld sind, das wissen nur wenige.*)

Wieviel von der deutschen Industrie heute schon den Amerikanern gehört, und bis zu welcher Höhe ihnen der deutsche Grund und Boden bereits verpfändet und tributpflichtig gemacht worden ist, läßt sich nicht kontrollieren. Die Börse arbeitet geheim. Tatsache ist, daß der amerikanische Mammon Agenten an allen Börsenplätzen Europas hat. In Deutschland sind es Deutsche, in England sind es Engländer, in Rußland sind es Russen; niemand — außer den Beteiligten — weiß, wer im amerikanischen Solde steht. Und gerade dieses System gewährleistet den Amerikanern Erfolg.

Wieviel amerikanisches Kapital überhaupt bis zur Gegenwart in Deutschland angelegt wurde, entzieht sich aus den obigen Gründen jeder Schätzung. Als sehr wahrscheinlich darf aber angenommen werden, daß nur ein kleiner Teil der verfügbaren Mittel bisher zur Verwendung kam. Aus welchen Anzeichen wir diesen Schluß ziehen, möchten wir nicht verraten; dieselben haben sich aber bisher als ein gutes Börsenbarometer erwiesen.

Wenn nun Europa auf die wirtschaftliche Bedeutung Amerikas aufmerksam wurde, so ist das ein sehr erfreuliches Zeichen, welches die Hoffnung auf eine Europa günstige Entwickelung der Frage berechtigt erscheinen läßt. Ganz besonders sind es Deutschland und England, welche der amerikanischen Konkurrenz die größte Aufmerksamkeit widmen und sich zur Abwehr rüsten.

Allein schon das Erkennen der von außen anrückenden Gefahr, welchem das Erkennen und Beseitigen innerer Mängel logischer

*) Ungeheure Uebertreibung.

Digitized by Google

Weise folgen mußte, änderte die Situation sehr bedeutend zugunsten Europas; denn in dem Augenblick, da in der alten Welt die Kräfte sich zu regen begannen zum Wettkampf mit dem Gegner, verlor für die wirklich starken und lebensfähigen Völker der alten Welt der junge Riese Amerika den gefährlichen Charakter des Eroberers; in diesem Augenblick wurde er für jeden kraftvollen Gegner zum segenbringenden Kulturfaktor.

Seit Jahrzehnten steuerten die Völker der alten Welt dem wirtschaftlichen und politischen Marasmus entgegen. Die Unzufriedenheit in der breiten Masse des Volkes nahm bedenkliche Formen an. Deutlicher noch als der serbische Königsmord sprach das Votum des deutschen Volkes bei der letzten Reichstagswahl. Es wurde immer offenkundiger, daß im Deutschen Reiche viele Dinge *sind*, wie sie *nicht* sein sollen, und die Minister wissen sich nicht zu helfen.

Unter solchen Umständen war es wohl mit Freuden zu begrüßen, daß eine Nation auf dem internationalen Tummelplatz erschien, deren phänomenale Entwickelung und wirtschaftliche Erfolge auf dem Weltmarkte als vorbildlich gelten dürfen.

In diesem Sinne hat der erste Mann Deutschlands, *der deutsche Kaiser*, das Hervortreten der Vereinigten Staaten aufgefaßt. Seine Stellungnahme den Vereinigten Staaten gegenüber läßt in dieser Hinsicht keinen Zweifel zu. So freudig eine solche, dem natürlichen Bedürfnis entsprechende Haltung des Monarchen von jedem Patrioten begrüßt werden muß, darf doch nicht verschwiegen werden, daß von seiten des Kaisers manches geschah, das im Interesse Deutschlands besser unterblieben wäre. Das soll keine abfällige Kritik der Entschließungen und Handlungen des Kaisers sein. Jeder über die einschlägigen Verhältnisse unterrichtete Mensch weiß, daß der Kaiser im Vertrauen auf die ihm gewordenen Informationen und in der edelsten Absicht handelte; dennoch handelte er — trotz der Informationen, denn diese waren unzutreffend — in Unkenntnis der hiesigen Zustände und verfehlte darum nicht nur mehrfach den Zweck, sondern er bereitete hiesigen offiziellen Kreisen sogar Verlegenheiten.

Sollen die Vereinigten Staaten von Amerika dem Deutschen Reiche ein nützlicher Faktor werden, dann ist es vor allen Dingen notwendig, daß man in Deutschland eine richtige Vorstellung von den Zuständen in diesem Lande gewinnt. Dieser Auffassung beginnt man, insonderheit in letzter Zeit, auch zu huldigen; aber die Art, wie man deutscherseits die Kenntnis der hiesigen Zu-

Digitized by Google

stände sich anzueignen gedenkt, scheint uns doch nicht die rechte zu sein, und wir können es der amerikanischen Presse nicht verdenken, wenn sie billige Witze über die deutschländischen „Reisestudenten" macht.

Wer da behauptet, er könne nach drei-, sechs-, zwölfmonatigem Studium sich eine geordnete Vorstellung machen von dem vielseitigen Getriebe eines so gewaltigen Landes wie die Vereinigten Staaten von Amerika, der macht sich Wissenden gegenüber geradezu lächerlich. Leute, die hier einige Monate lang in Pullman-Cars durch das Land fliegen, sind außerstande, einen richtigen Eindruck vom amerikanischen Volke und seinen Einrichtungen — weder auf wirtschaftlichem, noch auf politischem Gebiet — zu gewinnen. Einerseits braucht man sehr viel mehr Zeit dazu, als einige Monate, um ein Land wie die Vereinigten Staaten kennen zu lernen; anderseits stehen alle diese Leute zu sehr unter dem Einfluß ihrer deutschländischen Weltanschauung, als daß sie fähig wären, die hiesigen Institutionen in ihrem ureigensten Sinne zu verstehen; — geschweige denn, das Gute vom Mangelhaften zu unterscheiden. Was sie aus diesem Lande nach Deutschland hinübertragen, sind, mit wenig Ausnahmen, Zerrbilder — zum mindesten Schilderungen, denen die Zuverlässigkeit mangelt.

Und für diesen Zweck bringen die Deutschen schwere Opfer an Zeit und Geld.

Sehr viel praktischer als die Deutschen gehen die Engländer zu Werke, um sich die Vorzüge der amerikanischen Errungenschaften zu eigen zu machen. Sie senden Ingenieure — also Leute aus dem praktischen Leben — nach den Vereinigten Staaten, die teils als Arbeiter in den Werkstätten, teils in ihrem Beruf in Konstruktionsbureaus für die Dauer von etwa ein bis zwei Jahre Unterkommen suchen. Auf diese Weise opfern sie nicht nur kein Geld, sondern sie verdienen sogar solches, und außerdem hat jeder von ihnen Gelegenheit, in Ruhe sich mit den hiesigen Zuständen und Arbeitsmethoden praktisch bekannt zu machen. Sehen sie auch nicht so viel vom Lande als die Deutschen, so nehmen sie doch eine geordnete Vorstellung von dem mit, was sie sahen, während die Deutschen nur einen flüchtigen Blick auf eine große Fläche warfen und im besten Falle hier und da einen Gegenstand theoretisch erfaßten, in der Regel aber nur ein Chaos wertloser Momentbilder mit in die Heimat nahmen.

Die in glänzendem Stil geschriebenen Abhandlungen des Ge-

Digitized by Google

heimen Kommerzienrats Goldberger über die Vereinigten Staaten, welche den Leser durch ihre Rhetorik bestechen, sind neben einer Anzahl ähnlicher Arbeiten ein Beweis dafür. Herr Goldberger ist Mitglied des Berliner Pressklub, . . . der Stil stand ihm also zur Verfügung; sachlich aber waren diese Abhandlungen so ungenau und lückenhaft, daß Herr Goldberger das später selber anerkennen mußte und zu berichtigen begann.

Die wirtschaftliche und technische Überlegenheit der Vereinigten Staaten dürfte in der Hauptsache in zwei Richtungen auf die Völker der alten Welt wirken: durch die wirtschaftliche Expansion der Vereinigten Staaten werden die schwachen Nationen zum engeren Anschluß an die Stärkeren und die Stärkeren zur Verteidigung gegen den Eindringling veranlaßt werden.

Dieser Gedanke hat bereits in anderer Form Ausdruck gefunden, und zwar in dem Vorschlage zur Bildung einer mitteleuropäischen Zollunion. Amerikanische Blätter haben einen derartigen Zollverein unter Spott als Utopie bezeichnet, und auch in europäischen Kreisen fand der Vorschlag, der von agrarischer Seite ausging (vielleicht weil er von agrarischer Seite ausging), keine besondere Gegenliebe. Wahrscheinlich hätte man das Projekt fallen lassen, wenn das amerikanische Geschrei von der Utopie der europäischen Zollunion nicht gar so laut, fast nervös, gewesen wäre. Wer den Amerikaner kennt, der weiß, daß er das, was er am meisten fürchtet, durch Spott zu besiegen versucht. Wenn man aber die gegenseitigen Interessen einer genaueren Prüfung unterzieht, dann kommt man zu dem Resultat, daß eine europäische (nicht mitteleuropäische) Zollunion dem Vordringen der Amerikaner in der alten Welt tatsächlich recht unbequem werden kann. Anderseits läßt sich indes nicht leugnen, daß den Vereinigten Staaten viele Mittel zu Gebote stehen, um Repressalien zu üben.

Trotzdem muß an der Bildung einer europäischen Zollunion festgehalten werden. In erster Linie weniger, um durch Abschreckungszölle zu wirken, als vielmehr durch den Zusammenschluß der europäischen Staaten die Interessengemeinschaft derselben auch nach außen hin darzutun und in der Abwehr der amerikanischen Ausbeutung jederzeit geschlossen und einheitlich auf dem Plane erscheinen zu können. Mit anderen Worten: die europäische Zollunion soll eine Grenzfeste sein, von welcher aus man mit dem Nachbar in der freundschaftlichsten Weise verkehrt, die aber in dem Augenblick zur gepanzerten, gut armierten Schanze wird,

Digitized by Google

in welchem das Auftreten des Nachbars eine solche Haltung nötig macht.

Der Wert eines derartigen vorbeugenden Zusammenschlusses der europäischen Staaten ist nicht zu verkennen; dennoch ist der Schwerpunkt der Abwehr in anderer Richtung zu suchen. Die europäische Zollunion ist in der Hauptsache nur der Rahmen, — das Bild in diesem Rahmen sind allgemeine durchgreifende Reformen im modernen Sinne. So lange Europa nicht auf der wirtschaftlichen und technischen Höhe der Vereinigten Staaten steht, ist es gezwungen, bei diesem Kampfe in der Defensive zu verharren, und das würde ihm mit Rücksicht auf die schier unerschöpflichen Mittel und die Intelligenz der Vertreter der Vereinigten Staaten verderblich werden.

In allgemeinen, großen Umrissen bietet dieser Kampf dasselbe Bild, wie der Kampf der Arbeit gegen das Kapital. Amerika steht heute zu Europa genau in demselben Verhältnis, wie das Kapital zur Arbeit. Alles was von den Vereinigten Staaten herüberkommt, ist Kapital. Auch die importierten Güter repräsentieren in diesem Falle Kapital, nicht Arbeit. Als Gegenleistung verlangen die amerikanischen Kapitalisten von Europa Arbeit und Produktionsquellen, welch letztere in diesem Kausalnexus in den Allgemeinbegriff „Arbeit" gehören.

Die wichtigste Vorbedingung im Interesse der Bekämpfung der amerikanischen Mammonsinvasion liegt in der Erkenntnis des Verhältnisses Europas zu den Vereinigten Staaten und des Wesens des internationalen Großkapitals seitens der europäischen Volksregierer. Fürsten und Minister wandeln in dieser Hinsicht leider immer noch auf Irrwegen. Einerseits unterschätzen sie die Vereinigten Staaten als Kulturfaktor; anderseits nehmen sie es nicht wahr, wie sie teils direkt, teils durch Intrigen beeinflußt werden zur Übung einer Politik, die den Mammonsgrößen genehm ist. Sie lassen sich noch immer täuschen durch die gleisnerische Maske des Mammons, der ihnen schmeichelt, um freie Bahn für seine Zwecke zu haben. Das Judasgesicht hinter der Maske sehen sie nicht, denn sonst wäre es unverständlich, wie Fürsten es vermögen, dem rücksichtslosen kosmopolitischen Ausbeuter freies Geleite im Lande und Gesetzesschutz gegen die eigenen Landeskinder zu gewähren.

Eigentlich sollten sie es wissen, wonach der moderne Welttyrann Mammon strebt. Der Burenkrieg hat auch in dieser Hinsicht lehrreich gewirkt. Er zeigte unverkennbar deutlich,

Digitized by Google

daß in England der Mammon bereits mächtiger ist als die Krone. — Wie sehr das monarchische Prinzip gelitten hat durch den vom Mammon diktierten Mißbrauch der englischen Staatsautorität und des Heeres, zur Vergewaltigung eines friedlich arbeitenden Volkes im Interesse der Bereicherung einiger vom Satan der Habgier besessener Milliardäre, das wird täglich offenbar in der Literatur, in der Tagespresse, bei den Wahlen.

Das erste reformatorische Werk, welches den Volksregierern obliegt, würde darin bestehen, dem monarchischen Prinzip wieder das Ansehen und die Ehren zu erringen, die es eingebüßt und die ihm in Wahrheit gebühren. Dieses Ziel kann nur erreicht werden durch die Versöhnung des Volkes mit seinem Fürsten. Und um dieses zu ermöglichen, können die Einrichtungen der Vereinigten Staaten vorbildlich wirken.

Die heftigsten und tatsächlich ernst zu nehmenden Gegner der Monarchie sind neben dem Mammonismus die Sozialisten. Seit dreißig Jahren führen die europäischen Volksregierer, insonderheit diejenigen des Deutschen Reiches, einen ebenso erbitterten als erfolglosen Kampf gegen die Sozialdemokraten. Alle Staatskunst studierter Leute ist zuschanden geworden an dem Korpsgeist einfacher Arbeiter, die sich ungerecht behandelt fühlten. Die Sozialdemokraten beherrschen heute die breite Masse des Volkes vollständig, ihr Einfluß ist fortwährend im Wachsen begriffen, und mit der Zunahme der Macht der Sozialdemokratie schwindet im korrespondierenden Verhältnis die Macht der Krone. Diesen Tatsachen gegenüber stehen die Minister ratlos da; — sie sind nicht mehr imstande, die Krone vor dem Niedergang zu schützen. Diese Erkenntnis müßte ihnen eigentlich schon längst gekommen sein, sie sollte ihnen zu denken gegeben und sie veranlaßt haben, es einmal mit einem anderen Mittel als Polizeigewalt und Ausnahmegesetzen zu versuchen, — sintemalen über die Nutzlosigkeit der bisher erprobten Mittel kein Zweifel mehr walten kann.

Jedem leidlich welterfahrenen Menschen ist es bekannt, daß der von Europa nach den Vereinigten Staaten importierte Sozialismus dort, in dem politisch freiesten Lande der Erde, keinen Boden fassen konnte; — er vegetiert wie eine welke Treibhauspflanze.*) Nun sollte man meinen, daß angesichts der ewig fehlschlagenden europäischen Mittel zur Bekämpfung der Sozialdemokratie es naheliege, nach den Ursachen zu forschen, welche

*) Aber die sozialistischen Riesenstreiks in Amerika?

Digitized by Google

der Sozialdemokratie in den Vereinigten Staaten den Lebensnerv unterbinden. Auf diesen Gedanken scheinen die von ihrer Unübertrefflichkeit in bedauerlich hohem Grade überzeugten deutschländischen Volksregierer indes noch nicht gekommen zu sein; denn sonst hätten sie in Ansehung der Gefahr ganz gewiß eine Probe mit dem amerikanischen Mittel machen müssen, umsomehr als dasselbe recht einfach ist und die Zustimmung eines jeden billig denkenden Menschen finden muß.

Das ganze Geheimnis der amerikanischen Immunität gegen sozialistische Infektion besteht in der Tatsache, daß das arbeitende Volk der Vereinigten Staaten keine Hungerlöhne bezieht, daß der wirtschaftlich Schwache in den Vereinigten Staaten einen weitgehenden gesetzlichen Schutz genießt und daß es in den Vereinigten Staaten keine bevorzugte Kaste gibt.

> „We hold these truths to be selfevident — that all men are created equal: that they are endowed by their Creator with certain inalienable rights; etc."
>
> (Wir halten die folgenden Grundsätze für unumstößlich — daß alle Menschen gleich geboren sind; daß sie vom Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind ꝛc.)

heißt es eingangs der Unabhängigkeitserklärung.

Sollten dem Leser nicht plötzlich die Ursachen, aus welchen die Sozialdemokratie hervorging, vor dem geistigen Auge erscheinen? — Ist es noch nötig zu sagen, daß die wirtschaftliche Schutzlosigkeit die breiten Massen, — die auffallende Bevorzugung des Adels im Heere, der Korpsstudenten bei der Besetzung der höheren Staatsämter, — die Gebildeten des Volkes in die Reihen der Sozialdemokratie getrieben hat?

Wer nicht völlig geistig blind ist, muß das sehen. — Hier also gilt es, den Hebel anzusetzen: keine Kastenwirtschaft hinfort und Schutz den wirtschaftlich Schwachen.

In den Vereinigten Staaten von Amerika ist der Besitz jedes Bürgers bis zur Höhe von 300 Dollars unpfändbar; Arbeitslöhne sind unantastbar und dürfen — bei Gewärtigung der abermaligen Zahlung — nur an diejenige Person ausgefolgt werden, die dafür gearbeitet hat. Bei Subhastation rangieren Arbeitslöhne **vor** allen anderen Forderungen. Der Verkauf geistiger Getränke an Betrunkene — auf Kredit — an Minderjährige (Leute unter 21 Jahren), zieht dauernden Verlust der

Digitized by Google

Konzession, Gefängnisstrafe und Geldstrafe bis zu 1000 Dollars nach sich.

Der unbedingte gesetzliche Schutz eines Jeden beim Aufbau eines gemütlichen Heims hat in den Kreisen der amerikanischen Arbeiter nicht nur einen starken, zielbewußten Heimatssinn und ein festes sittliches Empfinden geschaffen, deren Folge in erster Linie zahlreiche und frühzeitige Eheschließungen sind, sondern er hat auch bewirkt, daß der amerikanische Arbeiter der im Alkoholgenuß mäßigste Arbeiter der Erde ist. Die Löhne der amerikanischen Arbeiter, welche durchschnittlich etwa das $2^1/_2$- bis 3fache der deutschländischen Löhne derselben Kategorie betragen, obschon der Lebensunterhalt sich nur wenig teurer als in Deutschland stellt, ermöglichen namhafte Ersparnisse. Nach zehn- bis zwölfjähriger Arbeitszeit ist der amerikanische Arbeiter ein kleiner Kapitalist, wohnt im eigenen schuldenfreien Hause, spekuliert gelegentlich in Grundeigentum und schert sich den Teufel um Sozialismus.

Man würde dem europäischen Arbeiter ein sehr ungerechtes Zeugnis ausstellen, wollte man behaupten, daß der gleiche gesetzliche Schutz auf ihn nicht die gleiche moralische Wirkung übe. Das wäre nicht nur ein ungerechtes, sondern ein direkt unwahres Zeugnis. Gerade die europäischen Arbeiter, die in den Vereinigten Staaten ein Unterkommen gefunden, gehören zu den sparsamsten, fleißigsten und anständigsten Bürgern der großen Republik.

Man gewährleiste dem europäischen Arbeiter einen unantastbaren Besitz von 1200 Mark; man gewährleiste ihm die Unantastbarkeit seines Lohnes; man gewährleiste den Arbeitervereinigungen den weitgehendsten gesetzlichen Schutz, anstatt sie zu bedrücken, denn sie streben die Hebung des Nationalvermögens an, und der Unzufriedenheit wird der Nährboden entzogen sein. Ohne Unzufriedenheit ist die Sozialdemokratie aber undenkbar, und der Versöhnung des Volkes mit seinem Fürsten stände nichts mehr im Wege. Um dem Arbeiter einen weiteren Schutz zu gewähren und den für die Allgemeinheit so wichtigen Wohlstand der kleinen Leute zu fördern, verbiete man den Verkauf geistiger Getränke an Betrunkene und auf Kredit und belege Übertretungen nicht nur mit rigorosen Strafen, sondern schließe Trinkschulden von der gerichtlichen Eintreibung aus. Gesetze dieser Art schädigen niemand, der sich nicht selber schädigen will; sie wirken aber wahrhaft segensreich in weiten Kreisen des Volkes.

Der deutsche Arbeiter hat in achtunggebietender Art den Beweis erbracht, daß er Ideale hat, daß er bereit ist, Millionen

Digitized by Google

für diese Ideale zu opfern, und daß er mit Leuten, die sein Vertrauen besitzen, durch Feuer und Wasser geht.

Dieses Vertrauen, das wertvoller ist als Roß und Reisige, hat der Kaiser noch keineswegs unrettbar verloren. Der deutsche Arbeiter verlangt nur den Beweis, daß der Kaiser auch *ihn* mit seinem Schilde deckt, daß er nicht mehr vogelfrei ist im eigenen Vaterlande. Wenn der schwer arbeitende Mann sich nicht mit schönen Ansprachen abfertigen lassen will, dann kann ihm das kein vernünftiger Mensch übel nehmen. Wie der Arbeiter über schöne Reden denkt, hat er bei der Reichstagswahl in Essen bewiesen. Das sollte man sich merken. — Wird dem Arbeiter aber der Beweis erbracht, daß die Gesetze auch zu *seinem* Schutze da sind, daß er in der Vorstellung des Kaisers nicht mehr zu den vaterlandslosen Gesellen gehört, daß das Ohr des Kaisers ihm nicht mehr durch die Höflingsphalanx verschlossen werden darf, dann wird er seinen Fürsten freudig anerkennen als seinen berufenen Führer im Kampfe gegen den Mammonismus, und der Thron des Fürsten wird *fester stehen als auf Granit!*

Fürst und Volk sind den kommenden Ereignissen gegenüber aufeinander angewiesen. Je früher die Fürsten sich zu dieser Erkenntnis durchringen, um so besser ist es für die Sicherheit ihrer Throne; denn dem anstürmenden Mammonismus gegenüber gibt es für sie keine schärfere Waffe als das arbeitende Volk. Das Fabrikantentum und der Handelsstand sind unzuverlässig. Beide sind bereits bis zu einem gewissen Grade international. Wer ihnen die besten Chancen bietet, der mahlt. Das liegt schon einmal so im Geschäft. Der Adel ist noch unzuverlässiger. Daß Barone, Grafen, Herzöge nach den Töchtern reicher amerikanischer Krämer und Schweinehändler angeln, wollen wir ihnen keineswegs übel vermerken; es geht eben ein materieller Zug durch die Menschheit, und diese Schweinehändler und Krämer sind auf alle Fälle tüchtige und praktische Leute, was nicht gerade von allen Baronen, Grafen und Herzögen behauptet werden kann. Aber: *Ohne Kanitz, keine Kähne!!* — ist noch unvergessen. Wenn die Sozialisten das gesagt hätten, hätte es nichts zu bedeuten, — aus dem Munde von Leuten, die sich bei jeder Gelegenheit als Erzpfeiler des Thrones gerieren und eine Ausnahmestellung für sich in Anspruch nehmen, klingen solche Worte denn aber doch *höchst* merkwürdig.

Was übrig bleibt, ist die breite Masse des Volkes, der kleine Mann, der im Schweiße des Angesichts sein Brot verdient.

Digitized by Google

Und dieser „kleine Mann" ist logisch und numerisch der sicherste Schutz gegen den nach Alleinherrschaft trachtenden Mammonismus. Was können z. B. die Rockefellerschen Billionen dem Deutschen Reiche anhaben, wenn dieser gewaltige „kleine Mann" sich weigert, im Interesse des internationalen Ausbeuters die Hände zu regen, — wenn dieser gewaltige „kleine Mann" einen Reichstag wählt, der die dem Mammonismus heute noch offen stehenden Türen im Deutschen Reiche schließt?!

Diesen gewaltigen kleinen Mann für die Erhaltung des Thrones zu gewinnen, ist es noch nicht zu spät; aber hohe Zeit ist es, denn die Führer der Sozialdemokratie und der vaterlandslose Mammon, die zwar getrennt marschieren, aber vereint gegen den Thron schlagen werden, gewinnen mit jedem Tage mehr Macht.

Der zweite Schritt auf dem Wege zur Reformation, bei welcher das Deutsche Reich aus politischen, wirtschaftlichen und ethischen Gründen die Führung übernehmen sollte, führt auf das Gebiet des Kultus und der Schule.*)

Was auf diesem Gebiet in Europa — vielleicht mit alleiniger Ausnahme von Frankreich — offiziell gesündigt wird, das schreit gen Himmel! —

Halten wir uns nunmehr nur an die Zustände im Deutschen Reiche und stellen wir dieselben einmal denjenigen in den Vereinigten Staaten gegenüber.

Das ganze Deutsche Reich ist übersät mit einem Heer von Priestern, denen der Staat jährlich viele Millionen an Gehältern zahlt, damit sie dem Volke die Beschaffenheit und die Intentionen

*) Die folgenden Ausführungen über Religion, Kirche und Schule sind, wie sie hier ausgesprochen werden, durchaus zu verurteilen, besonders auch wegen ihrer fast an Haß grenzenden leidenschaftlichen Form. Ich lasse sie aber stehen nicht nur als ein Zeichen dafür, wie diese hochwichtigen Dinge auch in gebildeten Kreisen vielfach angesehen werden, sondern weil den Ausführungen der richtige Gedanke zugrunde liegt, daß die schablonenhafte, des inneren Geistes bare Art, wie Religion und Kirche der heranwachsenden Jugend nahe gebracht wird, ein wirkliches und schweres öffentliches Uebel ist. Das Christentum hat deshalb seinen segensreichen Einfluß auf das öffentliche Leben und vielfach auch auf den einzelnen verloren, weil es, im Widerspruch zu seinem Geist und Wesen, durch Drill angelernt wird, weil seine Hüter und Lehrer, die Geistlichen, großenteils nicht den Wahrheitsmut besitzen, seine freie individuelle Entfaltung zu fördern, sondern, befangen und verknöchert im menschlich Gewordenen, das Göttlich-Religiöse in ihm vernachlässigen. D. H.

Digitized by Google

Gottes, das jüngste Gericht, Hölle und Teufel, Himmel und ewige Seligkeit predigen. Welchen Nutzen die staatlich-dogmatische Seelsorge liefert, ersehen wir deutlich aus der immer weitere Kreise ziehenden Gottlosigkeit und an der geradezu bedenklich werdenden Verrohung des Volkes. Das ethische Resultat dieser, in ihrer gegenwärtigen Form aller sittlichen Daseinsberechtigung entbehrenden Institution steht in keinem Verhältnis zu den für dieselbe aufgewendeten enormen Mitteln.

Seitens der Staatsautorität sind eine Reihe dogmatischer Glaubenssätze als Staatsreligion angenommen worden, welche göttliche Offenbarungen sein sollen — nachweislich aber einer beschränkten menschlichen Phantasie entstammen — gegen deren Sinn sich die einfachste Vernunft empört, und die der Staatsregierung ein testimonium paupertatis von erdrückendem Einfluß ausstellen. Und diese Glaubenssätze voll unglaublicher Widersprüche und Unmöglichkeiten sind für die Schule obligatorisch gemacht worden, und die Priester, die von Pädagogik so gut wie nichts verstehen, sind staatlich bestallte Schulaufsichtsbeamte. Wehe darum dem Lehrer, der sich vermessen sollte, an der Existenz des Teufels, der substantiellen Verwandlung der Hostie, der unbefleckten Empfängnis und dergleichen zu zweifeln; — der priesterliche Schulaufseher wird nicht verfehlen, einem hohen Consistorio den Ketzer zu denunzieren. Und die Regierung, deren heiligste Pflicht im Schutz der Wahrheit und des Rechts besteht, hat noch niemals verfehlt, denselben Mann, der auf Anordnung derselben Regierung in der Naturgeschichtsstunde das Gegenteil von dem lehrte, was er in der Religionsstunde zu lehren gezwungen war, disziplinarisch aus dem Amte zu entlassen, wenn er den Mut hatte, die von ihm erkannte Wahrheit auszusprechen.

Und so wird denn unter pfäffischem Druck von der einen, materieller Bedrängnis von der anderen Seite bei den deutschen Volkserziehern die Heuchelei systematisch gezüchtet.

Und der Lehrer lehrt weiter Legenden und Unwahrheiten, obwohl er weiß, daß die Mehrzahl seiner Schüler nicht glaubt, — nicht glauben kann, was er lehrt; — doch er lehrt um des lieben Sattessens willen. — — Und die Kinder sitzen in der Religionsstunde da, teils mit angstvollen Blicken und unruhig klopfendem Herzen, denn das vom Übermaß religiöser Lektionen gemarterte Hirn konnte die dem Interesse des Kindes fernliegenden end- und sinnlosen Kirchenlieder und Epistel nicht mehr fassen; — teils

Digitized by Google

sitzen sie da, Allotria treibend hinter dem Rücken des Lehrers, oder sie sinnen nach, ob ihr Lehrer ein großer Dummkopf oder ein großer Heuchler sei. — Alle aber sehnen sie das Ende der Religionsstunde herbei, denn sie ist ihnen allen unsäglich zuwider; — nicht zum mindesten dem Lehrer, sofern er noch eine Empfindung von Wahrheitsliebe hat.

Und doch sollte in der Religionsstunde eine weihevolle Harmonie zwischen Lehrer und Schüler walten, und ein heilig Gefühl der Andacht sollte die Seele eines jeden Kindes erfüllen. Eines jeden Kindes Geist sollte beim Anhören der Verkündung der entschleierten Geheimnisse des Alls und der im Universum waltenden wunderbaren Harmonie anbetend sich erheben zu dem ehrfurchtgebietenden Urgewaltigen, dessen Eingebung gehorchend das kleine Veilchen erblüht, — Welten ihre Kreise ziehen im Weltenraum.

Doch diese Auffassung von Religionsunterricht wird nicht zur Geltung kommen, so lange die Schule unter der Botmäßigkeit weltfremder und weltfeindlicher Priester steht.

Vergebens suche ich nach Gründen, von welchen Staatslenker und Priester geleitet werden beim Festhalten an den außerhalb unserer realen Welt liegenden Lehren, — Lehren über eine Welt, von der wir nichts wissen. — —

Und der Erfolg dieses sogenannten Religionsunterrichts?

Gleichsam um Rache zu nehmen an seinen Peinigern für die an ihm durch Fabeln und Legenden geübte Geistesschinderei, geht der aus der Schule entlassene unreife Junge mit fliegenden Fahnen zu den Gottesleugnern und Umstürzlern über.

Bessere Bundesgenossen als den vaterlandslosen Mammon und die kirchlichen Dogmen haben die Sozialdemokraten nie gehabt.

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Kaiser Friedrich als Politiker.

Von Kurd von Strantz.

Die tragische Heldengestalt des kaiserlichen Dulders als edler Mensch und erfolgreicher Heerführer ist wohl erschöpfend gewürdigt worden, da es auf diesen Gebieten keinen Parteistandpunkt gibt und sich auch der deutsche Sozialdemokrat wenigstens der menschlichen Teilnahme nicht erwehren kann, falls er nicht ganz verroht ist. Auch der sonst auf Moltke stets neidische, geniale Blumenthal hat seinem Feldherrn in einer biographischen Mitteilung*) ein beide Teile ehrendes Denkmal gesetzt. Er feiert ihn als selbständigen Oberbefehlshaber von eigener Tatkraft, während ihn der todsieche Kaiser bei der Ernennung zum Generalfeldmarschall als seinen treuen Freund und Berater in ritterlich-bescheidener Weise bezeichnete. Mein verewigter Regimentschef der 2. schlesischen Dragoner, deren Rock er mit Vorliebe trug, glich darin seinem Vater, der neidlos das sachkundigere Verständnis des Dreigestirns anerkannte, das ihm in Gemeinschaft mit seinem Volke in Waffen die Kaiserkrone schmiedete. Auch Kaiser Friedrich besaß die echte Größe des pflichtgetreuen Herrschers, wenn er auch den äußeren Glanz der Krone nicht verschmähte und an eigener fürstlicher Prachtentfaltung nur durch seine schmalen Mittel gehindert worden ist. Freilich wäre es bei seinem feinen künstlerischen Empfinden nie ein hohler Prunk gewesen, auch stand ihm die ehrenwerte hausväterliche Sparsamkeit der Hohenzollern zu hoch. Aber er konnte doch seine Neigung für den wenig rühmlichen ersten preußischen König nicht verhehlen, während ihm sein unentschlossener Großvater unsympathisch blieb, der freilich nicht nur Jena, sondern auch den nationalen und politischen Mißerfolg der Befreiungskriege wesentlich mitverschuldet hat. Dieses nationale Gefühl des Kaisers ist ein bewunderungswürdiges Zeichen

*) Margarethe v. Poschinger, Kaiser Friedrich, 1899 und 1900, Berlin, Schröder, 3 Bde. Eine fleißige Zusammenstellung nach der Art ihres Gatten, freilich selbständiger und geistreicher als die bekannten Arbeiten des Bismarck- und Manteuffelkompilators, dessen Sammeleifer ja sonst ungemein verdienstlich ist. Es ist aber wohl kein Zufall, daß die begabte Dame ihrer Geburt nach dem jüdischen Stamm angehört, der vordringlich die Gunst des Kaisers in Beschlag nahm. Übrigens meidet sie taktvoll allzu viele philosemitischen Spitzen.

Digitized by Google

seiner politischen Vorurteilslosigkeit. Hier mag freilich die besondere politische Auffassung über den Unsegen der Regierungszeit Friedrich Wilhelms III. nach dem Wiener Kongreß mitgespielt haben, zumal da der zweite deutsche Kaiser als liberal gepriesen wurde. Die schmerzensreichen 100 Tage seiner Herrschergewalt können natürlich nicht als Maßstab der von ihm beabsichtigten Regierungsweise dienen. Er fühlte aber noch genug Kraft in sich, um den ihm widerwärtigen, freilich besten Minister des Innern, den Preußen seit langer Zeit besessen hat, aus immerhin unbedeutendem Anlasse zu entfernen. Wäre er wirklich ausgesprochen liberal gewesen, so hätte er vielleicht mit dem System Bismarck überhaupt gebrochen, das gerade damals notgedrungen eng mit dem Zentrum verbunden war, das der Kronprinz bei seinem regen protestantischen Gewissen niemals geliebt hat. Der Altreichskanzler hat sogar ausdrücklich bezeugt, daß ihm der Kronprinz bei verschiedenen Gelegenheiten seinen festen Willen bekundet habe, ihn im Amt zu belassen. Es spricht allein diese Tatsache für die staatsmännische Klugheit Kaiser Friedrichs, der wohl erkannte, daß Deutschlands Prestige mit dem Namen Bismarcks verknüpft war und der Schöpfer des Reichs in den Sielen sterben müsse, sollte die Geschichte eine Trennung vor dem natürlichen Ende nicht mit Recht verurteilen. Die Veröffentlichung der Gesandtschaftsberichte wird ja der Nachwelt den Beweis liefern, wie das Ausland die Entlassung des ersten deutschen Kanzlers aufnahm, mögen auch die Berichterstatter noch so zurückhaltend geurteilt haben, um den kläglichen Nachfolger, den Handelsvertragsgrafen, nicht zu kränken, der sich freilich nunmehr daraufhin zu dem berüchtigen Runderlaß verstieg, um mit Bismarcks Prestige unseres Vaterlandes Ansehen dauernd zu schädigen.

Seitdem sind wir nicht mehr europäische Vormacht, die zugleich der Welt gebot, jedoch keine große Worte dabei machte, sondern still handelte. Es ist müßig, daraus die klaren Schlüsse zu ziehen, wie sich unsere Stellung bei längerer Dauer der Regierung Kaiser Friedrichs gestaltet haben würde, da eine rückblickende Geschichtsklitterung zwecklos ist; gilt es doch gegenwärtig, die entstandenen Schäden zu heilen.

Hans Delbrück, der pseudokonservative, mit den Sozialisten und den Polen liebäugelnde unebenbürtige Nachfolger Treitschkes, bezeugt als Vertrauter des kronprinzlichen Hauses, daß die Liberalen den Kaiser nicht für sich beanspruchen dürfen, und bestätigt damit Bismarks Urteil. Der durch seine Stellung und persönliche Anschauung von

Digitized by Google

der Bismarckschen Regierung seines Vaters ferngehaltene Kronprinz schillerte wohl bis 1866 in Unkenntnis der Ziele der Bismarckischen Staatskunst, die krumme Wege gehen mußte, ausgesprochen liberal; war doch der treffliche Duncker, als preußisch gesinnter Altliberaler und sein amtlicher Ratgeber, öfters genötigt, die leidenschaftlichen, aus der Seele des geraden Mannes kommenden mißbilligenden Äußerungen des hohen Gebieters über die väterliche Politik und deren Träger vorsichtig zu zügeln. Aus dieser Zeit blieb dem bekehrten Kronprinzen die Bekanntschaft mit radikalen Abgeordneten, die sich zunächst wohl nationalliberal mauserten, aber schließlich wieder in das bloß verneinende demokratische Fahrwasser zurückfielen, wozu hauptsächlich Forkenbeck gehörte.

Das politische Judentum, das als Handelsvolk schollenfeindlich und radikal sein muß, drängte sich später geschickt in der bestechenden Form der Wohltätigkeit und Kunstförderung an das milde und künstlerisch empfindende Herz des Kronprinzen, der wohl auch den wahren Grund des Antisemitismus als berechtigten Rassenkampf wider die ausbeuterischen und skrupellosen fremdvolklichen Eindringlinge niemals recht erkannte und in der liberalen Anschauung des Abscheues vor der scheinbaren religiösen Unduldsamkeit befangen blieb, obschon der Glauben hierbei ganz unerheblich ist. Der Bekehrungseifer der kirchlichen Rechten ist sogar eine Torheit, da er die schlimmste Folge, die Rassenvermischung, fördert. Der Erlaß an Bismarck, übrigens von Stoschs Hand, jahrelang vor dem Heimgang des alten Kaisers geschrieben, das politische Testament Kaiser Friedrichs, enthält daher auch in Verkennung der tatsächlichen, lediglich rassenhaften Verhältnisse eine entsprechende Stelle. Sonst zeugen alle amtlichen Erklärungen des unglücklichen Herrschers von einem erstaunlichen Maße hoher politischer Einsicht ohne jede Parteinahme bei aller edlen Volksfreundlichkeit, wie sie dem stolzen Fürsten aus warmem Herzen quoll.

Aus den Denkwürdigkeiten seines Vertrauten Stosch*) geht hervor, wie selbstsüchtig die liberalisierenden Absichten Gefkens, Friedbergs, Samwers und der fortschrittlichen Parteiführer waren. Der vermeintlich liberale General beurteilt diesen kronprinzlichen Verkehr mit deutlicher Schärfe. Auch der Einfluß der willensstarken,

*) v. Stosch, Denkwürdigkeiten, Stuttgart 1904, Deutsche Verlagsanstalt, deren Fortsetzung dringend zu wünschen ist, da sie uns den selbstbewußten Mann als tüchtigen Politiker und Soldaten zeigen, der ein würdiger Genosse jener großen Zeit war.

Digitized by Google

stets englisch gebliebenen Gemahlin erklärt manche Vorliebe und Abneigung, die bei amtlichen Entschlüssen einem festen Kanzler gegenüber nicht standgehalten hätten. Wirkt doch das englische Beispiel der hohen Frau sogar noch unter ihrem Sohne, der als Prinz kein Engländerfreund war. Jedem Herrscher ist eben ein Bismarck zu wünschen. Die Gegenwart zeigt uns diesen Mangel nur allzudeutlich. Der willensschwache Kronprinz kannte aber diesen Fehler und hatte uns vor unliebsamen Erfahrungen bewahrt, die die nachbismarckische Zeit uns so reichlich beschert hat.

Man führte wohl die Berufung jüdischer Abkömmlinge in hohe Stellungen auf den Kronprinzen zurück, zumal Friedenthal und Lucius, dessen Vater Hecht ein fuldaischer Bandjude gewesen war, höchst unzulängliche landwirtschaftliche Minister waren, Simson ohne seine parlamentarische Tätigkeit niemals oberster Reichsrichter geworden wäre, während Friedberg ein tüchtiger Minister war, dem freilich die Verjudung des Richterstandes in Preußen vornehmlich zu danken ist. Aber nur der Justizminister stand als juristischer und politischer Berater ihm nahe, und dieser Umstand soll sogar seine Ernennung gefährdet haben, bis Bismarck eingriff. Bezeichnete doch der Kronprinz die rumänischen Juden als Strolchjuden und wollte sie von den polnisch-deutschen geschieden wissen, da er ja bloß die emporgestiegenen Geldleute des Berliner Tiergartenviertels kannte, deren Vorfahren aber eine sehr rumänische Lebensart geführt hatten. Er wünschte sie auch nicht als Erben der märkischen Junker auf deren angestammtem Besitz. Seine Menschenliebe übersah den tieferen Grund der Abneigung. Bezeichnend ist sein Aufruf in Nancy in französischer Sprache an die Einwohner, der mit den Worten beginnt: „L'Allemagne fait la guerre à l'Empereur des Français et non aux Français.“ Der alte schwere Irrtum der Koalitionsfeldzüge wider die französische Republik und schließlich gegen den Korsen! Bald wurde er durch die Meuchelmorde der Freischärler, die sicherlich nicht für Napoleon ihr Leben in die Schanze schlugen, eines Besseren belehrt. Die deutsche Kundgebung von Meaux lautete daher auch: „In jedem Dorf, in das deutsche Truppen einziehen, sind die sämtlichen Bewohner desselben mit Gut und Leben verantwortlich, wenn auch nur einem Mann der verbündeten Truppen durch Verrat oder Tücke ein Unfall geschieht. Die Kommandanten der einzelnen Truppenkörper sind beauftragt, die strengsten Repressalien zu gebrauchen, wenn das Völkerrecht in irgend einer

Digitized by Google

Weise von seiten der französischen Bevölkerung nochmals verletzt wird."

Ein gleicher Gesinnungswechsel, der den veränderten Umständen und besserem Rate verständnisvoll Rechnung trägt, zeigt sich in folgenden Gegensätzen. Mac Mahon hat ein im Süden geführtes Gespräch des Kronprinzen mit seinem Adjutanten, dem Marquis Venance d'Absac*), dem Gemahl einer schlesischen Großgrundbesitzerin, in folgender Weise einer englischen Zeitung mitgeteilt. Der Prinz sagte: „Ich glaube, Herr v. Moltke begeht einen Mißgriff. Er will Sie zur Abtretung eines Teiles Ihres Gebietes zwingen, und ich habe meine Meinung dahin abgegeben, daß ich das für einen Fehler halte. Ich glaube den französischen Charakter zu kennen. Ihre Landsleute werden alles andere eher vergessen, als eine solche Verstümmelung. An dem Tage, wo sie ihre Stärke wieder gewonnen zu haben glauben, werden sie natürlich danach trachten, ihre Provinzen wieder zu erobern, und das wird zu neuen Kriegen führen, die die Sicherheit und Ruhe Preußens gefährden würden." Aber schon am 12. September schreibt er in sein Kriegstagebuch als festen Entschluß: „Elsaß-Lothringen, Reichslande ohne Dynastie." Freilich hätte er in Übereinstimmung mit Bismarck auf Metz verzichtet, wäre nicht Moltke festgeblieben, während er leider Belforts Wiedergewinnung als Einfallstor mitten im kerndeutschen elsässischen Südgau nicht durchsetzen konnte. Unsern Staatsmännern war es anscheinend nicht gegenwärtig, daß Lothringen vor 100 Jahren noch zum Reich gehört hatte, und selbst der bedauerlicherweise bei Frankreich verbliebene, bei weitem größere Teil erst durch seine undeutschen Herzöge verwelscht ist, die ihr Land sogar verrieten und aufgaben, um die Hand der Maria Theresia und Toskana dafür einzutauschen. Mülhausen ist erst 1798 französisch geworden.

Leider konnte der Sieger von Wörth seine Gedanken**) nicht

*) Marg. v. Poschinger zweifelt die Glaubwürdigkeit d'Absacs an, wogegen ich als dessen Verwandter umsomehr Widerspruch erheben muß, da der noch lebende 80jährige General mir diesen Ausspruch vor Jahresfrist auf seinem südfranzösischen Familiensitz Ballet bestätigt hat. Der alte Kaiser, wie der Kronprinz sind seine steten Gönner geblieben, und kennt eben Marg. v. Poschinger die näheren Personalverhältnisse nicht, da sich der künftige Kaiser nur einem alten Bekannten gegenüber so offen aussprechen konnte.

**) Vgl. auch Schröder, Kaiser Friedrich im eigenen Wort, Breslau 1898, Schottländer. Eine genaue Urkundenquelle, wie dies auch von seinem sogenannten Tagebuch Kaiser Wilhems II. gilt, das ebenfalls eine geschickte

Digitized by Google

mehr in Taten umsetzen, so daß nur Rückschlüsse gestattet sind. Die beispiellose Volkstümlichkeit dieser Reckengestalt in Süddeutschland beruht außer seinem leutseligen, gemütlichen Wesen auf der Stärke seiner nationalen Gesinnung, die den süddeutschen Regierungen wohl bekannt war, ohne der Verehrung für diesen selbstbewußten Vertreter des Kaisergedankens Abbruch zu tun. Der Kronprinz schwelgt nicht in märkisch-preußischen Erinnerungen, obwohl er die Geschichte seiner hohenzollernschen Ahnen wissenschaftlich betrieb, sondern ging im Reiche auf, dessen einstige Führung ihm ja obliegen sollte. Der alte Herr Bismarcks konnte sich mit vollem Fug nur schwer an die kaiserliche Stellung gewöhnen, deren Grundlage doch die preußische Hausmacht bildete. Aber ein Zuviel kaiserlicher Ansprüche konnte beim Sondergeist der Dynastien und der ihnen häufig erst recht kurz angestammten Volksteile nicht schaden. Tatsächlich haben wir ja erhebliche Rückschritte schon in Bismarcks Amtszeit zum Schaden der Reichsgewalt gemacht. Als der Kronprinz in Versailles die Rechte der rheinbündischen Bundesfürsten sogar mit deren Zustimmung und besonders die ungerechtfertigten Vorbehalte der süddeutschen Königreiche von Napoleons Gnaden schärfer als Bismarck beschneiden wollte, da hat er sich weitsichtiger, als unser größter Staatsmann gezeigt, der auf die Dankbarkeit und den freiwilligen Verzicht der allzugütig bedachten und bevorzugten Bundesstaaten rechnete. Selbst die Reichseisenbahn wurde abgelehnt, obwohl es doch keinen besonderen kgl. sächs. oder bayr. Verkehr gibt, sondern nur einen deutschen Handel und Wandel.

In dieser berechtigten unitarischen Richtung bewegte sich auch die militärische Schöpfung Kaiser Friedrichs, der sein Fuß- und sein Reiterregiment zu Kaisergrenadieren und Kaiserdragonern schlechthin erhob. Die spätere Änderung ist keineswegs in der Kriegshoheit der übrigen Bundesfürsten begründet. Der sachlichen Einheit des Kriegswesens hätte sogar die formelle folgen können. Nach den preußischen Abmachungen stehen die außerpreußischen mehr oder weniger unmittelbar unter dem preußischen Könige, mit Ausnahme Bayerns, dessen Vorrecht weder 1866 noch 1870/71 verdient ist und die übrigen Königreiche kränken muß. In Kaiser Friedrich verkörperte sich der Reichsgedanke, der noch vom Heldenruhm des Einheitskrieges umflossen war. Ihm

---

Auswahl bezeichnender Aussprüche bietet und spätere Forschungen erleichtert.

Digitized by Google

hätte daher mancher Schritt zur wirklichen Einheit gelingen können, der natürlich der schwachen nachbismarckischen Zeit versagt blieb. Die späteren preußischen Maßnahmen und Vorgänge luden nicht zur Ausdehnung auf das Reich ein, und der Sondergeist der bundesstaatlichen Beamtenschaft fand eine unerwartete Rückendeckung.

Die Sozialdemokratie in Kunst und Literatur.

Von Julius von Pflugk-Harttung.

Die Geschichte Europas hat eine Reihe gewaltiger Ereignisse zu verzeichnen, welche den bisherigen Entwickelungsgang der Kulturwelt aus ihren Bahnen schleuderte und neue eröffnete. Da erschienen die Kelten und unterjochten die Hauptgebiete des westlichen und mittleren Erdteils, das Griechentum erblühte an der wärmenden Sonne des Südens und umstrahlte weithin die Küsten des Mittelmeeres, dann kamen die Legionen und Liktoren der Römer und gründeten das erste europäische Weltreich. Als dasselbe in seiner Überfülle zerfiel, wurde es angegreift die Beute der jugendstarken Germanen, welche auf dem kosmopolitischen Untergrunde germanische Nationalstaaten errichteten. Bald umgarnte auch sie der romanische Zauber, während daheim das Deutschtum erstarkte. Aber Germanen und Romanen sollte die Zukunft nicht allein gehören, sie mußten diese mit den slavischen Völkern teilen, denen sich Ungarn und Türken beigesellten. Die Welt duldet keinen Stillstand; je mehr die großen Völkerverschiebungen aufhörten, desto deutlicher traten geistige Wandlungen ein. Aus dem Römertume erhob sich die römische Kirche und begann ihren Vernichtungskampf gegen das germanische Staatswesen. Sie siegte; aber im Siege erging es ihr, wie ihrem weltlichen Vorfahr: sie verlor an Gehalt und Herrscherberechtigung. Da erhoben sich die Geister gegen sie in gedoppelter Richtung: das Laientum vollzog seine Rache

Digitized by Google

in der romanischen Renaissance, die Kirche in der germanischen Reformation. Überall wurden die Schranken durchbrochen, ein unruhiger Drang erfaßte das Menschengeschlecht: der Seeweg nach Indien und Amerika wurde entdeckt, die gesamte Erde umsegelt, das überseeische Kolonialwesen begann. An die Stelle der religiösen Interessen traten politische und soziale, zunächst noch mit Vorwiegen der politischen, die sich schließlich im unumschränkten Königstume gipfelten. Wieder war man auf ein Übermaß gediehen, die große französische Revolution bereitete ihr gewaltsam ein Ende. Und als die Reaktion das Haupt erhob, kamen das Sturmjahr 1848 und das waffengewaltige Preußen, welches sich und damit dem Deutschen Reiche seinen Platz an der Sonne erkämpfte. Seitdem beginnen die politischen Bestrebungen vielfach abzuflauen und die sozialen sich vorzuschieben. Dieselben sind uralt; sie äußerten sich schon in den Helotenkriegen der Griechen, in den gracchischen Unruhen und Sklavenaufständen der Römer, im mittelalterlichen Ketzertume, in der französischen Jacquerie, in den deutschen Bauernkriegen, in der englischen Literatur, in den Bestrebungen Babeufs zur Zeit der großen Revolution, bis sie neuerdings die Gemüter in ungeahntem Umfange erfassen.

So leben wir, geschichtlich betrachtet, also in einem Übergange von der politischen zu einer stark sozialen Zeit, in einer allmählichen Wandlung, in einem geistigen Ringen der Kulturmenschheit. Zwar trat die französische Revolution unvergleichlich heftiger in die Erscheinung, gleichwie ein verheerender Gewittersturm, aber eben ihre Gewaltsamkeit machte sie kurzlebig und bereitete der napoleonischen Militärherrschaft den Boden. Während der Ursprung der französischen Umwälzung und der von 1848 in den Mittelklassen, im Bürgerstande wurzelte, handelt es sich jetzt durchaus um eine Bewegung von unten nach oben, und zwar fast auf allen Gebieten. Wollte man früher politische Freiheit und Gleichheit, so verlangt man jetzt Freiheit und Gleichheit eigentlich überall. Und doch hat schon die französische Revolution bewiesen, daß sich nur eines der Güter erwerben läßt, daß beide nebeneinander sich ausschließen. Je größer die Freiheit, desto stärker die Ungleichheit, je weiter verbreitet die Gleichheit, umsomehr weicht die Freiheit zurück. Es beruht dies auf den Gesetzen der Natur, die starke und schwache, kluge und dumme Einzelwesen schuf. In der Freiheit schwingen sich unaufhaltsam die Klugen und Starken empor, und bewirken dadurch sachgemäß wieder Ungleichheit. Will man die Gleichheit, so muß man die Klugen und Starken niederdrücken,

Digitized by Google

denn die Dummen und Schwachen lassen sich nicht mehr erheben, als die ihnen innewohnende Kraft erlaubt, d. h. in weiterer Folge, man muß sich zur Gewalt, zur Unfreiheit bekennen.

Eine politische Strömung wird immer zur Freiheit drängen, eine soziale zur Gleichheit; bei den unendlichen Wechselbeziehungen des Lebens wird aber keine rein in die Erscheinung zu treten vermögen. Das haben wir auch jetzt. Unsere Entwickelung ist gewissermaßen eine Geltendmachung des Ich in der Massenwirkung, des Massen-Ich, es ist die unverblümte Ausprägung der materiellen Selbstsucht, welche das Gewordene und Überlieferte zu zertrümmern und Ersatz nach Massenvernunftgrundsätzen zu schaffen sucht. Am deutlichsten tritt dies naturgemäß hervor, wo es am unmittelbarsten wirkt; auf dem Gebiete des Erwerbslebens, im Kampfe um das tägliche Brot. Da haben wir auf der einen Seite das historisch gewordene ungesunde Gewächs des Kapitalismus, des Einzelreichtums, auf der anderen die Masse der Besitzlosen, dort die Einzel-, hier die Massenmacht, dort gewissermaßen die Freiheit, hier die Gleichheit.

Was Wunder, daß die Gleichheit einer Freiheit den Krieg erklärt, die sie vielfach ausnutzt und niederhält. Ihre Vertretung findet dieses Bestreben bekanntlich in der Sozialdemokratie; sie ist die stärkste, die meist hervortretende Erscheinung einer großen Gesamtbewegung, eines gewaltigen Dranges nach Veränderung und Umwälzung. Also wohl bemerkt, die Sozialdemokratie ist nicht die soziale Umwälzung an sich, sondern nur ein Bestandteil derselben, freilich der augenfälligste. Will man jene kennzeichnen, so mag man ihr auch den bestbezeichnenden Namen beilegen. Dieser Drang nach Umwälzung, sagen wir diese Sozialdemokratie des Daseins, findet sich allüberall. Wir haben sie in der Frauenbewegung, dem Wettkampfe des Weibes mit dem Manne, in den „Naturärzten" der Medizin, deren Auftreten eine vollkommene Umwälzung der Krankenbehandlung bewirkt hat, denn früher gehörte zum Krankenbette eine Medizinflasche mit langem Zettel „alle Stunde ein Eßlöffel voll", jetzt heißt es: alle drei Stunden eine Packung; wir haben sie ferner im Vegetarianismus, in der Philosophie eines Schopenhauer und Nietzsche, haben sie in der Geschichte durch Betonung der Kultur- und Wirtschaftsentwickelung, im Rechtsempfinden durch das Entschuldigen und Leichtnehmen mancher Vergehen und Verbrechen; wir begegnen ihr selbst bis zu gewissem Grade in Handel und Gewerbe durch das Aufkommen von Großbasaren, die tatsächlich eine durchaus demo-

Digitized by Google

kratische Tendenz verraten und auf solcher emporgebaut sind, selbst Aktiengesellschaften und Trusts lassen sich hierher zählen. Vor allem aber begegnen wir ihr in Kunst und Literatur, in den naturalistischen Erzählungen und Dramen, in der Malerei der „Jungen", in der malerischen Auffassung der Plastik, in dem modernen Kunstgewerbestil, ja bis hinab zum Reformkleide der Damen. Dies alles sind nur Sonderäußerungen einer umfassenden Gesamtbewegung, sämtlich gewissermaßen nur Spiegelungen der Sozialdemokratie.

Bleiben wir bei Kunst und Literatur, so muß man billigerweise eingestehen, daß die sozialdemokratische Richtung zwar vielerlei Bewegung, aber wenig wirklich erfreuliche Erscheinungen, keine wahren Werte geschaffen hat. Es beruht dies wesentlich auf der Abkehr von dem bisherigen künstlerischen Ziele, auf der Vernachlässigung des Schönen und dessen Ersatz durch andere Dinge.

Beim Reformkostüme der Damen sah man auf das Praktische, das Bequeme mehr als auf das Kleidsame. Die Folge war ein unschönes Gewand, an dem man unendlich herumgedoktert hat, und über das man doch schon zur Tagesordnung gegangen ist. Schön erscheint es nur bei schönen, gut gewachsenen jungen Mädchen, und die sind eben an sich schon schön.

Auch der moderne Kunstgewerbestil gibt zu denken. In der romanischen Kunst entsprachen die Rundbogen den breiten Raumverhältnissen, dem beruhigten, gesättigten, religiösen Gemüte; in der Gotik die himmelanstrebenden Spitzbogen, die schmalen, gestreckten Flächen und Figuren, dem Ringen nach oben, nach dem Göttlichen, wie es in der Zerknirschung der Mönche (compunctio), den Geißelbrüderschaften und den Kreuzzügen zutage trat. In der Renaissance begegnen wir einem Neubeleben der Antike mit ihrem unerschöpflichen Formenreichtume, ihrem feinen Gefühle für Harmonie und Schönheit bei überquellender Lebenskraft und Lebenslust; im Rokoko gehören die eleganten, gepuderten und bezopften Salonschäferinnen zu den zierlichen Schnörkeln, zu der Vorliebe für abgetönte helle Farben und Gold; im Empirestile der langweilige Prunk zum Soldatenkaisertume.

Und nun der moderne Stil? Auch er entsprang einem Bedürfnisse: man wollte heraus aus dem verwaschenen Eklektizismus, der die Folge vom Sturze des Kaiserreichs war. Verschiedene Umstände wirkten für seine Entstehung zusammen. Die historische Richtung begann von der Naturwissenschaft zurückgedrängt zu werden; Unruhe und Effekthascherei, ein Suchen nach

Digitized by Google

etwas anderem, nach Besonderem begann sich der Menschen zu bemächtigen; die Technik stieg auf eine Höhe, wie sie in solchem Umfange kein Zeitalter gesehen hat; und dazu kam die Dampfkraft, welche die fernsten Fernen gewissermaßen nahe rückte. Unter diesen trat Japan in den Vordergrund: japanische Bedürfnisse, japanische Erzeugnisse, japanische Kunst. Die Japaner sind unmittelbare Naturalisten und besitzen deshalb keinen Stil in unserem Sinne. Doch ihre unmittelbare Wiedergabe der Natur gelangte nach Europa und erregte zunächst Aufmerksamkeit in England. Man begann sie dort kunstgewerblich zu benutzen und sie zu einem Stile auszugestalten, der sich dann von jenseits des Kanals nach Deutschland verbreitete. Die Grundlage dieses Stils ist das Pflanzenornament und der lange Strich bezw. das Band. Die Pflanze wird in ihren mannigfachsten Teilen benutzt, als Stengel, Blatt, Knospe, Blume und Frucht samt deren Zerlegungen; der lange Strich als Band: gerade, gebogen, gekrümmt und gewunden, wesentlich in seiner Wirkung auf der Fläche. Mitbestimmend waren die Erfordernisse der Technik für Massenherstellung, je nach dem zu verarbeitenden Materiale, als da sind Glas, Porzellan, Steingut, Metall, Holz und dergleichen. So ist der moderne Stil ein künstlerisches und gewerbliches Kunsterzeugnis, ein bewußtes Ergebnis schöpferischer Köpfe mit bestimmter Anlehnung und Entlehnung und zugleich ein teilweises Ergebnis des Bedürfnisses, des Geistes der Zeit. Die Mode verlangte nach Neuem, und man verstand, es zu erfinden.

Aus diesen Tatsachen erklärt sich auch die vielfache Unfertigkeit des modernen Stils, sein Mangel an Abklärung, seine Subjektivität. Als echtes Kind seiner Zeit kennzeichnet ihn ein Haschen nach Effekt, nach Gegensätzen; er gipfelt gewissermaßen in der Disharmonie. So erhebt sich auf breitem Fuße ein dünner Schaft, der einen schweren bauchigen Pokal trägt, oder eine Wand wird unten mit dichtem Pflanzen- und Bandschmuck überladen, oben bleibt sie kahl und weiß und auch die Decke fast unverziert. In Entwurf und Anlage handelt es sich um einen Flächenstil, er ist schwer, bisweilen fast plump, grob oder geradezu etwas roh; man könnte zierlich sein, aber man will es nicht. Manche Äußerungen erinnern an die verfallene, schwere Renaissance des Dreißigjährigen Krieges, also an eine schönheitsdürftige, ernste Zeit; andere wieder an den Völkerwanderungsstil, der seine schönste Weiterbildung bei den Angelsachsen und Irländern fand. Aber während dieser ein phantastisches Gepräge und einen ungemeinen Sinn für Feinheit

Digitized by Google

und Harmonie zeigt, ist der moderne Stil nüchtern, mehr ein Geschöpf des Gedankens und der Handfertigkeit, als ein emporquellendes Empfinden in bestimmter Richtung. Die früheren Stile beherrschten das gesamte kunstgewerbliche Dasein, der jetzige hingegen erscheint als bloße Kunstübung in gewisser Richtung, die nur zu viele bewundern, weil sie ihnen immer wieder vorgeführt und als modern gepriesen wird. Mit dem allen soll nicht gesagt sein, daß er nicht bisweilen hervorragend schöne Leistungen, zumal hübsche Schmuck- und Ziergegenstände, aufzuweisen hat; im Gegenteile, das ist der Fall, doch wo es geschieht, wird er sich bis zu gewissem Grade ungetreu, kehrte er zu den urewigen Gesetzen der Schönheit und Harmonie oder doch zur gefälligen Wahrheit zurück.

Bei der Unfertigkeit des Ganzen kann nicht auffallen, daß man bisher noch keine Bezeichnung dafür gefunden hat; wir möchten deshalb nach einem Hauptzuge das Wort „Effektstil" vorschlagen.

In den älteren Kunstepochen entsprachen sich Stil und bildende Künste. Im Gedankengange war das anfänglich auch jetzt der Fall, Stil und bildende Kunst griffen zurück auf die Natur, freilich jede auf ihre Art. In der Entwickelung aber trennten sie sich dann, bald mehr, bald weniger: die bildende Kunst arbeitete nach ungeschminkter Wahrheit, der Stil jedoch kam damit nicht aus, er setzt sie seiner selbst wegen oft beiseite: er verbiegt und verzerrt, zerreißt und erweitert, überlädt und entbehrt; er wollte eben nicht bloß Wahrheit sein, sondern bewußt: ein besonderer Stil.

Gehen wir zur Malerei der „Jungen" über. In ihren Stoffen zeigt sie eine Neigung zum Alltäglichen der unteren Klassen und der reizlosen Natur: es ist die Kunst des Ich in der Masse. In der Farbe hatte man anfangs eine Vorliebe für Grau, in den Umrissen eine solche für Verschwommenheit. Man malte möglichst unbestimmt und grau in grau, das graue Elend, den Katzenjammer nervös abgenutzter Menschen: schmutzige Wege, Regenstimmung, hart arbeitende, ungenügend genährte, dürftig gekleidete Männer und Frauen, pflügende Pferde, Fabrikräume und dergleichen mehr. Man nannte diese Kunst Hellichtmalerei, obwohl sie nicht selten mehr Nebel als Licht zu enthalten schien. Dann erweiterte sich der Blick, sowohl in den Stoffen als auch in der Farbengebung. Jetzt malt man grün in grün, blau in blau, rot in rot.

Der ganze Grundgedanke der neuen Malerei ist ein Irrtum. Während die Kunst bisher nach Schönheit strebte, wie die Wissen-

Digitized by Google

schaft nach Wahrheit, so will die Kunst jetzt wahr, ungeschminkt wahr sein, sie pfuscht also der Wissenschaft ins Handwerk, wird selber wissenschaftlich; namentlich in der Kleinbeobachtung. Da das Leben nun unendlich mannigfaltig ist, so erscheint auch die Malerei reich an Stoffen; aber es ist ein Reichtum durch Verstand, durch Gedankenbläße, nicht durch Phantasie und Gemüt. Und dabei ist sie noch nicht einmal immer wahr, sondern glaubt es nur zu sein, es ist bisweilen eine gesuchte, angequälte, unwahre Wahrheit, — und diese nur zu oft in häßlicher Form. Wie die Malerei überhaupt wissenschaftlich geworden ist, ohne daß sie selber es merkte, so ist sie auch in Wettbewerb mit einem Erzeugnisse der Wissenschaft getreten: mit der Photographie. Diese strebt nach reiner Wahrheit wie die Malerei, da sie aber tot und mechanisch arbeitet, so sieht sie naturgemäß weit schärfer und genauer als das menschliche Auge, nur daß sie bisher noch der Farbe ermangelt. Nun hat sich der Photographie ein stetes Streben nach Vervollkommnung bemächtigt mit der Folge, daß die jetzige gute Photographie die Natur in das Künstlerische überträgt, wogegen die Malerei leicht zu einer bloßen, rohen Wiedergabe des Geschauten wird. Die Photographie strebt nach oben, die Malerei oft nach unten; sie sucht Effekte mit rohen Mitteln. Es ist deshalb auch eine leidige Tatsache, daß manche künstlerisch gehaltene Photographie erfreulicher ist als ein gesucht naturalistisches Bild. Unfraglich wurde die Malerei durch die moderne Richtung bereichert im Stoffe sowohl, wie in der Technik, doch ihre Erzeugnisse in voller Ausbildung wirken nicht selten geradezu abstoßend und verraten eine trostlose Gedanken-, Erfindungs- und Empfindungsarmut. Wo sie wirklich Gutes schuf, verfiel sie unbewußt in den Fehler der Schönheit. Das Beste leistete sie auf dem Gebiete der Farbenstimmung, also auf dem eigentlich stilwidrigen Untergrunde der Harmonie.

Dieselbe Neigung für das Gewöhnliche, das Gemeine, das Elend, selbst für den Schmutz kennzeichnet die moderne erzählende Literatur. Auf die Zeit eines Schiller und Goethe, welche ihr Ideal in der Antike und einer Durchgeistigung der Natur fand, folgte die Romantik mit ihrer Überschwenglichkeit, ihren phantastischen Ausgeburten, ihrer Schwächlichkeit der Charaktere: auf die Zeit der großen Revolution folgte eben die Zeit der Reaktion in der Politik, im Denk- und Empfindungsgetriebe. Aber die Reaktion zerbröckelte vor neuen Mächten; Manchestertum und Realismus kamen empor, und im Realismus eine bestimmte Richtung, mit

Digitized by Google

der uns namentlich die Russen und Skandinavier beglückt haben, und die dann in dem Franzosen Zola ihren bedeutendsten Vertreter fand. Sie ist die Ausgeburt eines reizlosen, unendlich eintönigen Landes und krankhafter Menschen unter der Knute der Despotie, oder eine solche langer, dunkler Winternächte, Nebel- und Regentage, großartiger, aber ernster, fast freudloser Natur, die dann der Franzose mit seiner scharfen romanischen Beobachtungsgabe, seinem französischen Erzählertalente und Esprit vergeistigt hat. Aber das ändert nichts an der Sache: es ist die erzählende Kunst in der Masse, die Sozialdemokratie in der Literatur. Da pflegt man sich innerhalb der unteren Volksschichten zu bewegen: in der Küche, im Verkaufsladen, in der Kneipe, im Viehstalle, auf dem Kornacker, unter Entgleisten und Verbrechern, unter Leuten, denen man im Leben sorgfältig aus dem Wege gehen würde, und nicht bloß ihres schmierigen Rockes wegen. Sie samt ihrem dürftigen Tun und Treiben werden uns vorgeführt in erbaulicher Breite. Man liest und weiß nicht, ob man sich für die Schilderungen interessieren soll oder ob man von ihnen angeödet, angeekelt wird. Da geschieht nichts Großes, nichts Gewaltiges, da kochen keine Leidenschaften in mächtigen Pulsschlägen, nichts, nichts was den Menschen erwärmt, versöhnt, erhebt; nein im Gegenteile, er wird niedergezogen, niedergezerrt in Plattheit, Alltäglichkeit, in Schnaps und Liederlichkeit. Wie vorher die Malerei, so ist auch dies wesentlich eine Kunst des Niederganges, des Verstandes, der Beobachtungstechnik, es ist literarische Photographie. Kein Schwung, keine Phantasie, keine klare, folgerichtige, packende Handlung, kein Durchbruch plötzlichen Hasses, verzehrende Liebesglut, keine Einzelgröße, keine packende Gewalt. Die Dinge kriechen dahin, bald hier, bald dort, wie sie gerade kommen, wie der Dichter sie braucht. Psychologische, soziale Probleme und Episoden fesseln ihn mehr als die Unmittelbarkeit der Ereignisse, als die Kraft der Handlung.

So kann es denn nicht wundernehmen, wenn die höchste Kunst: wenn das moderne Drama, ein gleiches Gepräge zeigt. Gerade sie wurzelt mitten in der Menschheit und pflegt ihr treuester Spiegel zu sein.

Der Hauptvertreter der deutschen Bühne ist augenblicklich Gerhart Hauptmann. Als Moderner bewegt er sich in Gegensätzen, auf dem Gebiete des Märchens und auf dem bekannten sozialen Boden, unter Dienstmägden, Fuhrleuten, Land- und Fabrikarbeitern, verschlagenen Schmugglern und hungernden, sich

Digitized by Google

erbrechenden Webern. Um die Täuschung noch stärker zu machen, läßt er seine Leute im Dialekte reden. Des Lebens ganzer Jammer packt einen an, wenn man für schweres Geld einen engen Parkettplatz ergattert hat. Hier sitzend sehen wir Hauptmanns „Rose Bernd". Es ist das Werk eines ernsten Mannes, es ist ein Drama mit sittlichem Kerne, der sich gut zur dramatischen Behandlung eignet: jener Fluch der bösen Tat, welche fortzeugend Böses gebiert. Aber dieser sittliche Kern erscheint in roher, bisweilen geradezu gemeiner Schale. Der Inhalt ist so, daß man ihn in anständiger Gesellschaft kaum schildern kann. Ich bitte deshalb auch um Entschuldigung, wenn ich unanständig werde; die Tausende und Abertausende mögen mich rechtfertigen, welche sich die Dinge haben vormimen lassen.

Also: erste Szene: eine verlobte Braut hat eben mit einem verheirateten Manne den geschlechtlichen Akt unter einem Christuskreuze am Sonntagmorgen vollzogen, als alle Welt in der Kirche ist. Sie kommt erregt und mit geröteten Wangen links hinter Büschen hervor und läßt scheue Blicke nach allen Seiten schweifen, bemüht, einen ihrer blonden Zöpfe, der aufgegangen ist, schnell wieder zu flechten. Gleich darauf erscheint auch ihr Liebhaber; wahrscheinlich hat er erst seine Beinkleider hinter den Kulissen in Ordnung gebracht, um wenigstens äußerlich anständig vor dem Publikum zu erscheinen. Warum das Stück nicht 10 Minuten früher in den Büschen beginnt, bleibt dramatisch unklar. Nachdem also beiderseits das Gelüste befriedigt worden, erklärt die Braut (Rose Bernd): „Nimmehr a so, wie jetzt," von nun an, will sie ihrem Verlobten Treue bewahren. Dem Liebhaber paßt das natürlich nicht. Kaum ist er fort, kommt ein Lokomobilmaschinist geradeswegs aus der Kirche, ein Mann von schlechtem Rufe, dem er alsbald alle Ehre macht, indem er dem Mädchen erklärt, er kenne ihr Techtelmechtel und werde es ruchbar machen, wenn sie sich ihm nicht auch hingebe. Dieselbe Rose, welche eben noch „nimmehr a so!" meinte, sinkt halb hin und wird halb genommen, natürlich auch hinter der Bühne, aber immerhin so, daß die Folgen nicht ausbleiben, denn: 1. hält der Lump nicht reinen Mund, und 2. kommt das Mädchen in „andere Umstände". Im letzten Akte sieht man die Wirkung dieser zwei Folgen: Gericht, Gendarm und Kindbettwehen. Ein befreundeter Arbeiter hat die Rose hinter einer Weide aufgelesen, wo sie sich wie ein Wurm krümmte. Um diesen Genuß dem Publikum nicht vorzuenthalten, macht sie auf der Bühne einige verdächtige Bauchtanz-

Digitized by Google

bewegungen. Wenn die Rose nun einfach machte, was jedes Weib in gleicher Lage täte, einfach sagte, was geschehen, so wäre das Stück zu Ende, ja freilich das Stück, aber nicht der Dichter, der noch einen vollen Akt gebraucht. Deshalb verläßt Rose die Bühne und kommt erst wieder, als der Dichter nun auch mit ihrem Vater und ihrem Bräutigam fertig ist, um allgemein bekannt zu machen, daß sie bei der Weide geboren und gemordet habe. Mit Recht renommiert sie: „Da seid ihr de reenst'n klenn' Kinder dagegen," wie gesagt mit Recht, denn Kinder können die Männer bisher mit dem besten Willen nicht bekommen, das ist eines der wenigen Dinge, die das Weib vor dem Manne voraus hat. Alles klappt, selbst der Gendarm ist da.

Überblicken wir das Geschilderte, so erkennen wir jenes Grau in Grau, dieselbe Vorliebe für das Unreinliche, ja für das Gemeine, wie teilweis in der Malerei, freilich weitaus widerwärtiger, weil es sich um lebende Gestalten, um stärkere Vorspiegelung der Wirklichkeit handelt. Daß solche Dinge vorkommen, vorkommen können, wie Hauptmann sie schildert, ist selbstverständlich; es fragt sich nur, ob sie in solcher Form sich für ein Kunstwerk eignen, was ein Drama denn doch gewissermaßen sein soll. Der Liebe Leid und Lust ist ein uralter Dichterstoff, aber mit gleich brutaler Roheit wie hier hat es sich nicht einmal in den rohesten Zeiten der Literatur, in der des 30jährigen Krieges an das Tageslicht gewagt.

Früher forderte die Technik des Dramas einen Umschlag im dritten Akte, eine Wirkung, welche den Menschen erhebt, wenn sie den Menschen zermalmt. Diese Technik beruhte auf der Beobachtung von zwei Jahrtausenden. Natürlich werfen die Modernen solchen Plunder in die Rumpelkammer; ihre Stücke wollen den Effekt, und zwar den der Einzelszene, und ihre Handlung ist nicht dramatisch, sondern novellistisch: sie schreitet fort, wie in einer Erzählung. Mit dem besten Willen kann man einer Heldin kein Mitgefühl weihen, welche zwar erzählt, wie sie sich ihr Lebenlang abgerackert habe, welche dies auch am Sonntagmorgen tut, dabei das Angenehme aber mit dem Nützlichen lachend verbindet. In Wirklichkeit ist Rose ein haltloses, verschlossenes, rohes Frauenzimmer, mit einem starken Anstriche von Verlogenheit. Aus dem Ganzen blickt ein bedeutender Geist und scharfe Beobachtung, es ist eine in seiner Art beachtenswerte Leistung, aber widerwärtig ist der Geist und noch viel widerwärtiger die sogenannte Kunst. Nirgends hat man ein reines Empfinden, man wird im Hirn zermartert, die Nerven werden gewaltsam stimuliert,

Digitized by Google

man erduldet geradezu eine Art geistigen Masochismus. Überreizt dankt man Gott, wenn man den gepolsterten Marterstuhl verlassen kann, und lechzend eilt man zu einem guten Glase Bier bei Siechen, um schleunigst den ganzen Dreck hinunter zu spülen.

Und wenn es noch wahr wäre, was man erduldet hat. Auch das nicht einmal. Das Stück beruht auf einer unmöglichen Voraussetzung. Rose Bernd wird schwanger, Rose Bernd lebt in einem Dorfe, überall beobachtet und vielfach bemunkelt, — und doch weiß das ganze Dorf nicht, was mit ihr los ist! Verändert sich denn eine Schwangere nicht in Gestalt, Gesicht und Gang, in der äußeren und seelischen Erscheinung, — und das sollten die neidischen Klatschbasen eines Dorfes nicht bemerken? Monatelang nicht? Ja freilich, wenn sie das auf der Bühne wüßten, was ihnen in Wirklichkeit die Spatzen vom Dache zwitscherten, dann könnte Hauptmann sein Stück nicht schreiben, und das deutsche Theater nicht seine Kasse dadurch füllen.

Jahrtausende hat die Kulturmenschheit an einem unsichtbaren Bande gewoben, welches geistig höher stehende Menschen kennzeichnet: es ist der gute Geschmack, die verfeinerte Sittlichkeit. Dies wird dreist verleugnet und die Menschheit aus der Höhe, die sie mühsam erklommen hat, hinabgezerrt in die Tiefe. Die Masse war immer roh und ungebildet und wird es ewig bleiben; jene Kunst, die in der Masse wurzelt, kann deshalb nicht anders sein als sie. Eine Zeit, eine Kunst des Massen-Ich ist eben naturgemäß roh. Mag man es in der Technik des Könnens, in der von Malerei und Drama noch so weit gebracht haben; wie öde, wie unsäglich öde bleibt alles im Gemüte, in der unmittelbaren Tatkraft der Leidenschaft.

Die unteren Klassen streben nach oben, wie die Pflanze zur Sonne, die oberen Klassen hingegen gefallen sich im Hinabsteigen. Zeiten mit dieser Eigenschaft hat es schon früher gegeben, und sie boten stets den Beweis der Überkultur, der Dekadence. Das zeigt sich im spätrömischen Reiche mit seinen Satiren, Acker- und Landschaftsgedichten, das zeigt sich im Rokoko mit seinen adeligen Schäfern und Schäferinnen, dem begegnen wir heutzutage wieder in unseren dramatischen Fuhrleuten, Leinewebern und schwangeren Bräuten. Von diesen drei Abschnitten steht die Jetztzeit unfraglich am tiefsten. Der sozialdemokratische Massenzug hat unser gesamtes Dasein vergiftet und verwüstet.

So stolz wir uns brüsten: die Geschichte wird richten.

Digitized by Google

Wie ein fürstlicher Fastenprediger zu seinen Predigten kam.

Von Dr. Adolph Kohut.

Wieder einmal habe ich das reizend gelegene und eines weltgeschichtlichen Rufes sich erfreuende Kerner-Haus am Fuße der Burg Weibertreu in Württemberg besucht, wo noch immer der Dichter und Arzt, Hofrat Dr. Theobald Kerner, der Sohn des großen Lyrikers und Mystikers Justinus Kerner, in liebenswürdiger Weise Gastfreundschaft übt, und wieder habe ich mich dort an den köstlichen Reliquien- und Autographenschätzen erfreut, die in dieser geweihten Stätte der Musen in Hülle und Fülle aufgespeichert sind.

Einen besonderen Reiz hatten für mich die zahllosen, dort aufbewahrten Briefschaften, welche an den Herbergsvater des Kerner-Hauses seit Jahrzehnten aus Nah und Fern gerichtet wurden; und als ich die hübsch säuberlich in Päckchen geordneten Briefe durchstöberte, fielen mir durch die zierliche Handschrift sowohl wie den Inhalt besonders die Zuschriften eines geistlichen Herrn aus Ungarn auf, der nicht allein in seinem Vaterlande, sondern auch weit über die Grenzen desselben hinaus eine merkwürdige Rolle gespielt hat. Ich spreche hier von Alexander Fürst Hohenlohe, Prinz von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, einst Prälat und Domherr von Groß-Wardein, geboren am 17. August 1794 in Kupferzell bei Waldenburg und gestorben am 14. November 1849 zu Vöslau bei Wien, einem der eigenartigsten und wunderlichsten Heiligen, die je auf der Erde gewandelt sind. Fürst Hohenlohe war bekanntlich das achtzehnte Kind aus der Ehe des gemütskranken Erbprinzen Karl Albrecht mit der Tochter eines ungarischen Edelmannes, Judith Freiin von Reviczky. Durch die fromme Mutter schon bei der Geburt der Kirche geweiht, wurde er von dem Exjesuiten Riel erzogen und im Jahre 1814 von dem Metropolitanstift in Olmütz zum Domizellar erwählt und drei Jahre später zum Priester in München geweiht. Hier sowohl, wie in Bamberg, wo er geistlicher Rat bei dem Generalvikariat geworden war, wurde er vom Volke infolge seiner flammenden und volkstümlichen, vielfach an Abraham a Santa Clara erinnernden Vortragsweise, besonders aber wegen seiner

Digitized by Google

Wunderkuren allgemein geliebt und verehrt. Es war erstaunlich, was dieser Mann, obschon er nie Medizin studiert hatte, angeblich durch die Macht des Gebetes alles zustande brachte! Besonders auffallend war, daß sich seine Kuren hauptsächlich bei jungen, schönen, und — liebevollen Damen bewährten, und die böse Fama wollte glauben, daß der stattliche, ritterliche Mann mit den blitzenden Augen und der magnetischen Kraft seines Wesens nicht unwesentlich durch seine äußere Erscheinung und seinen Rang zum Erfolg seines Heilverfahrens bei den hohen Damen beigetragen hatte. Den ersten Versuch als praktischer Arzt ohne staatliche Approbation machte er gemeinschaftlich mit dem Bauern Martin Michel an einer Prinzessin von Schwarzenberg, welche infolge einer Rückgratsverschiebung erlahmt war, jedoch mit Hilfe von Maschinen bereits wieder sitzen und stehen konnte. Als diese beiden Wundertäter sie zum Gehen aufforderten, leistete sie willig Folge. Fürst Alexander entschloß sich bald darauf, das Geschäft des Kurierens durch Gebete und Predigten auf eigene Faust und en gros zu betreiben, und es dauerte nicht lange, so hatte er einen solchen Ruf als Gesundbeter, daß ihm selbst aus den entferntesten Gegenden Massen Hilfsbedürftiger zuströmten, von denen er vor allem treuen Glauben an die Macht seines Gebets forderte. Endlich trat jedoch, wie nicht anders zu erwarten war, der Krach ein, indem viele seiner Kuren mißlangen, und die Ärzte sich gegen seinen Hokuspokus und sein vielfach scharlatanhaftes Gebaren erklärten. Der Not gehorchend und nicht dem eigenen Triebe, hing er sein Metier an den Nagel und begab sich 1822 nach Wien und dann nach Ungarn, wo er Prälat und Domherr zu Groß-Wardein, 1829 Propst und 1844 Titularbischof wurde. Neben seiner geistlichen und medizinischen Tätigkeit entfaltete der Prinz von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst auch eine rege literarische Wirksamkeit. Er hat eine Fülle geistlicher Schriften, speziell Predigten, veröffentlicht, welche aber nur in geringem Grade ein Bild des temperamentvollen, feurigen und hinreißenden Menschen und Redners geben.

Es ist klar, daß dieser sonderbare Heilige sich von Justinus Kerner, dem Verfasser der „Seherin von Prevorst", der an Besessene, Dämonen, Teufelsbeschwörungen und Austreibungen felsenfest glaubte, mächtig angezogen fühlen mußte, und daß er gern die Gelegenheit wahrnahm, um gleichsam mit seinem „Bruder in Apollo" in brieflichen Verkehr zu treten. Die Schriftstücke, welche ich in Kerners Hause durchblätterte, geben uns interessante

Digitized by Google

Aufschlüsse über die Beziehungen dieser beiden Wundertäter, und gewiß wird eine kurze Skizze dieses psychologisch so merkwürdigen Verhältnisses unseren Lesern willkommen sein, zumal der Bischof von Groß-Wardein hier in einem ganz neuen Licht, nämlich als Entlehner erscheint, der sich als Prediger mit fremden Federn schmückte, indem er die naive Kühnheit hatte, die auf seinen Wunsch von Justinus Kerner verfaßten Kanzelreden als die seinigen auszugeben und sie unter seinem Namen erscheinen zu lassen. In dem ersten Brief, worin Fürst Hohenlohe sich dem Dichter näherte, datiert aus Groß-Wardein, den 11. August 1834, heißt es u. a.:

„Seit dem Erscheinen Ihrer Werke zähle ich mich unter Ihre aufmerksamsten Leser. Katholik aus innerster Überzeugung hinderte es mich nicht, von Grund des Herzens mich zu freuen über den Christussinn, der in all Ihren Schriften herrscht, und den festen biblischen Glauben, dem Sie huldigen, der leider bei den winzigen Männleins unserer Zeit als „Auskehrich" verschrien, doch gleichviel inmitten des Unglaubens bezeugt und wird der Sohn Gottes bezeugt, und noch sind es Tausende, die ihre Knie vor den Götzen Baal nicht beugten. Gern, Verehrter, wollen wir die Schmach des Kreuzes ertragen; herzlich freuen soll und wird es mich, mit Ihnen, den ich sehr hoch achte, in briefliche Mitteilungen zu kommen. Scheiden uns auch Dogmen, einigt uns doch das Band der Heiligen Liebe, eine Liebe, die keine Kirche kennt und übt, denn der Katholizismus ist Konsequens, Tolerans und Liebe, und wer ihn anders beschreibt, kennt ihn nicht, und wer anders ihn übt, handelt nicht im Geist der Kirche, die ein offenes Buch ist, so es sanft gedrückt wird, Milch daraus fließt, hart hingegen, Blut. Zählen Sie mich unter die ersteren. Seit 19 Jahren meines geistlichen Lebens habe ich so manches erlebt, was mich lehrte, in meine innere Welt mich zu verschließen, denn das Wirken nach außen habe ich aufgegeben. Nur Gott kann aus Steinen Abrahamssöhne gestalten, Menschen können es nicht. Der Teufel bläst seinen Dudelsack, und die Welt tanzt dazu. Darum gebären die Zeiten nichts Gutes, das sieht wohl jeder ein, der noch nicht ganz blind ist. Lange kann wohl die allgemeine Spannung nicht dauern. Das Licht wandelt nach Amerika. Ich fürchte, nach etwa 100 Jahren wird man von dort nach Europa reisen, die Trümmer der ehemaligen Herrlichkeiten zu sehen, wie wir nun nach Griechenland und dem Oriente reisen, denn offenbar wandert der Christusglaube aus und

Digitized by Google

mit ihm das Licht, dann aber bricht unfehlbar die Nacht herein ... O, wie erfreuten mich nicht Ihre Blätter aus Prévorst! Mancher Heide unserer Zeit fängt an zu stutzen, doch der Leichtsinn läßt den Samen nicht tiefe Wurzel fassen, und bloß auf der Oberfläche liegenbleibend, nimmt ihn der Erdstaub mit sich fort. Gott segne Sie, teurer Mann, und leite Ihre Feder, damit Sie des Guten noch viel wirken mögen! Recht sehr freuen wird es mich, wenn Sie mich mit einem Briefe erfreuen wollten, denn wahrlich ich bin Ihnen mit vieler Liebe zugetan und bete zu Jesus Christus, daß er Sie mit der Fülle seiner Gnade segnen und bekräftigen möge, damit auch Sie in Ihrer Zeit und Ihrer Lage ein tüchtiges Rüstzeug Christi seien. Ich könnte Ihnen so manches auf dem Gebiete des inneren Schauens mitteilen, doch davon ein andermal. Ich schließe dieses Schreiben mit dem alten Christusgruße: „Gelobt sei Jesus Christus!"

Justinus Kerner, der für Schmeicheleien, namentlich aus hohem Munde, sehr empfänglich war, erhörte den Prälaten sofort, und nun entwickelte sich zwischen beiden ein sehr reger Briefwechsel höchst origineller Art. Der Bischof von Groß-Wardein schloß seine Zuschriften meist mit den Worten: „Vale et ora! Tuus totus quantus in sanctissimo corde Jesu, Alexander Hohenlohe, notus a calamo."

Ein Vierteljahr nach der Eröffnung der Korrespondenz trat Fürst Hohenlohe an Kerner mit der eigentümlichen Bitte heran, er, der Dichter, möchte für ihn, den geistlichen Herrn, einige Fastenpredigten schreiben. Zur Begründung seiner Bitte heißt es in dem Schreiben vom 11. November des genannten Jahres: „Ich werde von allen Seiten gedrängt durch eine, ich darf es wohl sagen, so zeitraubende als kostspielige Weltkorrespondenz; zudem kommen örtliche Berufsgeschäfte, wohl auch eigenes Selbststudium, Fortbildung, Bücherlektüre, um meine Zeit nicht aus den Augen zu lassen. Also in vollem Umfang in Anspruch genommen durch viele Pflichten und Geschäfte. Wiederholen kann und will ich mich nicht in meinen Vorträgen, und wer schon 20 Jahre predigt, hat schon viel sich ausgesprochen. Mich treibt ein innerer Drang, gerade vor dem angesehenen Auditorium in der Kaiserstadt zu Wien in der Fastenzeit von den sieben Hauptsünden zu predigen, da ich das fade Moralisierende, stets Liebende auf der Stätte, wo ernste Wahrheit ertönen soll, nicht leiden kann ... Nun, lieber, teurer Mann Gottes, bitte ich Sie, mir sechs Fastenpredigten auszuarbeiten, mit Ihrem

Digitized by Google

Glauben, mit Ihrem Wissen, mit Ihrer herrlichen Sprache — für mich einzig — mit Ihrer gewandten Feder, von deren Abhaltung ich mir viel Segen verspreche, die wir dann drucken lassen wollen, nebst einer Dedikation an unseren Kaiser, da er mir gewiß und natürlich erlauben wird, diese Predigten ihm dedizieren zu können. Haben sie die Zensur passiert, so sende ich sie Ihnen gleich zum Drucke, und ohne gerade anmaßend zu sein, glaube ich, Tausende von Lesern zu finden, die mit Seelentrost sie lesen werden. Aber, geliebter Doktor, die erste Predigt müßte ich gegen Ende Jänner in Händen haben, da am Aschermittwoch die erste Fastenpredigt beginnt. Bitte um baldige Antwort und Gewährung meiner Bitte."

Kerner sollte plötzlich als Fastenprediger angestellt werden, er, der noch nie eine Predigt geschrieben und auch in der Bibel nicht besonders gründlich Bescheid wußte! Gutmütig aber, wie er war, und wohl auch gereizt durch die Neuheit des Gegenstandes, gab er dem Fürsten eine zustimmende Antwort. Die Bibel neben sich schrieb und schrieb er im Schweiße seines Angesichts und schickte bald darauf nach Groß-Wardein die erste Predigt unter dem Titel „Die Lauheit". Hohenlohe war von dem Inhalte derselben entzückt und er beeilte sich, an den — Kollegen in Weinsberg einen begeisterten Dankbrief zu schreiben, worin es u. a. heißt: „Mit innigem Danke für das Übersandte, „Die Lauheit", fand ich den Aufsatz, wie ich ihn nicht anders von Ihnen erwartet. Ja, noch mehr bestärkt es mich, daß Ihnen dazu in summo gradu (im höchsten Grade) die Gabe des Wortes verliehen in Zeiten, wo es Not tut, sich dem Unglauben mutig entgegen zu stellen. In dem Eingange habe ich, alles lassend, nur die kirchliche Form hineingelegt und einige Stellen der kirchlichen in die Hauptmomente beigefügt. So aus meiner Seele herausgeholt wird dem gläubigen Vortrag Gottes Segen gewiß nicht fehlen."

Der Fürst begnügte sich nicht damit, einen neuen Fastenprediger kreiert zu haben, sondern er mutete diesem auch noch das belästigende Amt zu, das Opus drucken zu lassen und eine Auflage von wenigstens zweitausend Exemplaren derselben zu veranstalten. Um dem edlen Kerner zu schmeicheln, bittet er ihn, ihm seine „Geschichte Besessener neuerer Zeit" zuzusenden, daran die Worte fügend: „Wie freue ich mich auf dieses Werk! Gott leuchte mit seiner Gnade im Jahre 1835 in Ihnen und durch Sie erleuchte er recht viele zum Glauben an Jesus, den Sohn Gottes! Alle Knie müssen sich beugen vor dem, in dem allein Heil und

Digitized by Google

ewiges Leben zu finden ist! Gott nahm mir alle meine teuersten Freunde: Fürst Joseph Schwarzenberg, J. M. Sailer, Sambaga, Restlin, Stadtpfarrer in Laubheim, Job, Benehold, Weihbischof Zirkel in Würzburg; er nahm sie mir alle und gab mir in Ihnen einen neuen, an den ich mich fest und innig anschließe. So soll's bleiben. Leben Sie wohl, Teuerer, behalten Sie mich lieb, denn auch ich liebe Sie von ganzer Seele als Ihr aufrichtiger Freund!"

Dieser einen Fastenpredigt folgten noch fünf andere auf dem Fuße. Sobald der fürstliche Kanzelredner in den Besitz derselben gelangt war, beeilte er sich, sie zu memorieren und sie seinen Gläubigen vorzutragen. Er erzielte mit ihnen schon dadurch einen glänzenden Erfolg, weil diese Predigten etwas Eigenartiges, Originelles, Frisches und Ursprüngliches hatten und in Inhalt und Form von den übrigen Kapuzinaden abstachen.

Mit naiver Unver—frorenheit ließ dann der Domherr von Groß-Wardein sie unter dem Titel: „Ein entstelltes Ebenbild Gottes in dem Menschen durch die Sünde, dargestellt in einer Folge von Predigten zur heiligen Fastenzeit von Alexander Fürst von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst" im Jahre 1836 in erster und im Jahre 1844 in zweiter Auflage im Verlage von Joseph Manz in Regensburg erscheinen. Der kaiserliche Hof in Wien hielt diese Fastenpredigten selbstverständlich als von Hohenlohe verfaßt, und der Kaiser nahm huldvoll die Widmung an. In überschwenglicher Weise dankte der kirchliche „Entlehner" dem ursprünglichen Verfasser, indem er ihm noch unter dem 25. März 1835 schrieb: „Wie finde ich Worte zu danken für alle Mühewaltung, um die ich gebeten und die Sie mir gegeben . . . Wie würde ich mich freuen, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, wo wir so vieles cor ad cor (Herz zum Herzen) reden könnten, was man nicht immer der Feder anvertrauen kann."

Digitized by Google

Simon Petrus, der Schriftzeuge des Urchristentums.

Von Karl F. A. Lincke.

[Teil II.]

Das dritte und letzte Kapitel des sogenannten zweiten Petrusbriefes wiederholt zunächst die Bitte an die Geliebten, den reinen Sinn wachzuhalten und zu gedenken an die früher gesprochenen Worte der heiligen Propheten und an das Herrn- und Heilandsgebot „eurer" Apostel (3, 2). Der erneute Hinweis auf Propheten- und Apostelwort hat einen doppelten Zweck. Erstens eine Widerlegung der aus Spottlust Spottenden, die nach eigenem Belieben ihren Weg gehen, und sagen: „Wo ist die Verheißung seiner Ankunft? denn seit die Väter schlafen gegangen sind, bleibt ja alles so vom Anfang der Schöpfung her." Der Apostel fand also Gegner, die die Wiederkunft des Herrn und das Weltende bestritten. Bestimmt erwartet er selbst eine Umwandlung von Himmel und Erde durch einen Weltbrand. Die Wiederkunft des Herrn ahnt er in ferner Zeit, denn „tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag". Aber kommen wird der Tag Gottes, ein Gericht wird stattfinden, und ein neuer Himmel und eine neue Erde entstehen, wo Gerechtigkeit wohnt. Gottes Langmut ist das Heil der Menschen.*) Bei diesen Worten bezieht sich der Apostel auf das, was, wie er sagt, unser lieber Bruder Paulus nach der Weisheit, die ihm gegeben ist, euch geschrieben hat. Die Wendung hat den besonderen Zweck, auf einiges Schwerverständliche in den Briefen des Paulus überhaupt hinzuweisen und auf die Gefahr aufmerksam zu machen, daß die Ungelehrten und Unfesten seine Worte, wie auch die übrigen Schriften, durcheinander bringen könnten zu ihrem eigenen Verderben. Und zum dritten und letzten Male wendet sich der Apostel an die Geliebten, die das schon erkannt haben, und warnt sie, durch den Irrtum der Ungebundenen sich nicht verleiten zu lassen und ihren festen Halt nicht zu verlieren, sondern zu wachsen in der Gnade und Erkenntnis des Jesus Christus. Damit endet dieser Brief.

*) 2. Petr. 3, 15: „Die Langmut unseres Herrn betrachtet als Heil", im Einklang mit der Weisheit Salomos (12, 10).

Digitized by Google

Mit den Worten 2. Petr. 3, 1 (dies ist der zweite Brief, den ich euch schreibe) beginnt ein neues Schreiben. Die beiden Briefe sind in ihrer Kürze inhaltreich und mannigfaltig, und sie haben jeder einen besonderen Zweck. So freudig und warmherzig, so tiefreligiös und schlicht menschlich die Worte an die Brüder sind, und so gewaltig der Sturm der Rede gegen die Verführer braust, wie ein Gewitter, das die Luft reinigt, so ernst ist die Sorge um die, auch nach dem vorigen Briefe, noch nicht fest im Glauben Stehenden, und so fein abgewogen ist der väterliche Vorbehalt, mit dem der Apostel die dem geliebten Bruder Paulus verliehene Weisheit anerkennt. Diese beiden Briefe sind von Petrus geschrieben. Seine Zusammenfassung der christlichen Tugenden (2. Petri 1, 4) zeugt von dem Geiste der neuen, der christlichen Ethik. Diese Stufenleiter hat ihresgleichen nicht im Neuen Testamente.*) Durchaus eigenartig ist auch der Stil des Verfassers. Ein Grieche würde von einem „Verderben in der Lust in der Welt" (1, 4) nicht gesprochen haben, aber die Verbindung dieser drei Worte zu dem Begriffe des Weltlustverderbens beweist eine ungewöhnliche Sprachgewalt, und ‚Kraft und Gegenwart' (1, 16) ist die klassische Wiedergabe eines einzigen Begriffes durch zwei verschiedene Worte zur Bezeichnung des christlichen Mysterions.

Besondere Beachtung verdient die Verwandtschaft dieser beiden Briefe des Petrus mit der altchristlichen Apostellehre. Man vergleiche das Wichtigste. Did. 9, 2. 3; 10, 2: Den (die) du uns hast erkennen lassen durch Jesus. 2. Petri 1, 16: Haben wir euch die Kraft und Gegenwart unseres Herrn Jesus Christus erkennen lassen. — Did. 9, 3: Wir danken dir, unser Vater, für das Leben und die Erkenntnis. 2. Petri 3, 18: Wachset aber in Gnade und Erkenntnis unseres Herrn. — Did. 10, 2: Dem du eine Hütte gemacht in unsern Herzen. 2. Petri 1, 13: Solange ich in dieser Hütte bin. — Did. 10, 2: Für Erkenntnis, Glauben und Unsterblichkeit. 2. Petri 1, 5. 6: Im Glauben, in der Erkenntnis; 11: Der Eingang in das ewige Reich. — Did. 10, 5: Gedenke deiner Kirche, sie zu erlösen von allem Übel. 2. Petri 2, 9: Der Herr weiß Fromme aus Versuchungen zu erlösen. — Did. 10, 5: Sie (die Kirche) zu vollenden in deiner Liebe. 2. Petri 1, 5—7: Bewährt in eurem Glauben die Tugend, in der Tugend die Erkenntnis, in der Erkenntnis die Enthaltsamkeit, in der Enthaltsamkeit die Geduld, in der Geduld die Frömmigkeit,

*) Vgl. andre Stellen bei E. von Dobschütz, Die urchristlichen Gemeinden, S. 277 ff. (zur Terminologie des Sittlichen).

Digitized by Google

in der Frömmigkeit die Brüderlichkeit, in der Brüderlichkeit die Liebe. — Did. 10, 6: So ändere er seinen Sinn. 2. Petri 3, 9: Weil er will, daß alle zur Sinnesänderung schreiten. — Did. 11, 7: Jeden Propheten, der im Geiste redet. 2. Petri 1, 21: Getragen vom heiligen Geiste haben von Gott aus Menschen geredet. Es kommt hinzu die Übereinstimmung im Gebrauche seltener griechischer Worte im Sittengesetz Did. 3, 6—8; 2. Petri 2, 10*).

Auch der sogenannte Judasbrief stimmt mit dem zweiten Petrusbriefe mehrfach überein.

2. Petri:	Jud.:
2, 11: Wo doch Engel, die an Kraft und Macht größer sind, kein lästerndes Urteil gegen sie beim Herrn anbringen.	9: Der Erzengel Michael aber, als er mit dem Teufel stritt und redete über den Leichnam Moses, wagte kein Urteil der Lästerung auf ihn zu bringen, sondern sprach: der Herr strafe dich.
2, 12: Sie aber, wie unvernünftige Tiere, die natürlich geschaffen sind zu Fang und Vernichtung, über das, wovon sie nichts wissen, lästernd, werden in ihrem Verderben selbst verderben.	10: Sie aber lästern über alles, wovon sie nichts wissen, was sie aber von Natur wissen, wie die unvernünftigen Tiere, darin gehen sie zugrunde.
2, 17: Wasserlose Quellen sind sie, Nebel vom Sturmwinde getrieben, die Nacht der Finsternis ist für sie bestimmt.	12 f.: Wasserlose Wolken, vom Winde dahergetrieben, herbstliche Bäume ohne Frucht, zweimal abgestorben, entwurzelt, wilde Meereswogen, die ihre eigene Schande ausschäumen, Irrsterne, für die das Dunkel der Finsternis bestimmt ist in Ewigkeit.

In dem ersten Falle aber haben wohl beide Verfasser noch die jüdische Schrift vor sich gehabt, die im Jahre 5 nach Chr. in Jerusalem in griechischer Sprache erschien und damals in den Schulen in ganz Palästina Aufsehen erregte: das Testament Moses.**) Petrus setzte wohl die Schlußszene dieser Schrift bei seinen Lesern als bekannt voraus. Der Judasbrief gibt eine nähere Erklärung, die für spätere Leser bestimmt scheint, denen das in der christlichen Kirche bald verschollene „Testament Moses" nicht mehr bekannt war. Für die Frage des höheren Alters beweist

*) Vgl. Spitta, Der zweite Brief des Petrus und der Brief des Judas (Halle 1885), S. 534 Anm.

**) Vgl. Kautzsch, Apokryphen und Pseudepigraphen des A. T. II, 311.

Digitized by Google

also diese Übereinstimmung nichts. In dem zweiten und dritten Falle handelt es sich um genauere Bezeichnung der falschen Lehrer. Der Vergleich mit unvernünftigen Tieren ist bei Petrus klar durchgeführt bis zu einem kräftigen Schlusse. Dem Bilde im Judasbriefe fehlt die Anschaulichkeit und Mannigfaltigkeit, die Petrus mit der Kürze des Ausdruckes zu verbinden weiß. In dem letzten Vergleiche ist das Bild der wasserlosen Quellen eigenartiger und ursprünglicher, als Wolken und Bäume ohne Wasser und ohne Frucht, und die Schilderung des wüsten Dunkels der Irrlehren ist eindrucksvoller als die Irrsterne, die erst noch dem Dunkel verfallen sollen. Wichtiger ist, daß Petrus sich stützt erstens auf die früher gesprochenen Worte der heiligen Propheten und zweitens auf den ihm von dem Herrn und Heiland gewordenen Auftrag (2. Petri 3, 2), der Judasbrief aber nur auf die Apostelworte, die hier als früher gesprochene bezeichnet werden (Jud. 17). Geschichtliche Zeugnisse sind bei Petrus die Verklärung auf dem heiligen Berge*) und die Berufung auf die Prophetenrede, die dem Apostel als etwas Festeres galt als das jüdische Gesetz.

Damit erweist sich Petrus als der Nachfolger und Apostel seines Herrn und Meisters, der durch göttliche Offenbarung und kühne Tat den alten Streit um Gesetz und Prophetie zum Austrag gebracht hatte, und der sich fort und fort den Seinen kundtat in seiner Kraft und Gegenwart. Von dieser Vollendung der Prophetie in Jesus Christus und von diesem unmittelbaren, lebendigen, persönlichen Verhältnis, der Parusie, ist im Judasbriefe keine Spur. Es ist ein armes, schwächliches Machwerk aus späterer Zeit.**) Der Verfasser sucht die Gedanken und die Bilder, die Petrus gebraucht, allgemein verständlich zu machen, und die Polemik gegen Simon von Gitta übergab er der Vergessenheit, bis auf einige verallgemeinernde Redensarten (Jud. 4: 2. Petr. 2, 13, Jud. 17: 2. Petr. 3, 3). Die beiden vereinigten Briefe des Petrus dagegen sind echte Denkmäler der Wirksamkeit des Apostels innerhalb des in Nordpalästina neuaufgeblühten essenischen Gemeindeverbandes.***) Bei ihrer Verwandtschaft mit der „Apostellehre" ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch

*) Vgl. über dieses Ereignis in Jesus Leben Th. Zahn, Einleitung in das N. T. II², 90, und Feine, Jesus Christus und Paulus, S. 144 ff.

**) Vgl. Spitta, Der zweite Brief des Petrus, S. 381 ff.

***) Vgl. m. Schrift Samaria und seine Propheten (1903), Kap. III.

Digitized by Google

diese, ebenso wie der sogenannte zweite Petrusbrief, den Apostel Petrus zum Verfasser hat.*)

Die bedeutendste Schrift des Petrus war, nach den erhaltenen Bruchstücken bei Clemens von Alexandria, dem Lehrer des Origenes, zu urteilen, das „Kerygma" des Petrus.**) Auf Grund der Angaben bei Clemens, der einen Auszug aus dem Kerygma gemacht hat, können wir uns von dem Inhalte und Gedankengange der Schrift eine Vorstellung machen. Die Bruchstücke sind folgende***): 1. Petrus bezeichnete den Herrn als das Gesetz und die Vernunft. 2. Erkennet also, daß Einer Gott ist, der den Anfang aller Dinge gemacht hat und Vollmacht hat über das Ende . . . der Unsichtbare, der alles sieht, der Unfaßbare, der alles umfaßt, der Unbedürftige, dessen das All bedarf, und durch den es ist, unbegreiflich, ewig, unvergänglich, ungeschaffen, der das All geschaffen hat durch das Wort seiner Macht. 3. Diesen Gott verehret, nicht wie die Griechen . . . von Unwissenheit verleitet und ohne Gott zu kennen, haben sie, was er ihnen zur Benutzung überließ, gestaltet — Holz und Stein, Erz und Eisen, Gold und Silber, Gegenstände ihres Stoffes und Gebrauches —, haben das Werkzeug ihrer Habe aufgerichtet und beten es an. Und was Gott ihnen zur Speise gegeben, Vögel der Luft und Fische des Meeres und Tiere des Landes und Wild samt den Vierfüßlern des Feldes, Wiesel und Mäuse, Katzen, Hunde und Affen und ihre eignen Eßwaren bringen sie Eßbaren als Opfer, tragen Toten Totes hin als Göttern, und sind undankbar gegen Gott, dessen Dasein sie durch solches Tun in Abrede stellen. 4. Verehrt ihn auch nicht nach der Weise der Juden. Denn auch sie, die allein Gott zu erkennen meinen, verkennen ihn, indem sie Engeln und Erzengeln, dem Monate und

---

*) Der sogenannte erste Brief des Petrus ist ein wohlmeinender Versuch, die paulinische Lehre mit der des Petrus zu vereinigen.

**) Das griechische Wort, von dem das Substantivum Kerygma gebildet ist, bezeichnet eigentlich den Heroldsruf, es bedeutet aber im Neuen Testamente auch die Predigt, zunächst Jesus' selbst (Mark. 1, 38 f.), dann der Apostel, die in seinem Geiste sein Evangelium aller Welt verkünden sollten (Mark. 16, 20b). An der ersten dieser beiden Stellen steht das Verbum, an der zweiten, der einzigen im Neuen Testamente, das Substantivum.

***) Vgl. E. von Dobschütz, Das Kerygma Petri, S. 18 ff., und Preuschen, Antilegomena, S. 52 ff. (griechisch und deutsch). Mit pseudopetrinischen Schriften zusammen herausgegeben von E. Klostermann (Bonn 1903).

Digitized by Google

Monde dienen . . . wenn der Mond nicht scheint, feiern sie den sogenannten ersten Sabbat nicht, auch nicht den Neumond, kein Passa, kein Laubhüttenfest, noch den großen Versöhnungstag. 5. Und so lernet auch ihr, heilig und gerecht, was wir euch überliefern, und wahret euch, indem ihr Gott auf neue Weise durch Christus verehret. Denn wir finden in den Schriften, wie der Herr sagt: Siehe, ich mache mit euch einen neuen Bund, nicht wie ich ihn gemacht habe mit euren Vätern auf dem Berge Horeb. Neu hat er ihn gemacht mit euch, denn die Bräuche der Griechen und Juden sind veraltet, ihr aber seid die im dritten Geschlechte auf neue Weise ihn verehrenden Christen. 6. Will also jemand aus Israel seinen Sinn ändern und um meines Namens willen an Gott glauben, so werden ihm die Sünden vergeben werden. 7. Ich habe euch zwölf Jünger auserwählt, die ich meiner würdig fand, die der Herr wollte, und die ich für treue Sendboten hielt, indem ich euch aussende über die Welt hin, den Menschen, soweit die Erde bewohnt ist, das Evangelium zu predigen, damit sie erkennen, daß Einer Gott ist, wenn ihr durch den Glauben an mich das Zukünftige offenbart, damit, wer es hört und glaubt, gerettet werde, die es aber nicht glauben, als Ohrenzeugen nicht die Entschuldigung vorbringen können: Wir haben's nicht gehört. 8. Alles, was jemand von euch aus Unwissenheit getan hat, ohne Gott recht erkannt zu haben, wenn er nur zur Erkenntnis kommt und andern Sinnes wird, so werden ihm alle Sünden erlassen werden. 9. Wir aber schlugen die Bücher auf, die wir von den Propheten hatten, die teils in Gleichnissen, teils in Rätseln, teils bestimmt und ausdrücklich Jesus Christus nennen, und fanden sein Kommen und seinen Tod und sein Kreuz und die übrigen Martern, die ihm die Juden angetan, und seine Auferweckung und Aufnahme in die Himmel nach dem Gericht über Jerusalem,*) wie es alles geschrieben war, was er leiden sollte, und was nach ihm sein wird. Weil wir das erkannten, kamen wir zum Glauben an Gott auf Grund dessen, was in bezug auf ihn geschrieben steht. 10. Denn wir haben erkannt, daß Gott dies wirklich angeordnet hat, und sagen nichts, was nicht aus der Schrift.

Es ist ein tiefdenkender Christ, der hier von Gott, dem Schöpfer und Erhalter der Welt, und von Jesus Christus, seinem

*) Die überlieferte Lesart „nach der Gründung Jerusalems" hat E. von Dobschütz verbessert.

Digitized by Google

Sohne, zu seinen Glaubensgenossen redet, zugleich um dem Christentum Fernstehende zu gewinnen und Feinde desselben zu widerlegen. Das Neue an der Sache war einerseits den Juden gegenüber die Scheidung zwischen Gesetz und Propheten anderseits die Scheidung zwischen den religiösen Ideen und den Kultusgebräuchen der Griechen. Der Prophet, mit dem Petrus (siehe oben Nr. 5) übereinstimmt, ist Jeremia (31, 31 ff.), der, im Kampfe gegen das geschriebene Gesetz, einen neuen Bund forderte, wie ihn Hosea verkündigt hatte (Hos. 2, 21 f. 6, 6). Das jüdische Kultusgesetz, die Engelanbetung und den Gestirndienst (siehe Nr. 4) lehnt er entschieden ab. Anderseits verurteilt Petrus den polytheistischen Götzendienst, er sucht aber das Wesen Gottes durch eine Anzahl Eigenschaften näher zu bestimmen in einer Weise, wie der Geist der Griechen das „Göttliche in allen Göttern" zu ergreifen suchte. Er bezeichnet das höchste Wesen als den einen, unsichtbaren, unfaßlichen, bedürfnislosen, unbegreiflichen, ewigen, unvergänglichen, ungeschaffenen, allmächtigen Gott (Nr. 2). Auch in der Bezeichnung des Herrn als der Verkörperung des Vernunftprinzips (Nr. 1) ist griechischer Einfluß zu erkennen. So erblickte Petrus, auf freier Höhe stehend, in seinen Glaubensgenossen das dritte, das neue Geschlecht der Christen. Das Kerygma, die Predigt von Gott und von Christus, ist die älteste christliche Glaubenslehre. Das Christentum beruht nach Petrus auf Prophetenwort und Jesus' Evangelium. Das Kerygma des Petrus ist zugleich die älteste Apologie des Christentums.

III.

Der Apostel Petrus.

Wie Jesus selbst nach Tyrus und Sidon und über den Libanon nach Damaskus gewandert war, wo schon Paulus eine Christengemeinde vorfand, so sehen wir nun auch Petrus außerhalb Galiläas wirken. In Cäsarea hat er bald nach Jesus' Tode einen römischen Hauptmann von der italischen Legion, Cornelius, mit seinem ganzen Hause zum Christentum bekehrt (Apgsch. 9, 32—35. 36—43, Kap. 10). Auch in Antiochia, der glänzenden Weltstadt, hatte Petrus eine Gemeinde (Gal. 2). Wenn ihm hier Paulus entgegengetreten ist und ihm und Barnabas Heuchelei und Furcht vor den Juden, um der Gerechtigkeit durch das Gesetz willen, vorgeworfen hat, und Petrus hat darauf geschwiegen, so war keine Antwort auch eine Antwort. Wer die Heuchler

Digitized by Google

waren, sagt Petrus selbst, wo er von den Komödianten spricht, die auf Fasten und Beten streng nach dem Gesetze hielten (Did. 8, 1. 2). Gott aber, der Herzenskenner — ein Lieblingswort des Petrus — hatte den Apostel ausersehen für die Predigt des Evangeliums allen ohne Unterschied, allein nach der Reinheit des Herzens (Apgsch. 15, 7ff.). Anhänger des Kephas gab es auch in Korinth (1. Kor. 1, 12; 3, 22). Der erste Heide, der für das Christentum gewonnen wurde, war der um das Jahr 40 unsrer Zeitrechnung von Petrus bekehrte Hauptmann Cornelius in Cäsarea.*) Mit dem Vorwurfe judaistischer Heuchelei schießt Paulus übers Ziel hinaus.**) Das Christentum ist ursprünglich universal.

Von dem Lebenswerke des Petrus, von seinem Wirken als erster Prediger und Vorkämpfer des Evangeliums des Herrn in Galiläa und Samarien weiß die christliche Welt nichts, weder von dem Kampfe gegen die Irrlehren des Magiers Simon von Sichem noch überhaupt von den Schriften des Apostels. Die „Apostellehre" ist von der Zentralkirche nicht angenommen worden. Solange aber das Volkstum, aus dem Jesus und seine Getreuen hervorgegangen sind, bestand, ist die Apostellehre der maßgebende Katechismus geblieben für das Leben und den Gottesdienst der Christengemeinden in Palästina und Syrien.***) Sie blühten und gediehen, im Innern geschützt gegen Irrlehre und Uneinigkeit durch die Weisheit des ebenso streitbaren als brüderlich gesinnten Apostels.†) Nach einer gelehrten Vermutung††) hat Petrus das Kerygma in höherem Alter, im Vorgefühle seines herannahenden Endes verfaßt und den Brüdern selbst noch angekündigt mit den Worten: ich werde euch aber auch dafür sorgen, daß ihr jederzeit nach meinem Hingange imstande seid, desselben (Jesus') zu gedenken (2. Petr. 1, 15). Das Kerygma entstand nach dem jüdischen Kriege und der Einnahme Jerusalems durch die Römer, als sich die Prophezeiung des Gerichtes erfüllt hatte.†††)

*) Näheres bei Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes I³, 462.

**) Vgl. E. von Dobschütz, Die urchristlichen Gemeinden, S. 118f.

***) Äußere Spuren eines solchen älteren Volkstumes in Syrien gibt Mommsen an: Römische Geschichte V², 465.

†) Das Andenken des Magiers Simon lebte in der alten Kirche fort als des Vaters aller Ketzerei und Zauberei. So wurde er das Urbild des Faust. Petrus soll ihn durch die syrischen Städte bis nach Rom verfolgt haben, wo Simon sich vermaß, gen Himmel zu fahren, und auf das Gebet des Petrus herabstürzte.

††) Vgl. Th. Zahn, Einleitung in das N. T. II, 2, 95f.

†††) Eine geistvolle Würdigung des Kerygma des Petrus enthält die

Digitized by Google

Paulus, das Haupt der jungapostolischen Schule, hatte Mühe, neben dem Kerygma des Apostels Petrus seinen Logos, seine eigne Lehre zur Geltung zu bringen. Es ist die Lehre von Jesus' vorirdischem Leben und seiner nachirdischen Verherrlichung. Der geschichtliche Jesus tritt bei Paulus zurück. Paulus nennt Gott den, aus dem das Weltall, und Jesus, durch den es geworden. Das hat dann allmählich dazu geführt, daß der Vermittler aller christlichen Gottesverehrung selbst zum Gegenstande göttlicher Verehrung gemacht wurde.*)

Paulus' Lehre geht auf Philo zurück, der den Logos als zweiten Gott hinstellt. Petrus stimmt mehr überein mit der Weisheit Salomos. Nach dem Vorgange des Petrus wendet sich Paulus auch gegen den jüdischen Engelkultus, wenn auch weniger entschieden als Petrus.**)

Clemens nennt Petrus als ersten, Paulus als zweiten Zeugen für die Lehre von der Gleichartigkeit der göttlichen Erziehung der Heiden und Israels.***) Aus dem Kerygma hat der christliche Apologet Aristides das schöne Bild des Lebens der Christen, hat auch der Verfasser der sibyllinischen Orakel, einer halbchristlichen Apologie des Judentums in griechischen Hexametern, den Stoff zu den Versen:

Ihn, den alleinigen Gott verehrt als Herrscher des Weltalls,
Ihn, der allein in Ewigkeit ist und von Ewigkeit her war,
Aus sich selber gezeugt, nicht geboren und alles beherrschend!

Und die Verurteilung des polytheistischen Aberglaubens:

Schlangen betet ihr und Hunde und Katzen, ihr Toren,
Vögel verehrt ihr auch und kriechende Tiere der Erde,
Göttergebilde aus Stein, mit Händen gefertigte Bilder,
Aufgeschüttet Gestein an den Wegen, solches verehrt ihr!

Auch Celsus' „Wahres Wort", die berühmte Streitschrift gegen das Christentum, die Origenes bekämpft, knüpfte mehrfach an das Kerygma an.†) Wie das Kerygma, so beginnt der Hirt

---

kurze Abhandlung von J. Armitage Robinson, Texts and Studies I (1891), S. 67—99. Harnack bezeichnet das Kerygma des Petrus zu ausschließlich als eine Missionspredigt (Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten, S. 65).

*) Vgl. E. von Dobschütz, Das Kerygma Petri, S. 47 f.

**) Vgl. Dobschütz, S. 39 f.

***) 1. Clem. 5.

†) Vgl. die Wiederherstellung des Kerygma bei Robinson a. a. O.

Digitized by Google

des Hermas, eine Schrift, die jünger ist als die Apostellehre,*) mit einer Aufzählung der Eigenschaften Gottes. Die Apostellehre, die älter ist als der Barnabasbrief und für diesen teilweise als Vorlage gedient hat,**) ist, wie wir schon gesehen haben, innerlich verwandt mit den echten Briefen des Petrus wie mit der Apologie des Aristides. Die eucharistischen Gebete der Apostellehre lassen uns ahnen, was die Christen in Galiläa, nach der Andeutung des Aristides, verborgen hielten wie einen Schatz. Dieses köstliche Gut war die Paruſie, der Enthusiasmus der ersten Christen im Gefühle der Kraft und Gegenwart des Herrn. Dieses Bewußtsein in den Gemeinden allezeit wach zu erhalten, war der innige Wunsch des Petrus. Mit Wort und Schrift mahnte er zur Wachsamkeit.

Das Große an Simon Petrus ist die Einheit seiner Persönlichkeit, die unerschütterliche Kraft seines Glaubens an den einen Gott und an Christus und, bei der innigsten Wärme seines tiefen, reichen Gemüts, die universale Freiheit seines Denkens. Durch Jesus erlöst vom Gesetze des Priesterstaates, aber treu dem Geiste der Propheten, die auf Jesus wiesen, ein entschiedener Gegner der Verirrungen des Kultus der Griechen, aber vorurteilslos gegenüber den Forderungen der Vernunft, atmete er die frische, reine Luft der neuen Lehre des Christentums, Gott dankend für die Gnadengaben der Erkenntnis, des Glaubens und der Unsterblichkeit. Über alles ging ihm die Gemeinschaft der Glaubensgenossen im Reiche Gottes ohne Unterschied der Person. Er will nichts für sich, alles für Gott und Christus. Das war der Mann, auf den der Schluß des Markusevangeliums hinweist mit den Worten (16, 20): „Alles aber, was ihnen aufgetragen war, richteten sie denen um Petrus in Kürze aus. Danach aber entsandte Jesus selbst vom Aufgang und bis zum Niedergang durch sie die heilige und unvergängliche Predigt des ewigen Heils."

In Galiläa bestand ein Christentum ohne Hierarchie, frei durch Jesus von der Gesetzesknechtschaft, willig, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist, bereit, alle Güter dieser Welt vergänglich zu achten um des ewigen Heiles der Seele willen. Das Freundespaar Jesus und Simon Petrus, der geistliche Stand christlicher Propheten und Lehrer, das neue Hoheprieſtertum des Geistes, das Jesus von Nazareth geschaffen

*) Vgl. Funk, Die apostolischen Väter, S. XII f.
**) Vgl. Funk a. a. O. und Dobschütz, S. 48

Digitized by Google

und geheiligt, wurzelt in den essenisch-hellenistischen Stadt- und Landgemeinden in Samarien und Galiläa.*)

Das schöne Bild schlichten Gemeindechristentums, das der christliche Schriftsteller Aristides auf Grund des Kerygma des Petrus entworfen hat, entspricht, für eine gewisse Zeit und für ein bestimmtes Volkstum, der Wirklichkeit. Kapernaum — so sagt der Geschichtschreiber Ranke — kann als die Metropole des neuen Glaubens betrachtet werden, die die Gegensätze aufzulösen bestimmt war.**)

Aus Galiläa stammte das dritte, das neue Geschlecht der Christen, wie es Simon Petrus genannt und selbst geschildert hat. Diese Bezeichung des Geschlechtes der Christen als eines dritten und neuen hat Veranlassung gegeben zu einer ganzen Reihe ähnlicher Ausdrücke in der altchristlichen Literatur.***) Daß auch der Name der Christen aus Galiläa stammt, wird bezeugt durch die sogenannten Apostelakten von Antiochia.†) Die antiochenischen Apostelakten bestehen aus einer Reihe einfacher Vorschriften und Gebote. Es sind in Kürze folgende:

1. Die Beschneidung wird verboten, statt dessen die Taufe vorgeschrieben.
2. Gläubige sind aus allen Völkern aufzunehmen, und allen Völkern ist das Wort der Wahrheit zu verkündigen.
3. Die Christen sollen nicht mehr zu den Götzenbildern abirren.
4. Die Christen sollen die jüdischen Speisegesetze nicht halten.
5. Die Christen sollen sich der Possen, der Zoten, der Lästerung und heidnischer Sitte enthalten.
6. Die Christen sollen sich des Genusses von Blut und Erstickтem und der Hurerei enthalten.
7. Die Christen sollen nicht geldgierig sein.
8. Die Christen sollen sich der Unmäßigkeit, sittenloser Schauspiele und des voreiligen Schwörens enthalten.

In Form einer kurzen Anweisung die Grundsätze christlichen Lebenswandels! Der Antijudaismus ist noch ebenso scharf wie in der Apostellehre (Did. 8, 1). Der Verfasser spricht von der

*) Vgl. Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums, S. 45f.

**) Ranke, Weltgeschichte, III, 1, 163, vgl. Hausrath, Neutestamentliche Zeitgeschichte I, 1 274.

***) Vgl. Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums S. 177ff.

†) Vgl. Harnack a. a. O., S. 52—60.

Digitized by Google

„viehischen Synagoge der Juden." Die antiocheniſchen Apoſtelakten verſetzen uns in die älteſte Zeit,*) ſind alſo kaum eine Fälſchung aus dem vierten Jahrhundert. Sie ſind petriniſch.

Simon Petrus war der erſte der lebendigen Zeugen der Herrlichkeit des Herrn unter den älteſten Chriſtengemeinden. In dieſer Stellung hat Petrus eine religiös-ſoziale Gemeindeordnung, die Idee einer allgemeinen chriſtlichen Kirche, beruhend auf der freien Gemeinſchaft des Evangeliums, nach Kräften zu verwirklichen geſucht. Die Züge des Sünders und Satans, des Verräters und Heuchlers ſind aus ſpäterer Zeit. Inmitten eines großen Bundes von Brüdergemeinden, auf dem Lande und in kleinen und großen Städten in Galiläa, in Samarien und in Syrien hat Simon Petrus gelebt und gewirkt, bis er die irdiſche Hülle ablegte, um einzugehen zur Unſterblichkeit, die ihm ſein Glaube und Erkenntnis verhießen. Denn die Piſtis war dem Apoſtel die Schweſter der Gnoſis, und beide, Gnoſis und Piſtis, die Bürgen der Athanaſie. Das Grab, das ſeine irdiſche Hülle aufnahm, dürfte nirgends ſonſt zu ſuchen ſein als in Kapernaum oder in Antiochia.

Kapernaum iſt die Stadt, von der ſich, wie von keiner anderen, die erſte Welle chriſtlichen Lebens und apoſtoliſcher Überlieferung über die angrenzenden Länder und die nächſtfolgenden Jahrhunderte ergoſſen hat, die Metropole, wie Ranke ſagt, die die Gegenſätze auszugleichen beſtimmt war. Die pauliniſche Lehre iſt chriſtozentriſch, die des Petrus theozentriſch. Jeſus war ihm die Religion und Weltherrſchaft ſelbſt, die verklärte Erſcheinung ſeiner himmliſchen Menſchheit auf dem heiligen Berge Tabor der hohe Mittelpunkt der Weltgeſchichte, von dem aus der Apoſtel auf Judentum und Griechentum zu ſeiner Rechten und Linken und vorwärts auf das Gottesreich blickte, bis dahin, wo alle Gegenſätze überwunden ſind, und Chriſtus ſelbſt zurücktreten werde, auf daß Gott alles in allem ſei.

*) Vgl. Harnack a. a. O., S. 60.

Digitized by Google

Zur Würdigung Ludwig Feuerbachs.

Von A. Döring.

Das Jahr 1904 hat uns (am 28. Juli) den hundertsten Geburtstag Ludwig Feuerbachs gebracht. Ludwig Feuerbach ist noch nicht so abgetan, wie manche glauben. Er hat Gedanken, mit denen noch heute gerechnet werden muß, und als Schriftsteller hat er Vorzüge, die nie veralten können. Ich kann nicht daran denken, eine irgend erschöpfende Behandlung des umfassenden Gegenstandes an dieser Stelle auch nur versuchen zu wollen, möchte aber vornehmlich auf einige besonders beachtenswerte Punkte in seinem Wirken hinweisen.

Der äußere Lebensgang Feuerbachs ist rasch skizziert. Sein Vater, Anselm Feuerbach, war ein bedeutender Rechtsgelehrter, wirksam als akademischer Lehrer an mehreren Universitäten, als juristischer Schriftsteller und in hohen Staatsämtern in Bayern. Der Maler Anselm Feuerbach war sein Enkel und Ludwigs Neffe. Ludwig Feuerbach studierte von Ostern 1823 bis Ostern 1824 in Heidelberg Theologie, ging dann, durch das Interesse für Hegel angezogen, nach Berlin, wo er nach einjährigem Aufenthalt der Theologie den Abschied gab und sich ganz der Philosophie widmete. Von Ostern 1826 finden wir ihn in Erlangen, wo er sich Ostern 1829 für Philosophie habilitierte. Herbst 1837 schied er definitiv aus der akademischen Laufbahn und siedelte im November dieses Jahres gleichzeitig mit der Heirat nach Schloß Bruckberg bei Bayreuth über, wo seine junge Gattin einen Anteil an einer Porzellanfabrik hatte. In die 23 Jahre seines dortigen Aufenthalts fällt sein bedeutendes schriftstellerisches Wirken. Auf einige besonders bemerkenswerte Zwischenfälle aus diesem Zeitraum sei wenigstens kurz hingewiesen. Das Jahr 1848 zog ihn insoweit in die Öffentlichkeit, als er im Dezember dieses und den beiden ersten Monaten des folgenden Jahres im Rathaussaale zu Heidelberg vor gemischtem Publikum einen Zyklus religionsphilosophischer Vorlesungen hielt. Hörer dieser Vorlesungen und durch sie weitgehend beeinflußt, war unter anderen der junge Gottfried Keller, der sich Studien halber in Heidelberg aufhielt. Auch noch in anderer Weise greift Feuerbach, wenngleich ohne Wissen und Wollen, damals in Kellers Leben ein. Die Tochter seines Freundes Christian Kapp in Heidelberg,

Digitized by Google

eines Onkels von Friedrich Kapp, der ebenfalls zeitlebens ein anhänglicher Freund und Gesinnungsgenosse Feuerbachs blieb, Johanna Kapp, hatte seit 1845 eine unselige Leidenschaft für den zwanzig Jahre älteren und glücklich verheirateten Philosophen gefaßt, was zur Folge hatte, daß sie noch im November 1849 in der törichten Hoffnung auf eine mögliche Vereinigung eine förmliche Werbung Kellers ausschlug. Das Lebensglück des leiblich und seelisch glänzend ausgestatteten Mädchens ist an dieser Herzensirrung gescheitert. In die spätere Lebenszeit Feuerbachs fallen die merkwürdigen Beziehungen zu Konrad Deubler, dem philosophischen Bauern zu Goisern im Salzkammergut, mit dem ihn in den letzten Dezennien seines Lebens eine innige Freundschaft verband.

Im Jahre 1860 war die Porzellanfabrik, in die Feuerbach auch seine eigenen Mittel gesteckt hatte, unhaltbar geworden. Er war genötigt, seinen Wohnsitz nach dem bescheidenen Gute Rechenberg bei Nürnberg zu verlegen und Subventionen von verschiedenen Seiten, von begüterten Freunden, vom Nationalverein und der Schillerstiftung anzunehmen. Dieser getrübten Lebenslage entnahm ihn der Tod im September 1872.

Zeichnen wir nun in diesen äußeren Rahmen die wesentlichen Züge seiner Geistesentwickelung und seines wissenschaftlichen Schaffens hinein! Da ist es zunächst eine bemerkenswerte Tatsache, daß der junge Gymnasiast, wie er selbst ausdrücklich bezeugt, ganz spontan, aus innerstem Interesse, ohne von der Familie, den Umgebungen, dem Religionsunterricht in dieser Richtung beeinflußt zu sein, ein tiefes religiöses Interesse gewann und sich für das Studium der Theologie entschied. Er selbst bezeugt diese Spontaneität aufs nachdrücklichste, und in der Vorrede der Gesamtausgabe seiner Werke (S. VI f.) lesen wir, daß er ein „christgläubiger Gymnasiast" war, dem „die Bibel die höchste Autorität, die Quelle der Wahrheit, das Wort Gottes" bedeutete und der „den zweifelnden Schulkameraden" den Gottmenschen als ein wirkliches Wesen demonstrierte. Schon in dieser Zeit hat er den ersten Grund zu der staunenswerten Belesenheit in der Bibel, in den kirchlichen Schriftstellern aller Jahrhunderte und vorab in den Schriften Luthers gelegt, die in seinen Schriften überall zutage tritt. Ja, man kann sagen, daß er, ähnlich wie David Strauß, eigentlich zeitlebens Theologe geblieben ist.

Während des Jahres in Heidelberg beeinflußte ihn vornehmlich der spekulative Theologe Daub, dessen Einfluß ihn auch be-

Digitized by Google

stimmte, nach Berlin zu Hegel zu gehen. Und Hegel wiederum hat ihn bestimmt, der Theologie zu entsagen und sich ganz der Philosophie zu widmen.

Aber er war wohl nie ein reiner und ausschließlicher Hegelianer, ein Hegelianer sans phrase. Beim Abschiede von Hegel nach zweijähriger Schülerschaft (1826) hat er die Kühnheit, dem bewunderten Meister zu sagen, er gehe jetzt nach Erlangen, um — Anatomie zu studieren. Und zwei Zeugnisse aus den Jahren 1827 und 1828 bekunden, daß er damals in zwei gerade für seine spätere Richtung charakteristischen Beziehungen dem Hegeltume kritisch gegenüberstand. In einer von ihm selbst den Jahren 1827 bis 1828 zugewiesenen „Zweifel" überschriebenen Aufzeichnung kommt der Satz vor: „Gäbe es keine Natur, nimmermehr brächte die unbefleckte Jungfer: Logik eine aus sich hervor." (Werke II 386.) Wer nur ein wenig mit dem Hegelschen Systeme bekannt ist, wird die Tragweite dieser Negation, die zugleich direkt auf Feuerbachs eigene spätere Lehre hinweist, ermessen.

Das andere Zeugnis findet sich in dem Begleitschreiben, mit dem er unter dem 22. November 1828 dem großen Meister in Berlin seine Habilitationsschrift übersandte. Mit einer naiven Kühnheit tritt er hier dem religionsphilosophischen Standpunkte des Meisters, der im christlichen Dogma die Grundzüge seiner Metaphysik in der inadäquaten Form der Vorstellung ausgesprochen fand, entgegen und fordert, daß die Grundprinzipien der christlichen Weltanschauung „vernichtet, in den Grund der Wahrheit gebohrt" und an ihre Stelle die unverfälschte philosophische Wahrheit gesetzt werde. Das Christentum könne nicht als die vollkommene und absolute Wahrheit gelten, diese könne nur sein „das Reich der Wirklichkeit der Idee und der daseienden Vernunft".

In Feuerbachs weiterer Entwickelung findet zunächst dieser zweite Gegensatz gegen Hegel, der Gegensatz gegen die Umdeutung des Dogmas als eines tiefsinnigen, aber inadäquaten Symbols des Hegelschen Vernunftmonismus, seine Weiterbildung. In den anonymen „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit" (1830), deren nicht gewahrte Anonymität ihm das Fortkommen in der akademischen Laufbahn dauernd verbaute, wird in einem Punkte von grundlegender Bedeutung, der Frage der persönlichen Unsterblichkeit, die Unvereinbarkeit des richtig verstandenen Hegeltums mit dem Dogma aufgewiesen. Und immer schärfer bildet sich in einer Reihe von Schriften und Aufsätzen der 11 Jahre bis zum „Wesen des Christentums" dieser Kampf mit zwei Fronten heraus, gegen

Digitized by Google

die Hegelsche Umdeutung und gegen das Dogma nach seinem wirklichen und genuinen Sinne. Und auch seine spätere schriftstellerische Tätigkeit wird bis zur Einförmigkeit von dieser doppelseitigen Kampftendenz beherrscht. 1845 erscheinen das „Wesen der Religion," 1851 die Heidelberger Vorlesungen, 1857 die „Theogonie". Er ringt nach immer deutlicherem, immer allseitigerem Ausdruck der betreffenden Gedankenreihe.

Fassen wir kurz dies religionsphilosophische System zusammen! Alle Religionen sind im Prinzip von gleichem Wesen und Ursprung; keine hat einen Vorzug als geoffenbarte oder absolute. Zugrunde zu legen ist der Erklärung nicht ein verwaschener, verschwommener Begriff von Religion, sondern das echte, urwüchsige Wesen der Religion, das sich in keiner der vorhandenen Religionen in ihrer unverfälschten Urgestalt verleugnet. Religion entspringt aus Gemüt und Phantasie. Das Gemüt drückt Bedürfnisse und Wünsche aus, die Phantasie ist die vom Gemüt bestimmte Willkürform des Intellekts. Die Religion entspringt auf derjenigen Kulturstufe, wo der Mensch sich kein Geschehen anders, denn als ein Handeln beseelter Wesen vorstellen kann. Wenn es nur Naturgesetzlichkeit gibt, ist keine Religion möglich. Jede Religion spiegelt die maßgebenden Bedürfnisse und Wünsche ihrer Zeit, ihrer Entstehungs- und Geltungssphäre wieder, das, was man haben und das, was man sein möchte. Die Götter sind einesteils die idealen Inhaber und Vertreter dieser Vollkommenheiten, Vergöttlichungen des idealen Menschentums, wie man es eben versteht, andernteils und vornehmlich aber die persönlichen, menschenartigen, der Gunstbewerbung zugänglichen Mächte, von denen man die Verwirklichung dieser Wünsche erwartet. So entspringt Gebet, Opfer, Götterzwang, Magie und das Wunder als des Glaubens liebstes Kind. Im Christentum geht der Wunsch und das Bedürfnis auf Heiligkeit und Seligkeit.

Dies ist die negativ-kritische Seite seiner Religionsphilosophie, die nicht nur der spekulativen Umdeutung der Religion, sondern auch dem echten und ursprünglichen Sinne der Religion entgegentritt. Feuerbach bekennt sich unumwunden und ohne Umschweife zum Atheismus.

Aber diese Religionsphilosophie hat auch eine positive Seite. Die Religion offenbart die Menschennatur nach ihren Bedürfnissen, Wünschen und Idealen. Sind diese auch da unberechtigt, wo sie ins Phantastische, Krankhafte ausschweifen, wie in der asketischen Jenseitsschwärmerei des mittelalterlichen Christentums,

Digitized by Google

so ist doch das Beste der Religion, das ideale Menschentum, keine Illusion. Der Mensch selbst soll durch sein Wissen, durch Beherrschung der Natur zum Wundertäter werden; die berechtigten Glückseligkeitsideale sollen verwirklicht, die sittlichen Ideale realisiert werden. An Stelle der Religion tritt Bildung im weitesten Sinne des Wortes. Der wahre Atheismus ist nicht verneinend und zerstörend, sondern bejahend und aufbauend. Er gibt der Menschheit zurück, was die Religion in die transszendente Sphäre entrückt hat.

Diese positive Hochhaltung und Verwirklichung des Menschheitsideals findet vornehmlich ihren Ausdruck in einer freien Ethik. Dieser widmete Feuerbach vornehmlich die Arbeit seiner letzten Lebensjahre. Die nicht zum Abschluß gekommenen Erträge dieser Arbeit sind erst nach seinem Tode veröffentlicht worden. Das Böse ist der auf Kosten der anderen wirksame Glückseligkeitstrieb. Dieser muß sozial werden, als Wohlfahrtspflege und Kulturarbeit. Das „du sollst" entspringt aus der Respektierung des fremden Glücksbedürfnisses. Nur der Mensch ist der Gott des Menschen; Gott wird; die Kulturentwickelung ist die wahre Theogonie. Die treibende Kraft des Sittlichen ist das Mitgefühl, das mit dem Gewissen identisch ist. Das Gewissen ist „der Stellvertreter der Glückseligkeit des anderen." So wird er der Pionier und Vorläufer einer religionsfreien, autonom menschlich-natürlichen Moralbegründung.

Den anderen Hauptzug seines Gegensatzes gegen den Hegelschen Vernunftspiritualismus, die Betonung der Natur als des ursprünglichen schöpferischen Prinzips, als des Prius des Geistes, hat Feuerbach nur skizzenhaft ausgeführt in den beiden kleinen Schriften: „Vorläufige Thesen zur Reform der Philosophie" (1842) und „Grundsätze der Philosophie der Zukunft" (1843). Die Gewißheit der Dinge außer mir beruht auf der Empfindung und dem Gefühl. Unmittelbar gewiß ist mir die eigene Leiblichkeit, aber auch das Du in der Liebe. Raum und Zeit sind Postulate der Wirklichkeit. Dies führt dann weiter zur Realität der Naturdinge überhaupt. Die nicht denkende Natur ist durch eine unendliche Reihe von Vermittelungen der Seinsgrund des Menschen. Nur unter gewissen Bedingungen konnte die Natur das Organische und den Geist hervorbringen. Aber er will nicht Materialist sein, wenn es ihm auch nicht gelingt, die Grenze scharf zu ziehen. Das aus der Natur zutage Tretende, die zweckvolle Gestaltung — wenngleich die neben der

Digitized by Google

Teleologie wirksame Dysteleologie einen intelligenten Urheber verbietet —, das Seelische, das Denken muß doch irgendwie in der Natur angelegt sein. Tatsächlich ist er, wie Haeckel, wie der spätere Büchner, wie der Wirklichkeitsphilosoph Dühring, Hylozoist und Hylopsychist, d. h. die Natur ist ihm lebendig und hat das Vermögen des Lebens und des Geistes in sich. Daß er der Verneinung der Unsterblichkeit, wenn auch mit anderer Begründung als in seiner Hegelschen Periode, treu bleibt, ist selbstverständlich.

Nach dieser allgemeinen Skizzierung komme ich nun auf die beiden Spezialpunkte, auf die ich, als seine dauernde Bedeutung begründend, vornehmlich hinweisen wollte.

Der eine betrifft seine Fassung der Religion. Gegenüber der unausrottbaren Unsitte, unter Religion die bloße denkende oder fühlende Versenkung in das All, den Weltgrund, das Absolute oder gar eine irgendwie geartete Hingabe an ein irgendwie geartetes Ideal zu verstehen, ist Feuerbach hier von einem unbarmherzigen Realismus. Religion ist Gunstbewerbung, Erwartung von Wunderhilfe, Beanspruchung persönlicher Aktion der Gottheit in der Linie der Wünsche und Interessen ihres Verehrers. Unzweifelhaft hatte Feuerbach persönlich dieselben Enttäuschungen auf dem Gebiete der Religion erfahren, die Goethe in seinem „Prometheus" so ergreifend schildert: „Hast du die Schmerzen gelindert Je des Beladenen? Hast du die Tränen gestillet Je des Geängsteten?" Und in diesem einzig urechten Sinne stellt er das Religionsproblem, um es dann in seiner Weise einer negativen Lösung entgegenzuführen. In diesem Sinne perhorresziert er die Umdeutung des Dogmas als Symbol irgend welcher Philosopheme; in diesem Sinne verwirft er das „charakterlose, laxe, schlappige Christentum der neueren Zeit, dessen Glaube ein durchaus erlogener und ungläubiger Glaube ist" und verlangt als Grundlage jeder Erörterung „die Religion in ihrer differentia specifica," „in ihrer bestimmten, geschichtlichen, positiven Wirklichkeit". In diesem Sinne ist ihm Luther, den er so gründlich kennt und als ganzen Mann verehrt, in seinen grotesken Kraftworten („die Gläubigen sind Fürsten und Herren Gottes" und mit bezug auf die Krankheit Melanchthons „Allda mußte mir unser Herr Gott herhalten, denn ich warf ihm den Sack für die Tür und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebets" u. dgl.) der eigentliche Typus des Religiösen.

Und hat nicht Feuerbach mit dieser streng historischen Fassung

Digitized by Google

der Religion recht? Erwirbt er sich nicht mit dieser Fassung des Problems ein Verdienst um jede künftige Diskussion?

Der zweite Spezialpunkt, hinsichtlich dessen Feuerbach wohl eine besondere Würdigung verdienen möchte, ist seine Bedeutung als Schriftsteller. Er ist kein Systembauer, der durch Zergliederung eines Prinzips nach allen Richtungen ein vielgliedriges System errichtet. Die einzelnen Schriften führen ihren Gedankengang mehr oder minder essayartig durch. Aber er ist ein sprachgewaltiger Schriftsteller, der sich nicht begnügt, in farblosem Bücherdeutsch seine Gedanken vorzutragen. Er gibt dem Einzelnen durch eine geistvolle Bildersprache, durch Wiederholung und Ausgestaltung in scharfgeschliffener epigrammatischer Zuspitzung Körper und Schlagkraft. Wir spüren hinter der Gedankenentwickelung stets den ganzen Menschen; wir atmen den Erdgeruch einer lebendigen Persönlichkeit. Seine besseren Schriften haben ein klassisches Gepräge und verdienen eine Stelle in unserer Nationalliteratur. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Vorzüge mehr noch als denen seiner späteren Jahre den Arbeiten seiner jüngeren Zeit eignen. Die kleine rein humoristische Schrift „Abälard und Heloise, der Schriftsteller und der Mensch" (1834) wird von Paul Nerrlich geradezu als eine „Perle der Weltliteratur" bezeichnet. Er selbst ist sich dieser Eigenart seiner Darstellung bewußt: „Du dachtest als Philosoph," so redet er in der Vorrede zur Gesamtausgabe (1846) sich selbst an, „aber du schriebst nicht als Philosoph; du verwandeltest stets das Gedankenwesen in ein Wesen von Fleisch und Blut. Du stelltest an das Objekt des Denkens die Forderung, daß es zugleich ein Objekt der Ästhetik sei; du wußtest, daß die Philosophie als solche, die bloße Vernunft, der reine Gedanke nichts für den Menschen ist" usw.

Vornehmlich unter diesem Gesichtspunkte wird die Frage nach der Zugänglichkeit seiner Schriften von Bedeutung. Es existiert eine Gesamtausgabe in 10 Bänden, in der er von 1846 bis 1866 sukzessive teils die älteren Schriften in neuer Bearbeitung, teils die neu hinzutretenden erscheinen ließ. Dieser Ausgabe fehlt das nach 1866 Entstandene, das Vorhandene ist teils nicht in chronologischer Anordnung, teils in veränderter Redaktion gegeben.

Eine wertvolle Ergänzung bietet die zweibändige Ausgabe seines Briefwechsels und Nachlasses von Karl Grün (1874), die aber hinsichtlich beider Bestandteile unvollständig und hinsichtlich der Zutaten des Herausgebers minderwertig ist.

Digitized by Google

Eine neue Ausgabe war wünschenswert. Diese konnte entweder nach streng philologischen Grundsätzen unternommen werden, ähnlich der mustergültigen Ausgabe, die Kehrbach dem weit weniger bedeutsamen Denker Herbart zuteil werden läßt; chronologische Anordnung, Zugrundelegung des ältesten Textes mit übersichtlicher Zufügung der späteren Varianten, der Briefwechsel vervollständigt, vielleicht unter Ausscheidung einzelner irrelevanter Stücke. Oder eine volkstümliche Auswahl, vielleicht in biographischem Rahmen das Wertvollste aus der Zahl der Schriften wie aus dem Briefwechsel zusammenstellend.

Tatsächlich hat das Säkularjahr außer der kurzen aber feinsinnigen Darstellung der Lehre Feuerbachs von F. Jodl in Frommanns Klassikern der Philosophie zwei diesem Bedürfnisse entgegenkommende Arbeiten gezeitigt, eine neue Gesamtausgabe, auf zehn Bände berechnet, von denen einstweilen drei erschienen sind, von Bolin und Jodl, und eine neue Ausgabe der Briefe „Ausgewählte Briefe von und an L. F." von Bolin in 2 Bänden. Die neue Gesamtausgabe ist aber weder eine philologische noch eine volkstümliche, obgleich sie als letztere anscheinend geplant ist. Die philologische Strenge im vorstehend bezeichneten Sinne strebt sie nicht an, ja sie gestattet sich sogar Eingriffe in die Gestaltung des Textes, die unter keinen Umständen berechtigt sind. Sie ist aber auch keine volkstümliche Auswahl, da sie auch solche Schriften umfassen soll, die für den weiteren Kreis kaum noch Bedeutung haben. Die „Ausgewählten Briefe" dagegen verdienen sowohl wegen der vorangeschickten ganz vortrefflichen „Biographischen Einleitung", als auch wegen der sorgfältigen Vervollständigung des Briefwechsels die größte Anerkennung. Nur ist in der Entfernung des minder Bedeutenden bisweilen nicht praktisch verfahren worden, so daß der Verfasser in der Biographie mehrmals genötigt ist, auf Briefe zu verweisen, die sich nur bei Grün finden. Warum der so bedeutsame Brief an Hegel von 1828 fehlt, ist unverständlich.

Unter diesen Umständen muß es dankend begrüßt werden, daß der Verlag der älteren Gesamtausgabe den Preis derselben von 60 auf 30 Mk. erniedrigt hat und auch einzelne Bände zu 3 Mk. abgibt. Noch erfreulicher wäre es, wenn derselbe sich entschlösse, eine billige Ausgabe in Auswahl in der vorstehend angedeuteten Gestaltung zu veranstalten. Selbst schon eine Zusammenstellung von „Lichtstrahlen" müßte wirkungsvoll sein. Denn Feuerbach ist nicht tot. In unserer religiös so bewegten Zeit ist das Interesse viel entschiedener den Fragen zugewandt, hinsichtlich

Digitized by Google

deren er als Orientierungspunkt nicht zu umgehen ist, als im letzten Vierteljahrhundert seines eigenen Lebens, und anderenteils sollten seine schriftstellerischen Vorzüge, die zugleich Vorzüge des Menschen sind, billigerweise höher angeschlagen werden, als z. B. die Leistungen des wirren Modeschriftstellers Nietzsche.

Der Kampf um Lippe.

Von Rechtsanwalt Victor Fraenkl.

Im Novemberheft von „Deutschland" hat Herr Graf von Hoensbroech die politische Bedeutung der lippischen Frage und des Kaisertelegramms an den Regenten Grafen Leopold der kritischen Würdigung unterzogen und zutreffend die tiefgreifende Bedeutung des Streitfalls als einer Rechtsfrage betont. Eine solche ist er tatsächlich im eminentesten Wortsinn, und mit diesem Charakter der Angelegenheit will ich mich in den nachfolgenden Zeilen beschäftigen.

Das fürstliche und gräfliche Gesamthaus Lippe zählt jetzt vier Linien, deren gemeinsamer Stammvater der im Jahre 1613 gestorbene Simon VI. ist. Die älteste ist die regierende, im Jahre 1789 gefürstete Hauptlinie Detmold und wird durch den unvermählten, in Geisteskrankheit verfallenen Fürsten Karl Alexander zur Lippe als ihren letzten Vertreter repräsentiert. Die drei anderen Linien sind die „erbherrlichen", nämlich die gräflichen Lippe-Biesterfeld und Lippe-Weißenfeld, und die jüngste, früher zur Lippe-Alverdissen, jetzt Schaumburg-Lippe genannt; sie ist seit 1807 fürstlich. Unter den im Falle des Aussterbens der Hauptlinie Detmold zur Thronfolge Berufenen geht also Lippe-Biesterfeld voran, während Lippe-Weißenfeld in zweiter Reihe und zuletzt Schaumburg-Lippe folgt. Dies steht unangefochten fest. Und so gilt der Streit nicht der Thronfolgeordnung, sondern der Thronfolgefähigkeit der Grafen zur Lippe-Biesterfeld. Infolge

Digitized by Google

mangelnder Ebenbürtigkeit sollen sie, wie der Zweig Schaumburg-Lippe behauptet, von der Erbfolge ausgeschlossen sein.

Bekannt ist nun — um nur die wichtigsten Fakta hervorzuheben — daß, während Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe, des Kaisers Schwager, auf Grund eines vorher geheim gehaltenen Erlasses des Fürsten Woldemar die Regentschaft führte, das lippische Gesetz vom 17. Oktober 1896 verfassungsmäßig zustande kam. Es betrifft die „Erledigung des Thronstreits" und sagt in seinem einzigen Paragraphen, die nach dem anliegenden Schiedsvertrage herbeigeführte Erledigung des Thronstreites sei für die Thronfolge im Fürstentum Lippe maßgebend. Diesen Schiedsvertrag hatten Fürst Georg zu Schaumburg-Lippe, Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld und Graf Ferdinand zur Lippe-Weißenfeld miteinander geschlossen, und zwar jeder ausdrücklich „als Chef" seiner Linie und ebenso expressis verbis „für sich und die Linien, deren Chefs sie sind".

Im Artikel I des Vertrages heißt es, daß die Frage, „wer ..... zur Regierungsnachfolge berechtigt und berufen ist", zur Vermeidung von künftigen Zweifeln und Streitigkeiten schon jetzt durch den Spruch eines Schiedsgerichts entschieden werden solle. Artikel VI erklärt die zu fällende Entscheidung für unanfechtbar und verbindlich für alle Parteien.

Die Detmolder Regierung hatte vorher beim Bundesrat beantragt, es möge durch Reichsgesetz das Reichsgericht als zuständiger Gerichtshof zur Erledigung der vorliegenden Thronstreitigkeiten eingesetzt werden. Diesem Wunsche war der Bundesrat nicht nachgekommen, sondern hatte den Reichskanzler ersucht, einen Kompromiß für die Bestellung eines Schiedsgerichts herbeizuführen. Das Ergebnis der demgemäß vom Fürsten Hohenlohe aufgewandten Bemühungen war schließlich der vorgenannte Schiedsvertrag, welcher, unterzeichnet von den Chefs der drei streitenden Linien, die Anerkennung durch ein lippisches Landesgesetz fand. Reichsrecht, Landesrecht und Hausrecht haben mithin zusammengewirkt, so daß die absolute Rechtswirksamkeit des Schiedsvertrags und seine Fähigkeit, ein ordentliches Gericht zu ersetzen, nicht den geringsten Bedenken unterliegen können.

Das in Dresden zusammengetretene Schiedsgericht hatte den König Albert von Sachsen zum Vorsitzenden und zählte außerdem den Präsidenten, zwei Senatspräsidenten und drei Räte des Reichsgerichts zu Mitgliedern. Es hat am 22. Juni 1897 dahin erkannt: „Seine Erlaucht der Graf Ernst ..... zur Lippe-

Digitized by Google

Biesterfeld ist . . . nach Erledigung des zur Zeit von Seiner Durchlaucht dem Fürsten Karl Alexander zur Lippe innegehabten Thrones zur Regierungsnachfolge in dem Fürstentume Lippe berechtigt und berufen." In seiner Begründung würdigt der Schiedsspruch die Frage, ob die im Jahre 1803 von dem Grafen Wilhelm Ernst, dem Großvater des Grafen Ernst, mit Modeste von Unruh geschlossene Ehe, aus der alle Angehörigen der Linie Biesterfeld stammen, eine ebenbürtige, und kommt zu nachstehendem Resultat: Die Abstammung der Modeste von Unruh aus der altadligen Familie von Unruh genüge nach dem gemeinen Privatfürstenrechte zu ihrer Ebenbürtigkeit, und zur Zeit der Eingehung ihrer Ehe habe ein für die Sukzessionsfähigkeit ihrer Deszendenten hinsichtlich des Fürstentums Lippe maßgebendes strengeres Herkommen nicht bestanden.

Dieser Spruch des Dresdner Schiedsgerichts, der den Grafen Ernst zum legitimierten Regenten erklärte, ist rechtskräftig. Eine Wiederaufnahme des Verfahrens oder eine Wiedereinsetzung in den vorigen Stand auf Grund neu aufgefundener bezw. entdeckter Tatsachen gibt es nicht. Während auf Aufhebung eines nach den Vorschriften der Zivilprozeßordnung zustande gekommenen Schiedsspruchs geklagt werden kann, existiert bei einem solchen, wie der vorliegende es ist, keinerlei Instanz für die Klageerhebung. Mag also über die Affäre Unruh an angeblich neuem Material vorgebracht werden, was da wolle: Sie ist ein für allemal in bezug auf alle, die von Modeste von Unruh abstammen, jeglicher Anfechtbarkeit entrückt.

Hier sei ein Wort über die sogen. „Rentenprozesse" eingeschaltet. Es handelte sich in ihnen um die 1762 von der Detmolder Linie den erbherrlichen Linien Biesterfeld und Weißenfeld ausgesetzte und seitdem stets ausgezahlte lippische Rente, indem Graf Erich zur Lippe-Weißenfeld dem Graf-Regenten Ernst die Bezugsfähigkeit abgesprochen wissen wollte. In den beiden von 1898 bis 1902 geführten Prozessen ist Graf Ernst als Beklagter unterlegen. Trotzdem kann, wie namentlich Professor Triepel unwiderleglich dargetan hat, von irgend einer Bedeutung dieser Urteile für die Thronfolgefähigkeit keinen Augenblick die Rede sein. Er weist mit Recht darauf hin, daß nicht das Rechtsverhältnis der Biesterfelder Linie zum Gesamthaus, nicht die Ebenbürtigkeit Gegenstand der Feststellungsklagen gewesen, sondern die Berech-

Digitized by Google

tigung zum Bezug eines Teilbetrags der lippischen Rente, und daß die Rechtskraft der Urteile nicht darüber hinausgehe. Der Kläger hat obsiegende Entscheidungen erstritten, weil die Richter den Grafen Ernst als den Anforderungen eines für die Rente maßgeblichen Brüdervergleichs nicht entsprechend erachteten. Das Oberlandesgericht zu Celle ist unzweifelhaft von der Auffassung ausgegangen, daß die Rentenbezugsfähigkeit durchaus nicht mit der Thronfolgefähigkeit zusammenzufallen brauche. Es sei dabei noch daran erinnert, daß auch das Dresdner Schiedsgericht gemeint hat, die Berechtigung der Sukzession in verschiedene Objekte könne verschiedene Voraussetzungen haben. Und so nimmt selbst Professor Bornhak, der frühere beredte Vertreter der Weißenfelder Ansprüche, den Standpunkt ein, daß die Ergebnisse der Rentenprozesse die Thronfolgeberechtigung der Biesterfelder Linie nicht tangieren. Das gleiche gilt natürlich von dem Urteil des Landgerichts Detmold vom 10. Juni 1903, welches eine Klage gegen den Graf-Regenten auf Aberkennung der Zugehörigkeit zur hochadlig lippischen Familie abwies, weil ihm der Schiedsspruch und ein lippisches Landesgesetz zur Seite ständen. Danach bleiben die in den Entscheidungsgründen angestellten Ebenbürtigkeitsuntersuchungen gänzlich irrelevant.

In diesem Zusammenhang mag noch kurz darauf verwiesen werden, daß auch von einem Ausscheiden der Linie Lippe-Biesterfeld aus der landesherrlichen Familie kraft der sogen. „Entsippung" nicht die Rede sein kann. Mit Recht wird an die Deklaration vom 10. Mai 1853 erinnert, durch die Fürst Leopold zur Lippe „vermöge des uns als regierendem Familien- und Stammhaupte zustehenden Autonomierechts" „in Kraft eines Hausgesetzes" anordnet, daß Gesuche um Ehekonsense zunächst bei dem Haupt der betreffenden Speziallinie anzubringen seien. „Diese Deklaration soll den Chefs der beiden Nebenlinien, dem Grafen Julius zur Lippe-Biesterfeld . . . . mit dem Ersuchen zugefertigt werden, die übrigen Mitglieder ihrer Speziallinien davon zur Nachachtung in Kenntnis zu setzen". Damals war also an eine Entsippung nicht zu denken. Von wann an sie dann sonst zu datieren sei, fragt mithin richtig Professor Triepel. Eine Antwort darauf bleiben die Gegner jedoch schuldig, sowie sie auch nicht anzugeben vermögen, ob das lippische Hausrecht die Möglichkeit der Ausschließung von Mitgliedern kenne und ob eine solche gegenüber den erbherrlichen Zweigen jemals erfolgt sei. — — —

Digitized by Google

Den Schiedsvertrag*) haben die Chefs der drei Linien sowohl für sich, als auch für die von ihnen vertretenen Linien geschlossen. Demgemäß ist die Bedeutung des im ersten Vertragsartikel gebrauchten Wortes „wer" aufzufassen, das die einzelne Person in ihrer Eigenschaft als Mitglied des fraglichen Zweiges angeht. Es haben sich zu dem Abkommen eben nicht bloß drei einzelne Individuen, sondern drei Linien vereinigt; der Sieger nach dem Schiedsspruch ist daher nicht eine Person für sich, sondern die ganze sie zu den Ihrigen zählende Linie. Es hat sich ja auch das Gesetz vom 17. Oktober 1896 ausdrücklich als das die „Erledigung" des Thronstreites betreffende bezeichnet und diese als maßgebend für die „Thronfolge im Fürstentum Lippe" statuiert. Ein endgültiges Urteil über die Sukzessionsfähigkeit der Linien, nicht etwa einzelner Individuen für sich, war also gewollt. Und so ist es durch den Schiedsspruch gefällt worden, welcher an einer Stelle seiner Begründung auch ausdrücklich sagt, Gegenstand des zu entscheidenden Streites sei die Thronfolgefähigkeit der beiden älteren Nebenlinien. Unanfechtbar und für alle Parteien verbindlich (Art. VI) hat der Dresdner Schiedsspruch mithin festgestellt, daß die Linie Lippe-Biesterfeld zur Thronfolge berechtigt und der im gegebenen Augenblick zunächst Berufene der Graf Ernst sei. Es kann also daran nicht gerüttelt werden, daß rechtskräftig dem Hause Lippe-Biesterfeld die Sukzession im Fürstentum Lippe zugesprochen worden ist. Daher bleibt das, was gegen die Ebenbürtigkeit der Ehe des verstorbenen Regenten mit Gräfin Karoline geb. Reichsgräfin von Wartensleben vorgebracht wird, gänzlich unbeachtlich.

Sie entbehrt aber auch gar nicht der Ebenbürtigkeit. Wie Professor Kahl zutreffend betont, ist ein Hausgesetz über Ebenbürtigkeit auch nach 1803 (dem Jahr der Eheschließung mit Modeste von Unruh) nicht ergangen. Die bereits erwähnte De-

*) Während der Drucklegung dieses Artikels erfolgte die Veröffentlichung des neuen Schiedsvertrags zwischen Schaumburg-Lippe und Lippe, durch den das Reichsgericht zur entscheidenden Instanz bestimmt wird. In vornehmem Entgegenkommen einerseits und getragen von dem unerschütterlichen Bewußtsein des vollsten Rechtes anderseits hat der Graf-Regent Leopold also den endgültigen Charakter des Dresdner Schiedsspruchs nicht in den Vordergrund gestellt.

Digitized by Google

klaration vom 10. Mai 1853 hat aber bestimmt, daß jeder Ehe eines Mitgliedes des Hauses in bezug auf Familienrechte die Anerkennung versagt werden würde, wenn nicht zuvor der fürstliche Konsens zur Vermählung nachgesucht und ausgewirkt worden. Aus einem vom Kabinettsministerium über die Rechtsverhältnisse der beiden gräflichen Linien erstatteten Gutachten ist diese Deklaration hervorgegangen. Gemäß ihrer Vorschrift hat Graf Julius zur Lippe-Biesterfeld im Jahre 1868 den Konsens zur Verheiratung seines Sohnes des Grafen Ernst mit der Reichsgräfin Karoline von Wartensleben beim Fürsten Leopold nachgesucht und von ihm erhalten. In offizieller Form hat der regierende Fürst als Chef des Lippischen Gesamthauses die Genehmigung erteilt und somit die Ebenbürtigkeit dieser Ehe sanktioniert. — — —

Ich bin am Ende meiner Arbeit. Unter Zugrundelegung der reichhaltigen Lippe-Literatur (Kahl, von Seydel, Triepel, Anschütz, Dr. Dreyer, Bornhak, Laband, Schön, Störk, Zorn, Reuling, von Stradonitz u. a.) habe ich versucht, eine auch den Laien über die Berechtigung des Biesterfelder Thronfolgeanspruchs informierende Darstellung zu geben.

Recht muß Recht bleiben! Mit Zuversicht ist daher zu erwarten, daß das nunmehr zur Entscheidung berufene Reichsgericht der Linie Lippe-Biesterfeld die Krone belassen werde!

Digitized by Google

Die Aufzeichnungen des Leutnants von den Kaiſerhuſaren, Barons Gerdau, über ſeinen Aufenthalt in Japan.

Wiedergegeben von Moritz von Kaiſenberg.

IV.

Skizzen aus Japan.

Die Reſidenz Tokio.

Lange nicht zum Niederſchreiben von Erlebniſſen gekommen. Stürmt hier zu viel Neues auf einen ein. Erlebniſſe und Abenteuer jagen ſich vollſtändig. Iſt das ein Leben hier! Gut, daß ſo lange Urlaub genommen. Jetzt gleich aus dieſem Paradieſe wieder abreiſen? Ja Mahlzeit. Habe da 8 Jahre, lange Jahre, täglich in Manege geſtanden, Kerls und Pferde gezähmt und all den hieſigen Wonnereiz verfehlt. — Gefällt mir hier köſtlich, „pourvu que cela dure“ und weshalb ſollte es nicht? Werde mir doch Wiedereinrangierung in Regiment erſt noch ſattſam überlegen. Vorläufig noch keine Gedanken darüber machen. Lebensſchiff treiben laſſen. Manchmal kleinen netten Hafen aufſuchen. — Gegenwart nimmt jetzt alle meine Wünſche in Anſpruch. O Welt, wie kannſt du ſo wunderſchön ſein, wenn man jung und geſund iſt — und das nötige Geld dazu hat! Möchte hier armdicke Nerven und ſtatt des einen Mundes deren zehn haben, um alle dieſe ſich täglich bietenden Genüſſe aufſchlürfen zu können! Altes Sprichwort lautet: „Mit Wölfen muß man heulen.“ — Tue ich auch — tue ich gründlich.

Bin durch den Verkehr mit Japanern hier ſchon halber Buddhiſt geworden. Gefallen mir japaniſche Götter; namentlich aber einer, den ſie den Dackoku nennen. Iſt der Schutzgott der Offiziere. Muß ein recht duldſamer Gott ſein. Was bei hieſigen Kameraden manchmal paſſiert — geht auf gar keine Kuhhaut.

Bei dem Volke bisher hier wenig Sinn für Religion gefunden. Buddha wird gewöhnlich wenig eſtimiert. Stellen ſich darunter ſolche Art von Fürchtegott oder Donnergott vor. Spricht nur im Zorn zu Japaner. Haben hieſige Kerle deshalb

Digitized by Google

Mordsangst beim Gewitter. Fällt mir dabei Geschichte Mitakes, des alten Bekannten aus Hannover, ein, die er mir neulich erzählte. Charakterisiert so recht Aberglauben hier. — Will sie mal aufschreiben.

Pilgert da eines Tages eine Prozession gläubiger Buddhisten auf heiligen Berg Fujiyama, den die Leute hier als solch 'ne Art von Ablaßort, wie die Muselmänner ihr Mekka, verehren. Darf sich Japaner nur mit reiner Seele, was durch Ritus des Körperwaschens symbolisiert wird, heiligem Gipfel nahen. — Soll solch 'ne Art von Bußgang vorstellen. Fühlt einer der Pilger in hinterster Herzenskammer noch kleine Sünde, gleich Kimono runter und dann immer rein in das Wasser solchen eiskalten Bergbaches: — das hilft. — Verkneift er sich aber die chose, dann wehe ihm und dem ganzen Pilgerzug.

Klimmt da neulich solche Pilgerschar, ihr „Kokkon-Chôjo" murmelnd, von einer Station zur anderen, den steilen Berg hinauf. War sehr schwül, Sonne brannte heiß vom Himmel und Schweiß lief den Männchen von den gelben Gesichtern hinab. — Da — ein grollender Donner in der Ferne. — Alle erbleichen und angsterfüllt examiniert der Oberbonze seine ihm unterstellte Herde, ob nicht vielleicht einer noch eine kleine Sünde auf dem Gewissen habe. — Alle verneinen. — Nur einer, der letzte im Zuge, ein kleines, unscheinbares Männchen, erbleicht und — schweigt. „Was ist dir Toko?" — fragt der Oberpriester — „höre den Donner — hör', wie Buddha zürnt. Schnell reinige dich und bekenne deine Sünden." — Noch immer schweigt der Mann. Donner kommt näher und grelle Blitze zucken vom Himmel herab. „Mensch — Mensch — reinige dich" — mahnt der Priester, „Was hast du denn für ein Verbrechen begangen, das du so heimlich verbergen willst?" Zitternd vor Angst beginnt Toko zu stammeln: „Habe da vor Wochen hinter meinem Hause an dem Bach junge Frau Wasser schöpfen sehen. Sie war allein. Ich näherte mich ihr leise und begann sie ein wenig zu necken." Toko stockt und schweigt verlegen. „Nun — fahre fort, das ist doch kein großes Verbrechen" mahnt der Priester. Der Donner ist indessen ganz nahe gekommen. Er weckt das Echo in den Bergen und der Blitze werden immer mehr. Die Pilger drängen sich um Toko her und rufen ihm zu: „Gestehe, gestehe, reinige dich, da steckt noch etwas dahinter. Hast du vielleicht in Abwesenheit des Mannes ein Glas Tee mit der Frau getrunken, und das vielleicht sogar öfter?" Toko nickte beschämt mit dem

Digitized by Google

Kopfe. „Du hast doch nicht etwa gar Makuranarabe mit der Frau gespielt?“ fällt da der Oberbonze drohend ein. „Gestehe — gestehe.“ Auch das muß Monsieur Toko zugeben und neigt beschämt das Haupt. — Der Priester, durch diese intimen Zugeständnisse sehr neugierig gemacht, will nun in diskreter Weise sogar den Namen der femme amoureuse erfahren. So sehr er aber auch beschwört, Toko will den Namen seiner Liebe nicht verraten. — Da — ein mächtiger Blitz mit lang nachhallendem Donner ganz in der Nähe. Die Büßer fahren scheu zusammen. Ihre Furcht vor den Göttern ist sehr groß, sie beschwören Toko, doch sein Geständnis zu vollenden, damit sie nicht alle zu Schaden kämen. Auch der Oberpriester zetert und schreit alle Strafen der Hölle auf den Armen herab. Er springt wütend um ihn herum: „Gestehe“ — den Namen — den Namen. Nur dadurch werden vielleicht die Götter versöhnt. — Schnell sprich es aus, wer war die Frau?“ — So, in die Enge getrieben, faßt Toko die Verzweiflung. Weiß nicht mehr aus noch ein, so stammelt er denn, zu dem Oberpriester gewandt, leise: „Es war — es war — deine Frau“. — Natürlich Tableau. Sein Geständnis scheint aber Buddhas Zorn besänftigt zu haben. — Sein Donner vergrollt in der Ferne. — Ob und wie sich nachher des Bonzen Zorn besänftigte, was er mit dem Liebespaar gemacht hat, darüber schweigt die Geschichte. — So erzählte Mitake und fügte lachend hinzu: „Wissen Sie, Baron, dieser Oberpriester, ich kenne ihn, ist nämlich ein Mann, der als Ehemann gar zu anständig ist. Das ist den Frauen gegenüber oft so eine heikle Sache. So was lieben sie nicht. — Auch die kleine Frau kenne ich,“ fuhr der Schwerenöter lachend fort: „Nettes, liebebedürftiges Weib, hat so eine pikante Art und Weise. Umgibt sie eine Atmosphäre von so prickelnder Liederlichkeit, der schwer zu widerstehen ist. Hab's auch erfahren. Und die Frau mußte nun gerade an diesen Oberpriester kommen, der sehr gegen Nachkommenschaft eingenommen zu sein scheint. Nun, er wird dafür wohl seine Gründe haben. Arme kleine Frau.“ — Damit schloß der Major seine nicht ganz einwandfreie Erzählung. Mußte ihm in der Sache selbst recht geben. Ist ja ein fact. Solche armen Frauen es gibt. Kommt dann aber einmal ein Toko dazu, — dann schreit alle Welt. Und solch einen Mann, wie der Bonze, das nennt sich denn Herr der Schöpfung. Na ich danke.

Bin aber wohl etwas zu sehr in Buddhismus und nach der

Digitized by Google

côté der Eheirrungen abgeschweift. Wollte ja eigentlich mein Entree in Tokio beschreiben.

Bin nun bereits 4 Wochen hier. Habe Land und Leute inzwischen kennen gelernt. O ja. — Da hat einmal einer gesagt, Japan sei das Land der Blumen und schönen Frauen. Mann hatte recht, sehr recht — wahrhaftig — er hatte recht. Hat aber auch seine contrecôté. Die Gesellschaft fällt zu sehr auf die Nerven und auf die Kräfte der bête humaine. — Mais soit. — Erinnerung doch schön. Es gibt doch hier auch so manches Süße, das Körper nicht verdirbt und bei dem man nicht Schaden an seiner Seele leidet. — Chose gefiel mir von Anfang an sehr.

Hotel Emperor über alles Lob erhaben, so wie bei Hiller oder Dressel in Berlin. Zimmer, Bedienung, Essen, Wein, alles Klasse. — Dachte gleich, hier gehst du nicht weg. Steht bombenfest. Ich blieb und habe es nicht zu bereuen. — Gleich erster Morgen nach Ankunft mir unvergeßlich geblieben. Muß Eindruck davon niederschreiben.

Saß auf der Hotel vorgebauten Terrasse, ähnlich wie bei Kranzler, nur breiter, viel breiter. Sah in vorüberflutendes Straßengetriebe hinein. Es gab da Schwarze und Braune, gelbe Malaien und bezopfte Chinamänner von allen Sorten. Japaner auf Straße meist noch in alter Tracht, Kimono und hohen Filzsandalen. Radler flitzten durch die Menge und bisweilen ertönte auch das „Töff-Töff" eines Autos, ganz wie bei uns. Dazwischen rollte eine Kumura, ein zweirädériger, von Kulis gezogener Wagen vorüber. Zwei putzige, schwarzäugige Weiblein in modernen Kostümen mit großen rosa Sonnenschirmen saßen drin. Glaubte in der einen schon beinah Bekanntes aus Kobe zu erkennen, war es aber leider nichts damit. Warf ihnen Kußhände zu, die sie lächelnd quittierten. — Morgensonne schien auf vor mir stehenden, gedeckten Frühstückstisch mit feinen silbernen Eßbestecken und Kännchen und Täßchen so fein wie ein Hauch. Erschien auch bereits der wie ein Geheimrat aussehende Oberkellner und bereitete mir den Tee nach Landesgebrauch. Trotz früher Morgenstunde fanden sich auch bereits andere, in dem Hotel wohnende Gäste ein. Typen aller Rassen. Mir zunächst nahm ein Zopfmann in brauner Reitjacke Platz. Lüftete grüßend seine Kappe mit Pfauenfeder darauf. Mußte solch eine Art von Attaché der chinesischen Gesandtschaft sein. Hinter ihm kam seine kleine, putzige Chinafrau. Setzte sich und legte ihre kleinen, verkrüppelten, pferdefußartigen Füßchen, „goldene Lilien" genannt,

Digitized by Google

auf den nächststehenden Stuhl. Sie zog der Morgenkühle wegen die Falten ihres weiten, aus kostbarem, gesticktem Seidendamast gefertigten Kimono über ihrem fragwürdigen Busen zusammen und musterte dann mit den dunklen Schlitzaugen die Umgebung. — An dem Tisch daneben saßen zwei Amerikaner, echter, smarter Yankeeschlag. Sprachen wohl über Geschäfte. Zwischen den Tischen suchte sich, hin und her flanierend, ein eleganter Franzose in hypermodernem Anzug einen Platz. Schien auch diplomatischer Künstler zu sein. — Verfehlte nicht, selbst mit kleiner Chinafrau zu kokettieren. Na ich danke. Wunderbarer Geschmack so was. — Da gab es ferner ein paar Engländer, beturbante Türken, Italiener, und ein aus allen Idiomen der Welt bestehendes Geplapper herrschte ringsum.

Während so in Gewimmel hineinschaute, fielen meine Augen plötzlich auf einen kleinen, schneidigen Offizier in Reiteruniform, dessen Äußeres mir merkwürdig bekannt vorkam. Il avait la manière eines alten Bekannten von der Reitschule her, des damaligen Leutnants Mitake. Und wahrhaftig er war es, nach dessen Adresse ich mich gerade bei dem Oberkellner erkundigen wollte. Es war mein alter Bekannter, der auch mich trotz der Jahre sogleich wieder erkannte und nun mit ausgestreckten Händen auf mich zukam. „Nett, daß Sie hier sind," redete er mich an, „haben sich wohl mein damaliges propos überlegt, an meinem jetzigen Reitinstitut Lehrer zu werden?" Setzte ihm auseinander, wie Verhältnisse lägen, und meinte er dann: „Auch gut, hoffentlich bleiben Sie lange hier. Werde Ihnen gern die Honneurs der hiesigen Gesellschaft machen. Amüsieren werden Sie sich hier schon. Ist alles dazu da. Sind jung und gesund. Das soll einmal eine ‚Hetz' werden, wie der Gaschin damals zu sagen pflegte.

Wollen gleich mal Programm für die nächste Zeit aufstellen. Zeitgemäß so was. — Ich würde raten, hier wohnen zu bleiben. — Wollen nachher gemeinschaftlichen Bummel durch Residenz machen. Werde Sie dabei in unserem Klub: ‚Rokumni-Kwan' einführen. Können da immer zu Mittag essen. Gesellschaft wird Ihnen gefallen, lauter Lebemänner first rate, Sportsleute, Kavallerieoffiziere, einige Attachés, lauter nette Kerle. — Wollen dann gleich überlegen, wo Sie Ihre Karte abgeben. Wichtig das, da Sie sagen, daß Sie hier ‚ausgehen' wollen."

Schien mir alles plausibel. Mitake mußte es ja als Eingeborener wissen. So erwiderte ich denn: „Eh bien machen wir." — Wir traten also den Bummel durch Alt- und Neu-Tokio an.

Digitized by Google

Fiel mir sogleich großer Unterschied zwischen beiden auf. Neu-Tokio oder das Kaiserliche ist ganz modern. Um den Palast, in dem Göttersohn Matsuhito in stiller Verborgenheit residiert, haben sich, wie Küken um die Glucke, lauter europäische Prachtbauten angesammelt, da liegen die Universität, Gymnasien, allerhand technische Institute, die Gesandtschaftshotels und die Konsulate, viele Kasernen und Ministerien sowie eine große Anzahl von prächtigen, dem Hochadel und den Finanzbaronen gehörigen Palais. Glaubte mich in europäische Residenz versetzt zu sehen. In Alt-Tokio, oder richtiger gesagt in Yeddo dagegen noch alles altjapanisch. Aber wie lange noch? Mitake meinte, die moderne, von dem Mikado begünstigte Strömung sei so überwiegend, daß sich Yeddo ihr nicht länger entziehen könne. Merkte schon jetzt den Anfang davon, die Ginza- und Nakadoristraßen mit ihren prächtigen Läden waren schon ganz modern europäisch. Da standen behelmte Kaihsirs (Schutzleute) an den Ecken, da läuteten die elektrischen Bahnen, da surrten die Autos — genug tout comme chez nous. — Nur außerhalb der die Stadt durchschneidenden Kanäle gibt es noch einige Stadtviertel mit unentwirrbaren Gassen, so schmal, daß kaum ein Wagen hindurchfahren kann. Da hängen noch an Stangen quer über den Straßen papierne Fledermäuse und Drachen, Firmenschilder, Papierlampions und so was. Schön aber ist es da nicht. Mitake meinte: „Können ja gelegentlich einmal hin, wenn es Sie interessiert." — Na ja, das haben wir denn auch später getan. Was soll aber das hier aufschreiben? So was steht ja alles jetzt in jedem Reisehandbuch über Japan.

Will mich lieber wieder meinen Erlebnissen zuwenden. — Landeten denn auch bald in dem berühmten Klublokal, „Rokumni-Kwan" genannt, das mich in seiner hocheleganten Ausstattung an den Londoner Royal-Yacht-Club erinnerte. Nahmen dort gleich in dem Kreise von ungefähr 20 Herren unser dinner ein.

Digitized by Google

Kunstberichte.

Berliner Kunst-Ausstellungen.

Von Max Osborn.

Der Beginn des Winters findet das in den letzten Jahren so lebhaft gesteigerte Kunstinteresse des Berliner Publikums in einer offensichtlichen, sehr willkommenen Wandlung vor. Am 18. Oktober ist das Kaiser Friedrich-Museum feierlich eröffnet worden, und dies bedeutungsvolle Ereignis hat die Aufmerksamkeit mit einem Schlage in eine ganz andere Richtung gelenkt. Noch im letzten Winter und Frühjahr hatte sich die allgemeine Anteilnahme in erster Linie den Kämpfen der Gegenwart zugewandt. Der Sommer hatte dann mit der schrecklichen Ueberfülle seiner Ausstellungen die Blicke auf das Problem gezogen, das die schier unerträglich gewordene Entwickelung dieser Kunstveranstaltungen darstellt. Jetzt aber hat die neue Ordnung der Gemäldegalerie und der Sammlung unserer Renaissanceskulpturen die Augen aller so stark gefesselt, daß die modernen Dinge daneben in den Hintergrund geraten sind. Man wird es sehr freudig begrüßen, daß auf diese Weise die atemlose Hast unseres Kunstlebens, die fast schon einen beängstigenden Charakter annahm, durch eine sehr zuträgliche Erholungspause unterbrochen wird. Zugleich wird die Beurteilung der neuen Erscheinungen hierdurch wieder einmal auf ein vernünftiges Maß zurückgeführt. Die Werke der alten Meister erweisen aufs neue ihre unvergängliche Kraft, einen sinnvollen Maßstab abzugeben, nicht etwa zur Würdigung der modernen Kunstschöpfungen im einzelnen — beileibe nicht! —, wohl aber zur Abschätzung des ganzen zeitgenössischen Getriebes. Es mag bedauerlich sein, daß es eines äußeren Anlasses bedarf, um die weiteren Kreise des Publikums wieder an die Herrlichkeiten unserer öffentlichen Sammlungen zu erinnern, aber wir müssen in dieser ruhelosen Zeit schon froh sein, wenn eine „Aktualität“ einmal so segensreich wirkt. Tatsächlich ist allerdings der Reichtum unseres Museums durch die Umquartierung der Werke der christlichen Epoche bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in das neue, weitaus geräumigere Gebäude an der Spitze der Museumsinsel ganz anders zur Geltung gebracht worden, als es vordem der Fall war. Wenn auch vielleicht einzelne Werke, namentlich in der Gemäldegalerie, früher vorteilhafter hingen, so muß man doch feststellen, daß wir erst jetzt den ganzen außerordentlichen Gehalt der Sammlungen wahrhaft übersehen und genießen können. Zahllose Kostbarkeiten, die in den Magazinen schmachteten, in versteckten Winkeln schlummerten oder Jahre hindurch einen „provisorischen“ Platz inne hatten, präsentieren sich jetzt erst in ihrem vollen Wert, und ein kultivierter Geschmack von untrüglicher Sicherheit hat der Verwaltung dabei die Hand geführt. Es ist eine große und außerordentliche Leistung, die Geheimrat Wilhelm Bode und Dr. Max J. Friedländer, die beiden Direktoren des Kaiser Friedrich-Museums, uns allen mit dieser Neuordnung zum Geschenk gemacht haben.

Nicht einmal Max Klingers neues Bildhauerwerk, das „Drama“, das

Digitized by Google

nach dem Schluß der Dresdner Kunstausstellung im Salon von Keller und Reiner erschienen ist, konnte die Kunst der alten Meister aus dem Interesse des Publikums verdrängen. Immerhin war es doch wieder dieser Leipziger Meister, dessen mächtige Persönlichkeit die Kunstfreunde am eindringlichsten in die Gegenwart und die Probleme der modernen Zeit zurückrief. Wie bei der Ausstellung des „Beethoven" vor zwei Jahren an derselben Stelle, hat sich auch diesmal ein lebhafter Streit um Klingers jüngste Schöpfung erhoben. Aber während damals die Bewunderer überwogen, sind jetzt die Zweifler und Kopfschüttler in der Majorität. Das hat wohl hauptsächlich der etwas preziöse Titel verschuldet, den Klinger seinem Werke gegeben hat. Es ist natürlich, daß, durch ihn verleitet, die meisten Besucher zunächst nach den gedanklichen Beziehungen zwischen seinen Teilen suchen werden, die zu einer solchen Bezeichnung geführt haben. Doch so ist dem Werke nicht beizukommen. Auch die Mitteilungen über die Entstehung der Gruppe: daß den ersten Anlaß zur Konzeption der Anblick eines hervorragend schönen Athletenkörpers gab, daß dann der Anteil am südafrikanischen Kriege den Künstler zur Herstellung einer Gruppe trieb, die den Kampf des Burenvolkes um Freiheit und Existenz versinnbildlichen sollte, — auch diese Mitteilungen führen uns nicht weiter. Denn Klinger ist ja eben nicht bei der Wiedergabe eines Athletenkörpers stehen geblieben; er hat eben nicht, wie er eine Zeitlang plante, dem Ganzen die Unterschrift „Belli Boerorum imago" gegeben, sondern er hat es „Drama" genannt und damit deutlich gezeigt, daß er sich über jene ursprünglichen Begrenzungen weit erhoben hat. Wir können uns nur an das halten, was wir sehen. Auf felsigem Boden sitzt eine nackte männliche Gestalt, deren geistiges wie körperliches Leben von einer ungeheuren Erregung erfüllt ist. Das bartlose Antlitz, von Leiden und Kämpfen durchfurcht, ist finster zusammengezogen. Die Hände aber, weit vorgestreckt, packen einen starken Baumstumpf, der mit uraltem Wurzelwerk in den Felsenboden verankert ist, und gegen den auch der linke Fuß des Mannes, mit einer Geste von außerordentlicher Kühnheit, in fast tierischer Art gestemmt ist. Es ist, als wolle er mit krampfhafter Anstrengung den Stumpf aus der Erde reißen, die athletischen Muskeln spannen sich in ungeheurer Energie, während das Auge und die Züge des Gesichts auf den gewaltigen inneren Kampf deuten, der in jener Bewegung einen körperlich-sinnfälligen Ausdruck gefunden hat, und der uns wichtiger zu sein scheint als die physische Kraftprobe. Um den Felsen schmiegen sich zwei Frauengestalten, die eine langausgestreckt, die andere kniend; sie treffen sich an der Rückseite des Unterbaus, wo sie sich mit geschlossenen Augen einander nähern, um in tröstender Umarmung Leid und Erdenqual zu vergessen. Eben dieser Kampf mit der Qual dieser Erde ist es, den das ganze Werk zu großartigem plastischen Ausdruck zusammenfaßt, der unendliche, ewig gleiche Kampf mit dem Leben und den dunkeln Gewalten, die mit dem armen Geschlecht der Menschen in unbegreiflicher Laune spielen. Mit aller Kraft und aller Wildheit des Blutes nimmt der Mann das Schicksal auf; wird er gleich niemals siegen, so will er sich doch heldenhaft wehren. In klagender Sehnsucht aber ergibt sich das Weib dem Fluch des Daseins. Zugleich verkörpert sich sinnvoll in den Geschlechtern das Auf und Ab dieses Kampfes, dessen erschütterte Zeugen wir so oft in den Dramen der großen Dichter waren: das Aufbäumen und das Verzweifeln, der Trotz und die Resignation, das Anstürmen

Digitized by Google

und das Ermatten. Dort das männliche Menschentum, das mit höchster Steigerung seiner physischen und moralischen Stärke, mit wilder Entschlossenheit und haßerfülltem Mut zu Taten greift, allein und auf eigene Gefahr. Hier das weibliche Element des Menschenwesens — das auch in uns Männern ruht; denn auch wir sind vom Weibe geboren —, dies Element, das den Menschen zum Menschen treibt, zu Freundschaft und Mitleiden und zu geschlechtlicher Vereinigung. Dort alle Härte und Herbheit, hier alle Weichheit und Süße des Lebens. Dort ein einzelner, hier eine Gemeinschaft. Die Geschlossenheit und Einheit der Komposition ist von höchster Reife, sie hebt das Werk als Ganzes über den Beethoven weit empor. Noch niemals hat Klinger so glorreich seine Kraft gezeigt, körperliche Probleme von enormer Schwierigkeit zu lösen, durch ihre Bewältigung tiefstes seelisches Leben hindurchschimmern zu lassen und stärkste Effekte zu Harmonien von unvergleichlicher Schönheit zu binden.

Vor Klingers „Drama" war bei Keller und Reiner ein anderes neues Bildhauerwerk ausgestellt, die jüngste große Arbeit von Stephan Sinding, dem ausgezeichneten dänischen Plastiker: die Bronzegruppe „Anbetung". Man kannte das Werk bereits aus Abbildungen nach dem Gipsmodell und hatte schon immer die Tiefe und Zartheit der Empfindung bewundert, die sich in seiner Komposition ausspricht. Auf einem viereckigen Sockel, den rings kleine Girlanden zieren, sitzt ein schönes, junges, nacktes Weib in unbeweglicher Haltung, ein holdes Götzenbild aus Fleisch und Blut, und vor ihm ist ein Mann anbetend niedergesunken. Zaghaft fassen seine Hände die schlanken Schenkel des lieblichen Mädchens, und seine Lippen drücken einen Kuß auf ihre Knie. Was Sindings Werken stets ihren eigentümlichen Stempel aufdrückt: die wundersame Mischung von sinnlichem Formgefühl und verklärender Reinheit in der Auffassung, die hohe Kunst, mit der selbst einem erotischen Motive jeder geschlechtliche Unreiz genommen ist, hebt auch diese Schöpfung in eine Region der Keuschheit empor, in der das Liebeswerben des Mannes um das Weib wahrhaft wie eine Anbetung erscheint. Sehr fein ist es, wie dabei der Kontrast der Geschlechter zum Ausdruck gebracht ist: Der starke Mann, der sich willenlos seiner Königin hingibt, und das zierliche Weibchen, das mit so selbstverständlichem Herrscherblick die Huldigung entgegennimmt. Dagegen stehen allerdings bei diesem Werke Schwächen der skulpturalen Behandlung, wie wir sie bei Sinding sonst nicht zu finden gewöhnt sind; namentlich die Gestalt des Mannes weist recht flüchtige und leere Stellen auf. —

Der Salon Schulte begann die „Saison" mit einer der gehaltvollsten und interessantesten Ausstellungen die man seit langer Zeit dort gefunden hat. Ihr Mittelpunkt war im doppelten Sinne eine Gedenkfeier: eine über 30 Nummern zählende Reihe Lenbachscher Porträts, die sich sämtlich in Fürstlich Bismarckschem Besitz, in Friedrichsruh und Schönhausen, befinden. Das war, den Kunstwerken wie dem Stoffkreis nach, ein geschlossenes Stück deutscher Kultur, ein imposantes Denkmal aus dem ersten Menschenalter des neuen Reiches. Es ist wohl niemals einem Bildnismaler das Glück beschieden gewesen, dem größten Manne seiner Zeit Jahre hindurch so nahe zu stehen und an diesem würdigsten Objekte seine Kunst so üben zu können, wie es Lenbach vergönnt war. Er hat dies Gottesgeschenk wahrlich nicht ungenutzt gelassen. Immer wieder hat er den herrlichen Kopf des Reichs-

Digitized by Google

kanzlers studiert und in stets anderen seelischen und malerischen Stimmungen festgehalten, mit nie endender Liebe und Ehrfurcht dem großartigen Gehäuse, das die Natur sich für den gewaltigen Geist geschaffen hatte, seine Geheimnisse abgelauscht. Vom Jahre 1879 an, wo Lenbach, im Auftrage des preußischen Staates, sein erstes Bismarckporträt, für die Nationalgalerie, zu malen hatte, bis zum Tode seines Helden, also zwei Dezennien hindurch, hat er mit Pinsel und Farbe die Geschichte dieses Kopfes und dieses Geistes geschrieben. Alles, was darin zu lesen war: die Kraft und Energie des Staatsmanns, die Klugheit und den blitzenden Geistreichtum des Politikers — das ist ja nicht dasselbe —, den Stolz und das Selbstbewußtsein des Mannes, dem beispiellose Erfolge zuteil wurden, die soldatische Straffheit des preußischen Junkers, der nur ungern auf den militärischen Lebensberuf verzichtet hatte, und für den die Kürassieruniform das gegebene Kleid zu sein schien, dann den verhaltenen Zorn und Grimm des beleidigten Löwen, der mit Mühe nur sein leidenschaftliches Temperament zügelte, die innere Qual des Riesen, der sich zur Untätigkeit verurteilt sah, und dann wieder die Urbanität des aristokratischen Weltmanns, die umsichtige und behagliche Güte des besten Familienvaters, die doch den großen Stil seines ganzen Wesens nicht aufgab, und zuletzt die strahlende Weisheit des Greisenalters, die freilich nur langsam die Hitze seines Blutes zu dämpfen vermochte — das alles suchte Lenbach für die Mit- und Nachwelt aufzuzeichnen. Neben dem Bismarck der Weltgeschichte sahen wir den Bismarck intime, und um ihn gruppierten sich die Bilder derer, die ihm am nächsten standen. Da war die alte Fürstin Johanna, da waren die Söhne des Kanzlers, die Schwiegertöchter, der junge Graf Rantzau, Bismarcks Tochtersohn, ein geistvolles Porträt Schweningers und ein Bildnis Kaiser Wilhelms I., eine Wiederholung des wundervollen Gemäldes in der Hamburger Kunsthalle. Freilich, das Schwankende und überraschend Ungleichmäßige, das für Lenbachs Kunst charakteristisch ist und den Meister bald zu Leistungen von großartiger, dauernder Geltung emporhob, bald in die Niederungen oberflächlicher und pathetischer Äußerlichkeiten hinuntergleiten ließ, spiegelt sich in diesem Zyklus seiner Hauptschöpfungen deutlich ab. Aber das Ganze übte doch eine starke Wirkung aus.

Hatte diese Ausstellung bei Schulte einen retrospektiven Charakter, so stand die erste Gabe des Salon Cassirer durchaus auf dem Boden der Gegenwart und — der Zukunft. Hier fand man eine Gruppe von Bildern, die einen Gipfelpunkt moderner Malerei bedeuten: Claude Monets „Themse-Zyklus“. Monet, ein Vierundsechziger heute, hat in den letzten Jahren noch einmal eine ganz neue Entwickelung durchgemacht. Das Charakteristikum seiner Hauptepoche war die Analyse des Freilichts, deren doktrinäre Konsequenzen der Neoimpressionismus gezogen hat. Monet hatte sich allerdings stets von aller Pedanterie freizuhalten gewußt; sein malerischer Instinkt hatte ihn davor bewahrt, und sein „Komma“, wie man seine kurzen, raschen, breit ansetzenden und spitz auslaufenden Pinselstriche nannte, war beweglich genug, um jeder Aufgabe in ihrem Sinne zu dienen. Seit einigen Jahren konnte man jedoch beobachten, wie sich Monets Technik wandelte. Das Komma verschwand mehr und mehr und machte einem fließenden Striche Platz, der die Übergänge ausglich und das in tausend Teilchen zerlegte Naturbild schon auf der Leinwand — nicht erst auf der Netzhaut des Be-

Digitized by Google

schauers — zu einer Einheit zusammen zu schmelzen sucht. Er schlug den Weg vom Analytischen zum Synthetischen ein. Vielleicht hat ein Aufenthalt in London diese Entwickelung angeregt oder zum mindesten gefördert. Die wallenden Nebel der englischen Hauptstadt, die mit gieriger Zunge die Lokaltöne trinken und sich mit ihrer Hilfe ein schillerndes Kleid schaffen, wichen der analytischen Methode aus und drängten den Künstler auf andere Wege. Mit der leidenschaftlichen Gründlichkeit der alten Matadore des Impressionismus hat Monet dann das neue Thema, das sich ihm bot, vorgenommen. Und seinen früheren Zyklen, unter denen der der Heuschober, der „meules", am berühmtesten geworden ist, schließt sich nun der von der Themse an. Es waren ursprünglich 39 Bilder, die aber schon in Paris durch lebhafte Verkäufe bis auf dreizehn zusammenschmolzen, ehe sie die Reise nach Berlin antraten. Dabei handelt es sich lediglich um zwei Motive, die noch dazu innig miteinander verwandt sind: beide Male ein Blick auf die Themse, in neun Fällen auf die Waterloobrücke, in vier Fällen auf das Parlamentsgebäude. Lediglich darauf kam es an, diese Motive unter den verschiedensten Einflüssen von Beleuchtung und Witterung, Tages- und Jahreszeit zu studieren und festzuhalten. Der Künstler hat bei diesen Variationen kaum den Standpunkt gewechselt, und doch, welch unerschöpflicher Reichtum an malerischen Visionen tat sich vor seinem Auge auf!

Auf einem Bilde der Brücke bei grauem Wetter erscheint das Thema noch in verhältnismäßig einfacher Form. Der Himmel ist bedeckt, aber die Luft einigermaßen frei, so daß das Auge ungehindert über die schön geschwungene Linie der Brücke und das Gewirr von Gebäuden, Türmen und Schornsteinen gleitet, das am jenseitigen Ufer aufsteigt und das steinerne Häusermeer der tosenden Riesenstadt ahnen läßt. Aber nun wallen die Nebel heran und beginnen ihr phantastisches Spiel mit den Formen der Brücke und der Stadtsilhouette. Jetzt ist es wie ein ungeheures, fast undurchsichtiges Tuch, das sich über den Strom legt, und aus dessen gespenstischer Umarmung kaum die Konturen der festen Bauten dunkel herausleuchten. Dann lüftet sich der Schleier, ein wenig nur, zu wenig, um alles deutlich hervortreten zu lassen, aber doch genug, um einen matten, zarten Goldreflex der noch verhüllten Sonne auf das Gewimmel der Menschen und Wagen auf der Brücke freizugeben; zwischen einem Gewoge hingehauchter grau-blau-rosiger Töne leuchten gelbe Tupfen, während die kleinen Segelboote des Vordergrundes dunkelviolett erscheinen. Und weiter braut und fließt der feuchte Nebel, bald dem aufsteigenden Morgen als keusches Gewand dienend, bald braune Dunkelheiten über die Themse breitend, bald wieder plötzlich zerreißend, daß die Sonne eiligst einen blendenden Strahl auf Wasser und Brücke senden kann, so daß selbst die schwarzen Pfeiler vom Widerschein des Wassers in ein Märchengewand von schimmerndem Smaragdgrün gehüllt werden. Bei den Blicken auf das Parlamentsgebäude spielt die reichgegliederte Silhouette des imposanten Bauwerks in ihrer wechselnden farbigen Erscheinung die Hauptrolle. Wir sehen sie in zerfließende blaue und gelbe Nuancen gehüllt, wenn der Nebel Sonne und Himmelsblau nicht ganz zurückzudrängen vermag, sehen sie im Dämmer des sinkenden Tages wie eine Götterburg ins Ungeheure wachsen und wie ein Märchenschloß hinter einer flatternden Möwenschar über dem Fluß aufsteigen, dessen Wellen im Wolkenschatten bräunliche Reflexe werfen. Das

Digitized by Google

alles ist unbeschreiblich schön und subtil gemalt, dabei recht kräftig und pastos, sehr fleißig und solid verarbeitet. Alles Skizzenhafte ist überwunden; diese Dinge sind in sich fertig, da ist nichts mehr hinzuzufügen. Und keine Härte, keine Unterstreichung eines Effektes stört den Klang der Farbenharmonien!

Im Künstlerhause stellte sich zuerst eine neue Vereinigung vor, der „Berliner Künstlerbund", dessen Mitglieder sich in ihren gemeinschaftlichen dekorativen Bemühungen zusammengefunden haben. Albert Männchen, Albert Klingner, Richard Böhland, Otto Geercke, August Unger und Julius Voß führten dabei Kollektionen älterer und jüngerer Arbeiten vor, die bewiesen, daß nun auch in Berlin eine größere Reihe von Malern als bisher sich beherzt in den Dienst kunstgewerblicher und dekorativer Aufgaben stellt und sich offen zu dieser nützlichen Tätigkeit bekennt. Sodann aber brachte das Künstlerhaus einen älteren Meister deutscher Malerei dem Berliner Publikum nahe: Eduard von Gebhardt, den großen Erneuerer unserer religiösen Kunst. Gebhardt ist noch ein Angehöriger der historischen Schule; aber sein kraftvolles Temperament hat ihn von jeher weit über die offiziellen Posen der Kostümmalerei emporgehoben. Er steckte seine Figuren immer in die Tracht vergangener Jahrhunderte; doch unter der Hülle dieser bunten Kleider steckten keine Puppen, sondern Menschen von Fleisch und Blut und einem starken Empfinden, das dem, was in unserer eignen Innenwelt vor sich geht, seltsam ähnlich ist. Und Gebhardt ließ sich nicht darauf ein, alte Geschichtsbücher zu illustrieren, Theaterszenen und lebende Bilder zu malen, sondern er vertiefte sich ganz und gar in jene Welt der Vergangenheit und schuf sich aus ihr heraus einen völlig persönlichen Ausdruck für allgemein menschliche Probleme. Er erlöste die biblische Malerei aus ihrer schematischen Erstarrung und flößte ihr neues Leben ein, indem er die Vorgänge der Evangelienerzählung resolut ins Deutsche übersetzte. Allerdings, den letzten konsequenten Schritt auf diesem Wege, den später Fritz von Uhde wagte, machte der Düsseldorfer Meister noch nicht. Er begnügte sich damit, die Gestalten der heiligen Überlieferung, ähnlich wie die deutschen Maler des sechzehnten Jahrhunderts, in die Reformationszeit zu übertragen und in die bunte städtische und ländliche Kultur jener Epoche zu stellen. Aber die Sehnsucht nach der erlösenden Wahrheit, welche diese Menschen erfüllt und beseelt, ist innig verwandt mit der großen Sehnsucht nach einer Zukunft des Friedens und Glücks, die unsere Gegenwart durchzieht. Doch alles das würde uns aus Gebhardts Schöpfungen nicht so eindrucksvoll entgegenleuchten, wenn nicht die malerische Kraft des Künstlers die Wirkung so außerordentlich verstärkte. Gewiß, auch an ihm gingen die Gefahren der akademischen Historienmalerei nicht spurlos vorüber; er hat auch Bilder von einer gewissen koloristischen Leere geschaffen, in denen man seine Hand nicht von fern erkennt. Indessen, er hat doch auch seine Kenntnis der alten Meister, in deren Studium er aufgewachsen ist, zumeist durchaus selbständig verwertet. Namentlich die Studien zu den großen Gemälden, die man im Künstlerhause sah, und unter ihnen wieder vor allem die prachtvollen Köpfe der Bauern aus Gebhardts baltischer Heimat, zeigten, wie erdwüchsig und gesund seine Kunst ist, wie sich bei ihm Empfindung und malerischer Ausdruck decken.

Digitized by Google

Im Kunstgewerbemuseum setzt Geheimrat Lessing mit seinen Assistenten die musterhaften Veranstaltungen fort, durch die er uns seit Jahren zu größtem Dank verpflichtet, und die den kunsthandwerklichen und kunsthistorischen Fachleuten ebensoviel Gewinn und Genuß bringen wie dem großen Publikum. In seiner jüngsten Ausstellung, die den „Stühlen und Sitzmöbeln aller Zeiten und Völker" galt, ward wieder einmal an einem der wichtigsten Stücke des Kunstgewerbes eine geschichtliche Entwickelung des menschlichen Geschmacks demonstriert, wie man sie sich anschaulicher nicht wünschen kann. Die Sammlungen des Museums selbst wurden dabei durch hervorragende Stücke aus dem Besitze der Krone, des Staates, vieler Privatpersonen und einiger Geschäfte ergänzt. Und eine große kulturgeschichtliche Linie führte von den Sitzmöbeln des Altertums und dem primitiven Schnitzwerk halbwilder Völkerschaften bis zu den Versuchen der Gegenwart. Neu waren den meisten Besuchern namentlich die niedrigen Hocker und Thronsitze aus den deutschen Schutzgebieten in Afrika und anderen Gegenden des dunkeln Erdteils, bei denen die Holzsitze auf phantastisch-grotesken Tier- und Menschengestalten ruhen, die mit Köpfen, Rückenflächen, Händen und Pfoten ihre schwere Pflicht erfüllen — eine wunderliche Gesellschaft! Japanisches und Chinesisches schloß sich an, von der europäischen Abteilung gleichfalls dadurch gesondert, daß es nicht dem Sitzen in unserem Sinne, sondern dem Hocken und Kauern dient. Wir klugen Europäer haben uns auf diese unbequemen Stellungen niemals eingelassen. Auch die ältesten Nummern der Ausstellung, bei denen meist zierliche Modelle die Originale ersetzen mußten, bewiesen das. Imposant war dann die Reihe der Arbeiten von der gotischen Zeit an, über die stolze Pracht und Schwere der italienischen und deutschen Renaissance und die repräsentative Würde der französischen Barocksessel bis zu der Zierlichkeit des Rokoko und der graziösen Einfachheit des Empire. Ein Kapitel für sich bildeten die englischen Stühle, von den eigenartigen schlanken Formen des elisabethanischen Zeitalters bis zu den Zopfstilmöbeln Chippendales und den schlichteren Mustern Sheratons zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Empire- und Biedermeiermöbel fügten sich an, Chaiselongues, auf denen man die schöne Madame Recamier mit nackten Füßen malerisch hingegossen zu sehen meinte, kleine Sofas, wie geschaffen zu schöngeistigem Plausch, altväterische Sessel, Denkmäler einer Zeit der Ruhe und Behaglichkeit. Die moderne Kunst konnte nichts Besseres tun, als die praktisch brauchbarsten, geschmackvollsten und in der Konstruktion klarsten Typen der Vergangenheit übernehmen und selbständig fortbilden. Die Engländer waren auch hierbei am sichersten. Die Franzosen schlossen zwischen der englischen Bequemlichkeit und ihrer heimischen Tradition reizvolle Kompromisse. In Belgien wandte van de Velde auch bei den Sitzmöbeln seine unerbittliche Logik an. In Deutschland suchten Eckmann, Pankok, Grenander und andere bequeme und solide Stühle zu bauen, und namentlich die Wiener waren in jüngster Zeit in originellen Experimenten sehr glücklich. Amüsant war es zu sehen, wie eine kunstgewerbliche Firma heute geflochtene Rohrstühle nach — altrömischen Mustern herstellt, die sich auf Sarkophagreliefs und Fresken abgebildet finden, und deren Form ihre Annehmlichkeiten bis heute bewahrt hat! So schließt sich der Ring der Jahrhunderte.

Digitized by Google

Musik.

Von Gustav Dippe.

Der Großbetrieb des Berliner öffentlichen Musiklebens ist in vollem Gange. In sämtlichen, für musikalische Aufführungen geeigneten Sälen wird allabendlich gesungen, gegeigt, geblasen und nicht zum wenigsten Klavier gespielt. Legt man an diese Darbietungen den äußerlichen Maßstab des Erfolges beim zahlenden Publikum, so gelangt man zur Unterscheidung von drei Gruppen. Die erste Gruppe bilden die Musiker, die eines bewährten Rufes genießen, die Freikarten nicht zu hunderten in die Welt zu streuen brauchen und sich infolgedessen eines gesunden Verhältnisses von Leistung und Gegenleistung erfreuen. Sie sind die satten Besitzenden, die Bourgeois unter den ausübenden Künstlern. Eine zweite Gruppe bilden die Konzertierenden, die sich zwar bereits einen Namen gemacht haben, aber doch nicht so weit in der Gunst der Konzertbesucher gestiegen sind, daß sie ein Mehr als die Deckung der Unkosten erreichen könnten. Ihr Streben geht dahin, durch beständig erneute Bemühung in die vorgenannte Klasse hinaufzurücken. Die dritte und letzte Gruppe wird von den viel zu vielen gebildet, die zum ersten Male mit dem Opfer ihrer bescheidenen Ersparnisse unter der sachkundigen Leitung unserer „Konzertdirektionen" den Flug in die Öffentlichkeit wagen. Leider entspricht diesem Vorgange nur zu oft die nachfolgende Flucht aus der genannten Öffentlichkeit.

Es scheint, als ob man demnächst noch eine weitere Abteilung wird anfügen müssen, nämlich die der Wunderkinder. Bei diesen ersetzt sich für das Publikum der künstlerische Ruf durch den ungewöhnlichen Bruch, den die Summe der Leistungen als Zähler und die Anzahl der Lebensjahre als Nenner ergibt. Der Ruhm Ungarns hat Rußland nicht schlafen lassen, und so folgte auf die vorjährige Sensation des geigenden Knaben Franz von Vecsey das diesjährige ebenfalls geigende Wunder: Mischa Elman. Wunderkinder sind für die Physiologie des Menschengeschlechtes von größtem Interesse; für die Kunst dagegen ist es vollkommen gleichgültig, wie alt der Künstler ist, desgleichen, ob er etwa blind ist oder sich sonst in einer besonders erschwerten Lage befindet. Für die Kunst kommt es ausschließlich auf das Resultat an. In dem Augenblick, wo man in die Beurteilung einer künstlerischen Leistung einen Umstand hineinfügt, der nicht dem alleinigen Gebiet der Ästhetik entnommen ist, degradiert man die Kunst und gerät auf den Zirkusstandpunkt. Einem Jongleur gegenüber ist es allerdings angemessen, seine Leistung darum in erhöhtem Maße anzustaunen, weil er sie etwa mit zusammengebundenen Füßen darzubieten vermag. —

Eine andere Sensation dagegen, die der Herbst gebracht, greift tief in das Berliner Musikleben ein: Weingartner will die Leitung der Opernhauskonzerte niederlegen. Das wäre sehr schade. Diese „Symphonie-Abende" haben unter Weingartner ein sicheres Stilgepräge gewonnen, und das ist für die Geschmackserziehung der Menge die wichtigste Voraussetzung. Aus wechselnder Buntheit der Eindrücke heraus zu einem Standpunkt zu gelangen, von dem man zu dem Neuen und Fremden Stellung nehmen kann, ist nur starken Begabungen möglich. Wie es für die Erziehung eines

Digitized by Google

Menschen nötig ist, bei irgend einem Volke Gesittung und Anschauung gewonnen und innerhalb der fest umgrenzten Gepflogenheiten eines Hauses, einer Familie die Summe der Eigenschaften erworben zu haben, die man in dem Worte „Kinderstube" zusammenfaßt, so muß auch der musikalische Geschmack irgendwo heimatberechtigt sein. Der Hörer muß in irgend einer Periode der Musik leidlich sattelfest sein, er muß seinen Geschmack irgendwo verankert haben, sonst ist er gegenüber allem neu an ihn Herantretenden hilflos, und leider um so hilfloser, je bedeutender das Neue ist. Der im Bannkreis der klassischen Kunst Zurückgebliebene ist noch immer eine weit sympathischere Erscheinung als der völlig urteilslose, der sich heute an den Meistersingern berauscht und morgen die süßlichen Fadheiten Manon oder Mignon mit entzücktem Ohr in sich aufnimmt.

Die Art nun, wie Weingartner seiner Zuhörerschaft — man könnte fast sagen: Gemeinde — den festen Grund bereitete und von da aus die Grenzen der Aufnahmefähigkeit erweiterte, war für den Musiker wohl zu vorsichtig, zu wenig wagemutig, für den überwiegenden Teil des Publikums indessen sicherlich höchst ersprießlich. Am letzten Abende brachte er uns wieder einmal Bruckner und zwar die siebente Symphonie. Es läßt sich jetzt schon mit Sicherheit übersehen, daß das Verhältnis der Menge zu Bruckner etwa dem zu Berlioz gleichen wird. Hinsichtlich beider Komponisten ertönt immer wieder von hier und dort der tadelnde Zuruf: „wenn er euch nicht zusagt, so liegt das nur an eurer Verständnislosigkeit". Das schafft wohl einige Mitläufer und mäßigt gelegentlich den Ausdruck der Abneigung, kann aber keine aufrichtige Vorliebe ersetzen. Bei aller Verschiedenheit gleichen sich Berlioz und Bruckner auch darin, daß auf lange Strecken sich mühselig hinschleppender Musik plötzlich etwas Frappantes und Hinreißendes folgt. Das ist es aber nicht, was der großen Zahl der Musikgenießenden dauernd zusagen kann. Mit Menschen, die sich gar zu wechselnd geben, wird man nicht befreundet.

Wenn man von Kompositionen spricht, die von einer leidenschaftlichen Parteigängerschaft immer wieder zur Diskussion gestellt werden, um immer wieder eine kühle, im Herzensgrunde sogar ablehnende Aufnahme zu finden, darf man die Liszt'sche Instrumentalmusik nicht unerwähnt lassen. Nikisch führte im letzten Konzert die selten gehörten „Ideale" vor. Liszt als Orchesterkomponist war die bête noire meines verehrten Kompositionslehrers Heinrich Urban. Wie oft habe ich ihm in diesem Punkte widersprochen! Nun er besaß damals schon eine Einsicht, die ich mir erst später habe erwerben müssen. Den maßlos gedehnten und mit einem Minimum von Erfindung wirtschaftenden „Idealen" folgte die dritte Symphonie von Brahms. War diese boshafte Zusammenstellung Zufall oder Absicht? Welch fürstliche Verschwendung der wundervollsten Erfindung im ersten und letzten Satz! Welch edel gedämpfte Freude, welch keusch zurückgedrängter Schmerz in den beiden mittleren Sätzen! Gebrochene Töne und sehnsuchtatmende Farben, die den unergründlichen Empfindungsgehalt nur ahnen lassen. Wenn unserem Publikum das Gefühl für das Deutsche in der Kunst nicht in so betrübendem Maße fehlte, müßte nach einem Werke wie diese F-Dur-Symphonie ein unendlicher Jubel losbrechen. Ein Jubel aus der beglückenden Empfindung heraus: hier sind deine Angelegenheiten Kunstwerk geworden! Das konnte nur auf dem Boden entstehen, der einen Bach,

Digitized by Google

Beethoven, Schubert und Schumann hervorgebracht hat, auf dem Boden, den du dein Vaterland nennen darfst! — — — — — — — — — — Das Publikum der philharmonischen Konzerte blieb kühl.

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

Die beiden inhaltreichen Gastspiele der Französin Sarah Bernhardt und der Italienerin Eleonore Duse, welche wir in den letzten Wochen erlebt haben, nötigen zu einem nicht uninteressanten Vergleich zwischen französischer und italienischer Schauspielkunst. Die beiden berühmten Gäste waren in Berlin längst keine Fremden mehr. Der äußere Charakter dieser Vorstellungen ist allerdings hüben und drüben fast der gleiche: ausverkaufte Häuser bei erhöhten Preisen und endlose Hervorrufe mit Zuhilfenahme der Handflächen und unter Nichtachtung der neuen Handschuhe der Damen. Die „göttliche Sarah" trat diesmal nicht im Königlichen Schauspielhause auf, wie bei ihrem letzten Besuch, wo sie sich gleichsam als vom deutschen Kaiser geladen glaubte einschätzen zu dürfen, sondern in dem geräumigen Berliner Theater. Sie spielt nun seit 42 Jahren Theater, macht zart gerechnet reichlich 60 Lebensjahre. Nur die Liebe, welche blind macht, vermochte auch diesmal noch immer nicht die Spuren des Altersverfalls bei der Künstlerin zu entdecken, die für uns andere recht deutlich hervortraten. Aber da das ungalant klingt, so setze ich hinzu: Madame Sarah weiß auch heute noch ihren Bewegungen eine Anmut und ihrem ganzen Wesen einen Schwung zu geben, der zeitweilig über ihr Matronenalter hinwegtäuscht. Neben den altbekannten, weidlich abgespielten Rollen, wie die unverwüstliche „Camelien-dame" von Dumas, Sardous „Fedora" und „Tosca" und Racines klassische „Phädra" trug sie zwei neue Rollen in ihrem Pompadour, als sie den Zug nach Berlin bestieg: Die spanische „Hexe" ihres Freundes Sardou und den Wiener Herzog von Reichstadt („L'aiglon") von Edmond Rostand.

Blicken wir eine Minute auf die beiden Neuheiten! „La Sorcière" ist ein Fünfakter, herumgeschrieben um eine sogenannte große Szene für die Sarah. Ein toledanischer Ritter liebt eine Maurin; sie ist Weltdame und die Tochter eines Gelehrten, gilt aber als Hexe; sie kennt die Kräuter, sie heilt durch Hypnose und begräbt die Toten ehrlich. Der Ritter ist nicht nur Liebhaber, sondern im Hauptamt Bräutigam. Seine Verlobte konsultiert die heilkundige Maurin. Zoraya erfährt bei dieser Gelegenheit von dem Verrat des Ritters Enrique. Er hat der Hexe zuliebe ihren Verfolger getötet und steht vor dem Inquisitionstribunal. Die Hexe kann den Geliebten retten, wenn sie sich zu ihrer Hexenkunst bekennt, da alsdann der Ritter als zu seiner Tat von ihr bezaubert gelten würde. Aber so einfach macht uns ein Sardou die Auflösung nicht. Zoraya hat die Braut bei deren Besuch in Schlafstarre versenkt, um sie jetzt, falls man die Täterin freispreche, aus der Gebundenheit zurückzurufen. Das geschieht zwar; doch da der Pöbel auf das Vergnügen eines Scheiterhaufens nicht verzichten will, so entziehen sich die Hexe und ihr Galan dem Feuertode durch Gift. Dieses Gemisch von Hintertreppenroman und modernem Ragout spielte die Sarah als die groß-

Digitized by Google

artige Gaukelei, die es ist. Sie beherrscht die schauspielerische Form bis in die Fingerspitzen, aber ihr fehlt die Seele; sie stellt effektvolle lebende Bilder schön und immer stilgerecht; aber sie entzündet in uns kein Feuer, weil dieses künstlerische Feuer in ihr selbst nicht brennt. Rostands unhistorisches Ausstattungsstück, ist ein Gloirestück des französischen Chauvinismus — wie weit liegt es ab von dem geistreichen „Cyrano de Bergerac" des inzwischen unter die Immortels der Akademie aufgenommenen Pariser Dramatikers! Dem Napoleonkultus der Franzosen sollten hier dicke Weihrauchwolken aufsteigen; mit Opferung der geschichtlichen Wahrheit ist dieser löbliche Zweck denn auch bestens gelungen. Seit der Pariser Ausstellung von 1900 flattert der „junge Aar" anspruchsvoll über dem Sarahtheater an der Seine; daß man ihm aber in der deutschen Reichshauptstadt so etwas wie ein freundliches Nest bereitete, bleibt ein rührendes Zeugnis für die vollendete Höflichkeit der internationalen Deutschen — als Gegenprobe stelle man sich einmal Kleists Prinzen von Homburg vor einem französischen Parterre vor mit der Devise: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!" . . . Der Sohn des großen Napoleon, in Wahrheit ein tatenloser, schwindsüchtiger Schwächling, schmachtet am Wiener Hofe wie ein Löwe im Käfig, bewacht von den Spionen des allmächtigen Metternich. Er soll nichts von dem erfahren, was sich draußen in der Welt Großes begibt. Aber doch dringt in seine Einsamkeit heimliche Kunde von den Schlachten und Siegen seines gewaltigen Vaters. Der junge Aar fiebert und schüttelt die Kette. In seiner Wut zertrümmert er den Spiegel, vor dem der Minister ihm beweisen will, daß seine Natur ihm den Stempel eines Erben Napoleons versagt habe. Die langsam eingefädelte Verschwörung wird entdeckt, der Herzog flieht aus Schönbrunn; sein treuer Diener Flambeau, ein Sergeant der alten Garde, stößt sich das Messer in die Brust, als man ihn eben verhaften will. Der kranke Herzog phantasiert sich in eine großartig-gräßliche Wahnvorstellung hinein: er ruft die Krieger der „grande armée" an, sie antworten mit dumpfen Stimmen, in ihrem Stöhnen das Entsetzliche des Krieges ausprägend, bis ein tausendfaches „Es lebe der Kaiser!" die Huldigung der Toten für den Kaisersohn bringt. Im Morgengrauen marschiert das Regiment des Herzogs über das Schlachtfeld von Wagram, der Herzog kommandiert: „Präsentiert das Gewehr!"

Sechs Bravourakte für die Sarah, es könnten auch 20 sein, ohne daß das Drama an seiner Komposition Schaden nehmen würde. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß einige Bilder und Szenen klug ersonnen sind, wie die Geschichtsstunde, die der junge Herzog so flott unterbricht mit seinem wirklichen Kapitel aus der Weltgeschichte, das nicht in usum Delphini zurechtgestutzt ist, der flotte französische Maskenball, die Aktion mit dem Modeschneider, der als Verschwörer zum Schein seine Garderobe anpreist, und das zärtliche Spiel des Herzogs mit dem alten Kaiser. Aber dieser Pariser „Schlager" ist und bleibt doch eine große Farce. Denn die blonde Perücke und der hohe Halskragen der österreichischen Uniform, die sie übrigens noch recht stattlich ausfüllt, täuschen keinen Augenblick darüber hinweg, daß Frau Sarah eine Hosenrolle spielt. Der durchgearbeitete interessante Kopf bleibt ein Frauenkopf, die weiche Stimme eine Frauenstimme. So wirkt die Vorführung bei allem Raffinement doch mehr wie eine exzentrische Nummer in einem Wintergarten. Auch muß man dem Dichter sagen, daß 3000 Alexandriner für einen vorgeschrittenen Schwindsuchtskandidaten auf einen Abend eine

Digitized by Google

allzu erhebliche Leistung sind, um so erstaunlicher, als die Künstlerin diese in geistreichem Schliff funkelnden Verse mit allem Aufgebot ihres unermüdeten Organs in prachtvoller Deklamation herauswarf. Vielleicht ist das beste an Sarah Bernhardt überhaupt die künstlerische Behandlung der Sprache; auch beim schnellsten Sprechen geht kein Vokal verloren, und bei den feierlichen Stellen tropfen die Worte einzeln herab, fallen wie funkelnde Sterne prächtig und blendend vom Augusthimmel. Auf uns Deutsche, deren Theaterkunst sich seit 100 Jahren so stark verinnerlicht hat, wirkt das deklamierende Pathos der Franzosen, wie es sich in der ganzen Truppe ausprägte, ebenso ermüdend, wie uns das Hinaussprechen jeder Rolle ins Publikum hinein, das das Zusammenspiel beständig stört, peinlich berührt.

Wie anders die Duse! Ist Frau Sarah eine Persönlichkeit, trotz all ihrer Bizarrerie und Pose, so ist die Italienerin eine Seele. Steht jene zehn Stunden auf der Bühne bei Probe und Spiel ohne Abspannung, ohne eines Zwischentages der Ruhe zu bedürfen, so kann Eleonore Duse nur jeden zweiten oder dritten Tag auftreten. Die Französin treibt männliche Kunst, auch wenn sie nicht den Dänenprinzen Hamlet oder den Napoleoniden spielt, sie zieht den Effekt aus jeder Rolle: Frau Duse spielt keine Rollen, sie spielt sich selbst. Ihre weibliche Kunst spiegelt alle Müdigkeit und Entsagung, allen fraulichen Kampf mit den Mächten des Lebens als das Erleben ihrer eigenen Seele. Auch sie pflegt ihre melodische Heimatsprache mit Innigkeit und regster künstlerischer Sorgfalt; aber sie spielt nicht die Regeln der Theaterschule, sondern das strömt aus ihrem eigenen Innern. Beide Künstlerinnen spielten die Cameliendame — eine größere Distanz der ganzen Auffassung zwischen dem Lieben und Sterben der Französin und der Italienerin läßt sich nicht denken. Schade, daß Frau Duse in dem uferlosen Nationaltheater am Weinbergsweg, in dem man statt des Opernglases eines gut gebauten Fernrohrs bedarf, um die Bühne zu erreichen, diesmal auftrat. So wurden nur die vordersten Parkettreihen ihrer intimen Kunst ganz teilhaftig, zu der sich Tausende drängten. Sie spielte Sudermanns Magda in der „Heimat", das Heiligtum der Mutter in der heimatlosen Künstlerin, die sich in dem philisterhaft engen Elternhaus mit ihren großen Koffern und ihren weiten Empfindungen nicht zurechtfindet, zu ergreifender Plastik gestaltend. Daneben stand Hedda Gabler von Ibsen, die Tragödie der blasierten Frau, der das Leben keine Aufgabe gewiesen und die den andern das Glück zerstört, das ihr selber an der Seite des unfruchtbaren Gelehrten versagt ist. Die Künstlerin schuf hier eine feine Nuance. Der Gatte hat das Manuskript Löwbergs gefunden, Thea nennt es ihr Kind, Hedda wird dies Kind töten. Während aber Ibsen das Manuskript einfach im Schreibtisch verbergen läßt, breitet Hedda-Duse die kostbaren Blätter unter der Chaiselonguedecke aus, sie setzt sich darauf, wie um dieses Leben mit ihrem Gewicht zu ersticken; sie bohrt die Ellbogen hinein, unstät flackert das Auge und boshaft spricht sie leise vor sich hin, während neben ihr der Verlust laut beklagt wird. Ein Moment des Mitleids mit dem Opfer zuckt in ihr auf, ehe sie die Fetzen des Lebenswerkes dessen, der ihr entgleitet, zusammengeballt ins Feuer wirft, Theas „Kind" beseitigend.

Man hat wohl gesagt, Frau Duse übertrage alle ihre Gestalten, sie seien nordisch oder französisch oder deutsch, ins Italienische: ich meine, sie gibt uns in ihnen allen das Menschliche mitzuerleben. Darin liegt für

Digitized by Google

mich ganz wesentlich die einzigartige Bedeutung dieser merkwürdigen Künstlerin. Ihre beiden neuen Rollen des jüngsten Gastspiels waren Maeterlincks „Monna Vanna“ und Maurice Donnays „L'autre danger“ (altro pericolo). Ein gutes und ein miserables Stück standen nebeneinander, und zwei vollendete Schauspielleistungen. Der Opfergang der Pisanerin, den der Gatte nicht begreift, dies unbewußte und doch ahnungsschwere ihrem Schicksal Entgegenschreiten Giovannas; das Wiedererkennen des Jugendfreundes im Lagerzelt, das wehmütige Lächeln der Freude, das des leidenden Gatten nicht vergißt und der ganzen schweren Situation; das Einsetzen ihres Heiligsten bei der Rückkehr gegen Guido, der ihr nicht glaubt, und die Wandlung in der Frauenseele, da sie jählings erkennt, daß sie an seiner Seite eine moralische Scheinehe geführt und daß sie Principalli gehört — nicht zuletzt das Mittel der Lüge, durch die sie den Gatten tiefer in die Selbsttäuschung einspinnt, in die er sich verstrickt hat, um ihres Teiles am Leben nicht verlustig zu gehen: das alles gestaltete uns Frau Duse zu blühendem Leben! Es ist ihr Geheimnis, wie sie dem Hörer alle ihre Gestalten glaubhaft zu machen weiß, selbst die Clara Jadain in der „anderen Gefahr“ Donnays. Auch hier eine unbefriedigte Frau, in deren Leben der Jugendfreund den Sonnenschein trägt; dann aber der Kampf zwischen der Geliebten und der Mutter in dieser Frau, als sie sich Freydières ergeben und in den Augen ihrer heranwachsenden Tochter die Liebe zu demselben Manne liest. Was sie als ihr Geheimnis gehütet, erzählt man dem Mädchen ohne Schonung im Ballsaal; in heißer Angst beschwört sie Madeleine, es sei nicht wahr, was sie gehört; doch in der Abschiedsstunde mit dem Freunde läßt sie ihr Herz ausströmen in zorniger Anklage gegen das Schicksal und in mütterlicher Ergebung in das mit Herzblut erkaufte Glück der Tochter. Der Duse glaubten wir, was wir dem Dramatiker nicht glauben.

Die Neubearbeitung des „Florian Geyer“ von Gerhart Hauptmann im Lessingtheater ist kein reiner Erfolg des Stückes. Es gibt Enthusiasten, die den in zweiter Instanz verhandelten Florian Geyerprozeß für glänzend gewonnen erklären. Ich muß mit Ueberzeugung verneinen. Als vor acht Jahren im Deutschen Theater die Urgestalt des Florian Geyer herauskam, da handelte es sich um ein Vorspiel und fünf Akte, machte zusammen 217 Druckseiten — also eine Leistung nur für starke Nerven. Das Personenverzeichnis wies die Kleinigkeit von 77 einzelnen Spielern auf, wobei die Massenszenen unberechnet bleiben. Das Vorspiel ist jetzt gefallen; aus der Spielerliste sind nicht weniger als 40 Personen gestrichen, und aus allen Akten sind schleppende Episoden und Stücke langatmiger Reden geschickt herausgeschnitten. Das bedeutet die Rettung des Schauspiels für den Rahmen eines Theaterabends. Es ist sehr viel Licht in das zum Teil wirre Gestrüpp der ersten Ausgabe geschlagen worden, wenn freilich auch jetzt noch das Ganze nicht leicht zu übersehen ist. Im übrigen ist die Linienführung des Stückes von 1896 durchaus beibehalten worden. Es handelt sich also um einen Ausschnitt aus der Geschichte des Bauernkrieges. Der fränkische Adel will ein Bauernreich im Südwesten Deutschlands begründen, in Rothenburg übernimmt der Franke Florian Geyer 1526 die Leitung der Aufständischen. Die Zersplitterung des Vaterlandes brennt wie Feuer in seinem Busen: „Im Kyffhäuser ist es lebendig worden!“ ruft er den Volksmassen zu, „der heimliche Kaiser hat sich geregt und gereckt. Der Barbarossa ist auferstanden und

Digitized by Google

wird herfürtreten mit ganzer Macht. Das unrechte Recht wird er verdrucken und das rechte Recht ufrichten. Das Reich muß reorganisieret werden. Von Franken aus muß es geschehen. Wir haben zu wählen, die Stämme, und nicht die Fürsten. Was ist uns der spanische Karl? Ein Fremdling, der unsere Not nicht versteht. Wir wollen ein deutsch-evangelisch Oberhaupt; einen Volkskaiser, keinen Pfaffenkaiser. Und wie der neugewählte König hat Antwort zu geben: Ich will, so sag ich auch: ich will, ich will, ich will! Dem Barbarossa will ich den Weg bereiten." Das alles will Florian. Aber dem Wollen entsprach nicht das Können; die eigene Schwäche und die Uneinigkeit des Volkes haben die gute Sache sehr bald zerbrochen und die Selbstbefreiung der Bauern zu einem schweren Verhängnis für das Land und die Zeit gemacht. Geyer selbst findet, nachdem alle stolzen Hoffnungen und Pläne vernichtet sind, im Hause seines schwachherzigen Schwagers durch den Pfeil eines Landsknechts den Tod — nun können die feigen Edelleute, die selbst den völlig erschöpften einstigen Bauernführer noch fürchten, in ihrer Bezechtheit jubeln: „Sassa! der Florian Geyer ist tot!"

Nach des Dichters Traum sollte Florian Geyer der moderne Ersatz werden für Goethes Götz, eine Einbürgerung des historisch-naturalistischen Dramas auf der deutschen Bühne. Es ist kein Zufall, daß die Figur Götzens von Berlichingen mit der eisernen Hand bei Hauptmann zwar vorkommt, aber nur mit unfreundlichen Worten von Florian und dessen Freunden bedacht wird und diese Freundlichkeiten ebenso bauerngrob zurückgibt. Und doch lebt Goethes Götz in unseren Herzen, aller Quellenkunde Hauptmanns zum Trotz. Der dramatische Abstand zwischen den beiden Dichtern der verwandten Stoffkreise ist schwer zu messen. Wie werden wir bei Goethe an dem vollen Leben jener wilden Zeit beteiligt; wir sitzen mit an jener interessanten Tafelrunde im bischöflichen Palaste zu Bamberg, und sehen im Gegensatz dazu das schlichte Familienleben auf der Ritterburg Götzens; wir sind mit im Lager und in der Ratsversammlung, im Bauernkrieg und vor der geheimnisvollen Feme. All dies Geschehen ist unser Erleben. So will es das Naturgesetz der Bühne. An diesem elementaren Gebot stürzt der ganze Aufbau der Hauptmannschen Bauerntragödie in ein paar wirklich dramatische Einzelheiten zusammen. Wir hören von den Schlachten, ohne diese Schlachten selbst zu erleben; Briefe und mündliche Boten berichten von den unglücklichen Ausgängen der begonnenen Unternehmungen. Wir hören immerfort von dem, was alle diese Leute wollen und nicht können; sie lärmen, saufen, raufen und jammern — und immer wieder ist die Bühne leer, wir sitzen in der kahlen Ratsstube und in der dunklen Wirtsstube, wo die Sterbenden röcheln und die Ermüdeten schnarchen, und draußen, jenseits des Bühnenprospekts, tobt und blutet das Leben! Das ist tödlich für das Theater. Es ist wie in dem „Armen Heinrich" desselben Autors, wo der bisher aussätzige Ritter plötzlich gesund in seinem Schlosse wieder eintrifft und uns zu unserem Staunen erzählt, der Arzt in Salerno habe ihn dank des frommen Mägdeleins gesund gemacht. Wir aber dachten, das wüßten wir schon aus Hartmann von Aues Epos, die Bühne aber sollte uns das nun dramatisch miterleben lassen. An diesem Kardinalfehler krankt wie an Aussatz, den kein frommer Glaube heilt, auch der umgearbeitete Florian. Unendlich ist die Mühe des historischen Kolorits in Haltung und Sprache, die der Dichter der schlesischen Berge an dies Musen-

Digitized by Google

kind seiner Liebe und Schmerzen gesetzt hat, und einzelne Episoden entzünden uns auch zu innerer Teilnahme, wie der frische erste Akt, der in die Situation des Ganzen glücklich einführt, wie die Sterbeszenen des Löffelholz und des Tellermann, die wundervoll poetisch sind, die eindrucksvolle Kapuzinade des blinden Mönchs in der Wirtsstube und die rührende Szene der alten Frau mit ihrem geblendeten Sohn. Aber das alles bleibt Nebenhandlung; der Held selbst hat uns nichts zu sagen, seine Gestalt bewegt sich nicht — so kann sie uns auch nicht bewegen. Welch ein Menschenleben aber reift in seinen Höhen und Tiefen in Goethes Dichtung, auf dem Hintergrunde des Zeitgemäldes zweier sich berührender, ja einander beerbender weltgeschichtlicher Epochen!

Die Aufführung dagegen war im großen wie im einzelnen reif und schön. Die Kunst Slevogts hatte für alle Akte stimmungsvolle Dekorationen geschaffen. Rudolf Rittner hat den Florian von 1896, Emanuel Reicher, in der Titelrolle abgelöst; sein Bauernheld war menschlich echt, die Töne des redlichsten Willens und des erstickten Schmerzes klangen rührend an unser Herz; dennoch aber konnte er das Schicksal der Dichtung mit seinem ehrlichen und diskreten Können nicht aufhalten. Ebenso famos war Albert Bassermann als Feldhauptmann Tellermann. Die Sterbeszene am Schluß des vierten Aktes nach der stoßweise herausgebrachten Meldung von der Niederlage der Bauern bei Königshofen war eine ausgeglichene Leistung, wie jüngst sein Schuldirektor Niemeyer im „Traumulus". Oskar Sauer ließ in seinem Schreiber Löffelholz wesentlich die leidenden Züge des Bauernfreundes hervortreten bis zu der das Spiel krönenden Abschiedsszene von Florian. Die Marei von Irene Triesch war entzückend in ihrem Zigeunerblut, mit dem Gemisch von kätchenhafter Willenlosigkeit und von katzenhafter, dienstwilliger Behendigkeit gegenüber ihrem Ritter, eine dämonische Rasseleistung!

Das Schauspiel „Dagland" vom alten Björnson (Deutsches Theater) ist eine symbolisch verbrämte nordische Familiengeschichte. Dagland heißt das Besitztum des alten Starrkopfes Dag. Er hat das Gut von seinen Vätern überkommen mit dem heiligen Versprechen, es unangetastet auf die Nachwelt zu bringen. Nur zu genau hält sich der Alte an diese Familientradition. Seit Jahrhunderten hat sich auf Dagland nichts geändert, weder in der Natur noch in den Menschen. Aber der moderne Geist dringt durch tausend Kanäle auch in diese abgeschlossene Welt. Altgeheiligte Schranken will er rücksichtslos niederbrechen. Daraus ergibt sich in immer neuen Weisen der alte Konflikt: Die Alten und die Jungen verstehen einander nicht; das Alter will bewahren und sich abschließen, die Jugend will sich erweitern und aufschließen; Jugendtrotz und Alterstrotz reiben wie zwei harte Steine gegeneinander, daß die Funken sprühen. Kein Dag versteht den anderen. Den größten Teil des Jahres über haust das Familienhaupt einsam auf der Höhe in einer Almhütte, sein asthmatisches Leiden zwingt ihn, den stickigen Nebeln Daglands fernzubleiben. Nur seine jüngste Tochter vermag es bei dem Sonderling auszuhalten. Die französische Gattin hat sich mit ihrem südlichen Naturell niemals in die nordische Sprödigkeit finden können. Diese ungleichen Gatten konnten ihren Kindern natürlich keine einheitliche Erziehung geben. Der Sohn Stener, dem an dem Wasserfall auf dem väterlichen Besitz die erste Lust zu seinem Beruf

Digitized by Google

erwachte, wurde Ingenieur; in Afrika und Australien reifte er zum Manne, der Vater hat ihn stets gehemmt. Nach Jahren kehrt er jetzt wieder, um diesen Wasserfall, mit dem alljährlich Millionen ungenützt zum Lande hinausströmen, in den Dienst der modernen Technik und Industrie zu stellen, zur Wohlfahrt der ganzen Landschaft. Ebenso tapfer hat sich Ragna in der neuen Welt ihre selbständige Position erobert. Der Fremde müde, sucht auch sie die Heimat wieder auf, damit unser Stück beginnen kann! In einem männlichen und einem weiblichen Typus tritt dem reaktionären Vater also die neue Zeit kampfbereit gegenüber. Er sträubt sich mit Händen und Füßen, die Erlaubnis zur technischen Ausnutzung des Wasserfalles zu geben, er fürchtet die neuen Menschen und ihren neuen Geist, den er nicht mehr versteht. Er beleidigt die Tochter, auf die er heimlich stolz ist; er glaubt auch dem Sohne in seiner greisenhaft starren Frömmigkeit sein Herz verschließen zu müssen, obwohl Stener ihm imponiert. Neben den beiden edeln Vertretern der Jugend steht ihr unedler Repräsentant in einem zu allen Kniffen bereiten Geschäftsspekulanten, dem Gutsbevollmächtigten, dessen Gottheit die Provision ist. Resultat: Der alte Mann ergibt sich dem Glauben der Jugend, der Berge versetzt. Diesem Gedanken hat der Dichter in der „rauhen Wand", welche als schroffes Felsstück über Dagland drohend aufsteigt, ein sinnenfälliges Symbol geschaffen. Dag wie seine Väter haben den Aufstieg gewagt mit Einsatz ihres Lebens und sich dadurch als echte Söhne der strengen Heimat ausgewiesen. Es erschüttert den Alten in seiner Sicherheit, wie er hört, daß nicht nur Stener, sondern sogar Ragna den Aufstieg gleichfalls unternommen haben. Als Ragna nach Stunden der Angst für die Familie lebend, wenn auch erschöpft und verwundet, glücklich wieder bei den Ihrigen ist, da kämpft sich der Ueberwundene zu dem Bekenntnis hindurch: „Ich will Frieden haben mit meinen Kindern!" Dieser Schluß, der zu lebhaft an bekannte Weihnachtsbilder erinnert mit den geretteten „verlorenen Söhnen" (die im Leben knapper sind als in der Poesie), wirkt abschwächend; auch sonst hätte mancher romantische Einschlag der Dichtung wohl besser aus dem Gewebe fortbleiben sollen. Das Ganze mit seinen Klarheiten und Unklarheiten scheint ein Selbstbekenntnis Björnsons sein zu sollen, der als 70jähriger im weißen Haar sich auf die Seite der Jugend und der Zukunft stellen will, auch wenn es ihm schwer fallen sollte. Der Höhepunkt ist die Diskussion im dritten Akt; denn Björnson ist doch im Grunde eine feuilletonistisch-polemische Natur, die am liebsten in Leitartikeln sich entladet und der es erst wohl wird, wenn in Rede und Gegenrede die Klingen gekreuzt werden. Darum soll man ihn niemals mit Ibsen vergleichen, an dessen Dramatik er zeitlebens krankt, dessen tiefsinnige Symbole ihn nicht schlafen lassen, und den er doch niemals erreichen kann. Björnson lechzt nach einer menschlichen, gefälligen Lösung der Lebensprobleme, während Ibsen unfähig ist, den Kopf zugunsten des Herzens umzustimmen. Altmodisch, aber nicht unwirksam erwies sich die mehrfache Inanspruchnahme des Monologs, den manche schon in die dramatische Rumpelkammer geworfen wähnten. Unter den Darstellern sind zwei hervorzuheben: Adolf Klein als Gutsbesitzer Dag, der die echte Björnsonmaske trug und der die Härte, noch besser aber die Uebergänge vom Trotz zur verstehenden Herzlichkeit wirksam herausarbeitete, und Clara Rabitow, die wie in den „Kettengliedern" von Heyermans durch ihre natürliche Frische

Digitized by Google

das Feld behielt. Wie diese Ragna ihre Heimatfreude bei der Rückkehr ausströmt, wie sie mit dem Vater kämpft und den geriebenen fremden Spekulanten in den Händen hält, dazu die tiefpoetische Wiedergabe ihrer Erlebnisse bei der Bergbesteigung, mit diskreter Mischung von Schmerz und Lachen: das ist eine Leistung ersten Ranges, die man sich ansehen darf.

Das lebhafte Neue Theater hat eine beachtenswerte Neueinstudierung der „Lustigen Weiber von Windsor" herausgebracht; Hans Pagay spielte den Evans mit origineller Ueberwindung des schwierigen Dialektspaßes, Fräulein Wangel vertrat mit entzückender Maske, die wie ein gelungener alter Holzschnitt wirkte, und mit ihrer festen, immer aufs Ganze gehenden Art ebenso vortrefflich die Frau Hurtig; während Georg Engels dem auf allerhöchsten Befehl an den Oberhof- und Schloßpoeten William Shakespeare, zum Liebhaber entarteten dummen Falstaff, ehemals König der Zecher voll überlegenen Witzes, seine bewegliche Komik lieh.

Streiflichter.

Die leidige lippische Angelegenheit ist unter Zustimmung der Beteiligten durch Beschluß des Bundesrates in die richtige Bahn gelenkt worden: das Reichsgericht wird entscheiden; bis dahin bleibt die Regentschaft des Grafen Leopold von Lippe-Biesterfeld zu Recht bestehen. Mit diesem Bundesratsbeschlusse vergleiche man das vielgenannte Telegramm des Kaisers: „Da die Rechtslage in keiner Weise geklärt ist, kann ich eine Regentschaftsübernahme Ihrerseits nicht anerkennen und lasse auch das Militär nicht vereidigen." Beschluß und Telegramm in ihrer Gegensätzlichkeit wirken wie ein Schlag gegen das kaiserliche Ansehen. Tief betrübend, aber Tatsache, und eine um so peinlichere Tatsache, als der Kaiser jetzt, nach dem Bundesratsbeschluß an den Graf-Regenten telegraphieren mußte, die Rechtslage sei geklärt und die Truppen würden auf den Graf-Regenten vereidigt. Solchen peinlich widerspruchsvollen und deshalb schädigend wirkenden kaiserlichen Kundgebungen hätte der Reichskanzler als erster Berater des Kaisers vorbeugen müssen; „müssen" sage ich, weil er es konnte. Denn er mußte wissen, wie sein kaiserlicher Herr zur lippischen Sache, d. h. zu den Rechten des Hauses Lippe-Biesterfeld, stand, und zugleich kannte er aus allzureicher Erfahrung die Impulsivität Wilhelms II., die rasch und leicht gerade durch Telegramme sich der öffentlichen Kritik aussetzt; es seien nur erwähnt das Krüger-Telegramm, das Telegramm an den ersten lippischen Graf-Regenten aus dem Jahre 1898 und das von Swinemünde datierte Telegramm an den bayerischen Prinz-Regenten. Diese Vorkommnisse, die seinerzeit wahrlich genügend anti-kaiserlichen Staub aufgewirbelt haben, hätten dem Grafen Bülow, auch bei nur einiger Ueberlegung, den Gedanken nahe legen müssen: stirbt der Graf-Regent, so steht ein kaiserliches

Digitized by Google

Telegramm gegen die Regentschaftsübernahme durch den Grafen Leopold mit ziemlicher Bestimmtheit zu erwarten; das muß verhindert werden. Und Zeit zum Verhindern war da; denn der Graf-Regent von Lippe lag wochenlang zwischen Leben und Sterben. Diese Wochen hätte Graf Bülow benützen können und deshalb auch benützen müssen, um wieder und wieder, in eindringlichster Form dem Kaiser jegliche Kundgebung zu widerraten; so eindringlich, so drängend zu widerraten, daß Seine Majestät klar erkannt hätte: eine kaiserliche Kundgebung gegen die Regentschaft schädigt das kaiserliche, schädigt das monarchische Ansehen schwer. Bei solcher Erkenntnis wäre aber das Kaiser-Telegramm nicht erfolgt; das steht fest, und seine sehr üble, bleibende Wirkung hätten wir jetzt nicht zu beklagen. Weder als Psychologe, noch als Politiker, noch als Berater stand also Graf Bülow auf der Höhe der Situation. Die bloße Nennung des großen Psychologen Bismarck gibt auch bei dieser Gelegenheit für die Bülowsche „Staatskunst" das richtige Relief. Je länger uns die Zeit von Otto von Bismarck trennt, um so intensiver wird das — leider fruchtlose — Sehnen nach ihm.

Die Kriegsfurie in Ostasien schwingt ihre Geißel erbarmungslos weiter. Was dort an Menschenblut fließt und an Menschenelend verursacht wird, spottet sicherlich jeder Beschreibung, denn die Zeitungsberichte, so schrecklich sie auch sind, geben gewiß nur ein abgeblaßtes Bild der Wirklichkeit. Kriege werden sein und Kriege müssen sein, der Weltfrieden ist eine Chimäre. Obwohl dem so ist, hat sich doch die übrige, nicht russische und nicht japanische Kulturmenschheit die Frage ernst vorzulegen, ob solche Kriege so lange zu dauern haben. Daß die Großmächte dem Blutvergießen und dem Elend Einhalt gebieten können, wenn sie ernstlich wollen, ist außer Zweifel; die Frage ist nur, ob sie, vom Kulturstandpunkte aus, nicht wollen müssen. Für mich ist die Antwort auf diese Frage ein bedingungsloses Ja. Aber, sagt man, es ist gegen allen diplomatischen Brauch, gute Dienste streitenden Mächten anzubieten, wenn die Mächte das Anerbieten als „unfreundliche Handlung" (so heißt es in der Diplomatensprache) ansehen. Dem entgegne ich: Diplomatenbrauch hin, Diplomatenbrauch her; über diesem selbstgeschaffenen Popanz steht das solidarische Kulturinteresse der Menschheit, stehen die großen Gesichtspunkte der Menschlichkeit. Und Kulturinteresse und Menschlichkeit fordern gebieterisch den Abbruch des Krieges. Wenn Deutschland, Frankreich, Italien, Oesterreich, England, Nordamerika heute das „Halt" Rußland und Japan zurufen, mit der Ankündigung, im Weigerungsfalle geschlossen gegen beide vorzugehen: morgen ist der ostasiatische Krieg, ohne daß es zu einem Weltkrieg kommt, zu Ende. Aber es fehlt am ernsten Willen bei den Großmächten, und daß es daran fehlt, verrät einen bedauerlichen, geradezu beschämenden Mangel jener Gefühle, oder besser gesagt, jener Erkenntnisse von Menschlichkeit, die Unterlage und Voraussetzung des wahren Kulturfortschrittes der Menschheit sind. Denn das Wesen der Kultur besteht nicht in Nutzbarmachung des Dampfes und der Elektrizität, d. h. in technischen Errungenschaften, sondern es besteht in der Fortentwickelung edler Menschlichkeit. Denn Kultur ist: das Ergebnis der intellektuell-ethischen Kräfteentfaltung der Menschheit.

Die Großmächte haben es in der Hand, mit der Beendigung des Krieges zugleich die strittigen Verhältnisse in Ostasien, in Korea und in der

Digitized by Google

Mandschurei zu ordnen, d. h. den Frieden festzusetzen. Es existiert ja doch ein Haager Schiedsgericht, das sogar dem Zaren sein Dasein verdankt. Wo ein Wille, da ein Weg, gilt, wie überall, so auch in Welthändeln. „Politische Träumereien," höre ich mir entgegenklingen. Mag sein! Aber ich erwarte den Beweis, daß solche „Träumereien" und ihre Verwirklichung dem Kulturinteresse nicht entsprechen.

Der russisch-japanische Krieg ist in sich ein Greuel, das hat er mit vielen anderen Kriegen gemein; aber er ist begleitet von Sondererscheinungen, die gerade ihm ein besonders widerwärtiges Ansehen geben, und diese Sondererscheinungen liegen alle auf seiten Rußlands. Die peinlichste unter ihnen ist die offizielle Hineinzerrung der Religion in die Kriegsgreuel. Was wird nach dieser Richtung hin nicht vom offiziellen, vom kaiserlichen Rußland geleistet! Gott wird geradezu eingetaucht in Pulverdampf und Blutlachen; Christus-, Madonnen- und Heiligenbilder zu Hunderttausenden füllen die Tornister der russischen Soldaten, um dann durchlöchert zu werden von menschenmordenden Kugeln. Naivere und zugleich brutalere Entweihung Gottes und des Christentums läßt sich kaum denken. Aber sie ist der leider richtige Gradmesser für den Tiefstand russischer Kultur überhaupt. Den unbefangenen Beobachter ergreift fast die Furcht, daß der so profanierte und mit Menschenhekatomben regalierte „Gott" sich „rächen" wird durch immer größere Niederlagen des ethisch-religiös entarteten und rückständigen Rußland. Glücklicherweise ist der wirkliche Gott ein anderer, als der russische „Schlachtengott". Dennoch glaube ich, daß auch der wirkliche Gott seinen Teil hat an dem in sich so beklagenswerten Fortgang des Krieges: die göttliche Weltregierung läßt, trotz Heiligenbilder und Segenssprüchen, das Gottesgericht hereinbrechen über Rußlands Menschenrechtsverachtung und gewollte Unkultur. Und so wird das ostasiatische Drama wohl noch manchen schauerlichen Aktschluß erleben. Inzwischen ist der Trilogie: Port-Arthur — Liaujang — Schaho das Satyrspiel gefolgt: das berühmte baltische Geschwader hat in der Nordsee harmlose britische Fischerboote in den Grund geschossen. Darob gewaltige Erregung Englands; seine Riesenflotte wurde mobil gemacht; „klar zum Gefecht", lautete der Befehl, und alle Welt glaubte den Zweikampf zwischen Löwe und Bär unvermeidlich. Da plötzlich ging John Bull die Erkenntnis auf, der vorsichtigere Teil der Tapferkeit sei das Zurückweichen.

Gewiß bin ich für friedliche Beilegung von Streitigkeiten, aber wie in diesem Falle der englische Löwe nach erschrecklichem Brüllen den Schwanz eingezogen hat und nach Hause, wollte sagen unter den Schiedsgerichtstisch gekrochen ist, ist Komik auf Kosten nationaler Würde.

Es geschehen Zeichen und Wunder: die „Kreuzzeitung" erklärt (Nr. 523, vom 6. Nov.), „das Zentrum habe sich von jeher ziemlich gleichgültig gezeigt" in bezug auf nationale Dinge. Bravo! Die Natur des bisherigen Busenfreundes scheint von der Kreuzzeitungsredaktion allmählich erkannt zu werden. Noch wahrscheinlicher ist mir allerdings, daß diese Schwenkung des Blattes — sie macht sich auch sonst geltend — deshalb erfolgt ist, weil seine jahrelange „sogenannt evangelische" Haltung auf den verschiedensten Seiten, auch im eigenen Lager schärfsten Tadel gefunden hat. Diesem Stande der Dinge sucht die Kreuzzeitung Rechnung zu tragen. Warten wir ab, auf wie lange. Vielleicht interessiert bei dieser Gelegenheit

Digitized by Google

ein Genrebildchen aus dem Bezieherkreis der Kreuzzeitung. „Eine Leserin der Kreuzzeitung", die sich als „Gräfin H." unterzeichnet — „vornehm" ist ja der Leserkreis der Kreuzzeitung — schreibt mir auf offener Postkarte, ich möchte mir schleunigst „eine Kugel vor den Kopf schießen, dann endete ich mein verfehltes Leben wenigstens als Kavalier!" Man sieht, langjähriges Lesen der Kreuzzeitung bringt echt „christliche" und echt „vornehme" Gesinnung hervor. An den Früchtchen erkennt man das Bäumchen.

Nach amtlichen Mitteilungen betragen die Kosten für das Wohnhaus des Reichstagspräsidenten 1163000 Mark; für Anschaffung der Möbel, Kücheneinrichtung usw. sind außerdem noch 230000 Mark ausgegeben worden. Diese 1393000 Mark scheinen mir eine unverantwortliche Verschwendung des Geldes der Steuerzahler zu sein. Dem Präsidenten der deutschen Volksvertretung ziemt kein fürstlicher Palast. Und überdies: solch Millionenpalast versetzt den Reichstag in die Zwangslage, Millionäre als Präsidenten zu wählen; denn andere Sterbliche sind in diesem Palast als Hausherren unmöglich. Die Präsidentenwahl wird also wohl in Zukunft hin und herpendeln zwischen dem Millionär Grafen Ballestrem und dem Millionär Paul Singer. Das „Volk" des Reichstags ist durch den Präsidentenpalast vom Präsidentenstuhl ausgeschlossen, außer, man gebe dem Erwählten zum Einzug in den Palast etwa 30 oder 40000 Mark als Jahresgehalt mit.

In einem „von katholischen Geistlichen der Dekanate Geldern und Wesel" herausgegebenen „Sonntagsblatt für die Familie" (Nr. 43, 1904) findet sich als „Grundsatz des Glaubens (!), den wir immer vor Augen haben sollen": „Derjenige, welcher dem Beichtvater gehorcht, ist sicher, daß er Gott von den Handlungen, die er in diesem Geiste des Gehorsams verrichtet, keine Rechenschaft abzulegen braucht." Welche Macht des Beichtvaters, welche Passivität der Beichtkinder! Ein eigenes Gewissen gibt es für sie nicht mehr.

Nr. 241 (2. Blatt) der „Germania" enthält folgende Korrespondenz aus Rom: „Während die Angelegenheit einer Regelung der materiellen Lage des ehemaligen Bischofs von Dijon noch schwebt, ist diejenige des ehemaligen Bischofs Josef Geay von Laval bereits zur beiderseitigen Zufriedenheit erfolgt. Bischof Geay verlangte erst vom hl. Vater ein jährliches Gehalt von 20000 Franken und ging dann auf 12000 herunter. Pius X. hatte ihm anfangs 6000 Franken angeboten. Bischof Geay bestand jedoch auf dem Doppelten, schließlich ging er auf 10000 hinunter. Der hl. Vater sagte zu ihm wörtlich: „Ich würde Ihnen von Herzen gern 20000 Franken und mehr geben, wenn ich sie hätte. Aber der Papst muß sparen. Bringen wir beide also ein Opfer von je 2000 Franken und nehmen Sie 8000 Franken." Schließlich erklärte der Bischof sich damit einverstanden, und Pius X. setzte ihm die genannte Summe als lebenslängliches Ruhegehalt aus."

Vergegenwärtigt man sich, daß der Papst der „Stellvertreter Christi" und der Bischof der „Nachfolger der Apostel" sein will, so stellt dies feilschende Zwiegespräch zwischen „Christus" und „Apostel" um 20000, 12000, 10000, 8000 und 6000 Franken ein an Komik, aber auch an Tragik unüberbietbares „religiöses" Schauspiel dar.

Ein interessantes Streiflicht auf das wissenschaftliche Streben ultramontaner Kreise wirft der „Geschäftsbericht" der „Görres-

Digitized by Google

gesellschaft", der jüngst auf der Generalversammlung in Mainz erstattet wurde. Zweck der „Görresgesellschaft" ist „Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland"; an ihrer Spitze steht der Zentrumsführer Freiherr von Hertling. Nun, wie es mit dem Erfolg der „Pflege" bestellt ist, ersehen wir aus dem Eingeständnis des „Geschäftsberichts", „daß die Mitgliederbeiträge und der Erlös für Vereinsschriften gesunken seien" (Köln. Volkszeitung vom 12. Oktober), und zwar hat die Zahl der „Mitglieder und Teilnehmer" im letzten Jahre (1903) um 94 bezw. 20 abgenommen. Im ganzen zählt die „Görresgesellschaft" 2943 Mitglieder und 787 Teilnehmer bei einer Kopfzahl von rund 20 1/2 Millionen Katholiken im Deutschen Reich! Diese vielen Millionen empfinden, wie es scheint, kein allzu lebhaftes Bedürfnis nach „Wissenschaftspflege".

Als erfreuliche Tatsache aus der katholischen Wissenschaft steht demgegenüber das Auftreten des Würzburger Theologieprofessors Merkle. Freilich allzuviel Bedeutung ist diesem Auftreten nicht beizumessen. So scharf Merkle gegen Berlichingen eifert, gegen die ultramontane „Wissenschaft" als solche wird er nicht zu Felde ziehen. Die letzten Schritte wird — das „prophezeihe" ich — Merkle ebensowenig tun, wie Schell sie getan hat, und ebenso wie Schell wird auch er gegebenenfalls sich der kirchlichen Behörde „löblich unterwerfen".

Das große Bilderbuch, genannt „die Woche" (Nr. 43) brachte jüngst eine Momentphotographie, die den Reichskanzler, den Zentrumsabgeordneten Prinzen Arenberg und — den „Reichshund", den berühmten Bülowschen Pudel, darstellt.

Auf diesem Bilde nun hält der Zentrumsführer den „Reichshund" an der Leine! Ja, ja, „hoher Sinn liegt oft in kindschem Spiele."

Eine sehr bezeichnende Tatsache entnehme ich der „Germania" vom 18. Oktober: Neun katholische Orden haben jetzt Deutsche als „Generalobere" mit dem Sitze in Rom. Also neun deutsche „Generale" unter dem Oberbefehle des Papstes! Wie Zentrum Trumpf ist in Deutschland, so ist Deutsch Trumpf im Ultramontanismus. Das gibt zu denken, besonders in Deutschland.

20. 11. 04. H.

Bücherbesprechungen.

Leute vom Burgwald. Eine Erzählung aus dem oberhessischen Volksleben von Valentin Traudt. Mit Buchschmuck von Otto Ubbelohde. N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. Marburg.

Es sind keine tiefen psychologischen Probleme, keine welterschütternden Begebenheiten, die der Verfasser in der vorliegenden Erzählung schildert. Aber er gibt dafür ein Stück Leben. Wirkliche Menschen ziehen an uns vorüber, die in ihrem Denken und Fühlen, in ihren natürlichen Forderungen

Digitized by Google

an das Schicksal überall verwandte Saiten berühren werden. Und die trotz dieser Gleichartigkeit doch in ihren abgelegenen Dörfern in pietätvollem Festhalten an den Sitten der Vorfahren sich eine Eigenart bewahrt haben, die von seltenem Reiz ist für den Leser, der inmitten des hastenden, gleichmachenden Getriebes unserer Tage steht. Da sitzen sie, die greisen Häupter der Familien, erinnernd an die Patriarchen, nach althergebrachter Ordnung in der kleinen Dorfkirche! „In faltigen, dunkelblauen Röcken, weit über das Knie reichend, treten sie vor ihren Herrgott. Ihre alten Filzzylinder, vielleicht vor hundert Jahren von dem Hutmacher des Dorfes angefertigt, sind fürsorglich auf die Bank gestellt. Die ganz alten, oben mächtig breiten Hüte schimmern schon stark ins Rötliche. Aber Vater und Großvater und „Urelter" haben sie getragen und sie sind ein Heiligtum geworden, ja noch jetzt der Stolz der Familien." So geht das weiter; man könnte diese Leute, die ganze in der Kirche versammelte Gemeinde malen, wir sehen sie und wir freuen uns über sie — so anschaulich und so liebevoll hat der Verfasser sie geschildert. Dann wieder klingt in die Zusammengehörigkeit mit der alten Zeit das geflügelte Wort aus der Gegenwart über die Not der Landwirtschaft. Auf die Pilzsuche gingen die Leute, alle Bitten, im Felde zu helfen, ablehnend. „Tagelöhnern brachte ihnen zu wenig ein. Das war ein steter Verdruß für den Ackerbauer. Im Winter kamen die Wittweiber und bettelten um Arbeit und Brot, und im Sommer, wenn man sie gern genommen hätte, waren sie nicht bei der Arbeit zu halten." — Welche Macht in solcher für sich geschlossenen Gemeinde der Geistliche und der Lehrer haben und zu welchem Segen solche Macht werden kann, wenn sie aus liebewarmen, treuen Herzen kommt, wie nach solchem Gottesdienst die Bauern nach Hause gehen, „einen guten Vorsatz im Herzen, ein Stück Sonnenschein für Haus und Hof" — auch das zeigt der Verfasser, und die schlichten Worte, die er dafür wählt, gehen auch zu Herzen. — Hübsch und charakteristisch, der Stimmung des Ganzen angepaßt, sind die Zeichnungen von Otto Ubbelohde, die das Buch schmücken.

Laura Frost.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alexander Schmidt, Charlottenburg.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.

Digitized by Google

Staatlicher und kirchlicher Religionsunterricht.*)

Von H. Gallwitz.

Die rechtlichen Verhältnisse des Unterrichtswesens, speziell des Religionsunterrichts, in Preußen regeln sich nach den Artikeln 12—26 der Verfassungsurkunde des Preußischen Staates vom 31. Januar 1850. Darin heißt es allgemein in Art. 14: „Die christliche Religion wird bei denjenigen Einrichtungen des Staates, welche mit der Religionsübung im Zusammenhang stehen, unbeschadet der in Art. 12 gewährleisteten Religionsfreiheit zum Grunde gelegt." Es ist beachtenswert, daß die Verfassung von der christlichen Religion als einer einheitlichen, als solche erkennbaren Größe redet, von einer in beiden Konfessionen, der evangelischen und katholischen, gemeinsam enthaltenen Religion.

Von dieser Voraussetzung aus darf die Folgerung nicht ohne weiteres abgelehnt werden, daß es möglich ist, beim Unterricht der Jugend, für den nach Art. 21 durch öffentliche Schulen genügend gesorgt werden soll, und der eine Einrichtung des Staats ist, welche mit der Religionsübung im Zusammenhang steht, einen gemeinsamen (simultanen) christlichen Religionsunterricht zu erteilen. Nach Art. 24 sind bei der Einrichtung der öffentlichen Volksschulen die konfessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen. Den religiösen Unterricht in der Volksschule leiten die betreffenden Religionsgesellschaften.

Wenn Art. 14 Staatseinrichtungen kennt, welche mit der Religionsübung im Zusammenhang stehen, so ist damit der Gedanke eines religionslosen Staates, einer religionslosen Sittlichkeit

*) Die Wichtigkeit und Aktualität der Frage der Konfessions- oder Simultanschule erheischt, sie von den verschiedensten Gesichtspunkten aus behandeln und die verschiedensten Vorschläge zu Worte kommen zu lassen. D. H.

Digitized by Google

und einer religionslosen Rechtspflege ausgeschlossen. Bei der letzteren hat bisher die Anwendung des religiösen Eides sich als unentbehrlich erwiesen; auch ist es bisher nicht gelungen, eine religionslose Sittlichkeit einzubürgern, welche die mannigfaltige Fülle der Einzelpflichten zu einer persönlichen Einheit zusammenzufassen und ihr Macht über das Menschenherz zu verleihen vermocht hätte. Darum kann der Staat mit einer religionslosen Sittlichkeit für seine Kulturzwecke nicht auskommen, und ebensowenig können ihm die modernen Strömungen einer antichristlichen Religiosität für die Verbreitung einer gesunden, im Dienste des Lebens stehenden Sittlichkeit geeignet erscheinen. Er braucht die Grundlagen der christlichen Offenbarung zur Erhaltung der geistigen Güter im öffentlichen Gemeinschaftsleben.

Der religiöse Glaube, welcher den Menschen vom Meineid abschrecken kann, ist allein der Glaube an den Gott, welcher in den Trägern der alt- und neutestamentlichen Offenbarung gelebt hat. Der Gedanke an die Gottheit der alten und neuen Buddhisten kann die persönlichste und tapferste Tat der innern Wahrhaftigkeit: die Selbstbehauptung der Persönlichkeit, nicht fördern. Ebensowenig gibt es eine religionslose und damit antichristliche Weltanschauung, welche bisher eine produktive Sittlichkeit geschaffen hat. Kants Ethik steht in bewußter Abhängigkeit von den Grundsätzen der evangelischen Sittlichkeit, welche sich bei seinen Volks- und Zeitgenossen fand; und wenn Nietzsche eine antichristliche Moral gegen die angeblich tiefer stehende christliche aufgestellt hat, so ist ihm nachgewiesen worden, daß er von den Verbildungen, welche die echte christliche Persönlichkeitsethik durch ihre Verbindung mit dem Volksbewußtsein, der kirchlichen Gemeindepraxis und dem sittlichen Denken einzelner Philosophen erfahren hat, unbewußt und ungewollt wieder zur Höhe christlichen Glaubens aufgestiegen ist.

Es liegt darum der Preußischen Verfassung von 1850 eine doppelte Anschauung von christlicher Religion zum Grunde. Eine interkonfessionelle und eine konfessionelle, eine solche, deren Pflege der Staat sich angelegen sein läßt und welcher er auch die Staatseinrichtungen zum Grunde legt, und eine solche, deren Pflege er den beiden großen christlichen Konfessionen, der evangelischen und katholischen, überläßt. Es handelt sich beidemal um dieselbe christliche Religion. Der Staat, welcher das Wohl des ganzen Volks im Auge hat, muß in Preußen, das $^1/_3$ Katholiken neben $^2/_3$ Evangelischen zählt, die christliche Religion als eine

Digitized by Google

einheitliche, beiden gemeinsame ansehen, während jede der beiden Konfessionskirchen nicht umhin kann, ihre Eigenart für das echte und alleinberechtigte Gewächs aus der urchristlichen Wurzel abzuleiten. Aus den verschiedenen Standpunkten und Zielen muß sich notwendigerweise auch eine doppelte Art des christlichen Unterrichts ergeben, ein staatlich simultaner und ein kirchlich konfessioneller. Beide Arten scheinen mir in der Verfassung begründet zu sein, und erst bei der saubern Scheidung beider kann der Religionsunterricht zu seinem vollen Rechte kommen, während er jetzt an einem Zwiespalt leidet, der ihm seine beste Kraft raubt nicht nur in der Volksschule sondern ebenso beim Gymnasium und auf der Universität.

Der Staat hat nach § 21 die Pflicht, für die Bildung der Jugend durch öffentliche Schulen genügend zu sorgen; dazu gehört aber ohne Frage auch religiöse Bildung, d. h. Bekanntschaft mit der Geschichte der christlichen Religion von ihren ersten Anfängen an bis zur Gegenwart. Zur Rechtfertigung dieser Forderung braucht man keine grundsätzlichen Erörterungen über den Wert oder Unwert des christlichen Glaubens anzustellen. Das Christentum ist die Hauptwurzel, aus welcher unsere Kultur herausgewachsen ist, oder besser: Es ist das edle Auge, welches auf den wilden Stamm unseres Volkstums aufgepfropft ist und seine Früchte milde und süß, zahlreich und mannigfaltig gemacht hat. Bei dem weniger philosophisch aber dafür mehr praktisch veranlagten angelsächsischen Volksstamm ist die Bibel allgemein als Grundlage des Religionsunterrichts in den Staatsschulen eingeführt, selbst die Parlamente werden mit Vorlesung eines Bibelabschnitts eröffnet.

In der Volksschule werden neben den technischen Fächern auch besondere Gesinnungsstoffe behandelt: Religion und vaterländische Geschichte; nicht in dem Sinne, daß beim Unterricht in Naturkunde und Erdkunde, bei Zeichnen, Singen und Turnen, ja auch bei den Elementarfächern, Lesen, Schreiben und Rechnen, nicht auch auf die Gesinnung eingewirkt werden könnte und sollte, sondern weil diese letztern Stoffe Persönlichkeiten, die Träger und Schöpfer bestimmter Gesinnungen, vorführen, und zwar diejenigen Persönlichkeiten, denen wir das Beste an unserer vaterländischen Kultur verdanken. Die Bibel ist bisher das große Lehrbuch der modernen Kulturwelt gewesen, ihre Übersetzung in die Volkssprachen und planmäßige Verbreitung hat die Triebkraft zum Aufblühen einer neuen Epoche der Geschichte und zum Erstehen

Digitized by Google

produktiver Persönlichkeiten ausgelöst. Darum darf der Staat diesen Bildungsfaktor den Kindern seiner öffentlichen Schulen nicht entziehen, sondern muß dafür sorgen, daß alle ausnahmslos je nach dem Maß ihrer Bildungsfähigkeit auch in die Bibel eingeführt werden.

Dies hat von seiten des Staats interkonfessionell nach pädagogischen Grundsätzen zu geschehen. Die biblischen Geschichten von der Schöpfung, dem Sündenfall, von Kain und Abel, die Patriarchengeschichten, Einzelheiten aus dem Leben Davids, Salomos, der Propheten sowie die einzigartigen Schicksale des Volkes Israel dürfen dem die Volksschule verlassenden Kinde nicht unbekannt sein. Daran hat sich das Leben Jesu zu schließen in Anlehnung an die Lektüre der Evangelien und die Ausbreitung der christlichen Kirche nach der Apostelgeschichte, die Christianisierung Deutschlands durch die irischen Mönche, die Kämpfe des Papsttums mit dem deutschen Kaisertum und die Trennung der evangelischen Kirche von der römischen. Die darauf folgende Zeit der Stagnation in beiden Kirchen und das allgemeine Aufwachen neuer Lebenskräfte in der einen wie in der andern, wodurch zugleich eine Verschärfung des konfessionellen Bewußtseins erfolgt ist, liegt außerhalb des Zieles des staatlichen Unterrichts und wird dem kirchlichen Unterricht überwiesen.

Dieser geschichtliche Stoff ist mit möglichster Objektivität auf Grund eines einheitlichen Lehrbuchs den Kindern vorzutragen. Es gilt auch, den evangelischen Kindern Respekt beizubringen vor den gewaltigen Kulturleistungen der katholischen Kirche und vor dem Heldenmut und Liebeseifer der ersten Verkündiger der Friedensbotschaft des Evangeliums in unserm Vaterlande; und ebenso dürfen die katholischen Kinder nicht ohne Eindruck bleiben von der Kraft und Kindlichkeit der Persönlichkeit Luthers, wie sie etwa in dem Brief an sein Söhnlein Hänschen und in dem Brief an den Kurfürsten vom 5. März 1522 bei der Rückkehr von der Wartburg oder in einzelnen seiner Lieder sich spiegeln. Auch bei diesem geschichtlichen Religionsunterricht gilt es, den Grundsatz im Auge zu behalten: Das beste an der Geschichte ist der Enthusiasmus, den sie zu erwecken vermag.

Desgleichen schuldet der Staat allen Kindern seiner Schulen Unterweisung über die Grundzüge derjenigen sittlichen Ordnungen, auf denen die gemeine Moral und damit die nationale wie bürgerliche Wohlfahrt beruht. Da diese Ordnungen nicht willkürlich erfunden sind, sondern an einzelnen Punkten des Völkerlebens

Digitized by Google

ihren Anfang genommen haben und als ein heiliges Kulturerbe von Geschlecht zu Geschlecht und von den höher stehenden Völkern auf die niederen überliefert worden sind, so fällt dieser Unterricht auch in den allgemeinen Rahmen des Geschichtsunterrichts. Die 10 Gebote des Moses haben nicht nur dem Volke Israel seine hohe geistige Begabung wie auch seine zähe Langlebigkeit und Unverwüstlichkeit der Volkskraft gegeben, sondern sie haben, wenn auch in mannigfacher Umbildung, bei allen christlichen Völkern die unveräußerlichen Bedingungen des geistigen Emporkommens, der Rechtssicherheit und der sozialen Wohlfahrt eingeprägt: Ehrfurcht vor dem heiligen, unsichtbaren Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, Ehrfurcht vor den Eltern, Ehrfurcht vor dem Leben, der Ehe, dem Eigentum des Nächsten, d. h. zunächst des Volksgenossen, Ehrfurcht vor der Wahrhaftigkeit als Bedingung der Rechtsprechung, endlich Ehrfurcht vor dem Grund und Boden des Vaterlandes als dem Nährboden der Volkskraft und der nationalen Instinkte.

Dies sind auch jetzt noch die einfachsten, elementaren sittlichen Grundsätze, welche von jedem Gliede eines Kulturvolkes von Jugend auf als die unverletzlichen Naturordnungen der Volkswohlfahrt erkannt werden müssen. Eine konfessionelle, verschiedenartige Behandlung dieser Gesetze — wie sie in den Katechismen der katholischen, lutherischen und reformierten Kirche gegeben ist —, bringt ein subjektiv willkürliches Element in diesen Unterricht und darf in den staatlichen religiösen Gesinnungsunterricht nicht eindringen. Das Pensum dieses staatlichen Religionsunterrichts in den Volksschulen wird in 2—3 Stunden wöchentlich durchgearbeitet werden können. Die weiteren, für den Religionsunterricht der Volksschule angesetzten Stunden können den Kirchengemeinden für die Zwecke ihrer konfessionellen Unterweisung zugewiesen werden.

Der konfessionelle Religionsunterricht verfolgt das Ziel, der Konfessionskirche bewußte, treue Anhänger zuzuführen. Als Mittel dazu verwendet sie alle diejenigen Kräfte, welche geeignet sind, Personen ihrer Einwirkung zu unterstellen und ihrer Gemeinschaft einzugliedern. Eine christliche Kirche, welche sich stets die apostolische Gemeindekirche des Neuen Testaments als Vorbild vor die Augen stellen muß, darf keine weltlichen Machtmittel anwenden, um sich neue Glieder zu gewinnen oder die bisherigen bei sich zu halten, ebensowenig darf sie es von dem Staat annehmen, daß er diesen Zwang an ihrer Stelle ausübt. Da sie persönliche Über-

Digitized by Google

zeugung schaffen will, so darf sie nur solche Mittel gebrauchen, welche diesem Ziel zu dienen geeignet sind. Es darf daher kein Elternpaar gezwungen werden, die Kinder diesem Unterricht zuzuführen, und ebensowenig empfiehlt es sich, diejenigen Kinder, welche dem kirchlichen Religionsunterricht während ihrer Schulzeit nicht beiwohnen, deshalb verächtlich zu behandeln. Man dürfte dadurch nur erreichen, daß die Herzen dieser Kinder für alle Zeit sich der Friedensbotschaft des Evangeliums verschließen.

Die Achtung vor der Überzeugung des Nächsten in religiösen Dingen, mag diese auch immerhin eine beschränkte und in sich widerspruchsvolle sein, ist in unserem Vaterlande noch wenig entwickelt. Unglaube und religiöse Gleichgültigkeit werden viel eher verziehen als Absonderung von der Volkskirche, um einer engeren christlichen Gemeinschaft anzugehören. Es ist dies die Folge der engen Verbindung von Staat und Kirche, welche in der landeskirchlichen Verfassung gegeben ist, wonach kirchliche Nonkonformität auch zugleich politisch verdächtig macht. Darum dürfte es für die Beförderung der politischen Reife unseres Volkes von heilsamem Einfluß sein, wenn in Fragen des kirchlichen Religionsunterrichts wirklich einmal Freiheit gegeben würde.

Dieser kirchliche Unterricht würde vom Pfarrer erteilt werden unter Hinzuziehung geeigneter Hilfskräfte (in den ersten Schuljahren würden weibliche Gehilfen, etwa bewährte Sonntagsschullehrerinnen die geeignetsten sein). Sein Ziel ist ein erweckliches und erbauliches. Die junge Menschenseele soll empfänglich werden für die Einwirkungen des göttlichen Geistes und zugleich soll sie vorbereitet werden für den Eintritt in die engere christliche Gemeinde. Die kirchliche Unterweisung darf nicht ohne weiteres die Methode des weltlichen Unterrichts aufnehmen; jener hat das geschichtlich Lehrhafte am christlichen Glauben einzuprägen, der kirchliche Unterricht muß durch seine ganze Methode dem Vorurteil wehren, als ob christlicher Glaube eine intellektuelle Funktion sei. Nach der von Christus, Joh. 7, 17, aufgestellten Norm: „So jemand will den Willen tun dessen, der mich gesandt hat, der wird merken, ob meine Lehre von Gott ist, oder ob ich von mir selber rede", muß der kirchliche Religionsunterricht zugleich Einübung im Christentum umfassen, Gewöhnung an freiwillige Dienste im Interesse der Kirchengemeinde und Teilnahme an den gottesdienstlichen Zusammenkünften, soweit sie für Kinder eingerichtet und geeignet sind.

Von polizeilichen Strafen beim Fernbleiben der Kinder vom

Digitized by Google

kirchlichen Unterricht und Gemeindeleben darf nicht die Rede sein. Da die Kinder nur von den Eltern oder deren Stellvertretern zu dieser Unterweisung gesandt werden, so können sie auch jederzeit wieder dem kirchlichen Unterricht entzogen werden. Den Eltern würde dann keine andere Strafe drohen, als daß ihnen die kirchlichen Ehrenrechte in der Gemeinde entzogen werden; eine selbstverständliche Folge, welche schon jetzt diejenigen trifft, welche ihre Ehen nicht einsegnen oder ihre Kinder nicht taufen oder konfirmieren lassen. Für die Kinder selbst gibt es keine andere Strafe als Ausschluß von dem kirchlichen Unterricht und damit auch von der abschließenden Konfirmationsfeier.

Die spezielle Methodik und Stoffauswahl für den kirchlichen Religionsunterricht kann hier, wo es sich nur um die Scheidung des staatlichen und kirchlichen Religionsunterrichts handelt, übergangen werden, ebenso die Frage nach dem kirchlichen Fortbildungsunterricht der konfirmierten Jugend. In diesem Zusammenhange sind nur noch einige Bemerkungen nötig über die Vorbereitung der Volksschullehrer. Daß die Seminare als Vorbildungsanstalten für den staatlichen Lehrer keinen konfessionellen Charakter zu tragen brauchen, ist selbstverständlich. In der Praxis wird es sich von selbst so gestalten, daß die katholischen Seminaristen aus bestimmten Landesteilen sich in einem bestimmten Seminar zusammenfinden werden und ebenso die evangelischen.

Die Befähigung zur Erteilung des kirchlichen Religionsunterrichts zu verleihen, ist den Kirchen zu überlassen, ebenso die besondere Vorbereitung, welche sie für die Kandidaten des kirchlichen Religionslehramtes einrichten. Der Staat hat darüber nur insoweit das Aufsichtsrecht, als er sich vergewissern muß, daß dabei nichts gelehrt wird, was den Rücksichten auf das Wohl der Allgemeinheit widerspricht.

Da durch die Übernahme eines Teils des Religionsunterrichts, der bisher im Staatsauftrage erteilt wurde, seitens der Kirche der Staat finanziell entlastet wird, so würde es der Billigkeit entsprechen, wenn der Staat den Kirchen dafür eine entsprechende Abfindung geben würde.

Die Scheidung des staatlichen und kirchlichen Religionsunterrichts auf den höheren Schulen läßt sich leichter durchführen als bei der Volksschule, weil der Religionsunterricht hier schon hinsichtlich der darauf verwendeten Zeit nicht mehr dieselbe Bedeutung genießt wie dort. Der Staat hat von denen, welche die Privilegien der höher Gebildeten genießen wollen, Kenntnis der wich-

Digitized by Google

tigsten Erscheinungen auch des religiösen Lebens zu fordern. Dieser Unterricht soll nicht erwecklich oder erbaulich sein, sondern sich an „das Gewissen im Kopfe" wenden, er kann interkonfessionell erteilt werden ebensogut wie der Unterricht in der Geschichte mit wissenschaftlicher Objektivität und doch zugleich mit warmer Begeisterung vor Schülern beider Konfessionen vielfach gegeben wird. Der Lehrstoff wird selbstverständlich auch hier ein historischer sein: Kenntnis der Persönlichkeiten, welche Träger der göttlichen Offenbarung geworden sind, sowie Verständnis ihrer Persönlichkeit und Anschauungen aus den zeitgeschichtlichen Verhältnissen. Jede konfessionelle Tendenz muß fernbleiben, wie dies auch bei dem Unterricht in der Geschichte des Mittelalters und des Reformationszeitalters geschieht.

Das Jünglingsalter kündigt sein Kommen an mit den ersten Regungen der Kritik und dem heißen Verlangen nach realen Objekten, welche der Begeisterung wert sind. Letztere sind nicht vereinzelte Erzeugnisse des Menschengeistes, einzelne Kulturblüten, Kunstwerke, Ideen, Entdeckungen, Empfindungen, sondern es sind die Persönlichkeiten, von denen Kräfte der Erneuerung ausgegangen sind. Diese sind in den ältesten Zeiten fast ausnahmslos die Religionsstifter gewesen und haben in allen Zeiten enge Beziehungen zur Gottheit unterhalten, ja bei ihren größten Leistungen sich als deren Werkzeuge gefühlt. Soweit die Religionsgeschichte allgemein wertvoll und verständlich ist, ist sie Geschichte bedeutender Persönlichkeiten, nicht theologischer Lehrentwickelungen, und diese Kenntnis muß der Staat von denen verlangen, welche später einmal zu den leitenden Kreisen gehören sollen.

Daß ein solcher Unterricht nicht interkonfessionell erteilt werden könne, wenigstens wenn er begeisternd wirken solle, ist ein Einwand, den man von katholischer wie von evangelischer Seite oft vernimmt, der aber tatsächlich nicht begründet ist. Ein Döllinger hat es vermocht, mit wissenschaftlicher Sachlichkeit das Heroische an der Person Luthers hervorzukehren, und ebenso hat der evangelische Professor Sabatier tiefer und verständnisvoller als je ein katholischer Forscher sich in die Person des h. Franciscus vertieft, wie auch die Gestalt der Jungfrau von Orleans ihre sittliche und ästhetische Verklärung durch einen evangelischen deutschen Dichter empfangen hat. Es würde keine allzuschwere Aufgabe sein, ein simultanes Lehrbuch für diesen Zweck zusammenzustellen, in welchem durch Urteile bedeutender katholischer wie evangelischer Autoren Begeisterung und geschichtliches Verständnis für die religiösen

Digitized by Google

Heroen der Bibel wie der Kirchengeschichte geweckt werden könnte. Auf den oberen Stufen würde auch Kenntnis der Grundgedanken der griechischen Moralphilosophen und der großen außerchristlichen Religionsstifter, des Zoroaster, des Stifters der buddhistischen Lehre und des Mohammed hinzutreten. Alles übrige fällt dem kirchlichen Unterricht zu, welcher dem staatlichen durchweg parallel gehen wird, freilich unter andern Gesichtspunkten und mit anderer Methode.

Der kirchliche Unterricht vor einer kritisch gerichteten Schülerschaft hat die apologetische Aufgabe, das Sonderrecht der eigenen Kirche darzutun. Dabei muß die Subjektivität des Lehrers stärker hervortreten, als es bei dem objektiv-wissenschaftlichen Religionsunterricht im Staatsauftrage der Fall sein kann. Hier ist es die Liebe zur eigenen Kirche und deren Eigenart, welche das Urteil des Lehrers färbt und das Herz des Schülers entzündet. Hier soll er die besonderen geistigen Kräfte und Gaben, mit denen Gott die Konfessionskirche geziert hat, ins helle Licht stellen, hier darf er auch kräftig seine Stimme erheben gegen Verbildungen in Lehre und Leben, welche sich bei der andern Konfession eingeschlichen haben. Hier gilt es, für Jesus Christus und seine Kirche Jünger zu werben und ihre Herzen mit ehrfürchtiger Liebe zu seiner Reinheit, Milde und Heldengröße zu erfüllen.

Der kirchliche Religionslehrer bei den Schülern der höheren Bildungsanstalt muß dreierlei sein: Ein wissenschaftlich gebildeter Mann, ein imponierender, jedenfalls von kleinlichen Zügen freier Charakter und endlich eine in innerlicher Frömmigkeit glühende Seele. Aber auch eine solche ideale Persönlichkeit genügt allein für sich nicht, wenn der kirchliche Religionsunterricht auf dieser Stufe seine volle Frucht bringen soll. Das Alter, in welchem sich die Schüler befinden, hat die Neigung, sich gegen jede Autorität zunächst aufzulehnen, um die Eigenart der sich soeben entfaltenden Individualität zu retten. Die jungen Leute arbeiten daran, sich selbst ein Gesetz ihres Verhaltens aufzulegen, sie bilden ihre eigene Moral, ihren eigenen Ehrenkodex aus, sie wollen von außen nichts an sich als Gesetz heranlassen, aber sie schließen sich freiwillig zusammen und stellen sich selbst unter frei erwählten Zwang, den sie nicht als etwas Hartes und Beschwerliches sondern als Förderung ihrer Eigenart und ihres Lebensglücks empfinden.

Da gesunde und starke Frömmigkeit in dem Gesamtorganismus der menschlichen Anlage nicht eine abgesonderte Zelle bewohnt, sondern mit den besondern Triebkräften einer jeden Altersstufe

Digitized by Google

Verbindung eingehen muß, so gilt es, auch diesen freien korporativen Trieb vermittelst des kirchlichen Religionsunterrichts der Frömmigkeit und überhaupt der kirchlichen Erziehung untertan zu machen.

Die römisch-katholische Kirche hat in den marianischen Kongregationen eine Einrichtung geschaffen, welche ihr junge Leute auch auf den höheren Bildungsanstalten als begeisterte Anhänger und willige Werkzeuge zuführt. Die Jugend ist die Zeit des Schwärmens: Das erwachende Geschlechtsleben sucht nach einem Ideal zur Ergänzung des eigenen, sich einsam und unverstanden fühlenden Ichs. Zugleich ist der ernste Wille vorhanden nach besonderen Leistungen, nach tüchtiger Arbeit, Heldengröße und freier Persönlichkeitsbildung. Diesem dunklen Drange hat nun die römische Kirche, soweit es ihr möglich ist, sehr geschickt Rechnung getragen. In dem Mariendienst wird der Phantasie des Jünglings ein Ideal reiner holder Weiblichkeit vorgehalten, von dem heiligende Kräfte auf das Empfindungsleben ausströmen müssen. Außerdem erziehen die Kongregationen zur Selbstbeherrschung im Interesse des tüchtigen Fortkommens im praktischen Leben, sie bewahren vor Ausschweifungen, sie befördern eine Reihe von Tugenden, welche dem jugendlichen Alter besonders wahlverwandt sind, und üben durch die anscheinend völlig freie Selbstverwaltung, welche die Vereinigungen genießen, die einzelnen Glieder in der Freudigkeit und Befähigung zu eigener Organisation. Der Blick auf die weltumspannende Größe der römischen Kirche, deren Macht jeder einzelne kirchliche Verein fördern hilft, verleiht außerdem auch der geringsten dieser Kongregationen das Gefühl besonderer Bedeutung und schafft ihr Freudigkeit, bei jeder möglichen Gelegenheit in festlichem Aufzuge zur Ehre der Kirche öffentlich mitzuwirken. Freilich ein Ziel, welches den Evangelischen als das höchste und als die eigentliche freie Persönlichkeitsbildung gilt, können sie gerade infolge dieser Organisation nicht erreichen. Die hierarchische Kirchenverfassung mit ihrem verbildeten Lehrgesetz steht zwischen der Seele und dem lebendigen Gott, sie kann nicht unmittelbaren Zugang zu ihrem Schöpfer finden, um sich durch seinen Geist befruchten zu lassen. Schöpferische Gedanken und individuelles Gewissen können in den marianischen Kongregationen nicht gedeihen, weil sie trotz ihrer weisen Organisation doch eben Glieder der ultramontanen Papstkirche sind, durch welche sich die in Natur und Geschichte wirkende Gottheit nicht mehr ungetrübt offenbaren kann.

Digitized by Google

Die evangelische Kirche hat für ihren Religionsunterricht, wenn sie ihn dereinst nach ihren eigentümlichen Prinzipien erteilen wird, von diesen Kongregationen mancherlei zu lernen. Der heranwachsenden Jugend darf das Christentum nicht nur als Lehre entgegengebracht werden; als solche bleibt es dem jungen Menschen stets eine unverstandene, seine Persönlichkeit niederdrückende Macht, im besten Falle eine ideale Größe der Vergangenheit, wie etwa die Blüte Griechenlands oder die Kultur des Mittelalters, aber keine die Gegenwart beherrschende und erneuernde Macht. Mit dem christlichen Unterricht muß Teilnahme an praktisch-kirchlichen Aufgaben Hand in Hand gehen. Hierbei ist nicht an die politischen Ziele und Aufgaben zu denken, welche in der römischen Kirche die allbeherrschenden sind und durch Wahlagitation, politische Versammlungen und demonstrative Festlichkeiten und Umzüge ihre Förderung empfangen; die evangelische Kirche hat ihr höchstes Ziel an der Persönlichkeitsbildung. Alle die Einrichtungen, welche dieser zu dienen geeignet scheinen, sind für sie das Gute, Gottgewollte. Die Persönlichkeitsbildung vollzieht sich aber erfahrungsgemäß unvollkommen, wenn nur Verstand und Gefühl Anregung erhalten, wie es durch Unterricht oder durch Erbauungskränzchen geschieht; der wesentliche Faktor der menschlichen Anlage, der Wille, empfängt dadurch kein Ziel, welches von selbst alle leiblichen und geistigen Kräfte sich dienstbar macht.

Der hier vorgeschlagene kirchliche Religionsunterricht muß für die heranwachsende Jugend erteilt werden in frei organisierten Verbänden, welche begeistert sind für geschlechtliche Reinheit und für Mäßigkeit in Genüssen jeder Art, beides im Dienst der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit. Diese letztere aber will wieder im Dienst des Vaterlandes stehen, dessen Größe und Dauer abhängt von der Fülle der Persönlichkeiten, welche diese Wege zur Kraft und Tüchtigkeit wandeln. Die Liebe zum Vaterlande wird nicht durch überschwengliche patriotische Lieder und Lesestücke der Schulbücher gefördert, auch nicht durch Einprägung der Bibelstellen, welche Gehorsam gegen die Obrigkeit und Ehrung des Königs zur Pflicht machen, — wir haben ein positives, tieferes Verhältnis zu König und Obrigkeit als die apostolischen Gemeinden zu den römischen Präfekten und einem Kaiser wie Tiberius oder Nero — sondern unserm Volk ist nur mit solcher Vaterlandsliebe gedient, welche den Träger selbst zu einem tauglichen, leistungsfähigen Bürger des Vaterlandes macht, zugleich auch sein Auge schärft für die sittlichen und sozialen Nöte seiner

Digitized by Google

Zeit und sein Herz willig macht, auch andere zu freier Persönlichkeitsbildung zu führen. Auch für die weibliche Jugend wird es nicht schwer fallen, den kirchlichen Religionsunterricht mit entsprechenden praktischen, gottgewollten Zielen der Gegenwart in Verbindung zu setzen. Wird das jetzt hell emporlodernde Streben des weiblichen Geschlechts nach selbständigem Erwerb und Teilnahme an Dienstleistungen für das öffentliche Wohl von der evangelischen Kirche mit Gleichgültigkeit behandelt, statt gepflegt und geleitet zu werden, so wird das weibliche Geschlecht, welches bisher noch die Hüterin der gefühlsmäßigen Frömmigkeit war, sich ebenso wie das männliche von der Kirche zurückziehen und sich einen außerkirchlichen oder kirchenfeindlichen Ausdruck ihrer heiligsten Bestrebungen schaffen.

Für den kirchlichen Religionsunterricht ist auch grundsätzlich zu fordern, daß denen, welche freiwillig sich daran beteiligen, zugleich bestimmte, den Fähigkeiten ihres Standes und ihrer Altersstufe entsprechende Tätigkeiten als kirchliche Pflichten überwiesen werden. Nur in freiem Schaffen findet man das Leben, auch das Leben in Gott. Für Gymnasiasten, welche zu einer kirchlichen Korporation zusammengeschlossen sind, wäre es z. B. ein bedeutsames Werk, wenn sie mit einem kirchlichen Verein aus den Kreisen der Handarbeiter sich in Fußball oder sonstigem Sport messen oder im Verein mit diesen sich aktiv am Gottesdienst beteiligen würden. Damit würde von der Kirche als solcher ein sozialer Hauch ausgehen, der kräftiger als viele private Wohlfahrtseinrichtungen die sozialen Klassengegensätze versöhnen könnte.

Der evangelische Glaube nach seiner lutherischen Ausprägung kennt bisher keine kirchlich organisierten Pflichten. Sobald nur die zentrale Heilstatsache im Glauben angeeignet ist, soll das ganze sittliche und kirchliche Wohlverhalten aus freier individueller Regung von selbst erwachsen, als ob die praktischen Aufgaben des sittlichen, sozialen und kirchlichen Lebens kinderleicht und selbstverständlich wären und nicht ihren eigenen, mühsam zu ermittelnden Gesetzen unterständen.

Darum dürfte es wohl die wichtigste Aufgabe der Gegenwart sein, den kirchlichen Religionsunterricht der heranwachsenden Jugend mit dem Dienst an den praktischen Aufgaben der Kirche zu verbinden. Die Lehrschriften des Neuen Testaments, deren dogmatische Ausführungen stets nur Begründungen und Anreizungen zu den höchsten, den Gemeinden gestellten Weltaufgaben

Digitized by Google

bilden, sind unter diesem Gesichtspunkt noch zu wenig studiert und ausgebeutet worden.

Nur wer reines Herzens ist, kann Gott schauen, nur wer Gottes Willen tut, kann die Wahrheit der Worte Christi erkennen, und jeder, welcher Glauben an Christus und den h. Geist besitzt, wird ein Schaffender und darf darauf rechnen, daß sein Lebenswerk kein vergebliches sein wird. Diese neutestamentlichen Grundgedanken darf der kirchliche Religionsunterricht gerade bei der gebildeten Jugend niemals aus den Augen lassen.

Wenn der Staat in dem theoretischen Religionsunterricht der höheren Bildungsanstalten freie Hand hat, so kann er den parallelen kirchlichen Religionsunterricht eben so frei gewähren lassen und braucht nur die allgemeine Polizeiaufsicht über dessen Einrichtung und Praxis sich vorzubehalten.

Es erübrigt noch, die höchste Stufe des kirchlichen Religionsunterrichts, die Vorbereitung der akademisch gebildeten Diener der Kirche für ihr Amt zu behandeln. Während die ersten Universitäten von der Kirche ins Leben gerufen waren, und ihre Angehörigen geistlichen Charakter trugen, ja auch vielfach der bischöflichen Gerichtsbarkeit unterstanden, ist seit der Reformation der akademische Unterricht eine staatliche Angelegenheit geworden. Die Besetzung der Dozentenstellen steht dem Staate zu und soll allein durch die Rücksicht auf die wissenschaftliche Tätigkeit erfolgen, doch haben da, wo dem Staate einflußreiche Kirchen gegenüberstanden, vielfach Kompromisse stattgefunden; nicht die wissenschaftliche Bedeutung eines Gelehrten wurde als die allein qualifizierende Vorbedingung zur Besteigung eines theologischen Lehrstuhls angesehen, sondern auch die Empfehlung des Bischofs, einer Synode oder eines kirchlichen Parteihauptes.

Daß dieser gegenwärtige Zustand als befriedigend empfunden wird, läßt sich nicht behaupten. Im 16. Jahrhundert entsprach es der inneren Logik der Verhältnisse, daß die theologische Fakultät, welche die neue lutherische Lehre zu verkündigen hatte, eine Staatseinrichtung war. Der Staat selbst war konfessionell und hielt die von den Theologen aus der Schrift geschöpfte Lehre für die absolute, durch sich selbst einleuchtende Wahrheit. Nicht nur die Dozenten der Theologie, sondern auch die der übrigen Fakultäten wurden auf die Bekenntnisschriften verpflichtet, und Neigung zu Calvinistischen Lehren oder zum Katholizismus wurde nicht nur bei Pfarrern und Professoren, sondern auch bei hohen

Digitized by Google

Staatsbeamten mit Verbannung, Gefängnis oder dem Tode bestraft.

Die Weltanschauung der Bekenntnisse des 16. Jahrhunderts ist durch die moderne Wissenschaft längst gesprengt worden; diese folgt ihrem eigenen Gesetz und lehnt es grundsätzlich ab, irgend eine Aussage des christlichen Glaubens über Dinge, welche Gegenstände wissenschaftlicher Forschung sind, als für sich verbindlich anzuerkennen. Darum ist die Stellung der theologischen Fakultäten im Verbande der Universitäten eine problematische geworden. Die Organe der Kirche verlangen immer nachdrücklicher, daß die kirchliche Approbation der theologischen Lehrer der für die Berufung ausschlaggebende Faktor sein solle, und der Staat wie die evangelisch-theologischen Fakultäten selbst betonen dagegen die Unantastbarkeit der wissenschaftlichen Forschung auch in der Theologie. Diese Freiheit besteht aber bereits nicht mehr uneingeschränkt, wenn in der kirchlichen Parteipresse jedes einer bestimmten Richtung mißliebige Resultat wissenschaftlicher Forschung als Unglaube gebrandmarkt und die Entfernung des Forschers aus seiner Stelle gefordert wird. Die innere Ruhe, Sicherheit und Unbefangenheit des Forschens geht dabei ebenso verloren wie der Gedanke der einheitlichen Methode der Forschung.

Es gibt in der Theologie schon nicht mehr ein einheitliches Gesetz der wissenschaftlichen Arbeit, man redet von katholischer und protestantischer Wissenschaft, von positiver und negativer, von liberaler und orthodoxer Theologie; und doch untersteht die aufrichtige, selbstlose Wissenschaft ihrem eigenen Gesetz, welches stärker ist als alle vorgefaßten Meinungen und künstlich gezüchteten Resultate. Schon mancher Dozent, der als Vertreter einer bestimmten kirchlichen Richtung auf einen akademischen Lehrstuhl berufen war, hat erfahren müssen, daß bei tieferer wissenschaftlicher Forschung sein früherer Standpunkt dahinschmolz wie Schnee an der Sonne, und daß eine vielleicht ihm selbst, mehr aber noch seiner Partei unliebsame Wandlung über ihn gekommen war.

Darum gibt es nur einen Ausweg: Beseitigung der theologischen Fakultäten und Scheidung der Vorbildung der Pfarrer in eine wissenschaftlich-theoretische und eine kirchlich-praktische. Der Staat muß verlangen, daß die pfarramtliche Lehrtätigkeit in den beiden großen privilegierten christlichen Konfessionen nur von solchen Personen ausgeübt wird, welche die dem Durchschnitt der Zeit entsprechende wissenschaftliche Bildung sich angeeignet haben,

Digitized by Google

die Verantwortung für die weitere kirchliche Ausbildung kann er dann den Kirchen überlassen.

Die Änderungen der bestehenden Praxis werden dabei nicht sehr bedeutend sein.

Der Staat fordert von den künftigen Pfarrern, als den Leitern der religiösen Unterweisung des Volkes, eine wissenschaftliche Befähigung, welche wesentlich auf dem Gebiete der Religionswissenschaft nachzuweisen ist. Die unerläßlichen Gebiete der Forschung sind die Quellen der christlichen Offenbarung (Altes und Neues Testament), welche nur aus dem Zusammenhang mit der Denkweise der Entstehungszeiten richtig verstanden werden können, dazu tritt Kenntnis der Kirchengeschichte und der Geschichte des philosophischen Denkens, insbesondere der Religionsphilosophie. Wer das Amt eines Pfarrers bekleiden will, hat sich in sechs Semestern eine wissenschaftliche Bildung auf dem Gebiet der Religionswissenschaft anzueignen und über den genügenden Erwerb sich durch eine Prüfung in den drei Hauptfächern, dem exegetischen, dem historischen nnd philosophischen auszuweisen. Diese Forschungen beziehen sich auf Gegenstände der Vergangenheit und lassen eine unparteiische sachliche Behandlung zu. Dagegen scheiden diejenigen Gebiete der Forschung, welche bestimmt sind, die einzelnen Konfessionskirchen weiter zu bauen, aus der vom Staat geleiteten universitas literarum aus, bis sie geschichtlich geworden sind, d. h. herausgehoben aus den jeweiligen Parteiströmungen geklärte Resultate ergeben haben.

Es verbleiben demnach der konfessionell-kirchlichen Unterweisung die Einführung in die Bekenntnisse, die daraus sich ergebende kirchliche Glaubens- und Sittenlehre sowie die Anleitung zur Ausübung der pastoralen Tätigkeit und was sonst in die praktische Theologie hineinfällt. Auf diesem Gebiet hat die Kirche unbeschränkte Freiheit, ihrer Methode zu folgen, während ihr auf den Betrieb der Universitätswissenschaft keine direkte oder indirekte Einwirkung zusteht.

Die kirchliche Vorbereitung der jungen Theologen für das geistliche Amt geschieht in den Predigerseminaren, welche zu diesem Zweck eine Erweiterung und Vermehrung erfahren müßten. Es würde billig sein, wenn der Staat hierzu eine Unterstützung gewährte insbesondere dadurch, daß er diejenigen akademischen Professoren, welche er bisher als Lehrer der praktischen Theologie angestellt hat, diesen Seminaren überwiese und letztere mit dem nötigen wissenschaftlichen Material ausstattete. Der Aufenthalt

Digitized by Google

auf diesen Anstalten würde mindestens zwei Jahre dauern und praktische Übungen im Unterrichten, Predigen, in Verwaltungs- und Vereinstätigkeit mit wissenschaftlichen Studien verbinden, so daß die Abschlußprüfung den Zugang zum Amt eröffnen könnte, ohne daß noch der Besuch eines Lehrerseminars oder ein Vikariatsjahr erforderlich wäre. Da die Kandidaten in dieser Zeit in enger Lebensgemeinschaft stehen, so ist dadurch auch die Pflege des frommen Gemeinschaftslebens und ein Austausch der persönlichen Glaubensüberzeugungen ermöglicht.

Diese grundsätzlichen Andeutungen über die Scheidung von staatlichem und kirchlichem Religionsunterricht müssen hier genügen, da nur die Möglichkeit einer reinlichen Scheidung aufgewiesen werden soll; die praktische Durchführung wird immerhin noch eine Fülle von technischen Auseinandersetzungen und Übergangsbestimmungen nötig machen.

Zum Schluß ist noch darauf hinzuweisen, welchen Gewinn die vorgeschlagene Scheidung bringen würde. Sie wird dem Frieden dadurch dienen, daß sie die vorhandenen Gegensätze zwischen Staat und Kirchen sowie zwischen Glauben und Wissenschaft nicht verhüllt und dadurch zu einem schleichenden Übel macht, sondern sie klar herausstellt und jedem Faktor, dem staatlichen wie dem kirchlichen Interesse, ein besonderes Gebiet selbständiger Betätigung zuweist.

Der Zwiespalt, der überwunden werden muß, wird in die Seele des Einzelnen gelegt, welcher als kirchlicher Lehrer dienen will, sei es als Religionslehrer oder als Pfarrer. Dort ist der Schauplatz, auf welchem dieser geistige Kampf zum Austrag gebracht werden muß. Der frühere Konfessionsstaat konnte wohl verlangen, daß innerhalb seiner Grenzen nichts gegen die anerkannte, rechtlich geschützte Glaubenslehre gelehrt oder geschrieben werden solle, weder öffentlich noch privatim. Das ist jetzt in einer Zeit, in der die Wissenschaft, wie überhaupt jede sachliche Meinungsäußerung freigegeben ist, für immer vorbei. Die Wissenschaft folgt ihrem eigenen Gesetz in ihrem Gewissen, und der persönliche Glaube des Christen muß sich um seiner Selbstbehauptung willen immer aufs neue mit allen wissenschaftlichen Ergebnissen abfinden, da diese nichts anderes als göttliche Wirkungen im Natur- und Geistesleben aufweisen können.

Im Volksschulunterricht hat man den Grundsatz aufgestellt, daß der Unterricht jeder Klasse in einer Hand liegen müsse, d. h. daß der Klassenlehrer auch den Religionsunterricht erteilen müsse,

Digitized by Google

weil nur auf diese Weise eine organische Einheit des dargebotenen weltlichen und religiösen Stoffes erzielt werde. Aber die Kraft des christlichen Glaubens kann niemals in einer bestimmten Stoffauswahl, in einem vorsichtig zusammengestellten System von Lehrsätzen aus allen Wissensgebieten liegen; das wäre ein Wiederaufleben des Konfessionsstaates! Nur die Persönlichkeit des Lehrers, der einen festen Glaubensstandpunkt gefunden hat, vermag Große und Kleine ersprießlich in Religion zu unterrichten, und dieser Erfolg wird auch dann eintreten, wenn er außer dem Religionsunterricht keine anderen Stunden erteilt.

Man muß angesichts der unausgeglichenen Gegensätze der Gegenwart, welche zwischen wissenschaftlicher Weltanschauung und Christentum und anderseits zwischen Ultramontanismus und Protestantismus bestehen, wohl oder übel darauf verzichten, staatlicherseits allen Beamten und Lehrern einen kirchlichen Charakter aufprägen zu wollen, um dadurch den Staat christlich zu erhalten. Die erschreckende Unkirchlichkeit, ja Irreligiosität in den Kreisen der breiten Volksmassen, welche alle mindestens bis zur Schulentlassung einen von der christlichen Glaubenslehre durchtränkten Unterricht empfangen haben, weist deutlich genug auf den Bankerott dieses Systems hin. Das staatskirchliche Christentum gilt als etwas Selbstverständliches, ja als ein Verhängnis, dem man äußerlich nicht entfliehen kann. Um in der Kirche vollberechtigtes Mitglied zu werden und zu bleiben, hat man so gut wie nichts zu tun, während ein Austritt aus der Kirche, deren Gedankenwelt man längst entfremdet ist, zu Unannehmlichkeiten allerlei Art führt.

Die Scheidung zwischen staatlichem und kirchlichem Religionsunterricht würde auf Staat wie auf Kirche eine erlösende Wirkung ausüben. Der Staat hat damit seine Pflichten gegen das Volk, für dessen leibliches und geistiges Wohlergehen er zu sorgen hat, in vollem Umfange erfüllt, und ebenso hat die Kirche volle Freiheit, ja alle nur gewünschte Unterstützung, mit geistlichen Mitteln ihre Gemeinden zu sammeln und eine erneuernde Wirkung auf die Gewissen auszuüben. Mögen einzelne die Trennung des Religionsunterrichts zum Vorwand nehmen, ihre Kinder dem kirchlichen Unterricht nicht mehr zuzuführen, so hat das nicht viel zu bedeuten; die Kinder aus diesen Kreisen waren bisher schon nach ihrer Schulentlassung für die kirchliche Einwirkung verloren; auch die jetzt im Konfirmandenunterricht gegebenen Anregungen können sich entgegen der antichristlichen Einwirkung der Eltern

Digitized by Google

nicht zur Blüte und Frucht entfalten. Es wird ein größerer Segen sein, wenn durch die Scheidung allen deutlich vor die Augen gestellt wird, daß der christliche Glaube nicht eine Lehre ist, die man schulplanmäßig vorgetragen bekommt, um sie dann als einen toten Wissensschatz mit sich herumzutragen, sondern eine Kraft Gottes, welche eine enge Gemeinschaft mit Gott und den Glaubensgenossen schafft und das Menschenleben zu neuer, fruchtbarer Tätigkeit bestimmt.

Handelte es sich bei der Auseinandersetzung auf dem Gebiet des Religionsunterrichts allein um den Staat und die evangelische Landeskirche, so könnte der bestehende Zustand wohl noch ein Menschenalter andauern, ehe seine Unhaltbarkeit allgemein empfunden würde. Aber zum Glück hat sich unserem Staatswesen der Ultramontanismus auf den Nacken gesetzt, welcher wie eine Bremse ein edles Pferd ihn mit dem Stachel der Parität peinigt und ihm in der äußern wie in der innern Politik keine Zeit zu ruhiger Überlegung und Handeln nach klaren, weiten Zielen läßt.

Würde diese vorgeschlagene reinliche Scheidung des Religionsunterrichts gesetzlich durchgeführt, dann würde im preußischen Landtage beim Kultusetat endlich die Klage über Vergewaltigung der Kirche seitens des Staates verstummen, die Schachergeschäfte, welche mit dem bedrohten oder nicht genug unterstützten Glauben getrieben werden, würden aufhören, und es würde durch die Landtagsverhandlungen nicht immer wieder nervöse Beunruhigung gerade in die besten Kreise des Volks getragen werden. Vor allem aber würde der Ultramontanismus seine Macht über die Schule und damit auch zum wesentlichen Teile sein immer zugkräftiges Agitationsmittel zur Fanatisierung der Massen verlieren. Der Pfarrer wäre nicht mehr Orts- und Kreisschulinspektor, und der Lehrer wäre nicht mehr gezwungen, sich zum gefügigen Werkzeug der ultramontanen Propaganda zu erniedrigen.

Wie weit die staatliche Gewalt über die schulpflichtige Jugend, die Fortbildungsschüler eingeschlossen, gebraucht wird, um die Jugend dem Gesetz der römischen Kirche untertan zu erhalten, geht aus einer Äußerung hervor, welche ich persönlich aus dem Munde eines katholischen Volksschullehrers gehört habe. Mir war aufgefallen, daß in einem wesentlich katholischen Bezirk in der Woche von Palmsonntag bis Ostern kein einziger Tag außer den gesetzlichen Feiertagen schulfrei war, obwohl der Unterricht fast alle Tage der Gottesdienste halber ausfiel. Als ich meine

Digitized by Google

Verwunderung darüber aussprach, erhielt ich die Antwort: Glauben Sie denn, daß die Schulkinder und Fortbildungsschüler, welche in der österlichen Zeit beichten müssen, freiwillig kommen würden, wenn sie nicht von der Schule zur Beichte geführt würden?

Der Staat hat nicht die Verantwortung für das persönliche Seelenheil des einzelnen, er kann auch weder zum evangelischen Glauben führen noch die evangelische Kirche in der Anwendung der ihr von Gott zur Ausbreitung des Glaubens anvertrauten Gnadenmittel direkt unterstützen; er arbeitet mit den Mitteln des Rechts, der Bildung und der allgemeinen Wohlfahrtspflege. Aber die römische Kirche als weltliche Macht, die den Rechtsanspruch auf Weltherrschaft erhebt und alle weltlichen Machtmittel zur Erreichung ihres Zieles nötig hat, beansprucht den starken Arm des Staates und weiß ihn sich durch das liberal klingende Schlagwort „Parität" mit staunenswerter diplomatischer Kunst untertan zu machen.

Wohlan! Hier ist Parität = Rechtsgleichheit; hier ist dem Staat der Unterricht überwiesen, dessen Pflege ihm als der Organisation aller Kulturfaktoren zusteht; hier ist jede Konfessionskirche auf eigene Füße gestellt, Luft und Licht sind gleicherweise verteilt, ein freier Wettkampf ist möglich. Mir ist nicht zweifelhaft, welche Waffen sich als die stärkeren, göttlichen erweisen werden.

Ebensowenig zweifele ich auch daran, daß die römische Kirche gegen den Vorschlag dieses Aufsatzes, welcher allen ihren Wünschen entsprechen müßte, da er ihr auf Grund der preußischen Verfassung volle Parität mit der evangelischen Kirche und freien Religionsunterricht bringt, am lautesten ihre Stimme erheben wird, weil sie die Gefahr wittert, welche eine Entziehung der staatlichen Machtmittel auf dem Gebiet des kirchlichen Unterrichts für sie bedeutet.

Digitized by Google

Die Neugestaltung des Militärpensionsgesetzentwurfs.

Von A. Rogalla von Bieberstein.

Die neue Gestaltung des Militärpensionsgesetzentwurfs liegt nunmehr im Wortlaut vor, so daß eine Erörterung der Hauptpunkte seines Inhalts und seiner Tragweite in dem Moment, wo derselbe dem Reichstage zugeht, für weite Kreise von besonderem Interesse sein dürfte, und dazu beitragen kann, erwünschte und gebotene Änderungen für die definitive Gestaltung des Gesetzes durch den Reichstag anzuregen. Das Gesetz war in seinen Hauptmomenten bereits bekannt, und in einem sehr großen Teil der von ihm betroffenen Kreise hat sich bereits ein sehr ungünstiges Urteil über dasselbe gebildet. Man macht ihm zum Vorwurf, daß es einer derartigen Einwirkung der Sparsamkeit, um nicht zu sagen der Knauserei, unterliege, die mit den wenigen Millionen, die das Gesetz in seiner vorgeschlagenen Fassung erspart, in keinem Verhältnis zu dem durchgreifenden Nutzen, den es in ausgiebigerer Gestalt schaffen könne, und zu dem $2^1/_2$ Milliarden Gesamtbudget des Reiches stehe. Nachdem man bereits das: „bis dat qui cito dat“ unberücksichtigt ließ, gelangt der Gesetzentwurf nunmehr in derart abgeänderter Fassung und Tragweite zur Vorlage, so daß, während die Regierung für das Kriegsmaterial, wie neue Geschütze und Gewehre, neue Schlachtschiffe, Ausgestaltung der Befestigungen, wie noch jüngst derjenigen des Oberrheins und des Elsaß, neue Truppenübungsplätze ꝛc. stets ohne Einschränkung fordert, nunmehr von der Einsicht und dem Wohlwollen des Reichstages erwartet werden darf, daß er die materielle Lage der verabschiedeten Offiziere in durchgreifender und umfassender Weise aufbessert, da ihre Pensionen nicht mehr mit den heutigen Anforderungen der Lebenshaltung der mittleren Klassen, geschweige denn einer standesgemäßen, sich im Einklang befinden. Überdies soll die Regierung Vorschlägen des Reichstags zur Verbesserung des Gesetzentwurfs nicht abgeneigt sein.

Als der am meisten angegriffene Punkt des neuen Gesetzes stellt sich derjenige dar, daß die Erhöhung der an Stelle von 50 % auf $^{20}/_{60}$ des Diensteinkommens herabgeminderten Grundpension des neuen Entwurfs, die anstatt mit 40 Dienstjahren schon

Digitized by Google

mit 35 ihr Maximum von 75 % des Diensteinkommens erreichen soll, vom 1. April 1905 ab nur auf die alsdann ausscheidenden, jedoch nicht die seit 1871 ausgeschiedenen Offiziere, Militärärzte 2c. und zwar für alle Kriegsteilnehmer aus den Kriegen vor 1870/71 und den nachher vom Deutschen Reiche geführten, jedoch nur auf diejenigen Teilnehmer an jenen Kriegen sich erstrecken soll, die ein volles Kriegsjahr haben. Ferner aber auf die vor zehnjähriger Dienstzeit bis zur Dienstunfähigkeit Dienstbeschädigten. In dieser Fassung des Gesetzentwurfs aber liegt die starke Inkonsequenz, daß während man die Aufbesserungsbedürftigkeit der verabschiedeten Offiziere anerkennt, die große Masse derselben, und zwar die nach 1871 pensionierten, und nicht inzwischen in China oder Afrika verwandten, von dieser Aufbesserung nicht betroffen werden soll. Die Anzahl der pensionierten Offiziere, Militärärzte 2c. des deutschen Heeres beträgt etwa 10000. Von ihnen leben allerhöchstens noch 2000, die die Kriege bis 1870/71 inkl. mitgemacht haben, so daß die Masse der Pensionierten von der Aufbesserung des neuen Gesetzes unberührt bleibt. Ebenso aber auch alle 1870/71 dienenden Offiziere, die kein volles Kriegsjahr haben, auch wenn sie nur $^4/_5$, $^3/_4$ oder $^1/_2$ Jahr Kriegsdienste in Frankreich leisteten. Auch hierin liegt offenbar eine Unbilligkeit, da sie rein dem Zufall ihrer dienstlich befohlenen Verwendung unterlagen. Ferner aber scheint es nicht billig, daß die Kriegsteilnehmer mit einem vollen Kriegsjahr nach ihren alten, vor den inzwischen eingetretenen Gehaltsaufbesserungen bestehenden Diensteinkommens- und Pensionssätzen behandelt werden sollen. Denn es ist widersinnig, diesen Kriegsteilnehmern nicht die volle Pensionsaufbesserung zuteil werden zu lassen, während ihre mit 1905 pensionierten Kameraden, mit nur noch verschwindenden Ausnahmen, dem Lande nur Friedensdienste leisteten. Wenn der neue Entwurf durch seine Herabminderung der Grundpension gegen den früheren die mit geringer Dienstzeit ausscheidenden jungen Offiziere nicht unerheblich benachteiligt, so läßt sich dafür einwenden, daß diese Offiziere sämtlich, wenn sie kein eigenes Vermögen besitzen, zwar zur Wahl eines neuen Lebensberufs genötigt, jedoch in Anbetracht ihres jugendlichen Lebensalters und ihrer dementsprechend körperlichen und geistigen Frische dazu auch imstande sind. Anzuerkennen ist in dem neuen Entwurf, daß er die im Militärdienst wieder verwendeten inaktiven Offiziere, und somit die Bezirkskommandeure und Bezirksoffiziere 2c. in die höhere Pensionsaufbesserung von 1905 einschließt, sowie, daß fortan die

Digitized by Google

Offiziere nach der Verabschiedung noch für drei Monate die bisherigen Bezüge ihres Diensteinkommens erhalten. Denn dadurch wird ihnen der meist mit einem Umzuge, stets aber mit Beschaffung vollständigen Zivils, oft mit starkem Verlust beim Pferdeverkauf, verknüpfte Übergang ins bürgerliche Leben wesentlich erleichtert. In ähnlicher Hinsicht verdient ferner die Belassung der Pension auf 3 Monate an die Hinterbliebenen für den Fall des Todes eines Pensionärs Anerkennung. Auch der Herabsetzung der Kriegs- und Verstümmelungszulage um je 180 Mk. kann in Anbetracht ihrer bisherigen Höhe und der inzwischen eintretenden Pensionsverbesserung nur zugestimmt werden. Daß jedoch etwa mit dem neuen Gesetzentwurf die Pensionssteigerung der Offiziere eine den heutigen Lebensansprüchen entsprechende Erhöhung erfahren werde, müssen wir bestreiten. Denn die 35jährige Dienstzeit wird bei dem durchschnittlichen Pensionierungsalter der Hauptleute von 42, dem der Majors von 48 Jahren nur von den höheren Offizieren erreicht, und beispielsweise beträgt die Pensionssteigerung eines Majors von 36jähriger Dienstzeit, der den Krieg mitgemacht hat, nach dem neuen Gesetzentwurf nur 435 Mk., eine Summe, die als eine wesentliche, durchgreifende Hilfe für eine Offiziersfamilie mit durchschnittlich drei Kindern nicht gelten kann.

Die vorliegende Fassung des neuen Gesetzentwurfs hat daher, wie begreiflich, in den betreffenden weiten, auf seine rückwirkende Kraft hoffenden Kreisen schwere Enttäuschung hervorgerufen. Denn so sehr man in ihnen auch den Kriegsinvaliden, den Kriegsteilnehmern und den Friedensdienstbeschädigten die rückwirkende Kraft des neuen Gesetzes gönnt, so macht man doch auch geltend, daß die Kriegsinvaliden und Dienstbeschädigten bereits durch gesetzlich normierte erhebliche Zulagen und sonstige Zuwendungen, wie freie Bäder und Kurgebrauch in den Militärkuranstalten 2c., derart gestellt sind, daß ihrer etwaigen Pflegebedürftigkeit 2c. schon gebührende Rechnung getragen ist, daß jedoch im übrigen die ihnen zugedachte Erhöhung der Pension für ihre Existenzaufbesserung nur ganz denselben Ansprüchen und Bedingungen unterliegt, wie für alle übrigen nicht kriegsinvaliden und nicht dienstbeschädigten Pensionsempfänger. Ja in nicht wenigen Fällen könnten die Invaliden und Dienstbeschädigten selbst als in mancher Richtung als bedürfnisloser gelten. Wenn man hiergegen etwa einwenden wollte, daß die nicht kriegsinvaliden und die nicht dienstbeschädigten Pensionäre dafür noch in höherem Grade erwerbsfähig seien, so

Digitized by Google

schließt einerseits das zunehmende Lebensalter und die damit immer mehr abnehmende Anpassungsfähigkeit an neue Berufsverhältnisse der Männer, welche 1870 und vor 1870 kämpften, und die sich heute fast sämtlich in oder doch nahe den 60ern befinden, eine Erwerbstätigkeit mit wenigen Ausnahmen aus, und ist die Anstellung im Zivildienst bei ihnen, wie auch bei vielen der mit 1905 Ausscheidenden durch die geltenden Bestimmungen auf jüngere Lebensjahre verwiesen und daher ausgeschlossen. In jenen reiferen Jahren aber in denen sich auch ein großer Teil der 1905 zur Verabschiedung gelangenden Offiziere befindet, entstehen durch die Versorgung erwachsener, noch des Zuschusses bedürftiger Kinder, sei es sich noch in einem Beruf einarbeitender oder noch nicht angestellter oder der Zulage bedürfender Söhne, sowie ins Leben getretener, erwachsener Töchter, die größten materiellen Anforderungen. Da aber von den etwa 10000 verabschiedeten Offizieren des deutschen Heeres, die die Kriege von 1870 und vorher mitmachten, wie erwähnt, höchstens noch 2000 auf jene Kriege entfallen, so wäre das Pensionsgesetz in seiner neuen Form ohne rückwirkende Kraft für die Masse der verabschiedeten Offiziere ein Schlag ins Wasser, und sehr richtig bemerkt General Rohne in der „Deutschen Monatsschrift“: „Entweder sind die jetzigen Pensionssätze ausreichend, dann liegt kein Grund vor, sie zu erhöhen, oder aber sie sind zu niedrig, dann entspricht es doch nur der Gerechtigkeit, die erhöhten Sätze auch denjenigen zugute kommen zu lassen, die so lange Jahre schon mit den als unzulänglich erkannten Pensionen gedarbt haben. Warum wird gerade ihnen, die zum großen Teil mit Begeisterung Leben und Gesundheit in den Kämpfen zur Begründung der deutschen Einheit eingesetzt haben, diese Wohltat vorenthalten, während die hilfsbedürftigen Veteranen aus jener Zeit einen Ehrensold auch dann erhalten sollen, wenn die Herabsetzung ihrer Arbeitskraft durchaus unabhängig von den Anstrengungen jener Kriege eingetreten ist? Warum erhalten die alten Offiziere aus jener Zeit weniger Pension als ihre um zehn Jahre jüngeren Kameraden lediglich deshalb, weil sie den Dienst verlassen haben, ehe der Entwurf Gesetzeskraft erhalten hat? Die Gerechtigkeit fordert, daß sie wenigstens nicht schlechter gestellt werden.“

Wenn aber mit dem neuen Gesetz ausgesprochen wird: Wir erkennen an, daß die jetzigen Pensionen zu gering sind, können jedoch nur den von 1905 ab zu Pensionierenden und den Kriegsteilnehmern und den Dienstbeschädigten die neue höhere

Digitized by Google

Pension gewähren, die übrigen Pensionierten aber müssen weiter darben, so bedarf es keines besonderen Kommentars, um sich die Wirkung eines derartigen Vorgehens in den betreffenden Kreisen vorzustellen. Man fordert und gibt, meint man in ihnen, für das Material und aktive Personal von Armee und Marine stets mit vollen Händen — wir erinnern nochmals an die Gehaltserhöhungen in neuester Zeit, die Pferdegelder, die Erweiterung der Unterstützungsfonds, neue Geschütze und Gewehre, Umbau von Kriegsschiffen usw. —, allein für die Hebung des Notstandes beim bei weitem größten Teil des Personals der Inaktiven geschieht nichts, und die Pensionen derer, die die Kriege mitmachten, sind heute niedriger und sollen es bleiben, wie die derjenigen, die keinen Krieg, jedoch die Gehaltsaufbesserungen der letzten Jahre und die daraus resultierende Pensionssteigerung mitgemacht haben. Unter der Ägide des ersten Reichskanzlers wäre dies sicher nicht geschehen, und der Fürst hätte namentlich einem der Pensionserhöhung mit rückwirkender Kraft geneigten Reichstag gegenüber mit beiden Händen zugegriffen.

Wenn aber Staatskunst darin besteht, die verschiedenen, sich gegenüberstehenden Forderungen im Staatsleben nach ihrer Bedeutung und Tragweite richtig gegeneinander abzuwägen und danach zu bemessen, so kann es unseres Dafürhaltens nur als ein schwerer Fehler bezeichnet werden, wenn man bei der Gesamtheit der vielfach zu vorzeitiger Untätigkeit und Unerwerbsfähigkeit verurteilten Inaktiven, mit den erwähnten geringen Ausnahmen, durch die Nichtaufbesserung ihrer als unauskömmlich anerkannten Lage nicht nur große Unzufriedenheit hervorruft, sondern allen denjenigen unter ihnen, welche kein Privatvermögen besitzen, und dies sind bei weitem die meisten, es materiell einfach unmöglich macht, fernerhin ihre Söhne Offizier werden zu lassen, denn die sogenannte „Königszulage“ die in neuester Zeit von 30 auf 50 Mk. für diejenigen Offiziere erhöht werden mußte, welche keine Zulage von zu Hause beziehen, vermag selbstverständlich nur einer sehr geringen Anzahl der etwa 12000 Leutnants des Heeres gewährt zu werden, und ihre Steigerung läßt sehr deutlich erkennen, in welchem Maße die materiellen Lebensansprüche heute überhaupt, und nicht nur in der Armee, gestiegen sind. Wie soll aber ferner ein Stabsoffizier, der durchschnittlich mit 48 Lebensjahren verabschiedet wird und alsdann, mit 20 Jahren Offizier geworden, bei 28jähriger Dienstzeit nur etwa 3900 Mk. Pension erhält und der entweder ohne das sogenannte Kommiß-

Digitized by Google

vermögen geheiratet oder dasselbe, sobald es nicht mehr nachgewiesen zu werden brauchte, aufgebraucht hat, von dieser Einnahme, deren er zur Existenz seiner Familie bis auf den letzten Pfennig bedarf, 600 oder gar 1200 Mk. zur Zulage und etwa 400 Mk. für besondere Zuschüsse zu Urlaubsreisen, Uniformänderungen usw. für ein oder zwei Söhne im Heere verwenden, geschweige denn ein verabschiedeter Hauptmann oder Stabsoffizier, der nicht ins Bataillonskommandeurgehalt gelangte? Auf die Königszulage aber haben die Söhne dieser Chargen nur in seltenen Fällen Anspruch, da es in den Söhnen von Witwen oder vor dem Feinde gefallener oder schwer verwundeter Offiziere noch Anspruchsberechtigtere gibt.

Die dem Heere nachteiligen Folgen dieser Verhältnisse machen sich bereits in demselben in dem namentlich bei der Infanterie herrschenden Offiziersmangel empfindlich fühlbar, der bereits etwa 1200 Infanterieoffiziere oder 13,4% beträgt, und wenn man etwa glaubt, dem Offiziersmangel mit dem neuen Pensionsgesetz abhelfen zu können, so irrt man sich darin insofern, als seine Wirkung erst ganz allmählich im Laufe der Jahre einzutreten vermag. Denn die Armee ist zum weitaus größten und anerkannt qualitativ geeignetsten Teil auf die Söhne der zurzeit verabschiedeten 10000 Offiziere angewiesen, und nicht etwa in quantitativer Hinsicht auf die der aktiven. Denn bei den üblichen frühen Verabschiedungen haben von den aktiven nur Generale und eine sehr geringe Anzahl der Infanterie-Regimentskommandeure Söhne als Offiziere in der Armee. Überdies kann die leider seit geraumer Zeit notwendige Erörterung der mißlichen materiellen Verhältnisse der Offizierslaufbahn im Lande nichts weniger wie anregend zum Eintritt in dieselbe wirken. Die Beseitigung dieser Mißstände, und besonders des herrschenden Offiziersmangels, aber wird jedem objektiven Beurteiler als weit wichtiger für das Heer und das Land erscheinen, wie etwa die Vermehrung der Kavallerie, die Einführung der Rohrrücklaufgeschütze, die Vermehrung der Maschinengewehrabteilungen und der Bataillone an der russischen Grenze, und selbst die etwaige Neuforderung der seinerzeit als unerläßlich bezeichneten 7600 Mann Infanterie. Denn das Offizierkorps bildet bekanntlich in Deutschland mehr noch wie anderwärts den Kern und das feste Gerüst des Heeres, und durch Zurücksetzung seines inaktiven, jedoch bei der Mobilmachung vielfach beanspruchten und unentbehrlichen Teils, der, wie erwähnt, den wichtigsten Ersatz des aktiven Offizierkorps liefert und durch tausend Fäden und Be-

Digitized by Google

ziehungen mit ihm eng verknüpft ist, Unzufriedenheit in dasselbe tragen und dasselbe z. T. sogar auf sehr wenig standesgemäße Erwerbstätigkeit zu verweisen, kann gegenüber seinen allgemein anerkannten, ausgezeichneten Kriegs- und Friedensleistungen, die das Reich wesentlich mit gründeten und seinen heutigen gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung schufen, nur als ein schwerer Verstoß gegen sehr wichtige politische Imponderabilien erscheinen. Denn jene Unzufriedenheit wird in weiten Kreisen nachwirken, und ebenso das infolge der unzureichenden Versorgung und daher unstandesgemäßer Erwerbstätigkeit sich herabmindernde Ansehen des Offizierstandes in der Zivilbevölkerung, und immer mehr werden ihm bisher fremde Elemente zu ihm Eingang finden, die, über beträchtliche Mittel verfügend, den Offiziersberuf nur seiner äußeren Glanzseite halber als ein pour passer le temps wählen, um, wenn er ihnen nicht mehr paßt, unabhängig wie sie sind, sich auf ihren Besitz zurückzuziehen.

Als symptomatisch für die herrschende Notlage unter den verabschiedeten Offizieren aber muß unter anderem erscheinen, daß sich unlängst aus den Kreisen der Inaktiven heraus in Berlin ein Verein zur Errichtung von Heimstätten für bedürftige Töchter von verstorbenen Offizieren und höheren Beamten bildete, da die jetzigen Pensionen selbstverständlich keine Ersparnisse ihrer Empfänger für diesen Zweck gestatten, bei angemessener Erhöhung jedoch wenigstens den Einkauf in eine Lebensversicherung erlauben würden.

Was die Abminderung der Anfangspension von $^{50}/_{100}$ des Gehalts auf $^{20}/_{60}$ betrifft, so liegt auch hierbei eine schlecht angebrachte Sparsamkeit zugrunde, denn wenn man die Militärpensionäre einmal aufbessern will, so sollte man dies, obgleich für sie nicht so dringend, auch für die jüngeren Offiziere gründlich tun und die dafür günstige Disposition des Reichstags benutzen, um nicht in Anbetracht der sich ständig steigernden Lebensansprüche nach kurzer Zeit wieder genötigt zu sein, mit neuen Forderungen zu kommen, für welche der Reichstag alsdann vielleicht weit weniger günstig gestimmt ist.

Wenn neuerdings darauf hingewiesen wurde, daß das neue Pensionsgesetz namentlich auch auf die Besserung der Lage der verhältnismäßig noch jungen Offiziere, welche verabschiedet werden, abziele, und die ihre noch der Erziehung bedürfenden Kinder auf Schulen oder in Pensionen schicken müssen, so erscheint uns dies Ziel, so sehr wir auch jener Kategorie von Offizieren jene Auf-

Digitized by Google

besserung gönnen, einerseits durch die Annahme der Grundpension von $^{20}/_{60}$ statt $^{50}/_{100}$ aufgegeben, anderseits aber, wie bemerkt, als kein so wichtiges, wie die Aufbesserung der alten Offiziere. Denn alle diese jüngeren Offiziere sind ihren Jahren und den Bestimmungen über die Anstellung im Staats- und Zivildienst nach in der Lage, und, wenn sie, wie in der Regel, kein Privatvermögen besitzen, auch ungeachtet der geplanten Aufbesserung ihrer Pensionen gezwungen, einen neuen Lebensberuf, sei es im Staatsdienst, bei den Garnisonverwaltungen, Proviantämtern, Lazaretten, dem Postdienst oder als Distrikts- oder Badekommissare, Bureauvorsteher, Gefangenenanstaltsdirektoren usw. usw. oder im Kommunaldienst als Polizeioffiziere, Standesbeamte oder Bürgermeister usw. oder im Privatdienst zu ergreifen, da mit dem Heranwachsen ihrer Familie auch ihre neue Militärpension nicht ausreicht. Für den Stabsoffizier und älteren Hauptmann aber, die im Durchschnitt, wie erwähnt, mit 48 Jahren bezw. Anfang der Vierziger ausscheiden, erscheint eine Pensionserhöhung aus dem Grunde gebotener, als sie einerseits durch eine längere und weit verantwortungsreichere Diensttätigkeit sich den Anspruch darauf erwarben, und als anderseits, wie bemerkt, nicht nur ihr Lebensalter und infolgedessen geringere Anpassungsfähigkeit an neue Verhältnisse, sondern auch die hinsichtlich des Lebensalters geltenden Bestimmungen ihre Wahl eines neuen Lebensberufes im Staats- oder Kommunaldienst und selbst im Privatdienst in den meisten Fällen ausschließen. Für sie sind im wesentlichen nur die 290 Bezirkskommandos und 140 Militärpostämter und die Gendarmeriestellungen vorhanden. Allein die Postämter bleiben sehr lange, oft Jahrzehnte, von ihren Inhabern besetzt, und wenn auch die Bezirkskommandos grundsätzlich nur fünf Jahre innebehalten bleiben, so gelangen doch nur etwa 60 jährlich zur Vergebung, während sich für sie etwa 180 Anwärter alljährlich vorfinden. Was ferner die Lebensansprüche der in verhältnismäßig noch jungen Jahren ausscheidenden Offiziere betrifft, deren Lage besonders das neue Gesetz ursprünglich aufbessern wollte, so erfordert Kindererziehung, Schul- und Pensionsbesuch bei ihnen weit weniger Mittelaufwand, wie denjenigen, zu welchem die älteren inaktiven Offiziere, die Stabsoffiziere und älteren Hauptleute, für den Unterhalt erwachsener Söhne bei der Vorbereitung auf ihren Beruf oder durch die ihnen indessen oft längere Zeit dauernden Anfangsstadien zu gewährenden unentbehrlichen Zulagen sowie für denjenigen ins Leben getretener erwachsener Töchter genötigt

Digitized by Google

sind. Die Möglichkeit aber, diesen Unterhalt aus den einem neuen Berufszweige erwachsenden Mehreinnahmen zu bestreiten, ist diesen älteren Offizieren, wie nochmals betont sei, nur mit verschwindenden Ausnahmen geboten.

Die Summe, um die es sich bei voller rückwirkender Kraft des Gesetzes zunächst handelt, die allein dem herrschenden Notstand und seine dem Heere sehr nachteiligen Folgen beseitigen kann, beträgt etwa 23, nach anderer Schätzung nur $10^1/_2$ Millionen, und ist dieselbe bei unserem 800 Millionen-Militär- und Flottenbudget eine verhältnismäßig so wenig ins Gewicht fallende, daß offenbar weit begründeterer Anlaß vorliegt, jenen Betrag für die Verbesserung der Lage bewährter Staatsdiener, die in dem aufreibendsten und im Kriegsfall den größten Strapazen, Entbehrungen und Gefahren aussetzenden aller Berufe Tüchtiges für das Land geleistet haben, zu fordern, wie z. B. die 250 Millionen für die Stärkung des Deutschtums in den Ostmarken, von denen bereits 100 Millionen bewilligt sind. Überdies amortisiert sich der Mehrbetrag alljährlich durch das Absterben der alten Kämpfer. Schwächen wir daher unser Deutschtum nicht in den alten Stammlanden, indem wir den Familien, die seit vielen Generationen der Armee tüchtige Offiziere lieferten, dies ferner nicht mehr möglich machen, und indem wir sie darben lassen. Es ist zu erwarten, daß sich auch der neue Reichstag der Sache derer, die in Krieg und Frieden ihre Schuldigkeit mit ausgezeichnetem Erfolg getan haben, kräftig annimmt, und es ist sehr zu wünschen, daß man sich im Staatsministerium, Bundesrat und Reichstag und an sonst maßgebender Stelle Erwägungen, wie die vorstehenden, nicht verschließt, sondern sich noch dafür entscheidet, den notorischen Notstand unter den Verabschiedeten durch eine ausgiebigere Gestaltung des Pensionsgesetzes gründlich zu beseitigen.

Digitized by Google

Staatlicher Kinderschutz in Ungarn.

Von Rosika Schwimmer, Budapest.

Ungarn steht leider in sozialpolitischer Hinsicht nicht besonders hoch unter den Kulturstaaten, seine Kinderschutzinstitution aber darf entschieden mustergültig genannt werden. Unter der Regierung des Ministerpräsidenten Széll wurde im Jahre 1901 seitens des Ministeriums des Innern dem Parlament eine Gesetzesvorlage unterbreitet, die den ganzen Komplex des Kinderschutzes in staatliche Administration zu nehmen vorsah.

Bis dahin war der Kinderschutz bloß der Wohltätigkeit der Gesellschaft auferlegt. Eine Zeitlang, vom Jahre 1898 an, experimentierte der Staat, indem er die privaten Kinderschutzgesellschaften hoch subventionierte und außerdem eine entsprechende Regiezulage erteilte; es stellte sich aber heraus, daß diese Art der Förderung keineswegs zweckentsprechend und unverhältnismäßig teuer sei. Die Vereine hatten im zweiten Jahre schon einen Staatsbeitrag von 2323000 Kronen. Wie Dr. Alexander Karsai in seinem Buch über die ungarischen Kinderschutzgesetze erwähnt, gaben die übermäßigen Kosten den Anstoß, die Frage radikal und zielbewußt zu lösen.

Am 5. Juni 1901 wurde ein Gesetz sanktioniert, das dem Staate die Fürsorge für Kinder unter 7 Jahren auferlegt, und am 27. Juli desselben Jahres der Gesetzartikel, der die Versorgung der schutzlosen Kinder von 7—15 Jahren regelt.

Nach Sanktionierung der Gesetze wurde die Arbeit provisorisch aufgenommen. Sektionsrat Dr. Zoltán Bosnyák, einer der hervorragendsten Sozialpolitiker Ungarns, wurde damit betraut, die Durchführungspläne auszuarbeiten. Mitte März 1903 war dann die Arbeit soweit gediehen, daß eine Enquete zur Durchberatung des Normativs festgesetzt werden konnte. Koloman Széll bewies, daß er den rechten Sinn für diese Frage hatte; er beschränkte sich nämlich nicht darauf, den Kinderschutz bloß nach bureaukratischem Gesichtspunkt zu regeln, sondern zeigte auch das Bemühen, die Meinung sämtlicher Interessenten und Sachverständigen einzuholen und in Erwägung zu ziehen. Selbstverständlich war bei der Beratung daher auch eine größere Anzahl von Frauen zugezogen. Außer diesen nahmen, auf Einladung des Ministers des Innern, die Leiter der sozialdemokratischen

Digitized by Google

Partei, die höheren Administrationsbeamten des Landes, Ärzte, Geistliche, Juristen und Soziologen an der Konferenz teil.

Anläßlich dieser Enquete fiel seitens des Ministers das bedeutsame Wort: Der Staat sei verpflichtet, moralisch, materiell, oder sonstwie mangelhaft versorgte Kinder zu schützen. Das Recht des Kindes in der Form, wie das Normativ über den staatlichen Kinderschutz es ausspricht, wird allerdings manchen Widerspruch wecken. Schon die Teilnehmer der Enquete waren in der Auffassung dieses Punktes nicht einig, und es wurden im Laufe der Debatte wiederholt Bedenken laut, wonach die gerade, offene Anerkennung dieses Rechtes zur vollständigen Zerstörung der Familie, zu unabsehbarem Mißbrauch führen müsse.

Aus der Begründung dieser Bedenken ergaben sich zwei kardinale Auffassungsfehler: es wurde erstens übersehen, daß speziell jene Kinder, die im Sinne des ungarischen Gesetzes „geschützt" werden sollen, tatsächlich oder in übertragenem Sinne keine Familie haben. Der Findling, das ganz verwaiste Kind, oder jenes, dessen Eltern erwerbsunfähig, oder unwillig, die Kinder unter 12 bis 15 Jahren, deren Arbeit aus Not oder Eigennutz zur Erhaltung der Familie ausgenützt wird, sie alle, sowie jene, der unter moralischen Gebrechen der Eltern oder Verwandten zu leiden haben, sind Zeugen dafür, daß „die Aufrechterhaltung der Heiligkeit der Familie" eine grausame Forderung ist, die, wenn sie nicht von Gedankenlosigkeit zeugen würde, ironisch klänge. — Zweitens wurde ein Faktor außer Berechnung gelassen, der nirgends weniger unterschätzt werden dürfte, wie gerade bei dieser Frage: die Elternliebe. Dieselben Gegner der Feststellung des Gesetzes, die von „Heiligkeit der Familie" sprachen, äußerten in einem Atem das Bedenken, die Eltern würden sich mit der Stütze eines so verbrieften Rechtes eiligst ihrer Kinder entledigen, um die materielle Last los zu werden.

Wie wenn es sich da bloß um eine wirtschaftliche Frage handeln würde, wurde das ethische Moment, der Instinkt der Elternliebe vollständig außer acht gelassen. Glücklicherweise sprach sich der Minister im Sinne der Majorität für die Beibehaltung der vorgeschlagenen klaren und entschiedenen Textierung der Anerkennung des Rechtes der Kinder aus.

Sehen wir nun das Normativ.

Es verfügt im Sinne des 8. und 21. Gesetzartikels vom Jahre 1901, daß alle „verlassenen" Kinder bis zum Alter von 15 Jahren das Recht haben, den Schutz der staatlichen Kinder-

Digitized by Google

asyle in Anspruch zu nehmen. Die „Verlassenheit" soll in allen Fällen ausgesprochen werden, in welchen diese seitens einer indifferenten Partei konstatiert werden kann, oder in welchen die Eltern und Verwandten materiell oder moralisch nicht fähig sind, ihre Kinder zu erhalten und zu erziehen. Die Feststellung dessen, ob die Eltern tatsächlich unfähig sind, ihr Kind zu erhalten, liegt in der Hand der Waisenstühle, die überhaupt bei der Durchführung der Sache mit sehr wichtigen Agenden betraut sind. Speziell mit solchen, die bisher in die Sphäre der Polizei gehörten.

Die Reihenfolge der Bestimmungen vor Augen haltend, muß ich der vorzüglichen Vorkehrungen gedenken, deren Zweck es ist, zu verhindern, daß Kinder in irgend einer Beziehung, durch administrative Verschleppung ihrer Angelegenheit gefährdet werden. Die Gemeinden haben die Verpflichtung, die dem Schutze des Staates anheimgegebenen Kinder ohne Rücksicht auf die Möglichkeiten sofort in Pflege zu nehmen, haben aber bei Kindern unter 7 Jahren das Recht, vom Staat Ersatz für die bis zur Aufnahme des Kindes in den Verband des Asyls aufgelaufenen Erhaltungskosten zu fordern.

Die Gesamtkosten des Kinderschutzes, soweit diese nicht auf gesellschaftlichem Wege aufgebracht werden, belasten bei Kindern unter 7 Jahren den Staat, von 7 bis inklusive 15 Jahren die Gemeinde. Die Bestimmungen bezüglich der Kinder über 15 Jahre gehören schon mehr in die Kategorie des Armenwesens.

Der zweite Teil des Normativs behandelt die Organisation der staatlichen Kinderasyle. Den Bedürfnissen entsprechend, sind im Lande Asyle zu erbauen und mit Internaten zur Fachausbildung und strengeren Erziehung (?) sowie mit Kindersanatorien zu ergänzen. Sowohl bei der Leitung, wie bei Besetzung der ärztlichen und sonstigen Stellen sollen soweit als möglich Frauen berücksichtigt werden.

In den Asylen können auch Kinder untergebracht werden, deren Eltern teilweise für die Verpflegungskosten aufkommen. Ferner sollen Kinder aufgenommen werden, die nicht verlassen sind. Dieser Punkt birgt in seiner Textierung und Interpretationsmöglichkeit eine der auffälligsten Schwächen des Entwurfes. Er verrät nämlich, ohne es direkt auszudrücken, daß eine Verheimlichung der Elternschaft in manchen Kreisen unterstützt werden soll. Wenn auch zugestanden werden muß, daß es

Digitized by Google

vielleicht oft im Interesse der Mutter liegt, die Geburt des Kindes zu verleugnen, so wissen wir doch, daß das Verheimlichen von seiten der Frau sehr selten gelingt, dafür aber dem Manne um so häufiger, wodurch er der Last der Verantwortung entgeht. Wollten wir mit Rücksicht auf den eventuellen Wunsch der Mutter der Beibehaltung jenes Paragraphen dennoch zustimmen, welcher dem Vermögenden freistellt, die recherche de la paternité zu unterlassen, so müssen wir aber dieses Recht auch für jene verlangen, denen dieses nicht zugesprochen ist, nämlich für die Frauen der ärmeren Volksschichten.

Leider blieb es bei der ursprünglichen Textierung. Sehr fortschrittlich und modern sind die Verfügungen über die Versorgung und Verpflegung der Schützlinge. Auf Grund der im Auslande gemachten Erfahrung sprach man sich für das System der Haltekinder aus. Die Asyle selbst sollen die administrativen Zentralstationen solcher Gegenden sein, die zur Gründung von Kinderkolonien geeignet sind. Es wird vorgesehen, daß diese Kolonien nur in solchen Gegenden organisiert werden, wo nicht nur die sonstigen, nach höherem Maße gestellten Anforderungen erfüllt sind, sondern auch die klimatischen und sanitären Verhältnisse entsprechen. In den Asylen selbst werden die zum Schutze angemeldeten Kinder nur solange verpflegt, bis die zu ihrer Versorgung getroffenen Maßregeln erledigt sind. Nur kranke, schwach entwickelte und besonderer Pflege oder ärztlicher Überwachung bedürftige Kinder werden ganz in den Asylen gehalten. Alle übrigen kommen zu Pflegeeltern. Die Qualifikation der Pflegeeltern ist sehr umsichtig präzisiert, und ist auch ein Ausweis darüber zu erbringen, daß die Zieheltern nicht so arm sind, daß sie auf den Betrag, den sie für die Erhaltung des Kindes bekommen, anstehen.

Säuglinge sollen, soweit nicht auf ärztliche Verordnung direkt künstliche Nahrung vorgeschrieben ist, an der Brust genährt werden, und kann die mit ihrem Kinde im Asyl untergebrachte Mutter sogar eine Geldunterstützung erhalten, wenn sie außer dem Säugling noch Kinder und ihren erwerbsunfähigen Mann oder Eltern zu erhalten hat. Der in den Verband des Asyls aufgenommene Säugling kann für die Zeit, in der er der Mutterbrust bedürftig ist, und einen Monat über die Entwöhnung hinaus bei der Mutter in Verpflegung bleiben. Außerdem können Kind und Mutter zusammen bei geeigneten Familien untergebracht werden. In diesen Fällen wird für die Erhaltung der Mutter gezahlt. Diese unter-

Digitized by Google

steht der Disziplin des Familienoberhauptes und kann in kleinem Maße zur Arbeit verhalten werden, aber nur soweit, daß ihre Nährfähigkeit nicht leidet und sie in der Pflege des Kindes nicht beschränkt wird. Bei eventuellen diesbezüglichen Streitfällen entscheidet der Kolonienarzt.

Eine Familie kann höchstens drei Pflegekinder übernehmen. Geschwister sollen nach Möglichkeit bei derselben Familie oder zumindest in einer Kolonie untergebracht werden. Bei Kindern zwischen 7 und 15 Jahren wird darauf gesehen, daß sie bei Landwirten und Gewerbetreibenden untergebracht werden.

Kolonien können dort errichtet werden, wo sich mindestens 30 geeignete Familien zur Übernahme von Pflegekindern melden, während an entsprechenden Plätzen sogenannte Familienkolonien errichtet werden sollen, die unter der Leitung geeigneter Persönlichkeiten höchstens zehn Kinder im Alter von 7 bis 15 Jahren vereinigen. Die in den Familienkolonien untergebrachten Kinder werden mit landwirtschaftlichen Arbeiten und im Winter mit Hausindustrie beschäftigt. Die Kinder sollen möglichst nach dem Alter und unbedingt nach Geschlecht gruppiert werden.

Schließlich sollen kranke, aber heilbare Kinder in den zu erbauenden Sanatorien untergebracht werden. Das Normativ schreibt auch für unheilbar kranke, an seelischen oder körperlichen Defekten leidende Kinder die Unterbringung in staatlichen Instituten vor, doch ergab sich bei Besprechung dieses Punktes, daß solche Institute gar nicht existieren. Von den in Ungarn gezählten ca. 20000 blödsinnigen, taubstummen und sonstigen unheilbar kranken Kindern können kaum einige Hundert in den bestehenden Anstalten versorgt werden. Daß unter solchen Umständen die Errichtung derartiger Institute ein dringendes Bedürfnis ist, erfordert keine weiteren Beweise.

Scharfe und fast einstimmige Zurückweisung erfuhr der sozialdemokratische Antrag bei der Bestimmung über die Erziehung der Kinder, wonach die Forderung der religiösen Erziehung fallen gelassen werden möge. Diese Frage ist bei uns noch gar nicht diskutabel! Ohne Widerrede wurde der heftige Ausspruch eines Prälaten akzeptiert, unreligiöse Menschen könnten nicht moralisch sein, ꝛc.

Das Kind wird aus dem Verband des Asyls gestrichen, wenn es selbst zu entsprechendem Vermögen gelangt, oder wenn die zu seiner Erhaltung Verpflichteten in die Lage kommen, das Kind zu erhalten; und kann aus dem Verbande entlassen werden,

Digitized by Google

wenn die Eltern oder gesetzlichen Vertreter die Herausgabeforderung entsprechend motivieren können oder das Kind adoptiert wird.

Da sich die Beratung der ersten Hälfte des Normativs auf drei Nachmittage erstreckt hatte, wurde die zweite Hälfte am vierten Tag so ziemlich durchgepeitscht, und so wurde auch ein solcher Punkt ohne Diskussion übergangen, der bei ruhigerer Überlegung wahrscheinlich zu Meinungsverschiedenheiten geführt hätte. Dieser Punkt bestimmt nämlich die Pflicht der Direktoren, für die Unterbringung der das fünfzehnte Jahr überschrittenen Schützlinge „in sichere Lebensstellung" zu sorgen. Abgesehen von den praktischen Zweifeln, ob es den Direktoren auch irgendwie möglich sein wird, dieser Pflicht nachzukommen, fragt es sich erstens, ob da nicht durch Bevorzugung der staatlichen Schützlinge die frei aufgezogenen Kinder verdrängt werden. Speziell vom sozialistischen Standpunkt betrachtet, müssen Befürchtungen erwachen, daß die Arbeitgeber die mit der staatlichen Milch der frommen Denkungsart aufgezogenen Arbeiter jenen vorziehen werden, die eventuell in sozialischen Elternkreisen aufgewachsen sind. Anderseits fragt es sich, ob nicht eben dieser Punkt Eltern verleiten wird, im Interesse der Zukunft ihrer Kinder diese früher oder später, aber jedenfalls vor dem fünfzehnten Lebensjahr, dem staatlichen Schutze zu unterstellen.

Das Normativ führt auch die Bestimmungen an, welche die gesellschaftliche Tätigkeit im Interesse des Kinderschutzes mit dem staatlichen Kinderschutze in enge Verbindung bringen sollen, fixiert die Modalitäten der zu organisierenden Kolonievereine — und Kommissionen sowie der Asylvereine und Kommissionen.

All diese — vielleicht etwas zu vielen — Vereine und Kommissionen werden in einem Verband vereinigt, dem unter anderem die Aufgabe zufällt, das Interesse des Publikums ständig wachzuhalten.

Zum Schluß enthält der Entwurf noch eine Bestimmung eminenten Wertes. Diese Bestimmung dürfte den Grundstein des internationalen Kinderrechtes bilden. Es heißt daselbst: „Alle in diesem Normativ enthaltenen Bestimmungen müssen auch bei im Lande befindlichen, unter fünfzehn Jahre alten ausländischen, verlassenen Kindern angewendet werden."

Kein Wenn und Aber, keine kleinlichen Bedenken! Ungarn gibt damit ein Beispiel, dessen Befolgung ein Schritt zur Weltherrschaft des Kindes ist. Das Statut trat am 1. September

Digitized by Google

1903 ins Leben, und bis heute sind schon 13 staatliche Asyle in Verwendung und drei im Bau begriffen, wegen weiterer drei Asylbauten schweben noch Verhandlungen.

Bei den erwähnten 13 Asylen wurden bisher 760 Kolonien gegründet, in denen insgesamt 8058 Knaben und 7400 Mädchen, also 15467 Kinder verpflegt werden. Im Budget stehen seit dem Jahre 1901 jährlich vier Millionen Kronen für Kinderschutzzwecke. Diese Summe reicht jedoch bei weitem nicht aus. Das Parlament bewilligte bisher gern einen Nachtragskredit, der fast die Höhe der präliminierten Summe ausmachte, d. h. also es wurden jährlich sieben bis acht Millionen Kronen zu diesem Zwecke verausgabt.

Leider steht jetzt an der Spitze der Regierung als Leiter des Ministeriums des Innern ein Mann, der für diese Institution nicht soviel übrig hat wie sein Vorgänger. Er erklärte kurzerhand, unter seinem Regime dürfte sich Ungarn mit Kinderschutz keinen so kolossalen Luxus erlauben, wie bisher. Er stellt wohl wie sein Vorgänger vier Millionen Kronen ins Budget, wünscht aber, man möchte diese Summe nicht mit einem Heller überschreiten. Die Ersparnisse sollen hauptsächlich aus der Herabminderung der Verpflegungsgebühren erzielt werden. Es ist nur zu wünschen, daß dieser Sparminister, dessen Engherzigkeit unsere vorzüglich angelegte Kinderschutzinstitution zu einer staatlichen „Engelmacherei" ummodeln kann, sich eines Besseren besinne.

Es ist empörend, daß man es wagt, bei dieser so wichtigen Sache von „Sparen" zu reden, während man im selben Budget 222 Millionen für neue Kanonen einstellt, weil die alten schon — unmodern sind.

Hoffentlich gelingt es noch, die ernsten Grundsätze, die dem Gesetz als Basis dienen, in jeder Beziehung zum Rechte zu verhelfen und Ungarn in dieser Sache auf jener Höhe zu erhalten, auf die es sich durch die Schaffung der Kinderschutzgesetze geschwungen hat.

Digitized by Google

Feldmarschall Graf Hellmuth von Moltke.

(Zur Denkmalsenthüllung.)

Von H. v. S.

Das Denkmal, das man dem Feldmarschall Grafen Moltke in der Reichshauptstadt errichtet hat, harrt endlich seiner Enthüllung. Eine große Anzahl von Standbildern ist im letzten Jahrzehnt dort entstanden, in der Siegesallee steht ihrer sogar eine ganze Paradeaufstellung in zwei scharf ausgerichteten Treffen; nun kommt endlich Deutschlands und Preußens größter Feldherr daran, dessen beispielloser Kriegsleitung im Vereine mit Bismarcks beispielloser Staatskunst das Vaterland seine Einigung, seinen gewaltigen nationalen und wirtschaftlichen Aufschwung, das Haus der Hohenzollern die Kaiserkrone dankt.

Er hat lange warten müssen auf dieses äußere Zeichen der Anerkennung, der bescheidene Held, mit besonderer Wärme und liebevoller Pietät sei deshalb seiner gedacht an diesem Ehrentage.

In einer Reihe mit Hannibal, Cäsar, Friedrich dem Großen und Napoleon I. steht Moltke als einer der großen Feldherren der Weltgeschichte. Vor allem mit Friedrich und Napoleon hat man ihn oft verglichen, doch fehlen einige besonders wichtige Umstände, um diesen Vergleich vollgültig zu machen. Waren jene Staatsoberhaupt und oberster Feldherr in einer Person, also „Kriegsherr", so stand über Moltke, dem einfachen General, noch der im Felde persönlich den Oberbefehl führende König. Jene befahlen einfach, Moltke konnte nur vorschlagen, empfehlen. Es ist ja nun bekannt, daß König Wilhelm I. nahezu ausnahmslos die Vorschläge seines genialen Generalstabschefs genehmigte, da ihre Selbstverständlichkeit sich ihm mit zwingender Klarheit erschloß, und da sie das zweckmäßigste empfahlen. Der Monarch wußte zudem genau, wie durchdringend Moltke vorher alles bedacht und berechnet, wie umfassend vor dem Wagen er alles erwogen hatte. Es war ein besonderes Glück für den König, einen solchen Denker, einen der schärfsten und logischsten gewiß, die die Menschheit hervorgebracht hat, an der Seite zu haben. Es war aber auch ein Glück für diesen, neben einem solchen Herrn zu stehen, dem es fern lag, immer nur der eigenen Meinung Geltung

Digitized by Google

schaffen zu wollen, der mit edler Vornehmheit die geniale Größe seines schweigsamen Ratgebers dadurch anerkannte, daß er sie frei schalten ließ.

Hörten Friedrich II. und Napoleon I. nur im Bedarfsfalle den Rat ihrer militärischen Umgebung, so waren in Moltkes Falle Persönlichkeiten im Hauptquartiere anwesend, die, kraft ihrer Vertrauensstellung zum Könige, wie z. B. Roon, es wagen konnten, ungefragt eine entgegengesetzte Meinung auszusprechen. König Wilhelm ließ sich ja, wie schon erwähnt, nicht beirren und gestattete nicht, daß sich ein „Kriegsrat" bildete. Moltke schreibt selbst: „Ich erinnere mich nicht, daß er sie (gemeint sind der Kriegsminister, der Generalquartiermeister und der Chef des Militärkabinetts) jemals um Rat gefragt hätte, die Operationen oder die von mir gemachten Vorschläge betreffend." In der Beschießungsfrage von Paris stand allerdings Bismarck hinter Roon; ersterer verlangte, daß bombardiert würde wegen des moralischen Eindruckes in London und Wien, unbekümmert um die illusorische Wirkung auf Paris selbst, da der weitaus größte Teil der Stadt von unserer schweren Artillerie gar nicht erreicht werden konnte. Moltke und sämtliche Militärs, mit Ausnahme Roons, wollten erst dann bombardieren, wenn man einen Teil der Forts hätte, von denen aus die Stadt erst wirksam hätte bestrichen werden können. Zudem hatte man *erst eine rückwärtige Bahnlinie* in Händen für den nötigen Munitionstransport, *diese war jedoch noch nicht vollkommen gesichert.*

Waren Friedrich II. und Napoleon zugleich Leiter ihrer auswärtigen Politik, so war in Moltkes Falle der Leiter der Politik im Hauptquartiere anwesend. Es ist klar, daß bei der starkwilligen und genialen Persönlichkeit Bismarcks da manchmal Reibungen unvermeidlich waren, da den Staatsmann mehr die politischen, den Generalstabschef mehr die militärischen Erwägungen bestimmten.

Konnten Friedrich II. und Napoleon bei ihren Feldzügen den strategischen Aufmarsch ihrer Streitkräfte ganz nach ihrem praktischen Ermessen anordnen, so mußte Moltke hierbei mit dem Kriegsministerium (Roon) rechnen. Welche Schwierigkeiten daraus entstanden, ist genugsam bekannt; weniger bekannt ist es jedoch vielleicht, daß man es seitens des Kriegsministeriums in einigen Fällen nicht einmal für nötig fand, den Generalstabschef über getroffene Maßregeln zu unterrichten. Es ist als eine heilsame Änderung zu betrachten, daß unter *Moltke* der Generalstab

Digitized by Google

vollständig vom Kriegsministerium losgelöst wurde, wenngleich es nicht ohne Tragik ist, daß gerade unter Roons Geschäftsführung dem Kriegsministerium jede Kommandogewalt genommen und es in eine reine Verwaltungsbehörde verwandelt wurde. Moltke schrieb: „Im Laufe der langen Friedensperiode waren die Wirkungskreise des Kriegsministeriums und des Generalstabs nicht scharf gegeneinander abgegrenzt gewesen. Dem ersteren liegen, wie im Frieden die Verwaltung des Heeres, so im Kriege eine Menge von Funktionen in der Heimat ob, die sich nur vom Zentralpunkte derselben leiten lassen. Der Kriegsminister gehört daher nicht in das Hauptquartier, sondern nach Berlin." — Man hätte nur noch weiter gehen und die Bezeichnung „Kriegsminister" durch „Minister für die Verwaltungsangelegenheiten des Heeres" ersetzen sollen. —

Alle die erwähnten Impedimente waren bei Friedrich dem Großen und Napoleon nicht vorhanden, fielen jedoch bei Moltke stark ins Gewicht, seine Tätigkeit erschwerend und ihn selbst oft niederdrückend. Der Vergleich mit jenen beiden Feldherren kann also nur unter voller Wägung aller der genannten Umstände gezogen werden. Moltke war eben nichts weiter als ein treuer Diener seines Königs, ein gehorsamer Soldat, der keinen Ehrgeiz kannte als den der selbstlosesten Pflichterfüllung und der den Ruhm zwar erstrebte, jedoch nicht für sich, sondern für die Fahne, zu der er geschworen hatte.

Aber noch einen anderen Punkt gibt es, der den Vergleich zwischen jenen beiden Feldherren und Moltke ausschließt. So herrlich die Erfolge dieser Kriegsfürsten auch waren, *sie haben es doch nicht vermocht, eine Schule zu bilden wie unser Held.* Moltke dagegen hat seit 1857 in stiller Friedensarbeit die Männer herangebildet, die im deutsch-französischen Kriege seine *taktischen* Prinzipien zur Tat werden ließen, während sie gleichzeitig mit Verständnis, seine „Direktiven" sinngemäß der jeweiligen Lage anpassend, seinen genialen *strategischen* Entwürfen den Erfolg bereiteten. Noch lange Jahre nach dem großen Kriege währte diese akademische Tätigkeit des Feldmarschalls, einen Stamm von Generalstäblern ausbildend, die ihrerseits wieder dafür sorgten, daß die Moltkeschen Grundsätze der Armee in Fleisch und Blut übergingen. Moltke stand auf den Schultern des genialen Clausewitz, dessen hochbedeutendes, unvollendetes Werk „Vom Kriege", das sein Kommentator General von Scherff ein Buch für angehende Feldherren nannte, er mit tiefstem Ver-

Digitized by Google

ständnis studiert und dessen Konsequenzen er in seinen Feldzügen gezogen hat. Er hat gezeigt, daß der Krieg, der „die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln" ist, nur dann in der wirksamsten und für das eigene Land nutzbringendsten Weise geführt werden kann, wenn dem Feinde das freie Handeln mit der rücksichtslosesten Offensive gehemmt wird, deren Ziel die Vernichtung der feindlichen Macht ist. Aber nicht allein die deutsche Armee dankt Moltke die Prinzipien der modernen Kriegführung, des „Großen Krieges". Im fernen Asien sehen wir, wie die japanischen Generale seine Grundsätze mit Erfolg verwerten, wie sie die kriegerische Hauptwirkung immer auf die Schlacht, nicht auf das strategische Manöver konzentrieren; wie sie unter Benutzung der Moltkeschen Flankenangriffe und Umgehungsversuche die feindliche Hauptmacht konzentrisch angreifen und so, auf der äußeren Linie operierend, zu vernichten bestrebt sind. Nicht die bessere Bewaffnung, nicht das bessere Soldatenmaterial waren bis jetzt die Ursache der japanischen Erfolge, denn darin sind ihnen die Russen gleichwertig. Das Geheimnis ihrer Erfolge ist einfach dadurch zu erklären, daß sie Moltkes Prinzipien zu den ihrigen gemacht haben.

Doch nicht nur der große Feldherr, der große Lehrmeister, der klassische Schriftsteller des Krieges war Moltke, er war zugleich, trotz seines Alters, der modernste Soldat seiner Zeit. Er hat zuerst den Wert der modernen Verkehrsmittel für den Krieg erkannt, er hat sie als erster kriegerischen Zwecken dienstbar gemacht. Er ist der Schöpfer unseres Mobilisationssystems, das auf der umfassendsten Ausnutzung der Eisenbahn basiert, er ist der Schöpfer unserer Verkehrstruppen. Es ist bezeichnend, daß bei Paraden der Feldmarschall sich mit Vorliebe an die Spitze des Eisenbahnregiments setzte, um es dem Kaiser vorzuführen. —

Was Moltke seinem Vaterlande als Feldherr geleistet, was er als gelehrter Geograph in Gegenden vollbracht, die vor ihm kein Europäer betreten, weiß die Welt; was er als Mensch gewesen, mag die Tatsache zeigen, daß er keinen Feind hatte. Als er zur großen Armee versammelt wurde im einundneunzigsten Jahre seines reichen und edlen Lebens, da hatten auch politisch Andersdenkende nur Worte der Achtung, und vor dem Sarge dieses Feindes, ihres Bezwingers, senkte auch die französische Armee den ritterlichen Degen.

Digitized by Google

Nun erhebt sich das Marmorstandbild des großen Schweigers vor dem Brandenburger Tore, durch das er zweimal nach beispiellosen Siegen das triumphierende Heer geführt „in der Trophäen Glanze". Dauerhafter aber als Marmor und Erz wollen wir Deutsche sein glorreiches Andenken in unseren Herzen bewahren.

Das Heidekreuz.

Erzählung aus dem Westerwälder Volksleben.

Von Fritz Philippi.

Ich dachte, ich will von einer großen Tat schreiben. Sie haben es nötig, die Menschen, die in ihren Kammern wohnen und nach Sonnenaufgang und Sonnenuntergang Mauern vor sich schauen und Kohlendunst vor ihrem Stück Himmel.

Wenn sie von einer großen Tat hören, werden sie tief aufatmen, wie unter dem Himmel unserer Heide.

Da ging ich hinaus zu den Leuten im Dorf und fragte nach einer großen Tat, die sie gesehen hätten.

Ich kam auf die „Osterwiese", wohin alle Leute gegangen waren; die Alten, um zuzuschauen, und die Jungen, um den Ball zu werfen. Denn es ist früh am Ostermorgen, und heute allein im Jahr ist das Ballspiel auf der Osterwiese.

Und gerade sah ich, daß Feldmanns Karl, der ein Urlauber war in des Königs Rock, den besten Wurf tat. Er bog den Leib gewaltig zurück und streckte die rechte Hand nach der Erde, als empfange er etwas von ihr. Dann schnellte er auf!.. Die Mädchen, schreiend vor Lust, das Gesicht nach dem flüchtigen Ball, jagten über die grüne Wiese und hielten in den Händen die weiße Schürze ausgespannt zum Fang. — Allen voraus ist Grobschmieds Guste. Sie will die Vorderste sein. Wird ihr's gelingen? Sie springt über den Bach! Der Ball kommt nieder. Und hoch in der Schürze springt er — gefangen!

Digitized by Google

Das bedeutet etwas, das Ballspiel auf der Osterwiese, das nur einmal im Jahr gespielt wird. Grobschmieds Guste ist eine Erbtochter und Feldmanns Karl eines Beisässers*) Sohn. — Und sie gehen miteinander Hand in Hand!

Aber ich sagte: Das ist die große Tat nicht, von der ich schreiben will. Sie werden darum neidisch sein in ihren Kammern und sprechen: „Was ist das für uns?"

Weiter ging ich bergan der Sonne entgegen, während hinter mir der Schatten in den Berg kroch vor dem Licht. Es war Ostermorgen, und ich fragte nach einer großen Tat.

An den Äckern kam ich vorüber und stand und sah zu meinen Füßen ungezählte kleine, grüne Spieße, aufrecht herausgestreckt durch dunkle Schollen, ein tapfer Fähnlein neben dem andern. Und als meine Schritte bis an den Buchenwald kamen, den „Hickehain", winkten tausend Keime von allen Zweigen meinen Augen zu: Sie würden die Sonne schauen wie ich!

Und die Glocken läuteten darüber aus dem Tal.

Da, als ich auf dem Berge stand, wußte ich die große Tat, die wert sei, am Ostermorgen zu erzählen.

Denn ich sah das Kreuz vor mir, das mitten auf unserer Heide steht, umwallt von schwarzem Gestein. Es brannte im Licht, daß ich die Hand zu den Augen hob, und verbrannte doch nicht.

Rauh gezimmert aus Eichenbalken ist das Heidekreuz, vom Wetter geschwärzt. Kein blutiger Heiland hängt an ihm. Raben ruhen auf ihm aus vom Flug über die Heide. So einsam steht es.

Am Fuß des Heidekreuzes will ich sitzen und erzählen, was ich vom Heidekreuz weiß und der großen Tat, davon es zu Land und Wolken spricht, zu dem Wind und nachts zu den Sternen.

Ich aber rede zu Menschen, die eine große Tat nötig haben —

Es ist nicht Brauch, auf unserer Heide Kreuze zu errichten; auch kniet man nicht davor vor den Leuten. Es ist sonst kein Kreuz auf der Heide, als nur das Heidekreuz. Viele stehen auf dem Kirchhof, wo die Toten beisammenschlafen, daß sie nicht allein seien.

So ist auch das Heidekreuz ein Todeszeichen. Die Hände,

*) Einer, der kein eigen Haus hat.

Digitized by Google

die es aufrichteten, wollten es groß und sichtbar machen als ein Mal vor dem Geschlecht der Menschen, wetterfest und standhaft.

Über dem schwarzen Basaltgestein am Fuß des Kreuzes liegen morsche Baumreste von Fichten, über die Stürme und Zeit Herr geworden sind nach dem Faustrecht, das in den Lüften gilt.

Wenn ich den Kopf nach Mittag wende, wo die Heide sich langsam abwärts neigt nach dem Aubach zu, schauen mich die düsteren Reste einer Menschenwohnung an. Es ist kein Obdach. Der Wind hat das Dach abgedeckt, der Regen schlägt durch die Gefache, und weil auch die Sonne Zutritt hat, wuchert eine Wildnis in den Mauern auf, die niemand stört.

Das ist die „Armenruh-Mühle", die vor fünfzig Jahren Armenhaus war. Sie ist auch das Denkmal einer Tat, daß damals die Gemeinde ihre Armen an das Ende der Gemarkung wies, weitab von ihren Dächern, nachdem die Armenruh-Mühle dem Dorf zugefallen war als schlimmes Erbe eines verfehlten Lebens, des letzten Müllers.

Das Heidekreuz soll wieder gut machen vor dem Himmel, was das Armenhaus verschuldet hat auf Erden. Denn zur Sühne ist das Heidekreuz errichtet von Menschen, die erschrocken waren. —

Die Ostersonne strahlt so froh, daß schon ein Käferlein wach wurde und sich mir auf die Hand setzt. So warm ist es schon. Es ist ein „Herrgotts-Tierchen".*) —

Anna Barbara Birkenried steht ihr Name im Kirchenbuch. Altpärrners Annebärb ist sie im Dorf geheißen. Sie ist ein Mädchen und hat die große Tat getan. Ihr Staub ist schon lange zum Staub gekommen, an fünf Jahrzehnte schon. Sie sollte aber nicht vergessen werden. Das wollten die Altväter, die noch härter waren als dies Geschlecht.

Darum zuerst steht das Heidekreuz.

Als es dem alten Birkenried so dunkel vor den Augen wurde, daß er den Text nicht mehr sah auf der Kanzel und in der Scheuer bei der Fruchtlieferung betrogen wurde, hielt er sich einen Vikar, der sich dann das Nervenfieber aus dem Dorf holte und starb.

Danach, sagen sie, ist die Annebärb Jahr und Tag umhergegangen vor den Menschenaugen wie ein steinern Bild, das

*) Auch Marienkäfer, Sommerkälbchen genannt.

Digitized by Google

keine Bewegung hat und ſtarr dreinſieht zum Fürchten, wenn die Leute es anreden.

Dann aber iſt ſie die Guttäterin aller Not geweſen, und ihr Geſicht bekam darüber wieder Blut und Leben.

Ich kann ſie mir denken, als ſähe ich ſie in dieſen Tagen durch das Dorf ſchreiten. Sie iſt eine hohe Geſtalt in dunklem Kleid. Herb und ſchlicht, das iſt der Eindruck der Geſtalt. Niemand ſcherzt und tändelt mit ihr. Sie geht raſch, denn ſie weiß Nötiges und hat nicht Zeit. Wenn aber eine Not zu ihr aufſchaut vom Schmerzenslager, dann iſt Troſt da, und ſtille Sterne leuchten.

So ſehe ich ſie und habe ein Verlangen, ſie möchte jetzt aus den Schutztannen hervorkommen über die Heide, daß ich ihr begegnete und ſähe, wie ihre Augen klar ſind wie Tau vom Himmel.

Ich will zu ihr ſagen: ich weiß, daß du durch ein tiefes Leid zum Mitleiden gekommen biſt.

Auch zu der großen Tat, darum das Heidekreuz ſteht, das nach dem verfallenen Armenhaus ſchaut.

In dem Armenhaus wohnte damals ein beſonderes Elend, ſo groß und ſchwer, daß der Hund des Hirten winſelte und der Hirt ſein Vieh dort nicht mehr zum Waſſer trieb. Wollte auch ſonſt niemand hingehen, nachdem der Schultheiß heimkam und dann am Herd ins Feuer ſtierte, auch vorerſt nichts redete, obwohl ihn ſein Weib an der Schulter griff.

Sie ſagen im Dorf: die Frau im Armenhaus habe das „brüllende Fieber“ gehabt. Weiß aber keiner zu ſagen, was das ſei. Etliche erzählen aus ihrer Väter Mund: niemand habe mit dem Teufel zu tun haben wollen. Darum ſei es gut geweſen, daß das Armenhaus weitab lag vom Weg.

So iſt Anna Barbara damals dieſen Weg allein gewandert, der aber kein Weg iſt, ſondern Heide, die jetzt am Oſtermorgen lächelt im Sonnenſchein und darüber die Glocken jetzt anfangen zu läuten aus allen vier Winden.

Da lehne ich am Heidekreuz und denke, ob ſchon damals die Mauern des Armenhauſes ſich hintüber neigten, als noch ein Dach darüber war, und was Anna Barbara dort tat, wo jetzt die Wildnis tut, was ſie mag.

Sie ſind ihr entgegengeſprungen auf der Schwelle, die fünf Kinder der Frau, deren Namen jetzt niemand mehr weiß. Und ſie hat dann ſtundenlang ausgehalten, was der Schultheiß,

Digitized by Google

der zwei Zentner mit einem Arm zur Schulter rückte, nicht aushielt.

Sie hielt es aus, weil sie anfaßte und half. Dienstbotenarbeit, unansehnliche Geschäfte, sagt die Hoffart, die zuletzt ein grinsender Totenschädel ist im Staub. Aufopferung! Gottesarbeit sagen die Osterglocken.

Es war aber nicht Ostern damals, und die Heide lächelte nicht, sondern sie lag und hielt tiefernst mit dunklen Augen dem stand, was sein mußte, weil es die Gewalt hatte. Es war die Zeit, da des Winters Schneewind hereinbricht über alle Schranken: „nieder! nieder!", und wo ein Kämpfen anhebt im Hickehain ums Leben, wo alles Aufrechte erprobt wird bis ins Mark, und ob die Tannenmauer dem Schneewind den Weg sperren darf nach dem Dorf.

Kommt zu solcher Zeit ein Mensch auf die Heide, dann hetzt der Jäger das Wild.

Anna Barbara, du warst das Wild!

Sie sagen im Dorf: draußen vor der Schutzhecke*) spielten sie damals um den Tod, schon tagelang und immer heftiger. Wer denn? Das wisse keiner. Aber etwas Fürchterliches vor Augen und Ohren! Und kein Mensch dürfe einen Schritt aus dem Dorf tun. Und ein Weibsbild zweimal nicht.

Da stand Anna Barbara in der langen Stube vor dem Schultheiß, dessen Haus jetzt nicht mehr „bei seinem Namen und bei seinen Leuten ist," Raabs Henner, der an dem Mädchen vorbei ein Loch in die Wand guckte. „'s woar aut**)!" sagen die Alten im Dorf. „'s woar aut!" Zweimal sagen sie's, und mehr kann keiner sagen.

Das Wort, das sie damals sprach, hat sich eingeschnitten mit Messern, wie Kerben im Holz, die nicht mehr überwachsen.

„Schultheiß! Am jüngsten Tag fordere ich von Euch das Leben der Frau und ihrer Kinder!"

Darum, sagen sie, ist zuletzt der Raabs Henner so schwer gestorben und hat in seiner letzten Nacht immerfort mit der Hand gewischt und gesagt: „Gih weg, Madche!" — Denn es war schon nach drei Tagen, und die Frau in der Armenruh-Mühle lag im brüllenden Fieber und die Kinder jammerten um Brot.

Und Raabs Henner hatte gesagt: „'s is naut z'mache!"

---

*) Tannenpflanzung zum Windschutz.

**) = Etwas.

Digitized by Google

Mit welchem Blick da sich Anna Barbara umgesehen hat in der langen Stube, mit welchem Blick in der Runde der Männer!

Sie ging und war so groß gewachsen, daß man meinte, die Tür reiche nicht aus. Und doch war der Raabs Henner ein Zweistöckiger. — So sagen die Alten im Dorf.

Schnaubend wie tausend Pferde fuhr es hin über den Köpfen, das, was keine Zeit hatte und vorwärts mußte durch alle Welt. Ein Heulen und Pfeifen, ein Gellen und Brausen, dazwischen ein meckernd Gelächter. Schneewirbel toste an die klirrenden Scheiben.

Und alle in der Stube wußten, daß das Mädchen zur Tür hinausgegangen war und nicht wiederkäme.

Da sind zwei aufgestanden aus dem Kreis der Männer und sind dem Mädchen nachgegangen bis zur Schutzhecke. Es waren dieselben, die dann mit den Glocken läuteten bis in die Nacht.

Sie haben mit dem Mädchen geschrieen; denn sprechen konnte hier keiner. Die Tannen bogen sich wie Gerten, und war ein helles Tönen von leibhaftiger Angst.

Und Anna Barbara hat dem einen geantwortet, dem Altvater von den Weißflitschs im Dorf, die bekannt sind durch ihre Tüchtigkeit.

„Bleib, du bist noch nötig! Nach mir fragt niemand als die Armut."

Das ist das letzte Wort, das sie im Dorf von Anna Barbara wissen. — —

Wer heute am Ostermorgen unsere Heide sieht, ihr kindlich frohes Staunen, mit offenem Mund vor der Herrlichkeit des Unendlichen, der kann es nicht fassen: hat es die Heide vergessen, wie die Welt sich so verändern kann, oder empfindet sie es nicht? Gerade wie ein Kind nichts weiß vom Sterben?

Die Heide ist untergangen im Meer und ist ein Meeresboden geworden. Und darauf, im Gewog und Gejaig*) des Meeres, untergetaucht mit allen Sinnen, wandelt der Mensch, der nur im Lichte atmet und nicht im Meer!

Sie sagen im Dorf, das Mädchen sei wirklich bis zur Armenruh-Mühle gekommen. Wie? das wisse keiner, würde es auch nicht glauben, wenn nicht danach im Armenhaus der Korb sich gefunden hätte, den Anna Barbara mitnahm. Auch erzählte

*) = Gejag. Man sagt hier: „Es jaigt!"

Digitized by Google

das älteste der Kinder, das allein noch bei seiner Mutter war, und dann später irgendwo bei den Menschen in der Fremde sich verlor: als Altpärrners Annebärb kam, hätten sie gegessen, und dann sei es draußen still geworden.

Die Heide tauchte auf aus dem Meer, weiß und langgedehnt; und der Himmel schaute durch zerfetztes Gewölk.

Sie sagen im Dorf, es sei um der großen Guttat willen gewesen, daß der Sturm schwieg. Andere aber sagen: der Wooſt*) habe sich abseits auf die Lauer gelegt, weil's sein Vorteil gewesen wäre.

Anna Barbara machte sich auf den Heimweg mit vier Kindern.

Auf den Heimweg! . . —

Und nun will ich unter dem Heidekreuz auf den Steinen beide Hände legen über beide Augen und will sehen und hören, was dann geschah, und was keine Zunge im Dorf erzählen kann.

Ich sehe dich, Anna Barbara! du gehst über den Bach, dessen letztes Leben verborgen murmelt tief unter dem Eis. Aufrecht schreitest du aus, mit starken Schritten, den Rock geschürzt bis an die Knie. Am Rock hängen zwei Kinder, und auf den Armen, an deiner Brust trägst du die beiden kleinsten.

Du hast das durchdringende Blau, den Himmel, gesehen über dem blendenden Weiß und wolltest dein Werk ganz tun.

O daß du Flügel hättest, Anna Barbara, und deine Füße nicht einsänken im tiefen Schnee und der Kinder Füße nicht!

Ich sehe es, hinter dir vom Wetterloch her, wo die stärksten Tannen stehen, hebt es sich auf, eine weiße Wolke . . . und an dem Himmel fährt es herauf, den Himmel verschlingend.

„Hu — ih! hu — ih!"

Das Schneemeer kommt! Der Wooſt jaigt heran!

Und nun kämpfest du mit Meer und Wooſt. O, wie du kämpfest!

Unsichtbare, eisig starre Bande bläst der Unhold um dich und will das Brünnlein deines Lebens, das rote Blut, dein pochendes Herz erstarren.

„Hu — ih! hu — ih!"

Hat Gott im Himmel nicht mehr die Gewalt, zu dem wir schreien im „Vater unser": „Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit!"?

*) Unwetter.

Digitized by Google

Die Kinder weinen und wimmern, schwer wie Steine hängen sie an dir, liegen sie auf deiner keuchenden Brust.

Aber zurück kannst du nicht mehr. Du mußt vorwärts!

Wohin aber vorwärts? Wohin?! ...

Anna Barbara, du bist „irr"! Irr im Wooſt auf der Heide!

Wärst du allein und könntest du die Kinder von dir lassen, du könntest vielleicht dein eigen Leben retten!

Aber du kannst es nicht. Du bist treu.

Und darüber bist du müde geworden, du und die Kinder ... Es muß sein ... Es wirbelt dich nieder.

„Hu — ih!"

Schlaf wohl, Anna Barbara! Hörst du die Glocken? Sie läuten aus der Heimat.

Hier wo ich sitze, bist du hingesunken mit den Kindern an der Brust ... Hier will ich Ostern halten und beten ...

Sie sagen im Dorf: an dem Tage sei bei jedem Schlag der Uhr gefragt worden, ob niemand nichts wisse, und die Weiber hätten ihre Männer gescholten: sie sollten künftig in Weibsröcken laufen.

Da habe Raabs Henner, der Schultheiß, auf den Tisch geschlagen mit der Faust und habe sich aufgereckt, bis sein Haupthaar an die Stubendecke rührte.

Und alle Männer in der Stube seien ihm gefolgt. Und die Glocken läuteten, Sturm gegen Sturm.

Aber sie sind dann zurückgekommen hinter die Schutzhecke, Bart und Kleider übereist, eine geschlagene Mannschaft, denen die Schneewand draußen allenthalben vor die Brust stieß und sie zurücktrieb unter ihre Dächer.

Und die Glocken wimmerten. —

Sie sind dann am andern Tag abermals ausgezogen ... Und der Hund des Christmartin hat das Grab gefunden.

Dann sind sie noch zum drittenmal wieder gekommen, auf keines Menschen Geheiß, als der Schnee die Heide frei gab.

Schwere Tritte kamen. Hallende Schläge geschahen ...

Da haben sie das Kreuz aufgerichtet mitten auf der Heide und haben dabei gesprochen, daß die Armenruh-Mühle verfallen soll und die Armut künftig im Dorf wohnen, nachbarlich bei ihnen. — —

Digitized by Google

Blütenweiße Wölklein ziehen über der Heide dahin wie Schiffe im blauen Meer, von Unendlichkeit zu Unendlichkeit. Sonnenwind lächelt darein . . .

Und ich sitze, ein Nachgeborner. Meine Hand faßt an das Heidekreuz.

Es fühlt sich warm an am Ostermorgen, Anna Barbara!

Der deutsche Kaufmann als Kulturträger.

Von Georg Schultze.

Wenn der entwickelte Handel immer schon eine gewisse Kulturhöhe der Bewohner eines Landes voraussetzt, so ist doch der Handel selbst immer wieder die Grundlage eines höheren materiellen, künstlerischen und geistigen Daseins. Der Kaufmann ist eben der Pionier der Kultur. Während in der vorchristlichen Zeit schon von einem blühenden Handel in den Ländern des klassischen Altertums berichtet wird, kann man im alten Germanien kaum von Handelsversuchen sprechen. Überhaupt kann man von einem deutschen Kaufmannsstande im eigentlichen Sinne verhältnismäßig erst spät sprechen, jedenfalls nicht vor Ablauf des ersten Jahrtausends. Doch reicht seine Entstehungsgeschichte viel weiter zurück. Die römischen Niederlassungen im Innern unseres Vaterlandes legen Zeugnis davon ab, wie stark schon in den ersten Jahrhunderten n. Chr. der Verkehr der Bevölkerung mit den römischen Händlern war. Es ist nun durchaus naturgemäß, daß sich unter dem Einflusse der römischen und später gallischen Händler bald Anfänge eines einheimischen Handelsstandes bildeten. Zwar widerstrebte dem germanischen Krieger das Handwerk, aber doch verschmähte er es nicht, seinen Besitz durch Handel zu vermehren. In den zahlreichen Sagen weht die Sehnsucht des germanischen Helden nach dem roten Golde. So zogen gar bald germanische Kaufleute aus dem Innern oder von den entlegenen Küsten auf unbequemen Schleich-

Digitized by Google

wegen oder auf den uralten Handelsstraßen zum römischen Augsburg. Neben dem bedeutenden Bernsteinhandel erstreckte sich ihr Handel auf vielerlei Waren. Sie holten von den Vandalen und Alemannen Pferde, aus Bayern und Sachsen Perlen, von den Römern Wein, Gewänder, Schmuck und Metallwaren. Nach Skandinavien lieferten sie Salz und trieben somit Seehandel. Überhaupt wurde der Seedeutsche frühzeitig zum Kaufmann, erzählt doch Tacitus bereits, daß deutsche Händler von den Nordseegestaden die Küsten Britanniens befuhren. Als dann aber die Stürme der Völkerwanderung über die heimischen Gaue hereinbrachen, da begann für den deutschen Handel eine bange Übergangszeit, die dem deutschen Kaufmann freilich zur Lehrzeit wurde. Nur unsichere Kunde ist aus jenen dunklen Jahrhunderten zu uns gedrungen. Erst die darauf folgende Zeit sollte Spuren der Entwickelung des deutschen Handels bringen. Doch schon damals genoß der Kaufmann große Achtung, wie das Beispiel von dem Franken Samo zeigt, der, aus dem Semnonengau auf einer Handelsreise zu den Wenden, die gerade mit den Avaren im Krieg lagen, (631) kommend, sich durch den Wenden geleistete Unterstützungen dermaßen auszeichnete, daß diese ihn zu ihrem Könige machten. Später stellte Karl der Große den Kaufmann unter den unmittelbaren Schutz des Kaisers. Von Bardewiek und Magdeburg bis Regensburg zogen sich die Handelsplätze hin, die Karl der Große als Grenzstädte des Handels bestimmt hatte. Der lebhafteste Warenaustausch fand an der Saale und Elbe statt. Da ist es erklärlich, daß man deutscherseits das Bestreben hatte, den Bewohnern der Mark deutsche Kultur durch Gewöhnung an deutsche Bedürfnisse aufzuzwingen. So ist ohne deutsche Handelskolonien und Handelsstationen der kaufmännische Verkehr der Deutschen im Wendenlande nicht denkbar. Nachdem diese Eroberung geglückt, wurden deutsche Industrieprodukte gegen wendische Rohprodukte eingetauscht, und es bildeten seitdem die Güter der Wenden den Lohn für die Arbeitskraft der Deutschen. In der ersten Zeit dieser Entwickelung herrschten in der Mark Freizügigkeit, Gewerbefreiheit und Handelsfreiheit. Handelsstraßen von Magdeburg, von Wittenberg und von der Lausitz, die nach Pommern und Polen führten, durchzogen die Mark. Der Punkt nun, wo sich diese vereinigten, die Gegend an der Spree, in welcher wir später die beiden Orte Berlin und Kölln vorfinden, hat von alters her eine sehr wichtige Bedeutung für den Handelsverkehr gehabt.

Digitized by Google

Die Art des Handels hat nun manche Wandlung in diesen Jahrhunderten durchgemacht. Seit den fränkischen Zeiten hatte in der Hauptsache die Naturalwirtschaft geherrscht. Der Feldbau machte die Grundlage des gesamten Lebens aus. Was er hervorbrachte, wurde nicht verkauft, sondern diente zum Unterhalt. Zahlungen jeder Art wurden in Naturerzeugnissen geleistet, Abgaben in Vieh, Geflügel oder Getreide. Dieser ursprüngliche Zustand erfuhr manche Änderung, in den Städten erfolgte bald der Übergang zur modernen Geldwirtschaft, die das ganze Leben umgestaltete. Vom Ackerbau wird ein Volk nie reich, nur vom Handel und Gewerbe! Stadt und Land konnten nun über das eigene Bedürfnis hinaus schaffen; denn alle Erzeugnisse der Landwirtschaft oder des Handwerks fanden lohnenden Absatz gegen bares Geld. Der Kaufmann konnte jetzt gegen Geld seine eingehandelten Waren wieder verkaufen und das Geschäft stetig wiederholen. Dem Wachsen fruchtbringenden Verkehrs und damit der Reichtumsbildung standen keine Schranken mehr im Wege. Ja so stark empfand die Zeit, wie sehr der Handelsumsatz das rechte Wesen der Städte war, daß sie „Kaufmann" und „Bürger" als gleichbedeutende Worte nahm. Und wahrlich, die kaufmännische Tätigkeit wurde zur Zeit der sächsischen Kaiser zu dem wichtigsten bürgerlichen Lebenselement. Freilich Kaufläden im eigentlichen Sinne des Wortes gab es damals noch nicht. Der Handeltreibende hatte seine Waren in Vorratshäusern und Speichern oder auf Bodenräumen des eigenen Hauses untergebracht und begnügte sich zur Buchführung und zum Geschäftsabschluß mit einer engen Schreibstube. Meist begleitete er seine Wagenzüge selbst. Die rauhen Seiten, die solch rastloses Reiseleben für den Kaufmann hatte, verrät uns sein damaliges Äußere: Sein Reisekleid ist grob und dauerhaft, die roten Schuhe sind aus festem Leder gefertigt. Ein starker Gurt, an dem die Geldtasche und ein langes Messer hängen, hält den Rock zusammen. Zuweilen sah man auch einen mit Schwert und Schild ausgerüsteten Kaufmann. Sagt doch die ältere Tochter zur Herzogin im Parzival über Gawein: „Mutter, es ist ein Kaufmann!" worauf diese beim Hinweis auf die Schilde im Kaufmannszuge antwortet: „Das ist oft der Kaufleute Sitte".

In der Folgezeit hatte man nach und nach den Orient mit seinen Schätzen kennen gelernt. Damit war auch das allgemeine Streben gewachsen, denselben weiter zu erschließen und die Schätze in reicherer Fülle und auf direkterem Wege dem Abendlande zu

Digitized by Google

vermitteln. So haben wir die Ursache für das wichtigste Ereignis der gesamten Kulturentwickelung jener Zeit, für die Kreuzzüge, nicht allein auf religiösem, sondern auch auf handelspolitischem Gebiete zu suchen. Kreuzzugsprediger wiesen auf die Vorteile der Eroberung Jerusalems oder Ägyptens für den Handel hin. Mit den Kreuzheeren zogen Kaufleute einher und nahmen mit raschem Blick die Situation wahr. Selbst die geistlichen Ritterorden beteiligten sich lebhaft am Großhandel. Überall suchte man den Kaufmann zu begünstigen. Fremde Herrscher sprachen von deutschen Kaufleuten als von des Kaisers Kaufleuten. Otto der Große sandte den reichen Liutfred von Mainz, einen Kaufmann, als Gesandten und Überbringer stattlicher Geschenke an den griechischen Hof. „Wie hob das alles die Bedeutung des Kaufmanns!" Der Kaufmann wurde zum maßgebenden Faktor im Leben der Nation, besonders in dem bedeutenden Aufschwunge der Städte.

In diesen Jahrhunderten, die eine so völlige Umgestaltung der Kultur herbeiführten, war er der Hauptvermittler nach der materiellen Seite der Lebenshaltung hin. Er war der Bringer der feinen Spezereien, der Pelze, der Edelsteine, der feineren Seidenstoffe, er brachte Schmuck für Ritter und für Frauen. Bald stieg durch ihn der Luxus des Rittertums. Die Ritterbürtigen und Kaufleute wuchsen zusammen, und gern vereinigte er sich mit den aristokratischen Elementen. Seine Kenntnis fremder Sitten und Sprachen, seine Weltklugheit, seine Erfahrung, seine Energie verschafften ihm bald eine angesehene Stellung, und das städtische Recht wurde bald zum Recht der Kaufleute, der Rat der Stadt ihr Organ.

Mit dem Beginn der Kreuzzüge hatten die italienischen Städte den morgenländischen Handel vollständig in die Hand genommen, und Venedig war mit der Eroberung Konstantinopels an dessen Stelle zur Beherrscherin des gesamten Mittelmeerhandels geworden. Damit hatte sich der alte Zug der westlichen Welthandelsstraßen verschoben, er führte jetzt über die Ostalpen nach der mittleren Donau, nach Wien hinüber, durch die Zentralalpen nach dem Rheintale, dem natürlichen Verkehrswege nach dem Norden. Hier wurde Mainz zum Mittelpunkte eines wesentlich auf den Austausch von Bodenprodukten gerichteten Handels. Der Endpunkt der Rhein- und Seeschiffahrt war damals Köln. Hier liefen die Beziehungen des Oberrheins mit denen Flanderns, Englands, Sachsens und des Ostens zusammen.

Digitized by Google

Dem süddeutschen Kaufmann standen die Rheingegenden, die angrenzenden Länder sowie die an der großen, weitausstrahlenden Straße der Donau offen. In Norddeutschland hatten zwar die einzelnen Städte meist einen größeren Umkreis für ihren Absatz, weil sie nicht so gedrängt lagen wie in Schwaben, Franken und am Rhein; aber je mehr ihrer emporwuchsen, um so enger wurde die Heimat. Es blieb nichts übrig, als über das Meer größeren Verkehr zu suchen, so drängte die wirtschaftliche Entwickelung zur Schiffahrt.

Mit dem zunehmenden Handel entwickelte sich auch der Stand der Kaufleute mehr und mehr. Naturgemäß gab es verschiedene Klassen der Kaufleute. Der hausierende Kleinhändler, der ja im Grunde den Anfangstypus jedes Handels darstellt, war auch in dieser Zeit noch sehr vertreten. Mit seinem Kramkorbe zog er auf dem Lande umher und brachte den Frauen auf den Burgen: Garn, Nadeln, Spindeln, Gürtel, Täschchen, Beutel, Putzsachen und allerlei Tand. Eine höhere Stufe repräsentierte dann der Krämer. Alsdann erst kam der Großkaufmann, der unter des Kaisers Schutze stand. Ein großer Teil der Kaufleute waren „Gewandschneider", d. h. „Tuchhändler", und an vielen Orten wurden die Worte „Gewandschneider" und „Kaufmann" gleichbedeutend gebraucht. Da man es durchaus für vereinbar hielt, daß ein Ritter Handel trieb, so kam es auch vor, daß Kaufleute zu Rittern geschlagen wurden (Wimar au Laon). So bildete sich im 12. und 13. Jahrhundert eine Handelsaristokratie, deren Mitglieder sich schon in ihrer Kleidung von den anderen unterschieden: Rock und Mantel waren mit kostbarem Pelz verbrämt. Der Gürtel war reich verziert, und an den Händen glänzten wertvolle Ringe. Der Kleidung entsprachen auch Wohnung und Lebensweise. In den Schriften der Sittenprediger wird den Kaufleuten vorgeworfen, daß sie durch ihren Luxus böses Beispiel geben. Geiler von Kaisersberg legt den Kaufleuten die Hauptschuld an dem zunehmenden Kleiderluxus bei: „sie brächten die fremden und seltsamen Sitten und wilden Kleider ins Land. Sie fahren als Narren hinweg und kommen als noch viel größere Narren herwieder in ihren seltsamen und närrischen Kleidern und haben viel Narren nachfolgend".

Während nun der Ritter wirtschaftlich meist im Niedergange begriffen war, stieg anderseits nicht nur die wirtschaftliche Position des Kaufmanns, sondern er wurde auch mehr und mehr der Träger der Kultur, so bildete sich bald ein wilder Haß zwischen

Digitized by Google

Rittern und Pfefferſäcken. Je mehr der Wohlſtand des Kaufmanns zunahm, je ſchwieriger geſtaltete ſich ſein Geſchäft, je größer wurden die Hinderniſſe, welche ſich ihm in den Weg ſtellten. Einesteils wurde der Verkehr erſchwert durch die ſchlechten Landſtraßen und Schiffahrtshinderniſſe (Bingerloch, Donauſtrudel bei Grein u. a. m.), anderenteils wurden die Transportkoſten erheblich geſteigert durch die faſt räuberiſch vermehrten Zollſtätten und das oft aufgedrungene Geleit der großen und kleinen Gebietsherren. Das alles drängte jede Stadt dazu, ſich durch monopoliſtiſche, die Handelsfreiheit empfindlich hemmende Maßregeln zu ſichern. Dies geſchah namentlich durch den Straßenzwang, der die Warenzüge auf beſtimmte Strecken verwies, und durch das Stapelrecht, das fremde, durchgehende Waren eine Zeitlang in der Stadt feſthielt zur bequemen und billigen Verſorgung der Bürger. So zerfiel jede große Durchgangslinie in eine Anzahl ſelbſtändiger Stücke, und es entwickelte ſich eine Menge kleiner Zwiſchenplätze. Aus alledem ergab ſich die Notwendigkeit des wandernden Eigenhandels, da ſich aus der Ferne die wechſelnden Konjunkturen nicht überſehen ließen, und die Unentbehrlichkeit großer Meſſen, bei denen ſich unter zeitweiliger Handelsfreiheit und verſtärktem Rechtsſchutz große Maſſen von Waren und Händlern an einzelnen Plätzen anſammelten. Die Ausgaben der Städte wurden zum großen Teil von den Abgaben der Kaufleute beſtritten. Dieſe Abgaben waren an Zahl und Höhe in den verſchiedenen Orten natürlich auch verſchieden. Die einzelnen Formen der Handelsbeſteuerung waren z. B. in Berlin: Herrenzoll, Stättegeld und Martinszins, Platzgeld, Weinſetzen, Gewerkzins, Budenzins. — Ungeachtet aller dieſer Schwierigkeiten nahm der deutſche Handel immer noch zu. Erfreute er ſich doch auch mancher techniſcher Fortſchritte. Schon die zunehmende Sicherheit des Verkehrs kam ihm zugute, die neu auftauchenden Meßkataloge, Poſtreiter und Zeitungen vermittelten bald eine gewiſſe Kenntnis auch ferner Zuſtände, der Geld- und Wechſelverkehr nahm einen immer größeren Umfang an, und 1558 entſtand in Hamburg die erſte deutſche Börſe. Im Binnenverkehr rangen die großen Handels- und Meßplätze, wie Nürnberg und Frankfurt, Leipzig, Magdeburg, Lüneburg und Hamburg, Breslau und Stettin um Behauptung ihrer alten Straßen- und Stapelrechte, doch bald ſtützten ſich manche von ihnen auf ihre Landesherrſchaften. So können wir vom deutſchen Handel im 15. Jahrhundert ſagen, er blühte im Norden wie im Süden.

Digitized by Google

Wohl unterschieden sich diese beiden scharf gesonderten Hauptkreise des Handels voneinander. Der oberdeutsche Kaufmann ist durch die Verbindung mit den alten Kulturländern in den Besitz einer feineren Kultur gelangt, sein höherer Wohlstand bewirkt wie in Italien bald eine höhere Pflege von Kunst und Wissenschaft. Ästhetisch wie geistig nimmt das Leben mit dem immer größeren Reichtum einen höheren Schwung. Der niederdeutsche Kaufmann dagegen, dessen Element die See bleibt, steht ihm gegenüber zurück. Sein Gewinn erforderte härtere Arbeit und größeres Risiko, er steht auf neuem Kulturboden, und von Norden und Osten strömt ihm Rauhes und Heidnisches zu. Die Rohprodukte und Lebensmittel sind ihm im Handel wichtiger als feine Luxuswaren. Sein Leben hat einen frischen, urwüchsigen Zug. Aber wie dem auch sei, ein Herrscher war der Kaufmann, im Süden wie im Norden. Die Verbindung beider Kreise machten Deutschland zum Brennpunkt des Welthandels, zu einem Zentralplatz internationaler Beziehungen. So schrieb Pierre de Froissard 1497: „Es ist wahrhaft zum Verwundern, wie kühn und unternehmend die deutschen Kaufleute sind und wie sie ihre Reichtümer zu vermehren wissen. Die Blüte der Städte, die Pracht der öffentlichen Gebäude und der Privathäuser und die kostbaren Schätze im Innern der Wohnungen legen von diesem Reichtume sprechende Zeugnisse ab. Es ist eine Lust, in den Städten zu verkehren und an den öffentlichen Vergnügen der Bürger teilzunehmen."

Von der Größe und Machtstellung des oberdeutschen Kaufmannes geben seine bedeutenden Handelsverbindungen und sein Verhältnis zu Kaiser und Reich beredtes Zeugnis. Der binnendeutsche Kaufmann verkehrte fast durchweg mit Ländern einer gereifteren Kultur. Von Wien aus zog er nach Ungarn, Polen und Italien. Von Augsburg, Regensburg, Ulm und Konstanz nach Venedig, wo das deutsche Kaufhaus (fondaco dei Tedeschi) am Rialto schon im 12. Jahrhundert bestand, und nach Genua über die Pässe der Mittelalpen. Straßburg und andere oberrheinische Städte handelten mit dem großen Seidenmarkte Lyon und dem belebten französischen Marktplatze Troyes, später vor allem mit Brügge und Köln. Zu den wichtigsten Meßplätzen wurden für das westliche Deutschland Frankfurt a. M., für das östliche Leipzig, zur ersten Gewerbestadt wurde das zentral gelegene Nürnberg. Aus dem Osten kamen vornehmlich Rohstoffe, aus Italien und Frankreich Weine und dort einheimische oder fremde

Digitized by Google

Industrieprodukte, dafür gab der deutsche Kaufmann dorthin Erzeugnisse des deutschen Gewerbes, nach dem Westen und Süden außer ihnen namentlich Bodenprodukte in Tausch. Aber die oberdeutschen Kaufleute hielten nicht nur ihren alten Verkehr mit Italien, namentlich mit Venedig fest, wo ihr Fondaco sogar 1505 neu aufgebaut wurde, sondern sie drangen auch in das Handelsgebiet der Hansa ein, und gewannen rasch, als Lissabon seit der Entdeckung des direkten Seeweges nach Indien der erste Umschlagsplatz für diesen neuen Verkehr wurde, unmittelbaren Anteil an diesem lange Zeit überaus gewinnreichen Handel. Sie befrachteten Schiffe auf eigene Rechnung und errichteten auswärts eigene Faktoreien. Vor allen sind es die Nürnberger und Ulmer Handelshäuser der Welser, Fugger, Vöhlin und Ehinger, die Niederlassungen in den Hauptstädten Europas errichteten. Sie gründeten ferner Pflanzungen auf den Kanarischen und westindischen Inseln und beteiligten sich durch Einzahlung von Geld oder durch Ausrüstung eigener Schiffe an Handelsfahrten nach der Neuen Welt. Die Fugger suchten sogar eine deutsche Besiedelung Chiles ins Leben zu rufen, und am bekanntesten dürfte wohl das deutsche Kolonisationsunternehmen der Welser in Venezuela sein. Auch am Bergbau waren die oberdeutschen Kaufhäuser beteiligt, die Bergwerke in Tirol, Kärnten, Sachsen, Ungarn, Schlesien, Böhmen, Spanien und England waren zum Teil in deutschen Händen. Gewonnen wurden hauptsächlich Silber und Kupfer. Der Anteil der Landesherren an der Ausbeute dieser Bergwerke war regelmäßig diejenige Einnahmequelle, welche von den Kaufleuten am liebsten als Pfand für die den Fürsten geliehenen Gelder angenommen wurde. Die mit dem Bergbau verbundene Edelmetallgewinnung konnte nicht ohne Einfluß auf die Vermehrung des umlaufenden Münzgeldes und damit verbunden auf das verfügbare Kapital bleiben. Durch die Zunahme des Kapitals schaffte sich der oberdeutsche Kaufmann zugleich eine wichtige Vorbedingung für die höhere Kulturentwickelung.

Er schaffte sich reichlich Unternehmungs- und Anlagekapital und wurde infolgedessen häufig zum Verleihen des Geldes bewogen. Durch die wachsende wirtschaftliche Tüchtigkeit der christlichen Kaufleute wurden allmählich die gewerbsmäßigen Geldleiher des Mittelalters, die Juden, aus dieser Position verdrängt. An ihre Stelle traten zum größten Teil die oberdeutschen Kaufleute, wie Fugger, Meuting, Paumgartner, Höchstetter, Herwart, Hieronymus Seiler, Sebastian Neidhart, Manlich,

Digitized by Google

Adler, Rem, Hang, Herbrot, Tucher, Imhof. Sie liehen ihr Geld an den Kaiser, an weltliche und Kirchenfürsten und an Private aus. Die bedeutendsten unter diesen waren ohne Frage die Fugger, die sogar einem ganzen Zeitalter den Namen gaben. Wiederholt hat Hans Jacob Fugger dem Kaiser Maximilian Geld leihen müssen, wofür ihm dieser seine Besitzungen in Tirol verpfändete. Höchst interessant ist die Tätigkeit der Fugger zur Zeit der Reformation. Durch die Fuggerbank in Rom erhielt Erzbischof Albrecht von Mainz die ihm an den 30 000 Dukaten, die er dem Papst für Zusendung des Palliums zahlen mußte, fehlenden 21 000 Dukaten geliehen. Da er aber den Fuggern das Geld nicht zurückzahlen konnte, verschafften ihm diese die Generalpacht des Jubelablasses für Sachsen und andere Teile Deutschlands für weitere 10 000 Dukaten. Nun war der Ablaß an sich zur damaligen Zeit ja durchaus nichts Außergewöhnliches, obwohl er schon im 14. Jahrhundert in Florenz große Entrüstung hervorgerufen hatte. Um aber das dem Erzbischof geliehene Geld möglichst bald wieder zurückzuerhalten, sorgten die Fugger dafür, daß der Ablaß besonders intensiv betrieben wurde. So reiste mit dem Tetzel stets ein Vertreter der Fugger, der einen Schlüssel zu dem Kasten hatte. War dieser gefüllt, so wurde der ganze Inhalt an Andreas Mattstedt, dem Faktor der Fugger in Leipzig, abgeführt. Dieser sandte die Hälfte des eingekommenen Geldes an die Kurie und die andere Hälfte zur Fuggerkasse als Tilgung der Schuld, und — der Erzbischof sah zu. — Bekannt dürfte es ferner sein, daß Karl V. nur mit Hilfe der oberdeutschen Kaufleute zum römischen Kaiser gewählt worden ist. Die Wahl kostete ihm 850 000 fl., von welcher Summe ihm die Fugger allein 543 000 fl. geliehen hatten. Als nun Fugger seine Forderungen nicht zurückerhalten konnte, schrieb er jenen Brief an den Kaiser, der für alle Zeiten denkwürdig bleiben wird, als ein Beweis, was damals sich ein Kaufmann, freilich der erste seiner Zeit, gegen den mächtigsten Monarchen herausnehmen durfte. Es heißt unter anderem in dem Brief: „Es ist auch bekannt und liegt am Tage, daß Eure kaiserliche Majestät die römische Krone ohne meine Hilfe nicht hätten erlangen können, wie ich denn solches mit eigenhändigen Schreiben der Kommissare Euer Majestät beweisen kann.“ So erscheint uns denn Fugger „als ein wahrer Fürst der anderen Kaufleute“, wie der Florentiner Lodovico Guicciardini in seiner trefflichen Beschreibung der Niederlande ihn nennt. Bei dieser Gelegenheit mag noch

Digitized by Google

erwähnt werden, daß die Geschichte von der angeblichen Verbrennung von Schuldscheinen Karls V. durch Fugger, so wie sie erzählt wird, ganz bestimmt nicht, wahrscheinlich überhaupt nicht passiert ist. — Aber auch Reichtum vergeht. Die Sucht nach Gewinn, allzukühne Unternehmungen, mangelnde Tüchtigkeit der Leiter dieses Unternehmens und überhandnehmender Luxus haben auch den Untergang der Fugger vorbereitet. Der gewaltige Krieg des 17. Jahrhunderts vernichtete dann die morsch gewordenen Pfeiler des einst so blühenden oberdeutschen Handels gänzlich.

Ganz anders geartet, aber darum nicht weniger bedeutungsvoll war der „Niederdeutsche Handel". Während die hochentwickelten Nachbarländer Flandern und Frankreich mehr die Größe ihres eigenen Handels im Auge hatten, konnten England und Skandinavien und vollends der Osten weder auf auswärtige Erzeugnisse verzichten, noch die Ausfuhr der eigenen durch Fremde vermeiden, weil ihre gewerbliche Tätigkeit nicht zureichte und ihnen eine genügende Zahl von Handelsschiffen und noch mehr das nötige Kapital fehlten, während die deutschen Städte beides besaßen. Es öffnete sich somit dem deutschen Handel ein weiter Bereich, und allmählich entstanden feste Verhältnisse. Nord- und Ostsee waren durch die deutschen Koloniengründungen zu einem einheitlichen Handelsgebiet, zu einer Bahn des ausgedehntesten Verkehrs, zu einem wertvollen Mittel der Zivilisation geworden. Da direkt nach Schweden, Rußland oder Finland zu fahren, den deutschen Kaufleuten zu gewagt schien, handelten sie nach Wisby, der Hauptstadt der Insel Gotland. Bald stieg auch das am baltischen Meere im 12. Jahrhundert gegründete Lübeck unter der umsichtigen Verwaltung seines kaufmännischen Rates, begünstigt durch den Verfall der älteren Plätze Schleswigs, nach der Plünderung einer russischen Handelsflotte und der Stadt Julin mit wunderbarer Schnelligkeit zur herrschenden Macht an der Ostsee empor. Der Handel Lübecks war die Quelle seines Reichtums. Man trieb Land- und Seehandel. Der erstere bewegte sich auf einer Anzahl von Straßen, die aus den 3 Haupttoren Lübecks nach allen Himmelsgegenden führten. Besondes regen Verkehr trieb man mit Nürnberg. Der Seehandel dagegen erstreckte sich über alle Länder im Süden bis Spanien, im Osten bis zur Stadt Novgorod in Rußland. Je nachdem, wohin die Kaufleute ihre Schiffe nun lenkten, schlossen sie sich zu Genossenschaften zusammen, so unterschied man:

Digitized by Google

Schonen-, Bergen-, Novgorod-, Riga- und Stockholmfahrer. Unter so günstigen Verhältnissen stieg die Einwohnerzahl Lübecks außerordentlich, wenn Lübeck auch nie, selbst in seiner Blütezeit nicht, 80 000 Einwohner gezählt hat, so hatte es doch im 14. Jahrhundert 37 000 Einwohner, wahrlich eine stattliche Zahl.

Unmöglich können wir nun von Lübecks Macht und Größe sprechen, ohne jener Vereinigung von Kaufleuten zu gedenken, die unter dem Namen „Hanse" hinreichend bekannt geworden ist. Die Hanse, die einst Könige ab- und eingesetzt hat, verfolgte ursprünglich und im wesentlichen immer kaufmännische Zwecke. Hatte sie auch viel Exklusives, so hat doch gerade diese Eigenschaft besonders sie zu dem befähigt, was sie vollführt hat. Sie hat ein Deutschland auf dem Meere gegründet, und das war etwas Großes, noch zumal in Zeiten, in welchen die Staaten noch keine wirtschaftlichen Einheiten bildeten. Die „civitates maritimae hansae teutonicae" haben Deutschlands Namen in fernen Gegenden gefürchtet und geachtet gemacht. Alle Bewohner jenes großen Gebietes, das den gesamten alten Reichsboden von Niederlothringen an über Altsachsen hin sowie das neugewonnene Kolonialland im weitesten Sinne umfaßte, galten als grundsätzlich zur Hanse berechtigt. So erhielten aus der Mark eine Anzahl von Städten Einladungen zu den großen Versammlungen der Hansa, es waren unter anderen: Berlin-Kölln, Frankfurt a. O., Salzwedel, Stendal, Tangermünde, Brandenburg, Havelberg, Kyritz, Osterburg, Perleberg, Prenzlau, Pritzwalk, Seehausen, Werben. Alle Reiche der Natur mußten dem hansischen Kaufmann ihre Gaben spenden. Das gesamte Schiffswesen der nordischen Meere unterlag festen Bestimmungen der Hanse. Aus hergebrachten Gewohnheitssätzen und Beschlüssen der Hansetage entstand allmählich ein Seerecht, so unterschied man das Wisbysche und das Hamburger Seerecht. Welche Macht man der Hanse und dem bedeutendsten Mitgliede derselben, der Stadt Lübeck, zuerkannte, zeigt jener von dem damaligen Ordensmarschall, spätern Hochmeister Heinrich Reuß von Plauen demütig und mit allem Fleiß geschriebene Brief an den Rat von Lübeck, indem er bittet, sich der Sache gegen Polen anzunehmen. Unter anderem heißt es: „Eure Vorfahren haben unsern Orden gegründet, jetzt steht es zur Frage, ob die deutsche Sprache in Zukunft in diesem Lande herrschen soll oder die polnische."

Große Tage waren es für Lübeck, als Karl IV. mit seiner Gemahlin Elisabeth aus Pommern, begleitet von dem Erzbischof

Digitized by Google

Friedrich von Köln und anderen Fürsten, in kaiserlicher Pracht durch das Burgtor einzog und die Mitglieder des Rates mit „Herren" anredete. Damals sprach Karl IV. jene bedeutsamen Worte: „Ihr seid Herren, die alten Register weisen aus, daß Lübeck eine der fünf Städte ist, denen der Name ‚Herrschaft' gegeben ist, daß sie mögen in des Kaisers Rat kommen, wenn sie bei Hofe sind. Die 5 Städte sind: Rom, Venedig, Pisa, Florenz, Lübeck." Was die Hansischen auch leisteten, führten sie stolz auf ihre Art zurück und sahen in ihr die starken Wurzeln ihrer Kraft. So senkte die Hanse ein Reis deutschen Sinnes in das Herz unseres Volkes, das auch die traurigsten Zeiten nicht ausrotten konnte. Die Hanse verkörperte so recht ein Erzeugnis des deutschen Volkes, wie es sich zum selbständigen Sein herausarbeitete aus der Fülle fremder Einflüsse, die ihm die erste große Kaiserzeit zugeführt hatte. Die trotzige Kraft der Urzeit war geläutert und gestählt zum freien Schaffen. „Hilf dir selber, so hilft dir Gott" war die Überzeugung ihrer Kaufleute. Deutschland schuldet der Hanse reichsten Dank. Eigentlich gehört sie mehr der Geschichte unseres Volkes als der des alten Reiches an, denn Reich und Hanse hatten wenig miteinander zu tun, und im Grunde kümmerten sich beide nicht umeinander, bis in den letzten Zeiten die zur Greisin gewordene Hanse vergeblich Schutz unter dem durchlöcherten Kaisermantel suchte. Die Hanse hat ihren Angehörigen lange das Reich ersetzt, ihnen gewährt, was dieses versagte. Sie hatte die Wacht an der Ostsee und hielt sie treulich. Ohne vom Reiche Vorteil zu ziehen, hat sie ihm doch stattlich gedient. Den Untergang der Hanse haben manche Dinge herbeigeführt. Durch die Veränderung der Welthandelswege hörten Nordsee und Ostsee auf, ein abgeschlossenes Handelsgebiet zu bilden. Der deutsche Kaufmann suchte mit richtigem Blick durch den Verkehr mit Lissabon sich schadlos zu halten, aber die wettbewerbenden Völker holten die ausländischen Waren an der Quelle und gründeten Kolonien. So großen Schritten vermochten die Deutschen aber nicht zu folgen. Alle Staaten wurden nach und nach mehr oder weniger geschlossene Handelsgebiete, nur Deutschland nicht, und darin lag der wahre Untergang der Hanse begründet, nicht in der Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien.

Mit dem 30jährigen Kriege gingen aber der Unternehmungsgeist, die Tatkraft und die Unabhängigkeit des deutschen Kaufmanns verloren. In den langen Schreckensjahren schwand sein

Digitized by Google

Reichtum dahin. Alte Einnahmequellen versiegten, ohne daß er neue eröffnen konnte. Und als dann der Krieg vorüber war, und er erleichtert aufatmen konnte, erinnerte er sich wohl seiner früheren vornehmen Lebensweise, ohne jedoch die frühere intensive Arbeit wieder aufzunehmen. So klagt der Bürgermeister des reichen Hamburgs um diese Zeit (1680): „Pracht und Hoffart nimmt zu, und im Gegenteil nehmen Handel, Wandel und Nahrung leider sehr ab.“ Die Versuche Brandenburg-Preußens, den norddeutschen Handel zu heben, blieben eben auch nur Versuche. Die Zeiten des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen waren für das kleine Preußen noch nicht geeignet, in bedeutendem Maße von neuem am Welthandel teilzunehmen. Erst mußte Deutschland in sich gefestigt und geeint dastehen, um seinen aufs Meer hinaussegelnden Handelsschiffen genügenden Schutz gewähren zu können.

Die Lage der östlichen Provinzen Preußens und seiner Hauptstadt nach den Kriegen, in welchen unser Staat hart an den Abgrund gedrängt worden war und um seine Existenz gerungen hatte, war eine sehr traurige. Langsam nur ging in den ersten Jahrzehnten nach den Befreiungskriegen die Ergänzung der Kräfte, die Umbildung der kommerziellen Zustände vor sich, und erst seit der Entwickelung des Eisenbahnwesens kamen die fruchtbaren Keime wirklich zur Entfaltung, welche die Gewerbefreiheit, die Städteordnung, die agrarischen Reformen, die verbesserte Zollgesetzgebung, die Begründung des Zollvereins mit weiser Vorsicht gelegt hatten. Dann aber hat der deutsche Kaufmann seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen so tiefgreifenden Umschwung erlebt und einen so gewaltigen Aufschwung genommen, wie es in einer so kurzen Zeit noch niemals dagewesen ist. Wenn auch alle zivilisierten Völker an der insbesondere durch die immense Verbesserung der Verkehrsverhältnisse hervorgerufenen neuen Bewegungsepoche teilnahmen, wenn auch Eisenbahn und Dampfschiff, Telegraph und Telephon weit günstigere Bedingungen und Verhältnisse für den Handel überhaupt geschaffen haben, wenn auch das Anbrechen eines wirklichen Weltverkehrs-Zeitalters auf jedes Land von nachhaltigstem Einflusse gewesen ist, so hat doch alles dies auf kein europäisches Land so hebend und fördernd gewirkt als auf Deutschland. Doch erst die Neubegründung des Deutschen Reiches und die Neugestaltung der auf Gold beruhenden Reichswährung boten Schutz und Mittel für selbständiges Auftreten des deutschen Kaufmannes,

Digitized by Google

das Wort Kaufmann hier in weitestem Sinne gedacht. Da erwachten dann auch die Bestrebungen, einerseits durch Errichtung deutscher Bankinstitute in den überseeischen Ländern dem deutschen Handel eigene Kreditstützen zu schaffen, anderseits aber auch teilzunehmen an den finanziellen Geschäften jener Länder. Darum können wir fernerhin diese Zeit des gewaltigen Aufschwungs unmöglich betrachten, ohne der Institute zu gedenken, ohne deren ganz besondere Mitwirkung eine solche Entwickelung unmöglich gewesen wäre. Es ist nicht möglich, alle zu nennen, greifen wir nur die bedeutendsten heraus: Die Diskontogesellschaft und mit ihr eins Hansemann, Vater und Sohn, und die Deutsche Bank.

Besonders bei der Ausgestaltung unseres Verkehrs- und Eisenbahnwesens haben unsere Banken wirksame Hilfe geleistet. So wurde mit den größten Schwierigkeiten die Gotthardbahn gebaut, die sich zum wichtigsten Bindeglied zwischen Italien, der Schweiz und Deutschland entwickelt hat. Aber nicht nur hinsichtlich der Eisenbahnen, auch auf dem Gebiete des Seeverkehrs ist das letzte halbe Jahrhundert für Deutschland von nicht geringer Bedeutung gewesen. Damals war die Zahl der Überseeverbindungen mit fremden Weltteilen eine überaus beschränkte. Von den beiden größten Reedereien Deutschlands befand sich die Hamburger-Amerikanische Packetfahrt-Aktiengesellschaft in den mühsamen und schwierigen Anfängen ihres großen Unternehmens. In Bremen wirkten als Vorgänger des Norddeutschen Lloyds eine Anzahl von kleineren Reedereigesellschaften. Gegenwärtig nimmt der deutsche Seehandel, der früher an Zahl und Tonnengehalt der Schiffe hinter denen anderer Länder weit zurückstand, unmittelbar hinter Großbritannien die zweite Stelle im Weltverkehr ein; deutsche Postdampferlinien unterhalten regelmäßige, von den Reisenden aller Nationen bevorzugte Verbindungen nach Nord- und Südamerika, West- und Ostafrika, Ostasien und Australien. Der Norddeutsche Lloyd und die Hamburger Packetfahrt haben sich zu Reedereien von Weltruf entwickelt und stehen durch die Zahl, die Schnelligkeit und die Güte ihrer Dampferflotten an der Spitze aller Seeschiffahrts-Gesellschaften.

Der Umsicht und dem Bienenfleiße unserer Kaufmannschaft verdanken wir es aber auch, daß ein großer Teil des deutschen Kapitals im Auslande nutzbringend angelegt ist. Wenn wir bedenken, daß schon die deutschen Kapitalanlagen vor zehn Jahren auf 10 Milliarden Mark allein in Wertpapieren und die jährlichen Einkünfte daraus auf 500 000 000 Mk. geschätzt wurden, und diese

Digitized by Google

Kapitalanlagen seitdem noch um mehrere Milliarden vermehrt worden sind, so ist es selbstredend, daß Deutschland einen großen Teil des Auslandes sich wirtschaftlich verpflichtet hat. Bedenken wir ferner, daß dies Einkommen aus diesen Kapitalsanlagen eine so große Bedeutung für Deutschlands günstige wirtschaftliche Stellung hat, so ergibt es sich anderseits, daß diese vermittelnde Tätigkeit der Banken auf diesem Gebiete der nationalen Volkswirtschaft einen Dienst von nicht zu unterschätzender Bedeutung leistet. So nehmen denn heute unsere großen Banken eine doppelte Vertrauensstellung ein. Wesentlich ihrer Mitwirkung ist es zuzuschreiben, daß die deutsche Industrie und der deutsche Handel sich in so hohem Grade haben entwickeln können. Hierauf beruht die große Leistungsfähigkeit der deutschen Arbeit, das „Regen tausend fleiß'ger Hände", hierauf beruht die Steigerung von Produktion und Konsumtion. Hierin ist eine wesentliche Grundlage für den nicht nur absolut gestiegenen, sondern auch in weiteren Kreisen verbreiteten Wohlstand gegeben. Auf diese Steigerung von Arbeit und Leistung ist schließlich auch die gesteigerte Lebenshaltung der arbeitenden und dienenden Klassen und die fortschreitende Kultur zurückzuführen.

Eine so intensive und fruchtbringende Arbeit unseres Kaufmannsstandes mußte schließlich zu einer gesteigerten Machtentfaltung, zur Koloniengründung führen. Seit den Tagen des Großen Kurfürsten, dessen weitschauender Plan, in Afrika eine Machtstellung durch Landerwerb zu schaffen, in den Ruinen von Groß-Friedrichsburg bestattet lag, bis zu denen der jetzt lebenden Generation hat der Gedanke, außerhalb Europas Kolonien zu begründen, in Deutschland recht wenig Betätigung gefunden. Die Nachwirkungen des großen Krieges, die politische Zerrissenheit, der Mangel einer kriegstüchtigen Flotte lähmten die deutsche Kraft und ließen sie beiseite stehen, als die seemächtigen Nationen sich ihren reichen überseeischen Kolonialbesitz sicherten. Zwar war der alte Hansegeist nicht erloschen. Der überseeische Handel entwickelte sich aus eigener Kraft, deutsche Kauffahrteischiffe dienten ihm in den entferntesten Meeren, und auch die Staatsgewalt in der Hand erleuchteter Fürsten rief Handelsunternehmungen großen Stils ins Leben oder unterstützte sie mit erheblichen Mitteln. Aber die Gewinnung von Land außerhalb Europas zur Kolonisation oder auch nur als Stützpunkt für den deutschen Handel lag außer dem Gesichtskreis des Gewollten und Erstrebten. Nur vereinzelt und in bescheidenstem Umfange hatten deutsche Kauf-

Digitized by Google

leute dahingehende Versuche unternommen. Erst die Aufrichtung des Reichs hat hier Wandel geschaffen. Die starke Zunahme der Bevölkerung, das Abströmen von Millionen, die auswanderten und dem Vaterlande durch Aufgebung ihrer Nationalität verloren gingen, der enorme Aufschwung der Industrie, die nach Absatz ihrer Erzeugnisse auf neue Märkte drängte, das drückende Gefühl der Abhängigkeit vor fremder souveräner Gewalt in überseeischen Gebieten, in denen der deutsche Handel eben nur geduldet war: alle diese Momente führten zu der Einsicht, daß Deutschland der eigenen Kolonien dringend bedürfe. In dem siegreichen, endlich geeinigten und seiner Kraft bewußt gewordenen Deutschen Reiche war die Macht erstanden, welche dazu stark machte, die Einsicht in die Tat umzusetzen. Allerdings nur allmählich und nicht ohne Kämpfe gelang dies, nicht sowohl mit den kollidierenden Interessen anderer Kolonialmächte, denen die Staatskunst des Fürsten Bismarck, wenn auch widerwillige, Zustimmung abgewann, als in dem Widerstreite gegen wirtschaftliche und politische Opposition in Deutschland selbst. Auch hier wurde das Widerstreben durch das Schwergewicht der Tatsachen überwunden, und Deutschland besitzt heute, nach kaum 20 Jahren, in Ost- und Westafrika, in der Südsee und Asien ein Kolonialgebiet, das den Flächeninhalt des Reichs um das Fünffache übertrifft. Seit der Gründung des neuen Deutschen Reichs hat kein politisches Ereignis innerhalb und außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes solches Aufsehen erregt als die Erwerbung deutscher Kolonien. So ist es wiederum, wie in früheren Jahrhunderten, der deutsche Kaufmann gewesen, der deutsche Sitten und deutsche Art in fremde Länder getragen hat. Wie hat sich doch die Welt für Deutschland gedreht! Der englische Handel, dessen Druck schon die im Niedergang begriffene Hanse so schmerzlich empfand, hat bis in die neueste Zeit seinen Vorrang behauptet. Aber galt bisher in Deutschland nur die englische Ware für gut, nahm sogar die daheimerzeugte den fremden Titel an, um besser verkäuflich zu sein, so ist heute in England „Made in Germany“ die beste Empfehlung. Die deutsche Handelsmarine, die einen Wert von 400 Millionen Mark repräsentiert, ist heute die zweite der Welt. Der deutsche Handel, der zu 65% Überseehandel ist, bewirkt einen jährlichen Umsatz von $11\frac{1}{2}$ Milliarden Mark. Angesichts dieses ungeheuren, man kann wohl sagen, ohnegleichen in der Geschichte der menschlichen Kultur dastehenden Aufschwunges unseres Handels erwächst dem deutschen Kaufmanne eine große und schwierige Aufgabe:

Digitized by Google

nämlich das jetzt Errungene nie wieder preiszugeben, aber auch dabei nicht stehen zu bleiben, sondern dasselbe noch zu vermehren. Das dürfte freilich gegenüber den Anstrengungen und dem Hasse Englands und Nordamerikas nicht leicht werden. Viel ist in der letzten Zeit von der amerikanischen Gefahr gesprochen worden. Das wirksamste Mittel, ihr entgegenzutreten, dürfte das sein, sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Ich hoffe, die deutsche Art wird auch hier den Sieg erringen. Möge Deutschlands Handel nie hinter dem der letzten 50 Jahre zurückbleiben; er blühe, wachse und gedeihe! Möge dem deutschen Kaufmanne stets das Dichterwort nachgerühmt werden: Güter zu suchen geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an!

Fünfzig Jahre japanischer Politik und Kulturarbeit.

Zur Erinnerung an die Erschließung Japans vor einem halben Jahrhundert.

Von Ernst Erdmannsdörffer-Charlottenburg.

[Schluß.]

VI.

Vertragsrevisionsverhandlungen und das Gerichtswesen.

Wir haben nun unsere Aufmerksamkeit den Vertragsrevisionsverhandlungen und den Reformen auf dem Gebiete der Rechtspflege zuzuwenden.

Im Mittelpunkt der diplomatischen Verhandlungen steht anfänglich der Minister des Äußeren, Graf Kaoru Inouye, dessen politische Tätigkeit durch seinen Nachfolger Graf Okuma abgelöst wurde. Der strittige Punkt, um den der leidenschaftlich geführte Kampf der Meinungen zwei Jahrzehnte lang hin- und herwogte, war die völkerrechtliche Frage der Konsularjurisdiktion. Die Vertragsmächte erachteten in Ansehung der kurzen Bekanntschaft

Digitized by Google

Japans mit europäischer Rechtspflege und einiger asiatischer Rasseneigentümlichkeiten gewisse Kautelen zum Schutze ihrer in den Freihäfen sich aufhaltenden Bürger als unentbehrlich. Japan dagegen wies alle derartigen Schutzmaßregeln und die Konsularjurisdiktion selbst als ein Mißtrauensvotum und Einbruch in seine Hoheitsrechte mit Entschiedenheit zurück. Man mußte auf beiden Seiten nachgeben, um überhaupt zu einem Resultat zu gelangen. Die Gewohnheit aller Asiaten, durch Hinausschieben der Verhandlungen den Gegner mürbe zu machen und die Sachlage zu ihrem Vorteil zu gestalten, trat deutlich zutage. Bei ihrem ersten friedlichen Waffengange mit der europäischen Diplomatie zeigten sich die Japaner aber der Situation durchaus gewachsen.

In den diplomatischen Verhandlungen boten anfänglich die Vereinigten Staaten von Amerika ihre guten Dienste an und erlangten 1878 einen vorteilhaften Sondervertrag, worin sich Japan für das Zugeständnis der Zollautonomie zur Aufhebung seiner Exportzölle den Vereinigten Staaten gegenüber verpflichtete. Später sehen wir Amerika in den Hintergrund und England und Deutschland an seine Stelle treten.

Für Januar 1882 wurden die Vertreter der Fremdstaaten zu einer Konferenz nach Tokio geladen, die bis zum Juli tagte. Die Verhandlungen führten zu keinem positiven Ergebnis, da die Bedingungen, von denen Japan die Gewährung handelspolitischer Vorteile abhängig machte, nämlich die Abschaffung der Konsulargerichtsbarkeit, auf einmütigen Widerstand stießen. — Vier Jahre später, am 1. Mai 1886, trat eine zweite, von sämtlichen Vertragsmächten beschickte Konferenz in Tokio zusammen. Die Leiter der Verhandlungen waren Graf K. Inouye und der Vizeminister Vicomte Aoki. Deutschlands Vertreter, Exzellenz von Holleben, und Sir Francis Plunkett, der britische Bevollmächtigte, überreichten einen neuen Vertragsentwurf, der zwar von der Regierung akzeptiert wurde, aber doch nicht zur Ausführung kam infolge feindlicher Gegenströmungen seitens der liberalen Partei, die den Sturz Inouyes zur Folge hatten. Der englisch-deutsche Vertragsentwurf enthielt die Bestimmung, daß die Konsularjurisdiktion vom dritten Jahre nach Ratifikation der Verträge ab aufhören und bis dahin auf die Vertragshäfen beschränkt bleiben sollte, und ferner, daß die höchsten Stellungen in den japanischen Kassationshöfen auf die Dauer von 15 Jahren zur Gewährleistung einer einheitlichen Rechtspflege mit ausländischen Juristen zu besetzen seien. Gerade diese letzte Bedingung machte

Digitized by Google

böses Blut. Das nationale Empfinden fühlte sich verletzt. Die Verhandlungen zogen sich bis zum Juli 1887 hin und wurden auf unbestimmte Dauer vertagt. Sein Nachfolger im Amte, Graf Okuma, zeigte sich den Wünschen Deutschlands geneigt. Zwischen dem Fürsten Bismarck und dem japanischen Gesandten, Marquis Saionji, wurde 1889 zu Berlin ein Separatvertrag abgeschlossen, welcher von Japan für die ihm zugebilligte vollständige Gerichtshoheit als einzige Kautele die Besetzung einiger Stellen des Kassationshofes mit fremden Richtern verlangte. Gleiche Verträge wurden mit den Vereinigten Staaten und Rußland abgeschlossen. Doch auch diese Verträge traten nicht in Kraft. Die Ermordung Okumas, der durch die Hand eines politischen Fanatikers fiel, sowie die richtige Erwägung, daß zunächst erst die neue Gesetzgebung unter Dach und Fach zu bringen sei, brachten einen Stillstand in die Verhandlungen.

Mit der Publikation der Verfassung war Japan in die Reihe der konstitutionellen Staaten eingetreten. Zudem waren die gesetzgeberischen Arbeiten fast zum Abschluß gediehen. Seinen berechtigten Ansprüchen auf gleichwertige Behandlung in völkerrechtlichen Fragen konnten die fremden Mächte nun kaum etwas entgegensetzen. — Die späteren Verhandlungen leitete Vicomte Aoki. Die Hauptarbeit war getan. Es galt nur noch, die letzten Hindernisse zu beseitigen und die letzten Bedenken der Mächte zu beheben. Im März 1894 kam es zum Abschluß eines Handels- und Schiffahrtsvertrages mit England. Auf gleicher Grundlage beruhten die Verträge mit den anderen Mächten, denen sich Deutschland im April 1896 anschloß.

Die Schranke der Vertragshäfen war gefallen. Das Land völlig dem freien Handel und Wandel erschlossen. Von den Kautelen, denen man früher nicht entraten zu können glaubte, war in den neuen Vertragsbestimmungen nichts enthalten.

Japan hatte erreicht, was es in jahrzehntelanger diplomatischer Arbeit mit heißem Bemühen erstrebt hatte: die unbeschränkte Anerkennung seiner souveränen Rechte und die Aufnahme als vollberechtigte Großmacht in die Reihe der Kulturstaaten: Der 17. Juli 1899, an dem die Verträge in Kraft traten, bezeichnet den Beginn einer neuen Ära in der Geschichte des Sonnenaufgangslandes. — —

Wie schon erwähnt, ging die Reform des Gerichtswesens und die Kodifikation der Gesetze Hand in Hand mit der Revision der Verträge und den Arbeiten an der Verfassung.

Digitized by Google

Vom Zustand der Rechtspflege im feudalen Altjapan bis zu den modernen europäischen Rechtsanschauungen ist ein gewaltiger Sprung, welchen das japanische Volk mit gewohnter Elastizität in kürzester Zeit erfolgreich wagte.

Wie Japans gesamte Kultur, so beruhte auch sein mittelalterliches Rechtswesen auf chinesischen Prinzipien, die nach japanischem Geiste umgemodelt wurden. Die Verhandlungen sowie die Gesetzbücher waren geheim. Tortur, Mißhandlungen und Korruption spielten bei Ausübung der Rechtspflege eine große Rolle. Jeder einzelne Feudalherr besaß das Recht der hohen und niederen Gerichtsbarkeit, das er oft mit unnachsichtlicher Strenge und willkürlichen Abweichungen von dem Gesetzbuch des Shoguns auszuüben pflegte. Das Bestehen zahlreicher Feudalgebiete mit selbständiger Gerichtsbarkeit schloß eine einheitliche Rechtspflege aus. Hierzu kam, daß zwischen Straf- und Zivilrecht sowie zwischen Verwaltungs- und Justizbehörden keine scharfe Trennung existierte.

Schon 1870 schaffte ein neues Strafgesetz die Tortur ab. Gleichzeitig wurden ausländische Juristen ins Land gerufen, um an der neu gegründeten Universität sowie an einer dem Justizministerium untergeordneten juristischen Schule Vorlesungen über römisches, französisches und englisches Recht zu halten und an dem Werke der Justizgesetzgebung beratend und vorschlagend mitzuwirken. Bei der Strafgesetzgebung leistete der französische Rechtslehrer Boissonade de Fontarabie der japanischen Regierung wertvolle Dienste. Studierende wurden nach Europa geschickt, um juristische Studien zu treiben, die sie bei ihrer Rückkehr nach der Heimat in gesetzgeberischer Tätigkeit oder als Richter verwerten sollten.

Das Strafrecht und die Strafprozeßordnung sind nach französischem Muster geschaffen und erfreuten sich schon in den ersten Entwürfen der Anerkennung juristischer Autoritäten. Zu ersteren äußert sich der bekannte deutsche Rechtslehrer Professor Berner (vgl. Zeitschrift Ostasien. Juli 1899. Seite 156): „Das japanische Strafsystem ist rationell konstruiert, die Begriffe der Verbrechen sind in einfachen, klaren Grundzügen gezeichnet, die angedrohten Strafen im allgemeinen verhältnismäßig und human und durchweg haben die Erfahrungen der gebildeten Welt und die Fortschritte der europäischen Wissenschaft Berücksichtigung gefunden." — Die Strafgesetzgebung trat am 1. Januar 1882 in Kraft und wurde 1890 einer völligen Umarbeitung unterzogen.

Digitized by Google

Die neuen Gesetze brachen vollständig mit dem alten System der Geheimhaltung der Verhandlungen. Moderner Geist wehte in ihnen. Die strenge Durchführung der Öffentlichkeit ist ein hervorstechender Zug. Ferner wurde die Verwaltung von der Justiz endgültig getrennt.

Dem Strafgesetzbuch folgte im Februar 1890 ein Gerichtsverfassungsgesetz und im Januar 1891 eine neue Zivilprozeßordnung nach europäischen Mustern.

Den Arbeiten der Gesetzgebung setzte das neue Bürgerliche Gesetzbuch die Krone auf, dessen Ausarbeitung sich gelegentlich der Vertragsrevisionen für einen befriedigenden Verlauf der diplomatischen Verhandlungen als dringende Notwendigkeit herausgestellt hatte. Mit den Arbeiten hierzu war schon 1870 begonnen worden, unter der Ägide der Justizminister Oki und Yamada. Als Muster diente das neue deutsche bürgerliche Reichsgesetz. Die ersten Entwürfe zum Bürgerlichen Gesetzbuch (mit Ausnahme des Erbrechts) sind das Werk des französischen Rechtslehrers Boissonade de Fontarabie. Gleichfalls von deutschem Geist beseelt ist das Handelsgesetzbuch, um dessen Abfassung sich Professor Roesler verdient gemacht hat. Beide Gesetzbücher wurden einer nochmaligen Umarbeitung durch eine Kommission von japanischen Juristen unterzogen. Vom Bürgerlichen Gesetzbuch haben wir eine englische Übersetzung vom Landsgerichtsrat Professor Loenholm in Tokio, das Handelsgesetzbuch liegt im englischen, deutschen und französischen (die beiden ersteren ebenfalls von Loenholm) Übersetzungen vor. Hand in Hand hiermit ging eine Revision der Zivilprozeßordnung und ein Gesetz über die freiwillige Gerichtsbarkeit.

VII.

Heer und Flotte.

Neben der Umgestaltung der inneren Verhältnisse, der gesetzgeberischen Tätigkeit und seinen diplomatischen Verhandlungen war Japan eifrig darauf bedacht gewesen, Heer und Flotte nach europäischen Mustern zu organisieren. Der Kriegsdienst war das Privilegium des niederen Adels, der sog. Samurai gewesen, welche im lehnspflichtigen Verhältnis zu den Landesfürsten standen und für ihre Dienste eine feste Rente meist in Grund und Boden bezogen hatten. In gesellschaftlicher Beziehung rangierten die ca. 240000 Samuraifamilien des alten Japans direkt unter dem hohen Militäradel, der sog. „Buke". Kriegerischer

Digitized by Google

Sinn, unbedingter Gehorsam und unentwegte Treue bis zum Tode war den Samurai von alters her zu eigen und in Fleisch und Blut übergegangen. Alle ritterlichen Tugenden lebten in ihnen. Sie verkörperten den Ehrbegriff des alten Japans. Ein Teil von ihnen hatte bei den Kämpfen mit dem Shogun unter den Fahnen des Mikado hohe Beweise von Tapferkeit und Patriotismus abgelegt. Das Material als solches war also gut. Die Institution einer privilegierten Kriegskaste war jedoch mit dem Geiste und den Einrichtungen eines modernen Rechtsstaates unverträglich. Die ganze Reorganisation wäre in Frage gestellt worden, wenn man nicht auch hier mit den alten Anschauungen aufgeräumt hätte. So legte die neue Regierung auch die Axt an diese altbewährte Institution, die auf eine ruhmreiche Vergangenheit von zwei Jahrtausenden zurückblicken konnte. Diese Maßnahme rief eine Revolution hervor, die in sozialer Beziehung wohl die allergrößte war. Tausende Familien sahen sich ihrer festen Einkünfte beraubt und mußten sich, da die Kapitalisierung ihrer bisherigen Rente in Staatspapieren sehr dürftig ausfiel, nach einem neuen Broterwerb umsehen. Die Samurai vertauschten ihre zwei Schwerter, das Zeichen ihrer adeligen Würde, mit Feder, Barett, Bakel und wandten sich gelehrten und künstlerischen Berufen zu oder fristeten ihren Lebensunterhalt kärglich als Lehrer oder kleine Staatsbeamte. Das Offizierskorps freilich rekrutiert sich meist aus Angehörigen der früheren Samuraiklasse.

Die Grundlage der neuen militärischen Verhältnisse bildet die allgemeine Wehrpflicht, die durch kaiserliche Proklamation vom 28. Dezember 1872 verkündigt wurde. Sie umfaßt eine Dauer vom 17. bis zum vollendeten 40. Lebensjahre. Die Dienstpflicht besteht in 3 Jahren bei der Fahne und je zwei Jahren Dienst bei der ersten und zweiten Reserve.

Die militärische Ausbildung der Landarmee lag anfänglich in den Händen französischer Offiziere, während sich der Ausbau der Flotte im wesentlichen nach englischen Mustern vollzog. Nach dem Deutsch-Französischen Kriege löste Japan in Bewunderung der strategischen und militärischen Leistungen Deutschlands die französischen Offiziere durch deutsche Militärinstruktoren ab. Ich brauche nur den Namen von Meckel zu erwähnen, um die hohen Verdienste deutscher Offiziere um die Ausbildung der japanischen Armee in ein helles Licht zu rücken.

Die japanischen Soldaten waren gelehrige und rasch auffassende Schüler. Die ersten Proben ihres militärischen Könnens

Digitized by Google

legten sie in dem Kriege mit China ab, der Japan zwar viel Anerkennung und Ruhm, aber wenige äußere Vorteile eingebracht hat. Gegenwärtig steht Japan mitten in einem blutigen Kampfe mit seinem Erbfeinde, dem mächtigen russischen Reiche, und ist bis jetzt von Sieg zu Sieg geeilt. Wie auch der endgültige Ausgang des Krieges sein mag, so viel steht unter den militärischen Autoritäten schon heute fest, daß die Strategie des japanischen Generalstabs, das militärische Können der hohen und niederen Offiziere sowie die Disziplin und Kriegstüchtigkeit der Mannschaft das vollste Lob verdienen und hinter den militärischen Leistungen europäischer Heere in keiner Weise zurückbleiben. Die Flotte ist über alles Lob erhaben.

VIII.

Das Unterrichtswesen.

Wie alle übrigen Institutionen, so beruht auch das moderne Unterrichtswesen in Japan auf europäischem Muster. Es ist bekannt, daß die deutsche Wissenschaft in Japan hoch geschätzt wird und auf die Gestaltung und Ausbildung des Unterrichtswesens großen Einfluß ausgeübt hat. Das Studium der deutschen Sprache, zu dem das Eintreffen der Eulenburgschen Gesandtschaft 1859 die äußere Anregung gab, wird in Japan eifrig betrieben und gehört in den höheren Gymnasien zu einem integrierenden Bestandteil des Lehrplanes. Sowohl an den zwei Landesuniversitäten wie an den höheren Schulen (koto-gakko) wirken deutsche Professoren und Lehrer und unterrichten in ihrer Sprache. Speziell das Studium der Medizin wird nach vollkommen deutscher Methode betrieben. Alljährlich entsendet Japan eine größere Anzahl von Studenten und Gelehrten nach Europa. Fast jede deutsche Universität z. B. hat eine größere oder geringere Anzahl japanischer Studenten unter ihren Zuhörern.

Schon im Mittelalter war in Japan das Niveau der Volksbildung verhältnismäßig hoch. Der Unterricht lag in den Händen der buddhistischen Priesterschaft und beruhte auf chinesischen Prinzipien. Es gab im Lande zerstreut eine große Zahl von Privat- und Tempelschulen und einige höhere staatliche Unterrichtsanstalten, die ihre Zöglinge mit der schwierigen Kunst des Schreibens und Lesens der ideographischen chinesischen Zeichen und der japanischen Silbenschrift und mit den chinesischen Klassikern bekannt machten. Die ausschließliche Beschäftigung mit chinesischer

Digitized by Google

Literatur zeitigte eine starke Überschätzung der chinesischen Kultur und Philosophie, die für Japan verhängnisvoll geworden wäre, wenn nicht seit Mitte des 18. Jahrhunderts einige japanische Ärzte in Nagasaki durch das Studium der holländischen Sprache dem Eindringen europäischer Wissenschaft die Tore geöffnet hätten. Diese Sprache, die als Medium zur Erlernung der medizinischen Wissenschaft Europas diente, war ein volles Jahrhundert hindurch die einzige fremde Sprache, deren Studium man sich angelegen sein ließ. Neben den medizinischen Fächern beschäftigte man sich durch Vermittelung der holländischen Faktorei in Nagasaki auch mit Naturwissenschaften, Geologie, Mathematik und astronomischen Studien.

Bereits 1857 wurde in Yedo eine Schule für fremdsprachliche Studien gegründet, das sogen. „Bansho shirabejo", wo neben Holländisch, Französisch und Englisch später auch die deutsche und die russische Sprache gelehrt wurden. Schon damals wurden deutsche Lehrer berufen, und bald erwarb sich die deutsche Sprache offizielle Anerkennung und Heimatsrechte in Japan. Die ersten Schritte zur Einführung des modernen Unterrichtswesens geschahen unter englischer und amerikanischer Ägide. Von großer Bedeutung wurde die Gründung des „Imperial College of Engineering", das unter der Leitung auswärtiger Fachleute die Heranbildung von Ingenieuren und Technikern mit großem Erfolge ins Werk setzte. Mit der Gründung des Unterrichtsministeriums (1871) kam Methode in die Reformen. Man schritt dazu, den obligatorischen Schulunterricht im ganzen Land einzuführen und durch Errichtung von höheren Bildungsanstalten und Volksschulen die Erziehung der Jugend nach modernem Geiste in die Wege zu leiten. Auch auf diesem Gebiete erschien Japan dem Beobachter als eine ungeheuere Werkstätte, wo mit unermüdlicher Energie gearbeitet wurde, um die in Angriff genommene Unterrichtsreform mit größtmöglicher Geschwindigkeit unter Dach und Fach zu bringen.

An der Spitze der höheren Bildungsanstalten stehen die zwei Universitäten zu Tokio und Kyoto, denen in Zukunft noch eine dritte auf Kyushu (vermutlich in Kumamoto) folgen soll, ein Projekt der Regierung, zu dessen Ausführung bisher genügende Geldmittel nicht vorhanden waren. Der Lehrplan der Universität (Dai-gaku) enthält fast alle Fächer, die auch an europäischen Universitäten gelehrt werden. Die Lehrstühle sind jetzt zumeist von Japanern besetzt. Die medizinische Fakultät weist noch deutsche Oberleitung

Digitized by Google

auf, sowie auch die Vorträge in dieser Wissenschaft ausschließlich in deutscher Sprache gehalten werden. Wie groß überhaupt der deutsche Einfluß auf wissenschaftlichem Gebiete ist, zeigt der Umstand, daß von 13 Ausländern, die an der Tokio-Universität lehren, 9 Professoren Deutsche sind.

Den Universitäten schließen sich die sogenannten „koto-gakko" oder höheren Gymnasien, deren es gegenwärtig acht im Lande gibt, und die ein Mittelglied zwischen unseren Gymnasien und Hochschulen bilden. Die erste „Dai ichi" koto-gakko wurde bald nach dem Deutsch-Französischen Kriege in Tokio gegründet. Der Kursus der koto-gakko ist dreijährig. Die koto-gakko bereiten auf die japanische Universität vor, weshalb bereits auf ihnen schon die Trennung in eine medizinische, juristische, literarische und technologisch-landwirtschaftliche Abteilung eintritt. In der medizinischen und in der juristischen Abteilung ist die deutsche Sprache obligatorisch.

Zwischen den Volksschulen, die in einer Anzahl von über 25000 vorhanden sind, und den koto-gakko stehen die sogenannten Chu-gakko, die einen fünfjährigen Kursus haben und von fremden Sprachen die englische in ihren Lehrplan aufgenommen haben. Daneben existieren noch eine Reihe von anderen privaten und Fachschulen, die durchweg nach europäischem Muster organisiert sind, wie beispielsweise die kaiserliche Adelsakademie und die Schule des Vereins deutscher Wissenschaften (Doitsu-gakko Kiokai-gakko). Ihnen schließen sich eine Reihe von militärischen Bildungsanstalten an, die Kadettenanstalten und Offizierschulen, welche von europäischen Instruktoren eingerichtet wurden und hinsichtlich der wissenschaftlichen und militärischen Leistungen durchaus auf der Höhe der Zeit stehen.

IX.

Die religiösen Verhältnisse in Japan.

Zum Schluß wollen wir den religiösen Verhältnissen, an denen der Geist der Neuzeit nicht spurlos vorübergegangen ist, unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Es wird oft behauptet, daß die Japaner religiösen Fragen indifferent gegenüberständen und darum nicht mit Unrecht ein „unreligiöses Volk" genannt werden könnten. Diese Behauptung findet ihre Erklärung in dem formalen Schematismus, in der uns Europäern allerdings rein äußerlich und gleichgültig erscheinenden Art, wie die Japaner ihre Opferspenden dar-

Digitized by Google

bringen und ihre Gebete verrichten. Doch wer vermöchte in der Seele eines Volkes zu lesen, das durch jahrhundertelanges „training" gewöhnt ist, seine innersten Gefühle und Gedanken zu verbergen und um keinen Preis zu verraten? Rein äußerlich betrachtet, können wir der Behauptung nicht zustimmen, denn in keinem Lande der Welt wird mehr zu den Göttern gebetet und geopfert, ist das tägliche Leben so innig mit Gebetsübungen verquickt, wie gerade im Sonnenaufgangslande.

Von alters her sind auf japanischem Boden zwei Religionskulte eingebürgert: der einheimische Shintoglaube und der aus China im 6. Jahrhundert über Korea eingewanderte Buddhismus. Als dritter im Bunde gesellt sich hierzu die christliche Religion, welche nach einer Periode der schwersten Kämpfe und härtester Unterdrückung sich Heimatsrechte erworben hat und in jüngster Zeit bedeutende Erfolge aufzuweisen hatte. Im Shintoismus, einer Art Natur- und Ahnenkultus, hatte das Kaisertum stets eine starke Stütze gehabt, bestand doch die einzige Vorschrift für die Gläubigen in dem Gebet: „Verehre den Kaiser und befolge seine Gebote." Ein religiöses Dogma oder einen ausgebildeten Moralkodex besaß dieser Religionskultus nicht. Die Aufgabe der Priester bestand lediglich in der Pflege der Tempel und in Darbringung von kleinen Opfern und Spenden. Die Anzahl der Gottheiten ist Legion und ihr Oberhaupt die strahlende Sonnengöttin Amaterasu, von der die Dynastie der Mikado in direkter Linie abzuleiten ist.

Reine Shintoisten gibt es in Japan wenige. Die meisten Japaner sind Shintoisten und Buddhisten zu gleicher Zeit, ohne dadurch — scheinbar — mit ihrem Gewissen in Konflikt zu geraten. Um die fremde Lehre den Shintoisten plausibel zu machen, befolgten die koreanischen und chinesischen Mönche, welche den Buddhismus nach Japan brachten, eine schlaue, wenn auch nicht neue Taktik, indem sie ihren alten Göttern ein buddhistisches Mäntelchen umhingen und der erstaunten Welt verkündeten, daß die shintoistischen Götter nichts weiter als buddhistische Inkarnationen seien. Man wandte sich, ohne es mit den alten Göttern zu verderben, in Scharen der neuen Lehre zu, die sich durch den Prunk festlicher Schaustellungen und glänzender Zeremonien vorteilhaft eingeführt hatte. Mit dem ursprünglichen indischen hat der japanische Buddhismus wenig gemeinsam. Der Askese ist der Japaner aus Naturanlage abhold. Diese beiden Kulte bestanden nebeneinander, bis das Christentum durch den Jesuitenpater Francis Xavier in Japan eingeführt wurde (Mitte des

Digitized by Google

16. Jahrhunderts). Anfänglich hatte die christliche Mission außerordentliche Erfolge aufzuweisen. In den ersten Tokugawashogunen aber, die die neue Lehre aus politischen Gründen bekämpfen mußten, erwuchs den Christen ein unversöhnlicher und starker Gegner. Die Christenverfolgungen hatten einen überaus blutigen Charakter und erreichten ihren Höhepunkt in dem berüchtigten Blutbade von Shimabara (1639), wo Tausende von japanischen Christen ihren Glaubenseifer mit dem Märtyrertode büßten.

Nach der Ausrottung des Christentums hob der Buddhismus siegreich sein Haupt und entwickelte sich während der fast dreihundertjährigen Abgeschlossenheit des Landes zur höchsten Blüte.

Der Sturz des Shogunats änderte die Verhältnisse. Der den Kaiser umgebende Nimbus göttlicher Abstammung war auf dem Shintoglauben begründet. Dem Buddhismus wurde die privilegierte Stellung genommen. Der Shintoismus wurde begünstigt. Die reichen Klostergüter wurden säkularisiert, die buddhistischen Priester ihrer Staatsrenten beraubt und auf milde Gaben und Stiftungen angewiesen.

Auch das Christentum gewann unter der neuen Ära an Terrain und machte bedeutende Fortschritte. 1876 wurde Religionsfreiheit ausgesprochen.

Der emphatischen Prophezeiung Exners, daß uns in Japan in nicht allzuferner Zeit das Kreuz des Erlösers auf allen Wegen und Stegen entgegenleuchten werde, stehen wir noch recht fern.

Und ob es überhaupt dazu kommen wird?

Freilich: Japan ist „das Land der Überraschungen".

Es hat uns viele Überraschungen gebracht.

Warum sollten wir nicht auch auf diesem Gebiete Überraschungen erleben? — —

Digitized by Google

Die amerikanische Gefahr.

Von Fred. R. Minuth (North Braddock, Pa., U. S. A.).

[Schluß.]

In den Vereinigten Staaten von Amerika existiert kein Staats-Religionsbekenntnis; man kennt dort keinen staatlich besoldeten oder offiziell anerkannten Klerus; ebenso wie die Vereinigten Staaten offiziell keine Notiz vom Vatikan nehmen. Man kennt in den Vereinigten Staaten keinen Religionslehrer in der Schule, denn Religion fehlt auf dem Stundenplan gänzlich; man kennt hier auch keinen Kultusminister, denn man betrachtet Religion als ein ureigenstes, vor jeder behördlichen Berührung peinlich behütetes, im Herzen eines jeden einzelnen ruhendes Heiligtum.

Daß mangels eines offiziellen Glaubensbekenntnisses in den Vereinigten Staaten Gottlosigkeit herrsche, wird niemand behaupten, der die Verhältnisse dort kennt. Es darf im Gegenteil ruhig gesagt werden, daß in den Vereinigten Staaten von Amerika unendlich mehr wahre Religiosität zu finden ist, als in den Ländern mit Staatskirchentum und Zwangsreligionsunterricht.

Wer daran zweifeln sollte, der sehe sich die monumentalen amerikanischen Gotteshäuser und die prächtigen Pfarrwohnungen an, die freiwilligen Beiträgen ihre Entstehung verdanken; wie auch die Gehälter der Geistlichen aus freiwilligen Beiträgen aufgebracht werden.

Die Schulen sind staatlich und vollständig frei; sogar Bücher und Schreibmaterialien liefert der Staat den Schülern unentgeltlich. Kein Kind wird überlastet. Keinem Schüler wird zugemutet, geistigen Ballast aufzuspeichern. In allen Schulen herrscht ein frischer, fröhlicher Ton; das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler ist fast ausnahmslos ein herzliches und die Lernlust regt sich mächtig aus eigenem Antriebe.

Die Schüler der Volksschule erhalten eine gute allgemeine Bildung. Wer die nächste Stufe, das College (Qualität eines guten deutschen Realgymnasiums), beziehen will, muß die Volksschule durchgemacht haben. Auf dem College werden in erster Linie exakte Wissenschaften, insonderheit höhere Mathematik getrieben. Der erfolgreiche Besuch des College berechtigt zum Studium an der Universität.

Digitized by Google

Eine jede dieser Schulen ist frei von verzopftem, tüftelndem Spezialistentum. Der gesamte Unterricht in den Vereinigten Staaten ist darauf gerichtet, der kommenden Generation, neben der theoretischen Fachbildung, eine vorzügliche, auf exakter Basis ruhende allgemeine Bildung und eine geklärte Weltanschauung zu verleihen.

Kein Schüler der Vereinigten Staaten bekam je vom Staate eine Bibel oder einen Katechismus in die Hand. Die Zeit, welche in Deutschland mit diesen Dingen vergeudet wird, weiß der Amerikaner nützlicher zu verwenden. Wenn er die Schule verläßt, steht er fertig für das Leben da. Der Deutsche aber beginnt dann erst, sich frei zu machen von den Irrtümern, die ihm auf der Schule eingepreßt wurden, die ihm die Jugend verbitterten und ihm Unsummen kostbarer Zeit raubten, in der er sich nützlichere Kenntnisse hätte aneignen können. Während der Amerikaner sich mit ganzer Kraft dem erwählten Berufe widmet, muß der Deutsche in Fortbildungsschulen seine mangelhaften exakten Kenntnisse vervollständigen; denn diese Disziplinen wurden auf der Schule jüdischen Legenden, pfäffischen Irrtümern und Unwahrheiten zuliebe vernachlässigt.

Wer wundert sich noch, daß die Amerikaner die Führung in der Kulturentwickelung übernommen haben?! —

Will Deutschland in den Vereinigten Staaten nicht den gefährlichen Eroberer, sondern einen nützlichen Kulturförderer sehen, dann fort mit der Geistesknechtung, fort mit dem Priester als Schulaufseher, — fort mit der heutigen sogenannten Religion überhaupt! — Die einzig wahre Religion, die uns dem Schöpfer näher bringt, ist die Naturerforschung!*)

Noch einen dritten, äußerst wichtigen Schritt müssen die Volksregierer tun, soll Deutschland dem anstürmenden Mammonismus gerüstet entgegentreten können. Dieser Schritt heißt: Entziehung des vaterländischen Bodens dem Bereich der Spekulation.

Das hört sich an wie eine Utopie, und dennoch gibt es Wege, die fest und gangbar sind und mit mathematischer Sicherheit zum Ziele führen. Es mangelt nur an der leitenden Hand der Regierung. Aber dort stehen weltfremde Leute am Ruder, von denen praktisches Eingreifen nicht zu erwarten ist. Der für das Gedeihen des Vaterlandes äußerst wichtige Posten eines

*) Die einzig wahre Religion ist das lebendig und individuell erfaßte Christentum Christi. D. H.

Digitized by Google

Landwirtschaftsministers ist kein Ruheplatz für einen ausgedienten General; hier gibt es nichts zu kommandieren, wohl aber sehr viel zu kalkulieren und zu organisieren.

Die Pflichten eines Landwirtschaftsministers sind sehr ernste. Die dringendste dieser Pflichten ist die Befreiung des Landwirts aus der Zinsknechtschaft des Kapitals. Aber Herr von Podbielski hat noch nichts davon merken lassen, daß er diese Aufgabe als zum Ressort des Landwirtschaftsministers gehörig betrachtet. Einen bedenklichen Mangel an Fachkenntnis und politischer Einsicht hat der Landwirtschaftsminister gelegentlich der Debatte über die Getreidezölle bekundet. Jeder wirtschaftlich erfahrene Mann weiß, daß der Landwirtschaft durch Zölle nicht geholfen werden kann. Die Landwirte selber wissen es; aber sie greifen nach dem Strohhalm, weil sie keine andere Rettung sehen. Sind die Zölle niedrig, dann nützen sie nichts; sind sie zu hoch, daß sie die Getreidepreise wesentlich steigern, so führen sie zur Revolution. Die Sozialdemokraten konnten sich für die Reichstagswahl gar keinen besseren Agitationsstoff wünschen, als „die Regierung, die den Brotwucher zuläßt"!

Es war ein nicht wieder gut zu machender politischer Fehler, daß die Getreidezölle kurz vor der Wahl durchgedrückt wurden; die Zölle mußten fallen, weil dadurch den Sozialisten hunderttausende von Stimmen genommen worden wären. Daß die ganze agrarkonservative Wählerschaft infolgedessen sozialistisch gewählt haben würde, werden die Herren wohl selber in Abrede stellen, — und im übrigen waren sie immer noch zu versöhnen.

Die Hilfe für die Landwirtschaft liegt ganz anderswo als in den Getreidezöllen. Das Mittel, der Landwirtschaft zu helfen, ist so einfach als wirksam. Und nicht nur die Not der Landwirte, sondern auch die entsittlichenden Wohnungsverhältnisse des Proletariats in den Großstädten würden durch dieses Mittel beseitigt werden. Aber für die zweckmäßige Anwendung desselben ist ein tüchtiger Mathematiker erforderlich, der über ein geniales Organisationstalent verfügt und die Fühlung mit dem pulsierenden Leben des Volkes nicht verloren hat. Die heutigen deutschländischen Regierungen weisen keinen solchen Mann auf.

Die Sicherung des vaterländischen Bodens gegen die Invasion des internationalen Mammons würde von drei Punkten aus in Angriff zu nehmen sein.

1. Neuform des Subhastationsverfahrens;
2. gesetzlich geregelte, allmähliche Herabsetzung des Zinsfußes

Digitized by Google

für Hypothekendarlehen und Festsetzung einer Beleihungsgrenze;

3. staatlich kontrollierte Amortisation aller Hypothekenschulden und Eintritt des Staates in ein Oberhoheitsrecht über den vaterländischen Boden.

Das Heiligste und Wertvollste eines Volkes ist der Boden des Vaterlandes. Im Kriege verteidigt das Volk dieses Heiligtum mit Blut und Leben. Darf nun ein Gesetz gestatten, daß im Frieden Wucherer mit den Bebauern dieses Bodens in derselben Weise verfahren, wie die englischen Söldner mit den Buren in Südafrika? Das vor wenigen Jahren in Kraft getretene Bürgerliche Gesetzbuch, dieses non plus ultra juristischer Spitzfindigkeit im Interesse des Mammonismus, gibt ihnen unter Beobachtung gewisser Formalien das Recht dazu.

Niemand wird bestreiten wollen, daß die heutige Subhastation ein barbarischer, allem Rechtsbewußtsein und sittlichem Empfinden ins Antlitz schlagender Akt der Gewalt ist. — Würde bei diesen Zwangsverkäufen der reelle Wert des Verkaufsobjekts erzielt werden, dann wäre weniger dagegen zu sagen; aber jeder Unterrichtete weiß, wie der Wohlstand eines Menschen durch die bei Subhastationen üblichen Schleuderpreise, oft einer verhältnismäßig geringen Summe wegen, für alle Zeit vernichtet wird. Ja, wer eine gewisse Sorte Geschäftsleute kennen zu lernen das zweifelhafte Vergnügen hatte, der weiß noch mehr, der weiß, daß dem in Zahlungsschwierigkeiten befindlichen Landwirt Schlingen gelegt werden, in denen er sich unrettbar fangen muß, und daß dann die Biedermänner herbeieilen und ihm wirtschaftlich den Hals abschneiden und sich mit Hilfe des Gesetzes um ein Linsengericht in den Besitz eines wertvollen Landgutes setzen.

Und zu solchen nichtswürdigen Geschäften, deren Verüber ins Zuchthaus gehörten, leiht die Staatsautorität ihre Hilfe — im Namen des Königs!

Kein Wunder, wenn die Liebe und das Vertrauen zum Könige schwinden.

Die Vertreter der Landwirtschaft bilden aber zu einem beträchtlichen Teile jenen gewaltigen „kleinen Mann", von welchem schon die Rede war, und es wird sehr im Interesse der Könige liegen, diesen „kleinen Mann" durch Unantastbarkeit der vaterländischen Scholle wirtschaftlich sicher zu stellen.

Der Landwirt ist nie Herr seines Willens; er kann nicht disponieren, wie der Kaufmann oder der Börsianer. Der Land-

Digitized by Google

wirtschaftsbetrieb ist abhängig von Witterungseinflüssen, die Mißwachs, Viehseuche und andere unkontrollierbare Zufälle herbeiführen können, welche oft bedeutende pekuniäre Schwankungen in den Erträgen bewirken. Für solche Ereignisse kann man den Landwirt nicht verantwortlich machen, am allerwenigsten ihn dafür leiden lassen. In solchen Fällen muß der Hypothekengläubiger, der, ohne einen Handgriff zu leisten, von den Erträgen des Gutes mitzehrt, auch einen Teil der elementaren Schädigungen mittragen. Er muß die Zinszahlung — je nach der Höhe des Ausfalls — ganz oder teilweise stunden. Das erste gute Jahr wetzt die Scharte wieder aus, und der Geldverleiher wird befriedigt ohne Austreibung einer redlich arbeitenden Familie von ihrer Scholle, ohne Vergrößerung des Proletariats.

Die Wartepflicht des Hypothekengläubigers und seine allmähliche Befriedigung im prozentualen Verhältnis zu den Erträgen muß gesetzlich festgelegt und die heutige Subhastationsordnung aufgehoben werden. Zeigt der im Rückstande gebliebene Landwirt sich säumig mit der Erfüllung der ihm gerichtlich aufgegebenen Verpflichtungen, so tritt Sequestration ein; keineswegs aber darf ein Zwangsverkauf erfolgen.

Ein solches Gesetz schädigt niemand; — aber es gibt dem Landwirt die ihm unerläßlich notwendige Sicherheit für seine Seßhaftigkeit, es steigert die Ertragsfähigkeit des Landes, es schneidet dem Proletariat einen starken Zufluß ab und erhöht die für das Gedeihen der Allgemeinheit notwendige Prosperität des Mittelstandes.

Ad 2. Welcher Mensch in Deutschland empfand noch nie den Druck der Staats- und Kommunal-Steuern? Und doch handelt es sich hier um einen recht geringen Betrag gegenüber den Steuern, welche der Mammonismus dem deutschen Volke auferlegt. Staat und Gemeinde bieten dem Steuerzahler wenigstens ein Äquivalent für sein Geld; ist es in vielen Fällen auch recht fragwürdig, so sieht man doch den guten Willen. Der Mammonismus bietet nichts; er verlangt nur, er verlangt doppelte Sicherheit und hohe Zinsen, und wer die Zinsen nicht pünktlich entrichten kann, den würgt er ab.

Der Boden des Vaterlandes war vor zehn Jahren (aus jener Zeit datiert meine Statistik) mit rund 75000 Millionen Mark hypothekarisch belastet, die einen jährlichen Zins von über 3000 Millionen Mark forderten.

Dreitausend Millionen Mark — heute werden es sicher

Digitized by Google

einige 100 Millionen Mark mehr sein — muß das deutsche Volk jährlich erarbeiten für die Hypothekengläubiger!

Was bedeuten diesen Summen gegenüber die 5—600 Millionen Mark für das Heer? — Außerdem bedenke man, daß die Kosten des Heeres wieder ins Volk zurückfließen, während die Zinstribute, die der Mammon fordert, wenigstens zu $^4/_5$ an internationale Geldleute gehen, neue Leihkapitalien bilden und in fortschreitender Progression das Volk pekuniär aussaugen.

Aber die Hypothekenzinsen sind nur der kleinere Teil der vom Mammonismus geforderten Steuern. Viel größer sind die dem Volke von ihm auferlegten unbewußten Steuern, in Gestalt von Zins für industrielles Betriebskapital, kaufmännische Leihkapitalien, in Gestalt von faulen Bankerotten und Börsenmanövern. Die Summen, die auf diese Weise aus dem Volke gezogen werden, belaufen sich — niedriger Schätzung nach — wenigstens auf das Doppelte der Hypothekenzinsen. Und diese ins Ungemessene gehende Zinslast hat das gesamte deutsche Volk zu tragen, denn durch ungebührliche Belastung der Landwirte, der Hauswirte, der Fabrikanten, der Kaufleute, werden alle Lebensbedürfnisse entsprechend teurer. Und gepeitscht von dem römischen corpus juris schindet sich das deutsche Volk, um einer Clique internationaler Ausbeuter gerecht zu werden.

Wahrhaftig! unsere Volksregierer haben es herrlich weit gebracht! —

Welch eine Marine könnten wir haben, mit welch ungeahnter Macht müßte die einheimische Industrie und Landwirtschaft aufblühen, wenn es gelänge, das deutsche Volk von dem Mammonpolypen zu befreien! — Und die Möglichkeit der Befreiung ist noch vorhanden; — wir brauchen nur Leute in den Ministerien, die bessere Rechner und Organisateure sind, als die arischen und semitischen „Juden", und die das germanische Recht höher schätzen als das fremde, uns Germanen aufgezwungene römische corpus juris. —

Wenn Nagetiere mir an meine Speise gehen, dann vernichte ich sie. Wenn nun internationale, mit einem merkwürdigen Rechentalent begabte Gauner mir ungleich mehr von meiner Nahrung nehmen, soll ich dann zufrieden sein und ihnen auch noch den Rest hinhalten?

Ich weiß nicht, wie unsere Herren Minister sich in diesem Falle verhalten würden; — soweit ich in Frage komme, muß ich

Digitized by Google

sagen, daß sich meine germanische Natur dagegen sträubt bis in die Seele hinein. —

Verächtlich das Volk, das sich nicht regt gegen seine Bedrücker! —

Wissen die Volksregierer nichts zu tun im Interesse der Befreiung des Volkes aus der Zinsknechtschaft des vaterlandslosen Mammons, so gebietet der Trieb der Selbsterhaltung dem Volke, selber handelnd auf dem Plane zu erscheinen. Und das Volk hat die Macht dazu durch seinen Reichstag. —

Die einzige Möglichkeit der Befreiung des Volkes aus der Zinsknechtschaft des Mammonismus liegt in der gesetzlich zu regelnden Herabsetzung des Zinsfußes. Unter den Geldverleihern befinden sich aber auch Angehörige des deutschen Volkes und unter diesen Leute, die ein Leben lang arbeiteten und darbten, um am Feierabend ihrer Laufbahn von den Früchten ihrer Arbeit zu zehren. Die Rücksicht auf diese Leute — obschon es relativ nur wenige sind — gebietet, mit der Herabsetzung des Zinsfußes sehr allmählich vorzugehen.

Die Maximalhöhe des Zinsfußes für Hypothekendarlehen sollte indes sofort auf $4^1/_2\,\%$ normiert und dann etwa von fünf zu fünf Jahren um $^1/_2\,\%$ bis herab auf $3\,\%$ ermäßigt werden, die dann hinfort als Maximalhöhe für hypothekarisch gesicherte Darlehen zu gelten hätten.

Eine derartige Gesetzesvorlage dürfte wohl kaum auf ernstliche Opposition stoßen. Der Segen eines solchen Gesetzes für das gesamte arbeitende Volk — und damit sind nicht nur die Handarbeiter gemeint, sondern alle, die nicht von ihren Renten leben — ist so unverkennbar, daß es überflüssig ist, hierüber ein Wort der Erklärung zu sagen. Die Härten, die sich aus diesem Gesetz für eine geringe Anzahl kleiner Rentner etwa ergeben könnten, dürfen nicht entscheidend wirken; bei großen Fragen kann nicht Rücksicht auf den einzelnen genommen werden, sondern hier ist das Wohl der Allgemeinheit der leitende Faktor. —

Ad 3. „Das römische Recht hat den Boden (des Vaterlandes) gleichsam auf Rollen gesetzt und uns unter den Füßen hinweggezogen. Die Nutznießer des deutschen Bodenertrages, und damit eines großen Teiles der ganzen Nationalarbeit, sitzen zum Teil in England, Amerika, Rußland und sonstwo. Unser Volk hat den Boden unter den Füßen verloren, es schwebt in der Luft; es hängt an den Spinnenfäden internationaler Kapitalherren. Unser Staat, unser Recht, unsere Arbeit, unsere Sittlich-

Digitized by Google

keit — alles ist bodenlos geworden." (Theod. Fritsch, Bodenwucher und Börse.)

Welcher Deutsche, der sein Vaterland liebt, möchte diese Worte nicht gern widerlegen? Welcher Deutsche, der die Verhältnisse seines Vaterlandes kennt, ist imstande, sie zu widerlegen?

Daß es keinen einzigen gibt, der sie widerlegen kann, ist unsäglich schmerzlich in materieller und ideeller Hinsicht. Und daß es so gekommen ist, verdanken wir neben dem römischen Recht mit den großen, für die intelligenten Spitzbuben sehr brauchbaren Maschen im Gesetzesnetz, dem Einfluß des Mammonismus, der im Volke eine unnatürliche Spannung hervorgerufen, welche eine bittere Befehdung der einzelnen Volksschichten untereinander zur Folge hatte, deren Kampfgetöse bedenklich laut gar bis zum Throne hinauf erschallt.

Wer will angesichts dieser Tatsachen noch länger vor dem Mammon im Staube kriechen?

Wenn unsere politischen Grenzen bedroht sind, dann greift das ganze Volk wie ein Mann zu den Waffen. Wollen wir noch länger untätig zusehen, wie unsere wirtschaftlichen Grenzen niedergerissen und der innere Friede des Vaterlandes gestört wird von einem internationalen Beutejäger?

Es ist hohe Zeit, daß tüchtige Männer an das Ruder des Staatsschiffes gestellt werden, sonst könnte es scheitern, und das wäre ein Unglück für Europa.

Der wahre Feind Deutschlands, ja der gesamten Kulturmenschheit ist der Mammonismus; die Sozialdemokratie ist nur eine Züchtung desselben. Und um dem Mammonismus den verderblichen Einfluß zu nehmen, muß der Boden des Vaterlandes seinem Bereich entrückt werden.

Das klingt wieder wie eine Utopie, und dennoch führen auch zu diesem Ziele feste, gangbare Wege, — führen zum Ziele mit mathematischer Sicherheit. Aber ein ausgedienter General ist zur Führung nach diesem Ziele, trotz seiner hohen und vom Vaterlande auch gebührend anerkannten Verdienste im Felde, nicht der richtige Mann. Hier brauchen wir einen Mathematiker mit genialem Organisationstalent. Der Weg zu dem angedeuteten Ziele führt weder über Felsen noch durch Abgründe; er läuft in völlig ebenem Gelände dahin. Alles vollzieht sich ohne jegliche Erschütterung, allmählich aus sich selber herauswachsend. Keinem Menschen soll ein Pfennig genommen werden; mit der Befreiung der Landwirtschaft aus dem Mammonsjoch sind keine Gewalt-

Digitized by Google

akte verbunden, wie solche sich unter der Geißel des römischen Rechts im Deutschen Reiche täglich in tausenden von Fällen ereignen, sondern diese befreiende Tat ist nur eine arithmetische und organisatorische Leistung, deren Plan hier zu entwickeln, der mir zur Verfügung stehende Raum leider nicht gestattet. Ich hoffe indes später darauf zurückzukommen.

Resumieren wir kurz, was Deutschlands nächste und dringendste Aufgabe ist, um der wirtschaftlichen und finanziellen Expansion der Vereinigten Staaten furchtlos entgegentreten zu können.

Der erste Schritt ist, Herstellung des inneren Friedens; denn einem Volk, welchem die Einigkeit fehlt, fehlt die Stärke.

Der zweite Schritt ist, Befreiung des Volkes von der Geistesknechtschaft des am Wunderglauben hängenden Klerus; denn Großes kann nur ein freier Geist vollbringen.

Der dritte Schritt ist, Befreiung des deutschen Volkes und des vaterländischen Bodens aus der Sklaverei des Mammonismus und des römischen corpus juris; denn nur ein freies Volk ist widerstandsfähig.

Ist das geschehen, dann erst wird Deutschland deutsch, dann erst wird Deutschland Deutschland sein, erblüht zu der herrlichen Wunderblume, von welcher der „Hochverräter" Ferdinand Freiligrath einst träumte und sang, und wie es einem anderen „Hochverräter", dem im Jahre 1849 zum Tode verurteilten, aber nach Amerika entkommenen Konrad Krez vorschwebte. In seinem herrlichen Gedicht „An mein Vaterland" sagt er:

Kein Baum gehörte mir von deinen Wäldern,
Mein war kein Halm auf deinen Roggenfeldern,
Und schutzlos hast du mich hinaus getrieben,
Weil ich in meiner Jugend nicht verstand,
Dich weniger und mehr mich selbst zu lieben,
Und dennoch lieb ich dich, mein Vaterland!

Land meiner Väter! Länger nicht das meine,
So heilig ist kein Boden wie der deine,
Nie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden,
Und knüpfte dich an mich kein lebend Band,
Es würden mich die Toten an dich binden,
Die deine Erde deckt, mein Vaterland!

O, würden jene, die zu Hause blieben,
Wie deine Fortgewanderten dich lieben,
Bald würdest du zu einem Reiche werden,
Und deine Kinder gingen Hand in Hand
Und machten dich zum größten Land auf Erden,
Wie du das beste bist, o Vaterland!

Digitized by Google

Konrad Krez ist vor sieben Jahren gestorben; aber seine Vaterlandsliebe lebt fort in seinen Poesien und in den Herzen so mancher, mancher anderer „Fortgewanderter“. Alle Fortgewanderten aber rufen, angesichts der Vorgänge im Vaterlande, wehen Herzens:

O, würden jene, die zu Hause blieben,
Wie deine Fortgewanderten dich lieben!

Die nationalen Aufgaben des biologischen Unterrichts.

Von Wilhelm Haacke.

Das verflossene neunzehnte Jahrhundert wird nicht selten als das Jahrhundert der Naturwissenschaften bezeichnet. Und dabei denkt man nicht allein, oder auch nur vorwiegend, an die, allen Zweigen der Technik durch die Naturwissenschaften des neunzehnten Jahrhunderts gewordene mächtige Förderung, sondern ganz besonders an den gewaltigen Fortschritt im Naturerkennen, den wir den Naturwissenschaften des verflossenen Jahrhunderts angeblich verdanken. Gewiß, das neunzehnte Jahrhundert hat uns unter anderem das Gesetz von der Erhaltung der Energie gebracht, mit ihm aber auch eine ganz falsche Anwendung der, als eine der verschiedenen notwendigen Arten der Naturbetrachtung sicher gerechtfertigten mechanistischen Weltanschauung, die unsinnige Lehre nämlich, die zweckmäßige Einrichtung des Organismus ließe sich „mechanisch erklären“. Als ob sich auch nur eine einzige Einrichtung nicht bloß der organischen, sondern auch der unorganischen Natur „mechanisch erklären“ ließe und nicht vielmehr als gegeben vorausgesetzt werden muß, wenn man den Weltmechanismus erläutern will, ganz ebenso, wie die Erläuterung des Mechanismus einer Maschine die Besonderheiten dieses Mechanismus als gegeben voraussetzt. Und diese unsinnige Verwechselung der, wenigstens wissenschaftlich unbeantwortbaren Frage nach der Herkunft der Welt und ihrer Einrichtungen mit der

Digitized by Google

durch die Wissenschaft zu beantwortenden Frage nach Werkbeschaffenheit und Gang der als gegeben hinzunehmenden Weltuhr hat uns das über Gebühr gepriesene neunzehnte Jahrhundert gebracht! Denn in dessen erster Hälfte war die Naturforschung dem richtigen Weltverständnis näher als in der zweiten, in der die, unter dem Namen Darwinismus bekannte englische Krankheit ihre nach Millionen zählenden Opfer forderte, unter Gelehrten nicht minder als unter Laien, unter Regierenden ebensosehr, wie unter Regierten. Diese, allmählich der Genesung weichende geistige Weltepidemie hat ein gänzliches Verkennen der Bedeutung, wenigstens der biologischen Wissenschaften, zuwege gebracht, das in der, gegen Ende des Jahrhunderts erfolgten Streichung des biologischen Unterrichts aus dem Lehrplan der oberen Klassen unserer höheren Schulen gipfelte. Man hielt den Darwinismus — und das mit Recht — für gefährlich. Aber man hielt ihn doch wohl auch für wohlbegründet, wohlbegründet eben durch die Ergebnisse der biologischen Forschung; sonst hätte man das beste Mittel gegen ihn, einen sachlichen biologischen Unterricht auf der Oberstufe der höheren Schulen, nicht geflissentlich preisgegeben. Durch diese Preisgabe hat man leider auch auf einen großen Teil der wertvollen Hilfe verzichtet, die ein guter biologischer Unterricht der Erziehung zur Vaterlandsliebe und zum Verständnis unserer nationalen Aufgaben zu leisten geeignet ist — ein Gesichtspunkt, der umsomehr Beachtung verdient, als er für manchen neu und überraschend sein wird.

Unter den Bedingungen des Gedeihens einer Nation steht die Volksgesundheit, die geistige sowohl als auch die körperliche, obenan. Beide können durch guten biologischen Unterricht gefördert werden, die Gesundheit des Nationalgeistes sogar unmittelbar, und zwar in erster Linie durch Stärkung der mit Recht als ein Hauptmerkmal geistiger Volksgesundheit geltenden Heimatsliebe.

Heimat! Wie oft hat mir die Erinnerung an sie auch in der Fremde glückliche Stunden bereitet! Und die glücklichsten darunter waren die, wo die vertrauten Bilder des heimischen Naturlebens vor meinen Augen aufstiegen. Ich wanderte über die Hügel zwischen Port Chalmers und Dunedin im Süden Neuseelands, da entrollten mir das Trillern der Feldlerche am blauen Himmel, das schmetternde Lied des Stieglitzes im Birnbaum, der Warnruf der Amsel im Gebüsch, das Stargeschwätz auf dem Dachgiebel und das Lärmen des Sperlings auf der Straße eine

Digitized by Google

ganze Galerie von Bildern der fernen Heimat. Ich stellte in einem südaustralischen Sumpfe ein paar Lappenkiebitzen nach, da sah ich Scharen nordischer Kiebitze kreischend über ein Moor der Lüneburger Heide fliegen, hörte ich das Summen der Bienen in dem blühenden Heidekraut und das süße Gelull der Heidelerche über der Waldblöße. Ich lag in meinem Zelt tief im Innern von Neuguinea träumend unter den Riesen des Urwaldes, da zauberte mir das Krächzen eines papuanischen Pirols das niedersächsische Heimatdorf herbei, mit dem heiseren Gekrächze und dem melodischen Flötenruf des „Vogel Bülow" in den Wipfeln der mächtigen Eichen, mit den moosbedeckten Strohdächern im Eichenschatten, mit den Pferdeköpfen auf ihren Giebeln und mit den blonden, echten Menschen auf der geräumigen „Hausdiele". Und als ich, wieder in das deutsche Vaterland zurückgekehrt, in dessen äußerstem Süden über ein Hochmoor wanderte, über das Ellbacher Moos bei Tölz, am Fuße der Bayrischen Alpen, da riefen mir Heidekraut und Glockenheide, Herzblatt und Sonnentau, Wollgras und Schachtelhalm einstimmig zu: „Hier wandelst du auf heimischem Boden!" Wie aber hätten diese Pflanzen der nordischen Heide, wie hätten jene Vögel mich in die traute Heimat versetzen können, hätte ich sie oder ihre deutschen Verwandten nicht von Jugend auf gekannt? Und voller Dankbarkeit habe ich immer mein Geschick gepriesen, das mich auf weiter Heide aufwachsen und mich auch durch die Schule mit der Tier- und Pflanzenwelt der Heimat vertraut werden ließ. Wenn die Schule Mittel hat, die Heimatliebe zu wecken, so ist Unterweisung in heimischer Naturkunde sicher eins der wirksamsten.

Mit der Liebe zur heimischen Natur zieht Liebe zum Natürlichen in unser Gemüt. Daß wir ihrer im neuen Jahrhundert in besonders reichem Maße bedürfen, weiß jeder, dem das alte nicht sein gesundes Empfinden geraubt hat. Solcher sind freilich nur wenige; raffinierte Unnatur ist in der Lebensführung an die Stelle natürlicher Einfachheit, krankhafte Lüsternheit an den Platz gesunden Kunstempfindens getreten. Und Industrie und „Kunst" wetteifern miteinander in der Befriedigung moderner Sinnesgelüste. Wenn eins hier helfen kann, so ist es Rückkehr zur Natur. Die Rückkehr zur Natur darf aber nicht bloß Phrase bleiben; wem es Ernst damit ist, der wird vor allem auch einen guten biologischen Jugendunterricht fordern. Wie wäre Rückkehr zur Natur auch möglich ohne engste Befreundung mit ihr?

Rückkehr zur Natur verlangt auch die Gesundheit des Volks-

Digitized by Google

intellekts, die durch die Geistesepidemien der letzten fünfzig Jahre stark gelitten hat. Gegen den Materialismus und dessen liebstes Kind, den Darwinismus, gegen Sozialdemokratie und Kosmopolitismus gibt es kein wirksameres Mittel als eine sachliche Unterweisung in einer natürlichen Wissenschaft vom Leben. Wie sehr der Volksintellekt durch den Mangel einer solchen gelitten hat, zeigt nichts besser, als die widernatürliche Liebe der Sozialdemokratie zu dem, die Manchesterlehre zum Weltgesetz erhebenden Darwinismus. In der Tat, wir haben Ergötzliches erlebt! Dem Manchestermann Virchow ist der, das Manchestertum rechtfertigende Darwinismus ein Greuel! Und Virchow kann den Darwiniden, die vom Manchestertum so wenig wissen wollen, wie von den manchesterfeindlichen Sozialdemokraten, nichts Schlimmeres antun, als daß er ihnen diese voller Bosheit an die Rockschöße hängt. Da entspinnt sich zum Gaudium des unbeteiligten Dritten der von dem manchesterfreundlichen, dem manchesterfreundlichen Darwinismus aber feindlichen Virchow angezettelte Kampf zwischen den manchesterfeindlichen, dem manchesterfreundlichen Darwinismus aber freundlichen Sozialdemokraten und den, unter den Sozialdemokraten an ihren Rockschößen schwer leidenden, aber ebenso manchesterfeindlichen „staatserhaltenden" Vertretern des manchesterfreundlichen Darwinismus. Wer solchem „Geisteskampfe" zuschaut und dabei noch an die intellektuelle Intaktheit der Rufer im Streite glaubt, der täte wohl besser, er begäbe sich gleichfalls in die Reihen der so unverdrossen um die Pflegerschaft des englischen Wechselbalgs kämpfenden Doktrinäre und Dogmatiker. Wir andern tun gut, das Manko im Volksintellekt anzuerkennen und als bestes Mittel dagegen einen sachlichen biologischen Unterricht zu empfehlen, der der Nation zeigt, wodurch sich die Welt des unangekränkelten Forschergeistes von der der Doktrinäre und Dogmatiker unterscheidet.

Daß der deutsche Volksintellekt durch die Unkenntnis des wirklichen Naturlebens gelitten hat, zeigt eine andere Geistesepidemie, die seit zehn bis zwanzig Jahren grassierende Bakteriophobie oder Bazillenfurcht, zu der sich neuerdings, vornehmlich durch den romanischen Eidgenossen Forel gefördert, die Alkoholophobie oder Spiritusfurcht gesellt hat. Mit Feuer und Schwert zieht man gegen den Tuberkelbazillus, mit Feuer und Wasser gegen den Alkohol zu Felde, ohne eine Ahnung davon, daß diese Volksgifte nur auf zubereitetem Boden wirken, und daß sie durch Beseitigung dieses wertlosen Bodens — ich meine den gegen

Digitized by Google

Tuberkelbazillen und Alkohol widerstandslosen Menschen — mehr Nutzen als Schaden stiften. Im Ernst: Beseitigung der, den schädigenden Einflüssen der Umgebung nicht gewachsenen Menschen ist die Aufgabe einer auf Naturverständnis gegründeten Nationalhygiene, und das Mittel dazu ist zwar nicht manchesterliches Wirkenlassen der „natürlichen" Zuchtwahl in Gestalt von Tuberkelbazillus und Alkohol, sondern Weckung und stetige Lebendigerhaltung der Einsicht, daß der Organismus — auch der des Menschen — nur in natürlicher Umgebung gedeihen kann, daß es also darauf ankommt, den Menschen durch Versetzung in natürliche Umgebung gesunden zu lassen und gesund zu erhalten, nämlich widerstandsfähig — auch in geistiger Beziehung — gegen die Stoffwechselerzeugnisse der Bakterien, Hefepilze und anderer Giftbildner. Die zum Leitsatz der Nationalhygiene zu erhebende Einsicht, daß jeder Organismus nur unter ganz bestimmten Bedingungen gedeiht, der seucheerregende Bazillus nur in dem widerstandslosen, nicht aber im völlig gesunden Menschenkörper, und der Mensch nur in Luft und Licht, zwischen Wiesengrün und Waldesduft, nicht aber in dumpfen Mietkasernen der Großstadt, nicht auch in Tabaksqualm und Spritluft — diese, zum Gedeihen der Nation unbedingt nötige, aber dem Volke, auch den Gelehrten, abhanden gekommene Einsicht, kann einzig und allein durch einen verständnisvollen biologischen Unterricht geweckt werden. Der muß dem Volke zeigen, daß die schönen Maßnahmen gegen allerhand Bakterien und Kokken, gegen Alkohol und Geschlechtskrankheiten nichts nützen, wo Menschen in dumpfen Höhlen großstädtischer Steinwüsten zusammengepfercht und geradezu darauf angewiesen sind, bei Bacchus und Venus Erholung und Trost zu suchen.

Ist dem Volke erst einmal die Einsicht gekommen, daß natürlicher Aufenthalt erste Bedingung körperlicher Gesundheit ist, dann dürfte sich auch nach und nach die weitere Einsicht einstellen, daß nicht ohne Not nach der Stadt ziehen soll, wer auf dem Lande irgendwie fortkommen kann. Der Zug nach den Städten wird geschwächt, die großstädtische Wohnungsnot gemildert werden. Stadt und Land werden ihre Rechnung dabei finden, auf dem Lande namentlich auch der Bauernstand. Diesen zu erhalten, muß eine weitschauende Nationalhygiene unablässig bemüht sein, denn wahrhaft gesunde Menschen, Menschen, auf denen die Zukunft der Nation beruht, sind in nennenswerter Anzahl nur unter den Bebauern des Bodens und ihren Gehilfen zu finden. Die

Digitized by Google

nationale Notwendigkeit der Erhaltung des Bauernstandes begegnet aber zurzeit in weiten Kreisen einer geradezu erschreckenden Verständnislosigkeit, und die ist wiederum die Folge mangelhafter Einsicht in die, einem genügend tiefen Blick in das Getriebe des Naturhaushalts offenbar werdenden Bedingungen des organischen Lebens.

Wer den Naturhaushalt kennt, hat auch Verständnis für die zum Gedeihen der Nation notwendige Verteilung ihrer Angehörigen auf verschiedene Berufsgruppen, auch dafür, daß das Bestehen verschiedener Berufe verschiedene Verteilung der Lebensgüter fordert. Ein Eichbaum muß andere Anforderungen an das Leben stellen, als das Moos an seinen Stamm, der Leiter eines großen Bergwerkbetriebes andere, als der Bergmann im Stollen. Werden doch auch an jenen andere Anforderungen gestellt, als an diesen. Und die Notwendigkeit verschiedener Berufe und der Verteilung der Lebensgüter nach der Höhe der Anforderungen jener wird durch nichts einleuchtender als durch eine Beschäftigung mit dem Naturleben. Die zeigt uns, daß nirgends auf der Erde zwei verschiedene Tier- oder Pflanzenarten genau dieselbe Rolle im Naturhaushalt spielen. Dieser ist so geregelt, daß es nirgends Lücken gibt; die größtmögliche Ausnützung dessen, was Erdboden und Wasser, Luft und Sonne dem Leben bieten, ist im Haushalt der Natur durch die Verschiedenheit der Rollen und der Lebensbedürfnisse seiner Mitglieder erreicht. Und der Haushalt einer Nation darf als treues Spiegelbild des Naturhaushalts bezeichnet werden.

Eine besonders auffällige Seite des Naturhaushalts muß sich auch jede Nation vor Augen halten, die, sei es daheim, sei es in ihren Kolonien, mit fremden Rassen in Berührung kommt, oder gar aus verschiedenen Rassen zusammengeschweißt ist, ich meine die Minderwertigkeit und Unfruchtbarkeit der meisten Bastarde verschiedener Arten und die Unbeständigkeit der fruchtbaren Mischlinge. Die Natur will Tiere und Pflanzen, die eine bestimmte Rolle im Naturhaushalt einzunehmen wissen, keine Geschöpfe, die wegen ihres Mischwesens sozusagen nicht wissen, wohin sie gehören. Entsteht aber doch einmal ein solches Geschöpf, so pflegt es unfruchtbar zu sein. Und die Nachkommen fruchtbarer Mischlinge verschiedener Rassen zeigen nicht selten die Merkmale einer der beiden reinen Stammrassen. Die Natur gibt somit den Nordamerikanern recht, wenn sie sich gegen die Vermischung mit Negern sträuben, und sie sagt der aus einer kleinen,

Digitized by Google

kurzköpfigen, dunkeln und aus einer großen, langköpfigen, hellen Rasse zusammengeschweißten deutschen Nation, daß sie auf endliche Verschmelzung der Merkmale ihrer beiden Stammrassen nicht zu rechnen hat, dagegen stets mit verschiedener Begabung und verschiedener Leistungsfähigkeit ihrer Angehörigen und mit der Verschiedenheit der Bedingungen, die nach Leistungsfähigkeit strebende Menschen an das Leben stellen müssen. Diese lehrreiche und besonders in unseren Tagen wichtige Wahrheit dem Volke zum Bewußtsein zu bringen, ist, meine ich, schon Sache der Schule, Aufgabe eines pflichtbewußten biologischen Unterrichts.

Zum Gedeihen einer Nation gehört außer körperlicher und geistiger Gesundheit und der Verteilung des Volkes auf verschiedene Berufsarten auch der Besitz eines genügend großen Wohngebiets. Wer da meint, Deutschland werde auch noch nach fünfzig oder gar hundert Jahren für seine reißend anwachsende Bevölkerung groß genug sein, der sollte einmal die Tier- und Pflanzenwelt der Inseln studieren, die ihm zeigen würde, daß die Größe eines Wohngebietes unter übrigens gleichen Umständen in genauem Verhältnis zur Entwickelungsstufe seiner Bewohner steht. Das kann z. B. schon ein Vergleich des Zwergrothirsches, des Zwergdamhirsches und des Zwergwildschweines von Sardinien mit den Rothirschen, Damhirschen und Wildschweinen des Festlandes lehren. Das lehrt auch der auf wenige Quadratmeilen angewiesene europäische Bison, der Wisent des Waldes von Bjelowjesha in Litauen, der trotz allerbester Fürsorge für sein Wohlergehen der Entartung verfallen und damit dem Aussterben geweiht ist. Er sollte uns zeigen, daß reichliche Nahrungseinfuhr, auch wenn sie für alle Zeiten gesichert wäre, eine Nation nicht vor dem Untergang retten kann; jeder Organismus, auch der Mensch, verlangt genügend großen Wohnraum. Wir werden uns also von der Natur belehren lassen und auf eine vielleicht gewaltsame Vergrößerung deutscher Erde gefaßt sein müssen, soll unsere Nation nicht über kurz oder lang vom Erdboden verschwinden. Einstweilen gilt es, Verständnis für diese Seite unserer nationalen Aufgaben zu wecken, insbesondere auch Verständnis für die Anforderungen einer gesunden Kolonialpolitik. Haben wir erst einmal die uns so nötigen echten Ackerbaukolonien, so wird es gleichwohl darauf ankommen, deren Bevölkerung und die des Mutterlandes in stetem Blutaustausch zu erhalten, damit es den Kolonien nicht etwa ergehe, wie den englischen Kolonien in Australien, deren erschreckend stark gesunkene Geburtsziffer die

Digitized by Google

Eitelkeit der Hoffnung auf das Erstehen einer großen australischen Nation zu offenbaren beginnt. Und Verständnis für solche biologischen Wahrheiten zu schaffen, dürfte in erster Linie eine Aufgabe der Schule sein.

Die Schule hat auch Verständnis für Zweck und Mittel des Naturschutzes daheim und in den Kolonien zu wecken. Wie notwendig die Erhaltung der Wälder ist, weiß man nachgerade in breiten Volksschichten. Daß wir aber auch die Aufgabe haben, unsere heimische Tier- und Pflanzenwelt ohne Rücksicht auf materielle Vorteile vor Verarmung zu schützen, diese ideale Seite des Naturschutzes, findet zurzeit noch wenig Verständnis, sowohl was den Zweck des Naturschutzes als auch was die Mittel zu seiner Ausübung anlangt. Da spricht man immer nur von nützlichen und schädlichen Tieren, ohne zu bedenken, daß auch die schädlichen Schutz verlangen, wo ihr Fortbestand bedroht, aber in wissenschaftlichem, ästhetischem oder ethischem Interesse zu fordern ist. Hat man doch neuerdings sogar dem Storch den Krieg erklärt! Da glaubt man ferner, die insektenfressenden Vögel könnten die Insekten vertilgen, zum mindesten vermindern, stellt man alles Ernstes den Satz auf, sie sägten sich den Ast ab, auf dem sie sitzen, ist man himmelweit von der Erkenntnis des wirklichen Sachverhalts entfernt, wonach sich die Anzahl der insektenfressenden Vögel nach der der Insekten richten muß, nicht aber diese, die von Wohnort und Klima abhängt, nach jener. Kein Wunder, daß man die Liebhaber einheimischer Stubenvögel — meist idealistisch angelegte, warme Freunde und Förderer des Naturschutzes — als höchst gefährliche Subjekte betrachtet! Kein Wunder auch, daß manche Regierungsassessoren eine ihrer Aufgaben in der Anordnung von Polizeimaßregeln gegen Pfleger und Verkäufer einheimischer Stubenvögel erblicken. Keine Ahnung davon, daß Stubenvogelhaltung gar keinen Einfluß auf den Vogelbestand unserer Wälder und Felder haben kann! Keine Ahnung von dem einzigen Mittel des Vogelschutzes, der Neuschaffung natürlicher Vogelwohngebiete in genügender Ausdehnung und reichlicher Anzahl! Aber woher soll irgendwelche Ahnung der wahren Aufgaben des Naturschutzes auch kommen, wenn die Schule nichts zu ihrer Weckung tut?

Die Schule hat dem biologischen Unterricht manche Schuld zu tilgen, aber nicht bloß die Volks- und die Mittel-, sondern auch die Hochschule. Die Herren vom Katheder, die sich seit einigen Jahren, wenn schon mit Recht, über die Aschenbrödel-

Digitized by Google

stellung des biologischen Unterrichts an unseren Schulen beklagen, mögen zunächst einmal an ihre eigene Brust schlagen und sich fragen, ob sie denn selbst alle das richtige Verständnis für die Bedürfnisse der Schule gehabt und bei Heranbildung von Lehrern der Jugend danach gehandelt haben. Mir wenigstens summt es aus meiner Studentenzeit noch fortwährend in den Ohren von Zellen und Zellenstaaten, Zellhaut und Zellinhalt, Zelleib und Zellkern, Zellbildung und Zellteilung, und weiter von Organsystemen und Organapparaten aller Art, von Chlorophyll und Hämoglobin, von Kohlehydraten und Eiweiß, von Keimesgeschichte und Befruchtung und von tausend anderen Einzelheiten des Tier- und Pflanzenlebens. Aber von der Rolle, die hier diese, dort jene Tier- oder Pflanzenart im Haushalt der Gesamtnatur spielt, von der großartigen Harmonie des Naturgetriebes, habe ich auch nicht ein einziges Wort gehört. Freilich, meine Lehrer waren Darwinisten und dementsprechend Fremdlinge in der freien, namentlich in unserer heimischen Natur; mein Hauptlehrer in der Zoologie war ein ausgezeichneter Nichtkenner der deutschen Tier-, mein Hauptlehrer in der Botanik ein ausgezeichneter Nichtkenner der deutschen Pflanzenwelt. Ich mache ihnen keinen Vorwurf daraus; an andern Universitäten war und ist es nicht besser. Die Beschäftigung mit dem Leben der Gesamtnatur, insbesondere mit der heimischen Tier- und Pflanzenwelt, galt, gilt noch heute, als ein karriereverderbendes Merkmal des Dilettantismus, als unwissenschaftlich im höchsten Grade. Solchen Anschauungen durch Wort und Tat entgegenzutreten, sei einsichtigen und einflußreichen Hochschullehrern, sei insbesondere unsern Regierungen warm ans Herz gelegt. Denn der Jugend biologischen Unterricht zu erteilen, ist nur ein guter Kenner des heimischen Tier- und Pflanzenlebens befugt.

Lehrer mit zweckentsprechender Vorbildung sind die erste Forderung des biologischen Unterrichts. Die zweite aber ist die, dem Lehrer der Biologie Gelegenheit zur vollen Ausübung seines Berufs zu schaffen. Und dazu ist unbedingt nötig, daß das Ansehen des biologischen Unterrichts nicht dem irgend eines anderen Schulfaches nachstehe. Die Biologie muß also nicht nur in den oberen Klassen der Realgymnasien und Oberrealschulen wieder eingeführt, sondern auch in den Stundenplan der oberen Klassen humanistischer Gymnasien aufgenommen werden und auch im Lehrplan der Schullehrerseminare und der Volksschulen eine ihrer Bedeutung würdige Stellung erhalten. Ist das aber geschehen, dann hat der

Digitized by Google

Lehrer der Biologie vor allem eins zu beherzigen, die Mahnung, daß Beobachtungsgabe und Denkvermögen dem Menschen angeboren sein müssen, daß der Lehrer ihnen also nur die richtigen Wege weisen kann. Und diese Wege sollen sich nicht in Einzelheiten des Baues und des Lebens dieser oder jener Pflanzen- oder Tierart verlieren, sondern zum Verständnis des Naturganzen führen. Hierzu ist aber liebevollste Beschäftigung mit der heimischen Natur unbedingt nötig, und die ist nicht ohne die Kenntnis zahlreicher Tier- und Pflanzenarten möglich. Wer also glaubt, ein zoologisches Schulmuseum, ein botanischer Schulgarten könnten ihm das nötige Unterrichtsmaterial liefern, da es ja doch nur darauf ankomme, den Schülern den für den jeweiligen Zweck „geeignetsten Vertreter" des Tier- oder Pflanzenreichs vorzuführen, der befindet sich in einem argen Irrtum. Gewiß, gleich jedem andern Unterricht soll auch der biologische analysieren, aber doch nur zu dem Zwecke, das einzelne Tier, die einzelne Pflanze als Glied der Gesamtnatur kennen zu lehren. Ein Bild der Gesamtnatur gewinnt aber nur der, der sich selbst mit offenen Sinnen auf den Fluren der Heimat umschaut und in den Pflanzen und Tieren unserer Wälder und Felder lauter liebe Bekannte sieht, alle harmonisch vereinigt zum Ganzen des von einheitlichem Geiste beseelten Naturhaushalts. Deshalb muß der biologische Unterricht nicht nur mit Physik und Chemie in Fühlung, mit Physiologie und Formenkunde beschäftigt, sondern auch mit Geographie und Geologie verbündet sein, vor allem aber auch mit der Philosophie. Denn er soll nicht mehr und nicht minder als ein Diener des echten Humanismus sein, der Wissenschaft vom ganzen Menschen und dessen Stellung zur ganzen außermenschlichen Welt. Da der Mensch das Maß aller Dinge ist, so gebührt einem, seine Aufgaben kennenden biologischen Unterricht volle Gleichberechtigung mit allen anderen Fächern der Schule. Ja, er ist wertvoller als manche, denn er steht nicht nur im Dienste des Humanismus als solchem, sondern auch in dem ungleich höher zu bewertenden Dienste der Nationalwohlfahrt.

Digitized by Google

Konfessionelle Ursachen und Strömungen im Siebenjährigen Kriege.

Von X. Y. Z.

Es ist uns von Jugend an geläufig, den Dreißigjährigen Krieg ausschließlich als einen Religionskampf und seine politischen Motive als nebensächlich zu betrachten, obgleich diese Anschauung nur für seine beiden ersten Perioden, den böhmisch-pfälzischen Krieg bis 1623 und den dänisch-niedersächsischen Krieg bis 1629 zutrifft. Hier waren die Beweggründe zum überwiegenden Teil religiös, und diese beiden Zeitabschnitte stellen einen Kampf des katholischen Europa gegen das protestantische dar. In den beiden letzten Perioden, dem schwedischen Kriege bis 1635 und dem schwedisch-französischen Kriege bis 1648 herrschen aber die politischen Motive bei weitem vor. Wohl war die Absicht, die unterdrückten Protestanten zu schützen, der Hauptbeweggrund für Gustav Adolf, in den Krieg einzugreifen. Aber man tritt der treuen protestantischen Überzeugung des großen Schwedenkönigs nicht im mindesten zu nahe, wenn man zugibt, daß ihm noch andere Dinge sehr am Herzen lagen, vor allem die Sicherung seiner Herrschaft gegen die dem Kaiser verbündete polnische Linie des Hauses Wasa, außerdem die Furcht vor der Begründung einer habsburgischen Seemacht und endlich der Wunsch, die ihm verwandten Herzöge von Mecklenburg wieder einzusetzen. Der ideale Zweck, der Schutz des Protestantismus, trat aber nach seinem Tode, also schon nach zwei Jahren, bald ganz in den Hintergrund, und in der letzten Periode, in der das katholische Frankreich sich mit Schweden verbündete, kann nur noch ein Kampf erblickt werden, geführt gegen die Macht des Hauses Habsburg und zur Verwirklichung der Eroberungspläne Schwedens und Frankreichs auf deutschem Boden.

Umgekehrt werden die Motive zum Siebenjährigen Kriege meist ganz ausschließlich in der Politik gesucht, und man kann bei gut orientierten Leuten dem höchsten Erstaunen begegnen, sobald man die konfessionellen Beweggründe betont, die das Zustandekommen der gewaltigen Koalition gegen Friedrich den Großen mit herbeiführen halfen, oder wenn man auf die Strömungen religiöser Natur hinweist, die während des Krieges soviel zur

Digitized by Google

Verschärfung der Gegensätze und zu der Erbitterung, mit der der Kampf geführt wurde, beigetragen haben.

Brandenburg-Preußen galt seit anderthalb Jahrhunderten für die mächtigste Stütze des Protestantismus in Deutschland und für den zähesten Widerpart Roms. Seit Kurfürst Johann Siegismund das Herzogtum Preußen erworben hatte, das neunzig Jahre zuvor der Hohenzoller Albrecht auf Luthers Rat der römischen Kirche entriß, war Brandenburg in schärfsten Gegensatz zur Kurie getreten. Indem der Landesherr gleichzeitig das reformierte Bekenntnis annahm, stellte er sich an die Spitze des streitbaren Protestantismus, übernahm aber auch für seinen Staat den Grundsatz religiöser Duldung und Glaubensfreiheit sämtlicher Bekenntnisse. „Mit dem Scharfblicke des Hasses" hatten schon damals die kaiserlichen Staatsmänner prophezeit, daß der Brandenburger von nun an der Führer der gesamten protestantischen Partei sein würde. Der Enkel Johann Siegismunds, der Große Kurfürst, hatte die Kirchenpolitik seines Großvaters wieder aufgenommen. Seine Forderung der allgemeinen Amnestie für alle drei Bekenntnisse war das Programm des Westfälischen Friedens gewesen. Unter ihm hatten die vertriebenen Protestanten Österreichs und Frankreichs Aufnahme und Schutz gefunden. Noch auf seinem Sterbebette hatte er mit seinem oranischen Neffen den Plan entworfen, das evangelische England vor der Willkür der Stuarts, der Vasallen Ludwigs XIV., zu retten. Die Erhebung Brandenburgs zum Königreiche, mit dem Namen des einstigen Herzogtums Preußen, war ein neuer Schlag für Rom. Es weigerte sich, das „ketzerische Königreich" anzuerkennen; der Staatskalender des Papstes wußte noch fast hundert Jahre lang nur von einem brandenburgischen Markgrafen zu melden. Der strenggläubige Friedrich Wilhelm I. hielt in kirchlicher Beziehung unverändert am Standpunkte seiner Vorfahren fest, und Friedrich der Große „hatte die streng protestantische Ansicht von deutscher Geschichte und Reichspolitik früh in sich aufgenommen" und „in seinen jungen Jahren noch treu zur evangelischen Sache gestanden", ja „die rühmliche Pflicht" des Hauses Brandenburg gepriesen, „die protestantische Religion überall im Deutschen Reiche und in Europa zu fördern".*) Dieser Erkenntnis getreu, hatte er auch nach dem zweiten Schlesischen Kriege, im Frieden zu Dresden 1745, den achten Artikel des Friedensprotokolls durchgesetzt, nach

*) Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. I.

Digitized by Google

dem „die protestantische Religion in allen Staaten des Kurfürstentums Sachsen mit Inbegriff der Ober- und Niederlausitz, ebenso wie in den Staaten des Königs von Preußen, nach der Norm des Westfälischen Friedens erhalten werden solle, und darin niemals eine Neuerung eintreten dürfe". Damit hatte er sich öffentlich als Schutzherr der protestantischen Rechte im Reiche zu erkennen gegeben. Auch in verschiedenen anderen Fällen griff er in jener Zeit zugunsten der deutschen Protestanten ein, ja er verwendete sich sogar beim Papst für die von den Jesuiten bedrängten ungarischen Protestanten.

Hätte jener große Bund, der sich 1756 bildete, um Preußens Macht zu brechen, gesiegt, so wäre es zweifellos um die Geistesfreiheit in Deutschland geschehen gewesen; mit der geplanten Zerstückelung des preußischen Staates hätte das evangelische Bekenntnis der Zwingherrschaft Habsburgs allmählich erliegen müssen. Denn wie in kaiserlichen Landen die zwar beschworene und oft betonte Religionsfreiheit gerade zu damaliger Zeit geübt wurde, dafür war die in höchster Blüte stehende gewaltsame Katholisierung der Ungarn der sprechendste Beweis. In Schlesien, das zwar vordem unter dem Zepter Österreichs glimpflicher behandelt worden war, wäre, wenn es wieder an dieses fiel, wohl kaum anders gegen die Protestanten verfahren worden, und ebensowenig hätte man in den übrigen Gebietsteilen, deren Besitz Österreich erstrebte, Duldung geübt.

König Friedrich für einen Atheisten zu halten, wie vielfach geschehen ist und noch geschieht, ist durchaus falsch. Er hat seinen festen Glauben an ein höchstes Wesen oft genug dokumentiert. Wenn er sich auch dem Kirchenglauben allmählich entfremdete, es ist ihm stets bewußt geblieben, daß die Wurzeln seines Staates im protestantischen Wesen ruhten. Und weil sein Glaubensbekenntnis auf philosophischer Grundlage stand, weil in seinem Staate „ein jeder nach seiner Fasson selig werden sollte", — darum war dieser Staat befähigt, die Kulturideale seiner Bevölkerung mehr als jeder andere zu schützen. Darum hielt das deutsche Volk Friedrich den Großen nicht minder wie seine Vorfahren für den Schirmherrn des evangelischen Bekenntnisses, und ein Vergleich seiner historischen Persönlichkeit mit der Gustav Adolfs ist in diesem Sinne wohl zulässig, so verschieden die individuelle Auffassung der Religion bei beiden auch gewesen sein mag. Friedrich selbst hat besonders in der Zeit jenes gewaltigen Ringens seine Aufgabe als Be-

Digitized by Google

schützer der Protestanten gefühlt und öfters betont. Das zeigen seine gelegentlichen Bemerkungen gegen den Marquis d'Argent, daß es zugleich mit ihm auch um das evangelische Bekenntnis geschehen sein werde.

* * *

Weder der Dresdener noch der Aachener Friede waren imstande gewesen, die bestehenden Gegensätze zwischen den europäischen Großmächten zu beseitigen. Nur deren augenblickliche Erschöpfung hatte den Krieg beendigt. Wohl war König Friedrich ernstlich gewillt, an dem Ergebnis des Friedensschlusses festzuhalten, aber bei Maria Theresia ließen die erlittenen Verluste den Gedanken an einen Rachekrieg nicht zur Ruhe kommen. Insbesondere ihre Bemühungen um die Freundschaft Rußlands, die schon 1746 zu einem Bündnis geführt hatten, mußten Friedrichs Argwohn erregen und die Überzeugung in ihm von Jahr zu Jahr mehr bestärken, daß Österreich die Entscheidung über den dauernden Besitz Schlesiens nochmals auf die Spitze des Schwertes zu stellen gesonnen sei.

Rechtzeitig erkennend, daß Österreichs Interessen sich mit denen Englands nicht mehr deckten, haben es Maria Theresia und ihr Kanzler, Graf Kaunitz, meisterhaft verstanden, den politischen Zwiespalt, der zwischen dem Erzhause und dem französischen Hofe seit Menschenaltern bestand, ganz allmählich auszugleichen. Eine eifrige Bundesgenossin hatten Kaunitz und der österreichische Gesandte am Versailler Hofe, Graf Starhemberg, mit dem Einverständnis der Kaiserin in der Marquise von Pompadour zu gewinnen gewußt.

Anderseits hatte inzwischen Österreichs bisheriger Verbündeter, König Georg II. von England, seit 1755 Annäherung an Preußen gesucht, um seine hannoverischen Erblande im Falle eines neuen Krieges gegen französische Einfälle zu schützen. Friedrich, im höchsten Grade mißtrauisch gegen seinen britischen Oheim, war lange geneigt, an seinem alten Bündnis mit Frankreich festzuhalten. Aber es konnte ihm nicht entgehen, daß sich die Stimmung in Versailles Preußen gegenüber immer mehr abkühlte. Als nun England mit positiven Vorschlägen hervortrat, gab er dessen Drängen nach und schloß am 16. Januar 1756 den Vertrag von Westminster ab. Obgleich dieser lediglich ein Defensivbündnis bedeutete, war er für Kaunitz der willkommene Vorwand, Preußen in Versailles des Abschlusses

Digitized by Google

von Verträgen zum Nachteile von Frankreich und Österreich zu beschuldigen. Dies gab am französischen Hofe den Ausschlag, wo sich besonders König Ludwig lange gesträubt hatte, seinen alten Verbündeten fallen zu lassen. Am 1. Mai 1756 kam der erste Vertrag von Versailles zwischen Frankreich und Österreich zustande. Zwar wurde er gleichfalls für ein reines Defensivbündnis erklärt, doch urteilte schon der Herzog von Broglie darüber: „Das war unstreitig ein Offensivfeldzug, der sich hier vorbereitete; es war der Krieg auf kurze Frist, den der Vertrag in seinem Schoße barg.*)

Es wäre niemals möglich gewesen, die Kluft zu überbrücken, die seit Menschenaltern zwischen Versailles und Wien gähnte, und alle die politischen Gegensätze, die zwischen beiden in Italien und den Niederlanden bestanden, zu beseitigen, hätte sich nicht eine Grundlage gefunden, die ein Zusammengehen nicht nur möglich, sondern natürlich erscheinen ließ. Diese Grundlage war der Glaubenshaß. In der Unterdrückung des Protestantismus hatten die habsburgische und die bourbonische Monarchie stets gewetteifert. Mochte auch Papst Benedikt XIV. eine freundschaftliche Zuneigung für König Friedrich hegen, was kümmerte das die Politik des Vatikans! Die Gelegenheit, dem evangelischen Bekenntnis in Deutschland einen tödlichen Stoß zu versetzen, war da. Nur unter der im verborgenen wirkenden Beihilfe des Ultramontanismus ist es gelungen, die beiden alten Feinde wieder auszusöhnen. Nicht umsonst sind die Beichtväter Maria Theresias und Ludwigs XV. Jesuiten gewesen. Der natürliche Gegensatz, der in der inneren Geschichte beider Dynastien zu den protestantischen Mächten lag, war meisterhaft benutzt worden, um den haltlosen König Ludwig umzustimmen. Ein im Staatsarchiv zu Brüssel befindliches Schreiben nennt den Plan zu dem österreichisch-französischen Bündnis ein Konzept, woran der päpstliche Hof schon lange geschmiedet hat.**) Kaunitz hat zwar den Argwohn, als ob Österreich feindselige Pläne gegen den Protestantismus hege, öffentlich mehrfach bestritten, auch Kaiser Franz erklärte, derartige Absichten würden der Reichsverfassung und den Bestimmungen des Westfälischen Friedens entgegen sein. Dennoch berichtete Stainville wiederholt nach Ver-

*) Broglie, L'alliance autrichienne.

**) Franz Joachim Heß, Würzburg. 13. April 1757 an den österreichischen Minister Graf Coblenzl. Huschberg, Die drei Kriegsjahre.

Digitized by Google

sailles, man sei am Wiener Hofe überzeugt, daß das Bündnis der katholischen Religion zugute kommen werde. Maria Theresia war eine strenggläubige und eifrige Katholikin; ihr galt jeder Protestant als Abtrünniger. Ludwig XIV. aber wurde allmählich belehrt, daß er sich der ewigen Gnade versichert halten dürfe, wenn er nach dem Beispiele seiner Ahnen zur Ausrottung des Ketzertums beitrage. Gerade zu jener Zeit wütete man in Frankreich von neuem gegen den Protestantismus und verurteilte seine Geistlichen und sonstige angesehene Bekenner zu Galeere und Galgen.*) Je tiefer Ludwig sittlich sank, umsomehr wuchs sein Glaubenseifer; die Verbindung mit dem protestantischen Preußen „hatte sein Gewissen allmählich beschwert". Er erklärte dem Herzog von Choiseul offen, er glaube, daß Gott ihn einst nicht verdammen werde, wenn er die katholische Religion aufrecht erhalte; er habe sich nur in der Absicht mit Österreich verbündet, um den Protestantismus zu vernichten.**)

Schon am 19. Februar 1756 hatte Kardinal Bernis im Namen des Königs Ludwig eine Erklärung an Starhemberg abgegeben, in der es heißt: „Um den Abschluß der für die Ruhe Europas, das Heil der katholischen Religion und das Interesse der beiden Höfe so notwendigen Vereinbarung zwischen ihnen nicht länger zu verzögern, sei der König entschlossen, sich mit Ihren kaiserlichen Majestäten in dauernder und unveränderlicher Weise einzuverstehen." ***) Zwar waren zunächst auch in Frankreich noch gewichtige Stimmen zu überwinden gewesen, die gegen eine Verbindung mit Österreich sprachen, weil sie keinen Vorteil darin zu sehen vermochten. In einer Ministersitzung im April 1756, in der Bernis über seine Verhandlungen mit Starhemberg Bericht erstattete, wandte d'Argenson ein, daß Frankreich dem Anschein nach in einen allgemeinen, ja sogar in einen Religionskrieg gestürzt werden solle, anstatt daß ihm, den lebhaften Wünschen entsprechend, der Friede verschafft werde. Aber der König war nicht mehr umzustimmen. Hatte man sich doch in Wien sogar bereit erklärt, die gesamten Niederlande an Frankreich und den Infanten Philipp, den Schwieger-

*) Schaefer, Geschichte des Siebenjährigen Kriegs. I.

**) St. Priest, Histoire de la chute des Jésuites. Paris 1844. S. 49, aus den Papieren des Herzogs von Choiseul. Ferner: Duclos, Mémoires secrets sur les règnes de Louis XIV et Louis XV. Paris 1791. II.

***) Arneth. IV.

Digitized by Google

sohn Ludwigs XV., abzutreten, und Kaunitz hatte in einer geheimen Konferenz erklärt, der Verlust dieses Kleinods werde für Österreich reichlich ersetzt, wenn dadurch die Wiedereroberung Schlesiens und „die völlige Entkräftung des Königs von Preußen" gelänge. Denn „die violenten Umstände", in denen Preußen und Österreich sich gegenwärtig befänden, könnten für die Länge nicht dauern. Eine oder die andere Macht müsse die Oberhand gewinnen, und die größte und beständige Gefahr, die über dem durchlauchtigsten Erzhause schwebe, müsse beseitigt werden, es handle sich daher um nicht weniger, als um die Aufrechterhaltung der katholischen Religion, der kaiserlichen Autorität in Deutschland, der Reichsverfassung, und um die Wohlfahrt und künftige Existenz des Erzhauses.

Als der neue englische Gesandte am preußischen Hofe, Andrew Mitchell, Anfang Mai 1756 die erste Unterredung mit König Friedrich hatte, hielt dieser für das laufende Jahr den Frieden auf dem Kontinent noch für gesichert. Nur Rußlands Verhalten machte ihm Sorge. Doch ließen die beschwichtigenden Erklärungen Englands, Rußland stehe auf seiner Seite, ihn hoffen, daß, falls die Franzosen über den Rhein kämen, ein russisches Heer in Rostock landen könnte. Aber er erklärte, er würde jedes Auftreten fremder Truppen in Deutschland höchst ungern sehen. Doch auch in Rußland hatte der Vertrag von Westminster, besonders in der Beleuchtung, die ihm Kaunitz zu geben verstand, verstimmend gewirkt, und die Kaiserin Elisabeth trat nun mit der Erklärung hervor, jede Gelegenheit benutzen zu wollen, um Preußen wieder auf seine früheren Landesgrenzen zu beschränken. Sie schlug Österreich einen sofortigen, gemeinschaftlichen Angriff zur Teilung der preußischen Monarchie vor. Die Russen wollten im August die Offensive beginnen. Das war mehr, als Kaunitz bisher zu hoffen gewagt hatte. Aber Österreichs Rüstungen konnten in diesem Jahr nicht mehr vollendet werden, man mußte Rußlands Eifer dämpfen und den gemeinsamen Angriff auf das nächste Jahr verschieben. Inzwischen sollten Rußland und Frankreich sich freundschaftlich näher gebracht werden.

Den katholischen sächsisch-polnischen Hof für den neuen Bund zu gewinnen, war nach den Vorgängen des zweiten Schlesischen Krieges nicht schwierig gewesen. Jedoch von den sehr geheim betriebenen Verhandlungen hatte König Friedrich durch einen verräterischen Beamten der sächsischen Kabinettskanzlei Kenntnis er-

Digitized by Google

halten. Vor allem heischten die sächsischen Finanzverhältnisse Unterstützung. Die Tochter Augusts III. und ihr Gemahl, der Dauphin, waren in Versailles unausgesetzt für die Bezahlung französischer Subsidien an Sachsen tätig. In Schweden hatte sich seit 1755 der Streit zwischen dem Königtum und der Oligarchie des Reichsrates durch den Einfluß französischen Geldes entschieden. Die Krone hatte den letzten Rest ihrer Macht verloren. Des Beistandes der dortigen Adelspartei konnte Frankreich sicher sein. In Kopenhagen und im Haag stieg sein Einfluß ebenfalls, je straffer England gegen den Seeverkehr dieser Mächte mit Frankreich auftrat. Von dieser Seite hatte die anti-preußische Liga mindestens keine Störung zu befürchten. So waren die Karten gemischt. Kaunitz glaubte nur noch nötig zu haben, gegen Preußen und England bis zum Frühjahr 1757 Friedensliebe zu heucheln.

Bekanntlich durchschaute König Friedrich das Spiel und beschloß, den Gegnern vor Beendigung ihrer Rüstungen durch den Angriff zuvorzukommen. Am 17. Juli 1756 teilte er dies Mitchell mit. Als dieser ihn durch den Hinweis zu beruhigen suchte, Österreich wolle ihn möglicherweise nur reizen, um dann Frankreichs und Rußlands Beistand fordern zu können, erwiderte er: „Wie, Herr? Was sehen Sie in meinem Gesichte? Glauben Sie, daß meine Nase dazu gemacht ist, Nasenstüber hinzunehmen? Bei Gott, die werde ich mir nicht bieten lassen!“ Vor dem Bilde Maria Theresias stehen bleibend, fügte er hinzu: „Diese Dame will den Krieg, und sie soll ihn haben. Ich kann nichts dagegen tun, als meinen Feinden zuvorkommen: meine Truppen sind bereit, ich muß versuchen, diese Verschwörung zu brechen, ehe sie zu stark wird.“*) Nach seinen beiden bekannten Anfragen am Wiener Hofe, bei deren zweiter sein Gesandter Klinggräffen in hochfahrender Weise abgefertigt worden war, erteilte er, unter gleichzeitiger Absendung einer dritten Anfrage nach Wien, den Befehl zum Einmarsch in Sachsen und setzte sich am 28. August in Potsdam an die Spitze seiner Garde, um ins Feld zu rücken. Die sofortige Besetzung Sachsens war politisches und strategisches Gebot. Bei einem Kriege um die Existenz Preußens mußte Sachsen entweder treuer Bundesgenosse sein oder unschädlich gemacht werden, ehe man in Böhmen einrücken konnte. König Friedrich wollte den Kurfürsten zwingen, ihm die Besetzung des

*) Mitchells Journal; herausgegeben von L. Ranke.

Digitized by Google

Landes und seine Armee zu überlassen oder diese entwaffnen. Diese Maßregel gab der Kaiserin Veranlassung, jede weitere Erklärung abzulehnen; die Gesandten erhielten ihre Pässe.

* * *

Wenden wir uns nun zu den Verhältnissen im Deutschen Reiche. Hier hatten seit Jahren verschiedene aufregende Vorgänge die konfessionellen Gegensätze scharf hervortreten lassen. Preußen und Hannover hatten trotz ihrer Rivalität als Gebietsnachbarn stets zusammengehalten, sobald es galt, den Protestantismus gegen katholische Übergriffe zu schützen. Das hatten Österreich und die Kurie zu ihrem Verdrusse im Jahre 1750 gelegentlich der Hohenloheschen Religionsbeschwerde erfahren, als beide Staaten durch Absendung von Exekutionstruppen die Rechte der bedrückten Hohenloheschen Protestanten gegen den Beschluß des Reichshofrates durchsetzten. Ähnliche Opposition erfuhren Kaiserhof und Vatikan, als der schon 1749 förmlich erfolgte Übertritt des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel zum katholischen Glauben im September 1754 durch dessen öffentliche Teilnahme an der katholischen Kommunion in Aachen bekannt wurde. Der regierende Landgraf Wilhelm VIII. trat gegen die Abtrünnigkeit seines Sohnes sehr entschieden auf, um das evangelische Bekenntnis in seinem Lande zu schützen. Der Erbprinz mußte eidlich und durch eine besondere Versicherungsakte die evangelische Erziehung seiner Söhne und die unveränderte Beibehaltung des hergebrachten Religionsstandes verbürgen und außerdem Reversalien für die Aufrechterhaltung dieser Versicherungsakte an das Corpus Evangelicorum geben; dieses sowie die Könige von Preußen, Großbritannien, Schweden, Dänemark und die Generalstaaten erteilten dafür ihre Garantie.*) Das Verfahren hatte in Rom, Wien und Versailles sehr verstimmt. Man suchte den Erbprinzen unter Anerbietung eines Regiments und des Ranges eines Generals der Artillerie in der österreichischen Armee nach Wien zu ziehen, aber der Landgraf setzte seinen Eintritt in die preußische Armee durch. In Wien und Versailles erklärte man dagegen die Bürgschaft des Erbprinzen für erzwungen und unverbindlich. Diese Vorgänge zeugen für die Umtriebe, die allenthalben von katholischer Seite versucht wurden, um die Macht der evangelischen Staaten zu schwächen, nachdem sich das Wettiner Fürstenhaus

*) Adelung, Staatengeschichte. VII, 462.

Digitized by Google

durch Übertritt zum katholischen Bekenntnis für die Leitung des Corpus Evangelicorum unfähig gezeigt hatte, und dieses dadurch seines Hauptes beraubt worden war. Der Vorsitz hatte auf Brandenburg übergehen sollen, da aber hannöversche Eifersucht hiergegen Einspruch erhoben hatte, so war er beim sächsischen Geheimeratskolleginm geblieben. Die konfessionelle Erregung im Reiche wuchs in beiden Lagern, in Wien beschuldigte man den König von Preußen, er suche mit Hilfe der protestantischen Union die Oberhoheit über das evangelische Deutschland zu erlangen; die Protestanten klagten, der Wiener Hof wolle im Bunde mit Frankreich die Evangelischen vergewaltigen. Im Juni 1756 erging ein Erlaß des preußischen Kabinetts an den Reichstagsgesandten von Plotho in Regensburg, der Wiener Hof plane ein Bündnis der katholischen Fürsten, es werde nötig sein, ein evangelisches Gegenbündnis zu schließen, um die Gefahr abzuwenden.

Im Frühjahr desselben Jahres bereisten der österreichische General von Pretlach und der kaiserliche Geheimerat von Fechenbach die deutschen Fürstenhöfe, um vorzustellen, daß das englisch-preußische Bündnis von Westminster einen Eingriff in die kaiserliche Machtvollkommenheit bedeute und den Interessen des Reiches zuwiderlaufe, sowie um bei den katholischen Höfen für Wahrnehmung der kirchlichen Interessen zu wirken. Pretlach fand besonders williges Gehör beim Landgrafen von Hessen-Darmstadt, der sich ganz auf Österreichs Seite stellte, Fechenbach in Bayern und bei den katholischen Kurfürsten. Der Bischof von Speyer forderte die katholischen Stände auf, dem vom Corpus Evangelicorum „geübten Unwesen" entgegenzutreten und sich Österreich anzuschließen. Kurfürst Max Joseph von Bayern war schon ganz für Frankreich gewonnen und hatte die Erneuerung seines Subsidienvertrags mit England abgelehnt. Sein Oheim, der Kurfürst Clemens August von Köln, begann bereits Magazine für den Einmarsch der Franzosen anzulegen. Diese Vorgänge mußten die Protestanten beunruhigen, besonders als der Abschluß des Versailler Vertrags bekannt wurde. Wenn man ihn auch als „reines Defensivbündnis" ausgab, so war doch nicht zu verkennen, daß er den Franzosen den Weg nach Deutschland öffnete, und da das Deutsche Reich in diesen französisch-österreichischen Freundschaftsvertrag nicht mit eingeschlossen war, so hatten die evangelischen Staaten auf keine Rücksichtnahme zu rechnen.

Kurfürst August von Sachsen hatte inzwischen die Forderung König Friedrichs, sein Schicksal mit dem Preußens zu verknüpfen,

Digitized by Google

abgelehnt und sich damit unzweideutig auf die Seite Österreichs gestellt, obgleich er kurz zuvor noch, trotz seiner geheimen Verträge, hatte versichern lassen, daß er „keinen Teil an den Streitigkeiten nähme, welche sich zwischen dem König von Preußen und der Kaiserin erhoben hätten". In Versailles hatte die Nachricht vom Einmarsche Friedrichs in Sachsen große Erregung verursacht. Die Dauphine warf sich ihrem Schwiegervater zu Füßen und flehte, ihre Eltern nicht in der Not zu verlassen. König Ludwig versprach seine Hilfe. Zwar legte sich der Sturm, als man erfuhr, daß Friedrich keinen Anspruch auf Sachsen erhebe, und der königlich polnischen Familie jede Rücksicht widerfahren lasse. Das Verlangen Österreichs, ein französisches Hilfskorps nach Böhmen zu senden, lehnte Frankreich rund ab, mit der hochmütigen Erklärung, es sei der französischen Armee unwürdig, Subsidientruppen unter Österreichs Befehl zu stellen. Aber die Pompadour und die Dauphine fachten den Eifer König Ludwigs bald wieder an. Den Ausschlag gab, daß König Friedrich den Verkehr des französischen Gesandten Broglie zwischen Dresden und dem im Pirnaer Lager von den Preußen eingeschlossenen sächsischen Heere nicht gestattete und seinen mehrfach unternommenen Versuch, dennoch durch die preußische Postenlinie zu kommen, verhindern ließ. Broglies Berichte erregten Ludwig sehr; er berief seinen Gesandten Valory aus Berlin ab. König Friedrich hatte dies vorausgesehen, am 28. Oktober hatte er an seinen Gesandten Knyphausen in Paris geschrieben, da der französische Hof in Leidenschaft blind sei, werde er sich keinerlei Rücksicht mehr auferlegen. Zwei Tage nachher berief er ihn ab. Knyphausen hatte gerade noch Gelegenheit gehabt, die Bestürzung zu beobachten, die die Nachricht von der Kapitulation der sächsischen Armee vom 16. Oktober in Versailles hervorrief, wo man bestimmt auf deren Entsatz durch die Österreicher gehofft hatte.

Nun trat an England die Frage der Aufstellung einer Armee in Westfalen zur Abwehr der Franzosen heran. Ihre Lösung wurde anfangs durch Pitts Eintritt ins Ministerium gefördert, aber durch die Versuche der hannöverischen Minister, für das Kurfürstentum die Neutralität zu erreichen, wieder gehemmt. Damit war viel Zeit verloren. Als Pitt dann im April 1757 gestürzt wurde, sollte König Friedrich, trotz der Aufstellung der „Observationsarmee" unter dem Herzog von Cumberland, immer mehr gewahr werden, wie wenig praktische Unterstützung ihm das englische Bündnis bringen werde.

Digitized by Google

Österreich bot inzwischen als Haupt des heiligen römischen Reiches alles auf, um die Reichsstände auf seiner Seite in den Kampf zu ziehen, unterstützt vom König von Polen als Kurfürst von Sachsen. Man scheute sich nicht, entgegen den Satzungen der Kaiserlichen Wahlkapitulation und der Reichsverfassung, den König von Preußen als Kurfürsten von Brandenburg vor dem Reichstage zu Regensburg der „Empörung und friedbrüchigen Vergewaltigung" durch Machtspruch der Kaiserlichen Kanzlei für schuldig zu erklären, ohne ihn gehört zu haben und „ohne Vorwissen, Rat und Bewilligung der Kurfürsten, Fürsten und Stände". König Friedrich blieb die Antwort nicht schuldig, und er gewann durch seine Manifeste und Denkschriften in der öffentlichen Meinung Deutschlands einen starken Rückhalt. Sein streitbarer Gesandter am Reichstage, Baron Plotho, legte unaufhörlich Verwahrungen und Proteste ein. Als der Kaiser dann den Versuch machte, gleichfalls entgegen der Reichsverfassung, die Acht gegen König Friedrich auszusprechen, hat er sich bekanntlich im November 1757 dadurch berühmt gemacht, daß er den Kaiserlichen Notar Aprill, der die Vorladung Friedrichs insinuieren sollte, die Treppe hinunterzuwerfen befahl. Selbst unter gut österreichisch gesinnten Reichsständen erregte das ungesetzliche Einschreiten des Kaisers Beunruhigung. Vielfach weigerten sie die Verkündigung der Kaiserlichen Dekrete. In Frankfurt am Main ließ es der Magistrat ruhig geschehen, daß die Anschläge vom Volke heruntergerissen wurden, sogar im Reichstagssitze Regensburg mußte der Magistrat durch Androhung der Exekution zur Bekanntmachung gezwungen werden. Ja selbst einige geistliche Kurfürsten, voran der Fürstbischof von Mainz, machten Schwierigkeiten.

Aber schließlich gelang es dem Kaiser dennoch, am 10. Januar 1757 im Reichstage mit Stimmenmehrheit den Beschluß des „Reichskriegs" gegen Preußen durchzusetzen. Das Eintreten des Corpus Evangelicorum für den mächtigsten protestantischen Staat hatte der kursächsische Gesandte am Reichstage, als Vorsitzender des Corpus, dadurch zu hintertreiben gewußt, daß er seine Mitwirkung versagte. So fehlte die Form, das Corpus in Bewegung zu setzen. Es darf immerhin als ein Fehler bezeichnet werden, daß Preußen dies nicht dennoch versucht hat. Vielleicht wären doch einige der evangelischen Reichsstände noch auf seine Seite getreten, die dies jetzt aus Furcht vor Österreich und Frankreich nicht wagten. Dies dürfte

Digitized by Google

von Württemberg, Nassau, Brandenburg-Culmbach, Baden-Durlach und anderen gelten. Friedrich mag auf dies Mittel verzichtet haben, weil er die daraus entspringende materielle Hilfe wohl nicht hoch anschlug, und ihm außerdem alles, was an konfessionelle Hetzerei streifte, zuwider war. Die Folge war, daß nur Hannover, die Herzoglich sächsischen Häuser, Württemberg, Braunschweig, die nassauischen Fürsten, Mecklenburg-Strelitz, Baden-Durlach und einige Grafenhäuser dafür stimmten, „von gesamten Reicheswegen" die Vermittelung einer Pazifikation zu versuchen, ohne aber mit diesem Antrag durchzudringen. Der Reichskrieg gegen Preußen wurde durch Reichsgutachten mit Stimmenmehrheit beschlossen.

Wohl wußte man in Wien, daß die Kreise des Reiches ihre Rüstungen nicht beeilen würden; es kam dort zunächst auf die Kraftprobe an, wieweit die kaiserliche Autorität noch reiche. War aber auf schnelle Kriegshilfe des Reiches nicht zu rechnen, so gelang es, Rußland um so rascher zu tatkräftigem Beistand zu bewegen. Am 22. Januar kam zwischen der Kaiserin Elisabeth und Österreich der Vertrag zustande, in dem sich beide verpflichten, während der Kriegsdauer jedes mindestens 80 000 Mann, Rußland außerdem noch 15 bis 20 Linienschiffe und 40 Galeeren zu unterhalten, und keinen Frieden zu schließen, bis Österreich wieder im Besitze von Schlesien und Glatz sei. Am 21. März wurde dann der französisch-schwedische Vertrag gegen Preußen unterzeichnet, den König Friedrich Adolf, der Schwager Friedrichs des Großen, als willenloses Werkzeug des Reichsrates genehmigen mußte. Dieser trug kein Bedenken, sich den alten Feinden Schwedens, Österreich und Rußland, beizugesellen, um die einzige protestantische Monarchie auf dem Festlande zu bekämpfen, anstatt, wie der dänische Minister, Graf Bernstorff, forderte, „den tödlichen Schlag gegen die Freiheit des Nordens abzuwehren". Der Unwille des schwedischen Volkes vermochte nichts auszurichten. Die katholischen Mächte aber legten hohen Wert gerade auf dieses Bündnis; gewährte es ihnen doch die Möglichkeit, die Behauptung, daß der Protestantismus bedroht sei, zu bestreiten.

Was hier zur Tatsache wurde, läßt sich nur als eine Ironie der Weltgeschichte bezeichnen. Die beiden Mächte, die einst dem Hause Habsburg den Westfälischen Frieden abgetrotzt hatten, vereinigten sich zugunsten eben dieser Macht. Das ehedem so stolze Schweden, dessen größter König vor etwas

Digitized by Google

mehr als 100 Jahren zum Schutze der deutschen Protestanten ausgezogen war, die einstige Großmacht des Nordens, leistete nun Frankreich Vasallendienste zur Vernichtung des größten protestantischen Staats in Deutschland, zur Stärkung jener katholischen Hierarchie, die es ehemals so grimmig bekämpft hatte. Der Staat Gustav Adolfs bot die Hand dazu, den deutschen Protestantismus dieser Hierarchie zu allmählicher Zerstörung Preis zu geben. Die Erklärung Frankreichs und Schwedens vom 30. März am Reichstage zu Regensburg, „als Garanten des Westfälischen Friedens den Lauf der das Deutsche Reich verwüstenden Kriegsdrangsale hemmen, die Gerechtsame der drei im Reiche befestigten Religionen handhaben und überhaupt die deutsche Freiheit wider alle Eingriffe sicher stellen zu wollen", war blutiger Hohn.

Bayern sowie die Kurfürsten von Köln und von der Pfalz gingen Subsidienverträge mit Frankreich ein, in denen sie sich verpflichteten, außer ihren Kontingenten zur Reichsarmee noch besondere Truppenkorps zu stellen. Die vertragsmäßigen 6000 Mann Pfälzer und 1800 Mann kölnischer Truppen traten zum französischen Heere, während die 4000 Bayern von Frankreich als Hilfskorps an Österreich überlassen wurden.

Am 1. Mai 1757 wurde dann der Schlußstein des österreichisch-französischen Bündnisses durch Abschluß des zweiten Vertrages von Versailles — des Teilungsvertrages — gelegt. Hiernach sollte Österreich Schlesien, Glatz und das Fürstentum Krossen, Rußland Ostpreußen, Schweden das einstige schwedisch Pommern mit der Odermündung, Sachsen das Herzogtum Magdeburg, den Saalekreis und für Krossen das Fürstentum Halberstadt erhalten. Cleve und Geldern sollten an die Kurpfalz, dagegen die Niederlande an Frankreich und den Infanten Don Philipp fallen.

Die österreichische Politik hatte über die französische einen beispiellosen Sieg davongetragen, weit über alles Erwarten Maria Theresias. Frankreich hatte mit seinem hergebrachten System völlig gebrochen und setzte Geld und Menschen zugunsten des so lange befehdeten Hauses Habsburg ein. Es bezahlte an Österreich jährliche Subsidien von 12 Millionen Gulden, dazu die Subsidien an Schweden und Sachsen und besoldete die deutschen Hilfstruppen. Sein Gewinn bestand im günstigsten Falle in einem Teil der Niederlande, den besten Anteil sollte Don Philipp erhalten. Ein Vorteil für Frankreich

Digitized by Google

erwuchs aber daraus nicht, wenn Belgien künftig unter einem spanischen Bourbonen, anstatt unter Österreich stand. Erreichte jedoch Österreich seine Absicht, die Wiedereroberung von Schlesien, nicht, so ging Frankreich trotz aller Opfer leer aus. Österreich erhielt dagegen tatkräftige Unterstützung an den Truppen und Geld.

In geradezu schmählicher Weise aber zeugten die Vertragsbestimmungen vom Undanke des Hauses Habsburg in bezug auf die Niederlande. Die tapferen niederländischen Truppen vergossen auch in diesem Kriege nach wie vor ihr Blut für Österreich, die Stände und Provinzen leisteten willig Kriegssteuern und Darlehen, dafür hatte sie die Kaiserin in geheimem Vertrag im voraus verschachert, für den Fall, daß die Wünsche und Hoffnungen, die sie an diesen Krieg knüpfte, sich erfüllen sollten!

Auch das österreichische Kabinett hatte ein neues politisches System aufgestellt, nach dem Grundsatze, den Maria Theresia seit ihrem Regierungsantritt erstrebte: beide katholischen Großmächte waren vereinigt, anstatt jede mit einer protestantischen verbündet, wie bisher. Die Protestanten aber waren gespalten, bekämpften einander, andere protestantische Staaten, Holland und Dänemark, blieben neutral. Diese Bedeutung des österreichisch-französischen Bündnisses ist später mit ausdrücklicher Zustimmung von Kaunitz hervorgehoben worden.*)

Das neue System war aber der Wohlfahrt und geistigen Freiheit Deutschlands im höchsten Grade feindselig. Wurde Preußen wirklich in der beabsichtigten Art zerstückelt, seine nördlichen Grenzlande den Russen und Schweden, Belgien aber den Bourbonen preisgegeben und die Festung Luxemburg, wie geplant war, geschleift, dann stand Deutschland für die Zukunft jedem feindlichen Raubanfall offen. Zunächst sollten seine Gauen von Russen, Franzosen und Schweden überschwemmt und verwüstet werden; die Wunden, die der Siebenjährige Krieg dem Reiche schlug, sollten noch lange bluten. Der damals sechzehnjährige Erzherzog Joseph war der einzige, der in Wien seine Stimme gegen das gefährliche Spiel zu erheben wagte und seinem Vater gegenüber darauf hinwies, daß die Zerstörung der Hohenzollernmonarchie, die Österreich so oft Waffenhilfe geleistet hatte, sich an diesem selbst rächen

*) Schaefer. 1, 294.

Digitized by Google

müßte. Er klagte, daß man ihn zu einem Vasallen Frankreichs machen wolle. Aber die Kaiserin bezeichnete diese Äußerungen als knabenhaften Eigensinn.

Anstatt Deutschland den Frieden zu erhalten, was mit Hilfe Englands möglich war, stürzten es Maria Theresia und Franz I. unter dem Beistande der Reichsfeinde in neue Kriegswirren. „So hirnlos hatte noch nie ein Kaiser an dem Vaterlande gehandelt, wie dieser lothringische Mehrer des Reichs, der alle Tore Deutschlands den fremden Plünderern auftat," sagt Heinrich von Treitschke. Frankreich büßte seine verfehlte Politik durch Vermehrung seiner Schuldenlast ins ungemessene, durch Verlust seiner wichtigsten Kolonialgebiete und seines Einflusses in Amerika. Aber auch am Hause Habsburg sollte sich dieses Verfahren bitter rächen. Die Freundschaft mit Frankreich brachte die jüngste Tochter der Kaiserin, Maria Antonie auf den französischen Thron; sie sollte auf dem Blutgerüste mit für den Bankerott des Staates büßen, den dieser den Interessen Frankreichs nicht im geringsten dienende Krieg beschleunigt hatte.

[Fortsetzung.]

Die Aufzeichnungen des Leutnants von den Kaiserhusaren, Barons Gerdau, über seinen Aufenthalt in Japan.

Wiedergegeben von Moritz von Kaisenberg.

V.

Skizzen aus Japan.

Leben in der Residenz Tokio.

Klubleben. Geishas.

War vor meiner Reise nach Tokio durch unseren Gesandtschaftsattaché an das Direktorium des Klublokals Rokumni-Kwan gewiesen worden. Machte gleich nach Eintreffen dem Klubpräsidenten Baron Nadeshima meine Visite. Hatte die

Digitized by Google

Güte mich einzuführen. Menge von Leuten mit lauter vornehm klingenden Titeln da kennen gelernt. Fast nur ducs, comtes, vicomtes, Barone und Marquis. Waren auch ein paar Gesandtschaftsattachés dabei, nette, umgängliche Menschen. Kleine gelbliche Gesichter dieser japanischen Edelleute paßten nicht ganz zu den Adelstiteln. Hatte mir bisher 'nen Marquis anders vorgestellt. Kann die Männekens nicht recht voneinander unterscheiden. Bissel gelb sind sie alle, wenn auch durch Kultur etwas abgeblaßt. Wer kennt jetzt alle die Kniffe der Masseusen pp. — Herren haben alle fast gleiche Größe, gleiche Schlitzaugen, dasselbe typische Haar und dieselben herunterhängenden Trauerbärte. Müßte mal Haby mit seinem „Es ist erreicht" dazwischenfahren. — Adelstitel aber durchaus echt, datieren meist aus der Zeit vor 2000 Jahren her, als der erste Mikado oder Tenno, der Sohn der jungfräulichen Göttin Amateruſa, aus dem Geschlecht der Dſhinnu Tenno den Thron bestieg. Was sind dagegen unsere Jagows? und andere alte Familien mit ihrem kaum 1000jährigen Adel? Ist doch der jetzige Mikado der einhundertsechsundsiebenzigste derselben Dynastie. Das ist doch noch was. — Adelstitel hießen früher anders, waren Shogune, so was wie Erbgeneralstatthalter, Daimiofürsten und Samurais, solche Art wie Militäradel. Die ersteren beiden waren souveräne Dynasten, souveräner als der in Kioto in seinen Palast eingeschlossene Mikado, der nur einmal im Jahre und zwar an seinem Geburtstage, gleich einer Staatskarosse aus der Remise, aus seinem Palais heraus — aber nachher auch gleich wieder hineingefahren wurde. — Jetziger Mikado Mutsu-Hito hat das alles in Zeitraum von 40 Jahren total umgekrempelt. Die stolzen Daimios mußten sich seinem Szepter beugen und erhielten neue Titel aus Mutsus Hand. — Ein Mann aber stand ihm dabei treu zu Seite, das war der aus einer Samuraifamilie herstammende jetzige Marquis Ito, sein erster Minister, der Bismarck Japans.

Wurde gleich am ersten Tage mit den Herren im Klub recht bekannt. Lauter umgängliche Leute. — Höflichkeit bei ihnen fast zu groß. Immerzu dienernd, Komplimente und Reverenzen, beinah wie bei Hofe. Noch Reminiszenzen aus vergangener Zeit. Kindergewohnheiten wird man ja nie los. — Hatten die Herren vom Militär auch recht vernünftige Urteile über Taktik, Manövrieren und Exerzieren, wohl meist bei und von uns erlernt. Glaube, wenn es über kurz oder lang mal zum Kriege kommt, wird Ja-

Digitized by Google

paner dem Russen bald auf der Nase tanzen. — Zum Kriege aber kommt's, das meinen alle — dafür spricht alles. Die Wut auf Rußland zu groß. Steht bombenfest. Sehen hier in den Russen überall Hindernis zur Weiterentwickelung. Schwert soll entscheiden, ob Russe oder Japaner Oberherrschaft in Asien haben wird. Kaiser und ganzes Volk darin einig. — Ist nicht anders zu deichseln. — Nettes kleines Diner mit den Herren eingenommen, zwar ein bissel vielerlei, aber doch ein eßbares Stück Fleisch. Auch ganz achtbaren Tropfen dazu getrunken. Japaner sonst kein Weinverständiger. Trinkt auch nicht viel und wenn — dann vermischt mit Wasser. Schauderhafter Gedanke so was. Können auch nicht viel vertragen. Habe das schon damals bei dem Leutnant Fusi auf der Reitschule bemerkt. Mußte stets von den Bällen bei dem Chef nach Hause geleitet werden. Konversation bei Tisch drehte sich um allen möglichen Sport, um Rennen und Jagen, um Gesellschaften, Weiber, genug um so was, worüber man mit gleichalterigen Menschen zu sprechen pflegt. Ganz wie bei uns. — Ton wurde mit der Zeit etwas lebhaft, und als Tischpräses den Tag als Geburtstag eines Mitgliedes der Tafelrunde, des Vicomte Aoki, verkündete, wurde sogar Stimmung sehr heiter. Kleine gemütliche Sektkneiperei. — Sekt ist immer solch eine Art von Verbrüderungsmittel. Kleine nervöse Zappelmänner fingen sogar an zu tanzen. Wir Vernünftigeren zogen uns in stilvolles Rauchkabinett zurück. Muß ja jetzt nach jedem Diner selbst in Tokio ein Kognak getrunken werden. — War gut der Kognak. — Solch Rauchkabinett wirkt immer anheimelnd. Wird da bei Kaffee und Chassé mehr oder weniger Erotik berührt. So was macht älteren und jüngeren Herren meist Spaß. — Kam dabei auch Gespräch auf Schönheitszeichen der Frauen und wie darin Geschmack der Nationen verschieden sei. Meinte Marquis Aoki, viele liebten die fetten, andere wieder die mageren Weibsen, einige bevorzugten einen kleinen, einzelne einen großen Mund. Entwickelte sich darüber 'ne Meinungsverschiedenheit. Wurde abgestimmt. Sieh da, alle Japaner waren für den großen Mund. Stand mit meiner Ansicht für den kleinen Mund allein da. So ist es ja aber in allen Dingen. Was hier Sünde heißt, das ist bei uns recht und umgekehrt. Fette Frauen gelten bei uns für häßlich, im Orient findet man daran Geschmack. Einmal so, einmal so. — Wurde auch dabei so manche, nicht ganz einwandfreie Geschichte erzählt. Bekam den Eindruck, daß die Herren recht viel in amouren zu machen schienen. — Später fingen

Digitized by Google

jüngere Herren auch an zu singen, aber schön klang es nicht. Sollten lieber Singen bleiben lassen. Als Fröhlichkeit Gipfel erreichte, schrien alle nach Geishas. Wollte gerade nach Haus gehen, das war aber plus fort que moi. Mußte Geishas doch kennen lernen. Mitake hatte mir bereits manches über Geishas mitgeteilt. Lernte diese durch Augenschein doch noch viel besser kennen. Telephon wurde mit Geisha-Ya (Geisha Pension) verbunden; verging kaum halbe Stunde, kam Manager, si nommé „Impressario" mit seiner Truppe von zehn Geishas angereist. Kostete der Abend zwar 60 Yen, war aber dafür doch auch recht amusable. Mir doch andere Vorstellung davon gemacht. Diese Geishas waren ja ihrem Äußeren nach „junge Damen". Niedliche, putzige, graziöse und reizende junge Damen; einzelne sogar gebildet, ja oft mehr gebildet als Damen der Gesellschaft. — Impressario fragte unter vielen Reverenzen nach unseren Wünschen. Wurden für den Anfang musikalische Vorträge beliebt. Geishas hatten auf einer Art von haut pas Platz genommen, 2 Geigen, 2 Samysen, 2 Gitarren, 4 für Gesang. Vortrag begann mit einer ernsten, fast freudig klingenden Melodie, die jedoch bald in eine Art von Capriccio überging. Die Künstlerinnen hatten sich so aufgestellt, daß ich von meinem Platz aus das Gesicht der Einen nicht zu sehen vermochte. Drehte mir halb den Rücken zu. Was ich aber von ihr sah, war allein schon reizend. Das junge Mädchen, halb Kind noch, trug eine Robe von rosa mit Goldfäden gestickter Seide. Ihr in kunstvollster Weise zu einem Riesenchignon frisiertes und mit goldenen Nadeln in Form von Schmetterlingen, Drachen und Fledermäusen besteckes, dunkles Haar kräuselte sich ganz entgegengesetzt der japanischen Mode in vielen Löckchen auf einer reizenden Nackenlinie. Ihr Teint war viel heller als der der übrigen Geishas und sah aus wie der einer reifen Pfirsich. — Die Musik verstummte, als der Gesang dieser reizenden Musmi begann. Mit herrlicher Altstimme sang sie zu der eigenartigen Melodie einer Samyse ein nicht ganz einwandfreies Lied, dessen Anfang nach Mitakes Übersetzung ungefähr also lautete:

Schaukeln Winde hin und wieder,
Vorwärts, rückwärts auf und nieder ꝛc. ꝛc.

Fortsetzung läßt sich leider nicht niederschreiben. Könnte mal Einer oder Eine über diese Aufzeichnungen kommen. Ist ja aber immer so, beste Geschichten lassen sich meistenteils nicht er-

Digitized by Google

zählen. — Alles schrie bravo-braviſſimo. Geiſha mußte das Lied wiederholen, klang ganz eigenartig aus dem Munde dieſes halb noch kindlichen Geſchöpfes.

Da wandte die Sängerin ihr Geſicht mir zu — war ganz baff von ſo viel Liebreiz. — Pürſchte mich denn auch in der Pauſe an ſie heran und bat ſie, ſich neben mich in eine Ecke zu ſetzen. Tat ſie auch — tat ſie wirklich. War gar nicht blöde. Plauderte Engliſch, Franzöſiſch, dazwiſchen wieder japaniſch, alles kunterbunt durcheinander. Erzählte dann auch auf meine Bitte Geſchichte ihres jungen Lebens.

Ihr Vater, ein kleiner Adjuto, namens Hoko, hatte viele Kinder, darunter drei ſchöne heranwachſende Töchter. Gab die älteſte, La Pêche, in eine Geiſha-Ya, um ſie dort ausbilden zu laſſen. Sie gefiel den ehrenwerten Herren und verheiratete ſich einige Jahre darauf mit einem Hauptmann Ocki der japaniſchen Infanterie. — Glückszufall veranlaßte monsieur le père, auch die beiden anderen Töchter der Anſtalt anzuvertrauen. — Erkundigte mich bei Musmi nach der Art der Erziehung in dieſer wunderbaren Anſtalt. Wollte doch Sitten des Landes kennen lernen, rein kulturhiſtoriſches Intereſſe. — Kleine plauderte da ganz merkwürdige Sachen aus, wobei ſie immer ängſtlich nach dem Impreſſario hinüberſah.

Iſt ſolch Geiſha-Ya eine alt-janiſche Anſtalt, ungefähr Ausbildungsanſtalt unſerer kleinen Ballettratten vergleichbar.

Ganze Erziehung höchſt apart und eigentümlich, nur allein darauf gerichtet, kleine Mädels auf den Mann zu dreſſieren. Müſſen manche ſchwere Stunde deichſeln, ehe ſie Examen als Maikas (Tänzerinnen) ablegen können. Lernen da an 20 der verſchiedenſten Tänze. Werden außerdem in Mimik, dramatiſchen Geſten und in ſtilvoller Haltung jedes Gliedes ihres kleinen Körpers ausgebildet. Müſſen Samyſen, Gitarre, Koto und Klavierſpiel lernen. Haben auch die japaniſchen Klaſſiker zu ſtudieren, um daraus geeignete Stellen zitieren zu können. Zu der Erlernung dieſer Künſte kommt noch die ſorgſamſte Pflege ihrer kleinen Körper hinzu. Wird jeder Teil ihrer Schönheit beſonders gepflegt, maſſiert und geknetet, um ihn für den Mann begehrenswert zu machen. Körperchen werden täglich in Milch gebadet, erhalten diätetiſche Pflege, die den Teint verſchönt und das jugendliche Fleiſch anſchwellen läßt. Auch die Händchen mit den zierlichen Nägeln werden gleich den kleinen Füßen gepflegt. Zähne, Form der Augenbrauen, alles wird auf das ſorgfältigſte ſoigniert. Jeder

Digitized by Google

Reiz wird geformt, verschönt und zurecht gemacht. Enfin, alles geschieht, um kleine Gesellschaft verführerisch zu machen, damit die Augen der Männer mit Wohlgefallen darauf ruhen. — Die Leiterinnen dieser Anstalten verstehen sich auf ihr Fach. Sind selbst fast ohne Ausnahme ältere Geishas, die ihr Schäfchen ins Trockene gebracht —, es aber nicht vermocht haben, einen Gatten zu ergattern.

Erziehung der kleinen Musmis meist mit 14 Jahren beendet. Kommt dann in öffentlicher Prüfung Schlußeffekt. Petite demoiselle wird vor ein Forum von Impressarios gestellt. Findet da 'ne Art von Sklavenmarkt statt. Betasten sie diese alten Faune an allen möglichen Stellen, revidieren Zähne, Haare ꝛc. und geben dann ein Gebot auf sie ab. Reine Schönheitsauktion. Höchstbietender führt armes Musmi fort, ist nun persönliches Eigentum des Managers geworden. Muß ihm durch Gesang, Tanz, Musik und andere erlernte Fertigkeiten Geld verdienen. Nur ein wirklicher Eheantrag, oder in früheren Jahren eine „Ehe auf Zeit", wie Pierre Lotti sie schildert, erlöst die Kleine aus diesem Frondienst. Gatte muß tüchtig in den Säckel greifen, um armes Opferlamm loszukaufen. Sollen aber Geishas nachher manchmal beste und auch treueste Ehegattinnen werden. — So erzählte die kleine Schneeflocke und fügte lachend hinzu, daß sie selbst auch großes Talent zur Ehefrau habe. Ist wirklich ein reizender Käfer, geradezu zum Anbeißen.

War doch ein recht eigenartiger Flirt mit der kleinen Dedesan (Chrysanthème oder japanisch Tsonki-San), wie sie mit ihrem poetischen Namen heißt. Plauderte mit staunenswerter Naivität über allerinternste Chosen. Und das sollte nun gar eine Schwägerin eines aktiven kaiserlichen capitano sein. Kam mir doch recht schleierhaft vor. — Dachte mir, Musmis scheinen auch nicht gerade im Paradiese aufgewachsen zu sein, unsere jungen Komtessen wissen aber jetzt meist auch schon ganz gut über das ewig „Männliche" Bescheid — sprechen allerdings nicht so naiv darüber. Wer weiß, was besser ist? — Will hier gleich bemerken, daß die von mir hier aufgezeichneten Schilderungen japanischer Zustände und Verhältnisse, von sonstigen Reisenden kaum so genau beschrieben werden können. Fehlt den Herren meist der Einblick in hiesige interne Verhältnisse, fehlt ihnen aber besonders der Introdukteur. Ein Mann wie Mitake — der versteht's. Andere Leute erzählen meist davon wie ein Lohndiener über high-life, der zum erstenmal in einem herrschaftlichen Hause

Digitized by Google

serviert; oder ein Geschichtsschreiber, der nur bis ins Bedientenzimmer gelangt und sich nachher seiner Schloßbekanntschaft rühmt. Überall dieselbe Geschichte.

Kam mit petite auch auf ihre Schwester, die Frau Hauptmann, zu sprechen. Fragte sie, ob sie die Schwester nicht manchmal besuche. Wurde Kleine ganz traurig und sagte: „Geht ja nicht, solange ich Geisha bin, darf ja nicht.“ Komische Zustände das. Soll so etwas aber bei uns ähnlich bei Heiraten verschiedenen Standes vorkommen. — Wir beide plauderten bald zusammen wie zwei Freunde. Hatten Gesellschaft um uns her ganz vergessen. — Nun verlangten die Herren dringend nach neuem Gesang. Dedesan mußte wieder rauf auf das Sängerinnenpodium. Sagte ihr vorläufig Adieu. Sagte ihr auch, daß ich Frau Capitano eine Visite machen würde, um japanische Kameradin kennen zu lernen, versprach ihr auch Wiedersehen zu veranlassen. — Ein strahlendes Lächeln war Musmis Antwort.

Kleine Damen unterhielten uns dann noch einige Stunden durch Gesangsvorträge, Tanz und Improvisationen. Fand dieses etwas öde. Was gehen denn einen Husaren Sprüche vom alten Confucius an? Brachte Schneeflocke gegen 11 Uhr nach Haus, komisches Gefühl, mit dem kleinen fremden Mädchen, dessen Ansichten von den meinen so verschieden waren wie Tag und Nacht, so durch die Straßen dahinzugehen. Was war es denn, das uns allein verband, doch nur der Umstand, daß sie ein Weib war. Komische Geschichte ist und bleibt doch das Leben. — Die japanischen Herren verblieben mit den Geishas noch halbe Nacht in dem Klub. Muß da an dem Abend, wie Mitake anderen Tages erzählte, noch so allerlei vorgekommen sein. Merkte daraus, daß den Japanern nach der côté nichts heilig ist. Kleine Frauen Nippons befinden sich dort den Männern gegenüber noch in einer Zwangslage. Wer kann sagen, wie lange noch?

Kommt vielleicht auch noch mal anders. Scheint sogar schon jetzt so. Kaiserin Haruko soll sehr portiert für Besserstellung der Frau sein. Kommt gestrenger Ehemann vielleicht noch einmal unter Pantoffel der kleinen Frau. Wäre ihm zu gönnen. Dann würde das Sichbedienenlassen des Herrn Großmoguls aufhören und gelbes Männeken könnte nicht mehr sagen:

Das Vergnügen hat der Spatz,
Und die Spätzin hat die Pflichten.

Ließ mir an dem nächsten Morgen von Mitake noch etwas

Digitized by Google

über die Offiziersheiraten erzählen. Stimmte alles, wie kleine Schneeflocke es mir gesagt hatte. Capitano Ocki hatte La Pêche geheiratet. Was dann kam? 's war ein bißchen früh. So etwas soll ja aber in Japan und anderswo bisweilen vorkommen. Passiert nach public opinion ja auch meist nur bei erstem Kinde. Wird so etwas hier den Hausgöttern Ebisu, Dakoku oder Fukuroku in die Schuh geschoben. Recht bequem so was. Hatte nun so mancherlei von der Hauptmannsfamilie gehört, daß es mich interessierte, solch militärisches chez soi eines Japanerkameraden kennen zu lernen. Hielt es deshalb für angebracht, gleich dem Kapitän Ocki eine Visite zu machen. — War alles tip-top in der Wohnung des Kameraden. Bursche meldete mich an, tout comme chez nous. Hübsche Zimmer, aber buntes Gemisch von altjapanischen und europäischen Möbeln. Wurde in des Capitanos Zimmer geführt. Stilvolles, modernes Herrenzimmer, Eichenmöbel, Diplomatentisch, gerade so wie bei uns. Große altjapanische Waffentrophäe an der einen Wand. Samuraischwerter, Schilde, Bogen, wunderliche Helme, 'ne Art Ritterrüstung. Konnte mir keine Anschauung davon machen, daß der mir gegenübersitzende, in eine Uniform, ähnlich der früheren schwarzen braunschweigischen, gekleidete Herr noch derartige Uniformstücke getragen und sein Vater vielleicht noch das breite zweihändige Samuraischwert geführt hatte. Geradezu unglaublich dieser Fortschritt. Muß doch ein schlaues, gerissenes Volk sein, das sich in so kurzem Zeitraum so verändern kann. Spricht aber auch besonders für die Machthaber, die es verstanden, ihren Willen durchzusetzen. Gebildete Welt ist dem Druck von oben folgend, bereits ganz modern europäisch geworden, während im Bürgerstand und bei den Bauern des Landes noch altjapanische Tracht und Sitte herrscht. — Samurais waren gewissermaßen solche Sorte von militärischen Übermenschen, nach unseren Begriffen: „Schwertadel". Capitano gehörte deshalb auch, trotz der Frau, zur Hofgesellschaft. Der Herr nahm mich freundlich auf, im ganzen komischer Hecht, nach unseren Begriffen nicht mehr ganz felddienstfähig. Trug 'ne eigentümliche Frisur, die noch an Samuraihaarknoten erinnerte.

Geleitete mich darauf durch mehrere elegante Zimmer in das Boudoir seiner Frau. War wirklich sehr gespannt, Madame kennen zu lernen.

Trat mir eine schöne, etwas üppige Dame entgegen und reichte mir die zarte, mit blitzenden Ringen bedeckte Hand. Trug

Digitized by Google

im Gegensatz zu der kostbaren, ganz in gelber Seide gehaltenen europäischen Ausstattung des Zimmers altjapanische, aber sie sehr gut kleidende Tracht, Samtkimono, schwerseidenen Obi und dazu 'ne Schmetterlingsfrisur. Wirkte ganz eigenartig der Kontrast. — War entzückt von der schönen Frau. Würde noch entzückter gewesen sein, wenn nicht sonderbares Verhältnis zwischen ihr und der kleinen Schwester bestanden hätte. — Kamen noch ein paar junge Leutnants zum Besuch. Wurde in winzigen Tassen Tee serviert. Hierauf gab es Konfituren, in Essig eingemachte und stark gezuckerte, herrliche Früchte aller Art. — Wurde über alles mögliche geplaudert. Klatsch, Geschichten aus der Gesellschaft — ganz wie bei uns. War von Interesse für mich, ungleiches Ehepaar zu beobachten. Viel Sympathie schien nicht gerade zwischen ihnen zu herrschen. Schien solche moderne Ehe zu sein: „Boire, manger, coucher ensemble; c'est mariage des Japons ce me semble."

Flirt zwischen Madame Pêche und einem der Leutnants sehr scharf. Ehemann schien mir etwas unsicherer Kantonist und namentlich sehr gegen Familienzuwachs zu sein. Mochte wohl seine Gründe dafür haben. Fragte gesprächsweise: „Nicht wahr, Pêche, du wünscht dir keine Kinder mehr?" „Nein" erwiderte die üppige Frau mit jenem spöttischen Lächeln, mit dem Frauen oft die Bravourreden ihrer Männer anhören. Liegt so was drin, als wollten sie sagen: „Bitte nur recht viel von der Sorte." — Das Lächeln sagte mir genug, sagte mir alles.

Schien mir auch hier in Japan Eheirrungen zu geben, wie überall. Unser jetziges Jahrhundert dürfte das der revirements werden. Hatte nachher noch Gelegenheit, der Frau Capitano den Wunsch Schneeflockes aussprechen zu können. Erhielt auch ihr Versprechen dazu. Neugierig, ob sie es erfüllen wird. Freundliche kleine Viertelstunde erlebt. Doch nette Frau la madame Pêche. Schneeflockes kleiner rosiger Zeh mir aber trotzdem lieber als der älteren Schwester ganze üppige Figur.

Eigentümliches Land das Japan. Sehr gespannt darauf, was man hier alles noch erleben wird. So rechtes Land für die Jugend.

Digitized by Google

Kunstberichte.

Berliner Kunst-Ausstellungen.

Von Max Osborn.

Ich werde demnächst bei dem Herausgeber dieser Zeitschrift eine Eingabe um Abänderung des Titels meiner Berichte machen müssen, denn immer weiter wachsen die Berliner Kunstereignisse über den Rahmen dessen, was die Ausstellungen der Salons bieten, hinaus. Die bildende Kunst ist ein so mächtiger Faktor in unserem nationalen Leben geworden, daß sie sich nicht mehr mit dem beschaulichen Dasein in den vier Wänden der Kunsthandlungen begnügt, sondern hinaus in die Öffentlichkeit tritt und sich aus einer speziellen und ästhetischen Angelegenheit in eine allgemeine, staatliche, kommunale, soziale, kulturelle verwandelt hat. Die Fragen unserer Museumsdinge, der großen Ausstellungen, der künstlerischen Ausbildung, des Denkmalswesens, der popularisierenden Bestrebungen der Architektur und der Gestaltung der Stadtbilder sind so wichtig geworden, daß man die bedeutungsvollsten Ereignisse und Erscheinungen übergehen würde, wollte man sich auf das eigentliche Ausstellungsgebiet beschränken.

Zumal die zuletzt genannten Probleme treten in Berlin mehr und mehr in den Vordergrund. „Die Zeit ist aus den Fugen," wie Hamlet sagt. Es ist eine skrupellose Neuerungssucht über uns hereingebrochen, unter deren Herrschaft jeder Respekt vor dem historischen Stadtbilde verloren zu gehen droht. Unbekümmert wird abgerissen, „freigelegt", „renoviert", „umgestaltet" und schlechtes Neues an die Stelle des guten Alten gesetzt. Das ist in Berlin um so bedenklicher, als unsere Stadt nur sehr spärliche Reste von wertvollen Baudenkmälern der Vergangenheit besitzt und desto mehr Grund hätte, diese Zeugen ihrer Geschichte zu schützen. Aber gerade die jüngste Zeit hat uns mit erschreckender Deutlichkeit gelehrt, wie bedrohlich sich die Zerstörungslust bereits entwickelt hat. Noch sind die Angelegenheiten des Opernhauses und der Heiligengeistkirche, von denen an dieser Stelle schon vor mehreren Monaten die Rede war, nicht geklärt, und wir haben, namentlich in bezug auf das Opernhaus, nicht viel Hoffnung auf die Berücksichtigung der Wünsche der Kunstfreunde. Und schon naht ein neues Gespenst: das der Zerstörung des Pariser Platzes. Mit einem Gefühl aufrichtigen Schmerzes vernahmen wir die Kunde, daß eines der schönsten alten Berliner Privathäuser, wenn nicht schlechtweg das schönste: das Redernsche Palais Unter den Linden, an der Südecke des Pariser Platzes, im nächsten Frühjahr abgebrochen werden soll, um einem „mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten" — Hotel Platz zu machen! Das Redernsche Palais in seiner jetzigen Gestalt stammt aus der Zeit, da die preußische Hauptstadt noch eine höchst charakteristische, in sich geschlossene Kultur in ihrer äußeren Erscheinung wie in ihrem geistigen Leben besaß; es ist ein Werk Schinkels, der in den Jahren 1829—31 das ältere Haus des späteren Generalintendanten Grafen von Redern in der Weise umbaute, wie wir es

Digitized by Google

kennen, — eine architektonische Schöpfung, die bis heute überall als ein Meister- und Musterwerk gefeiert wurde und die vor allem in ihren Linien, ihren Verhältnissen und ihrer Höhenabmessung wunderbar an die Stelle paßt, auf der sie steht. Dadurch allein ist das Palais, selbst wenn wir einmal von der Reihe der kostbaren Säle im Hauptgeschoß absehen, von maßgebender Bedeutung für das historische Stadtbild der Stadt Berlin an einer entscheidenden Stelle. Es ist klar, daß, wenn dies Gebäude fällt und auf seinem Grund und Boden sich ein vielstöckiges Hotel, womöglich gar ein landläufiger „Prunkbau" erhebt, die repräsentative Würde des Eingangs zu den Linden schwer beeinträchtigt, die ganze Schönheit, Ruhe und altpreußisch-solide Vornehmheit des Pariser Platzes aufs empfindlichste geschädigt wird. Indessen, was ist da zu tun? Kein Mensch der Welt kann den Grafen Redern hindern, oder es ihm sonderlich übelnehmen, wenn er sein überaus wertvolles Grundstück verkaufen möchte, und bei der Recht- und Schutzlosigkeit unserer alten Baudenkmäler läßt sich voraussichtlich gar nichts dagegen machen, daß dies Grundstück in solchem Falle zu einem Hotelbau benutzt wird. Es bedarf wahrlich keines Hinweises mehr dafür, daß ein Denkmalschutzgesetz für uns dringendstes Bedürfnis ist.

Im Zusammenhang mit diesem Todesurteil des Redernschen Palais erhebt der schon seit geraumer Zeit in gewissen Abständen auftauchende Plan der sogenannten „Freilegung" des Brandenburger Tores wieder sein Haupt. Selbst Reinhold Begas, der bei all seiner großen bildhauerischen Begabung in bezug auf monumentale Anlagen freilich schon oft einen sehr zweifelhaften Geschmack an den Tag gelegt hat, ist für diese Umgestaltung eingetreten. Was zu dem Plan geführt haben mag, ist völlig unerfindlich. Von einer unabweisbaren Forderung des Verkehrs kann hier mit keinem Worte die Rede sein. Und die Loslösung des Torbaues von den angrenzenden Baulichkeiten würde nichts anderes bedeuten als ein Zerreißen des Bildes vom Pariser Platz, dessen Wert und Reiz eben in der absoluten Geschlossenheit seiner Anlage besteht, durch die er tatsächlich wie ein „Salon im Freien" erscheint.

Auch der altehrwürdige Leipziger Platz büßt jetzt allmählich seinen historischen Charakter ein. Allerdings ist zu berücksichtigen, daß dieser Platz nicht den Eingang zu der schönsten Schmuckstraße, sondern die Pforte zur belebtesten Geschäftsstraße Berlins darstellt und daher wohl noch schwieriger in seiner alten Gestalt zu erhalten war, als jener Vorhof der „Linden". Es ist jedoch hier ein neuer Beweis dafür erbracht, wie rechtlos und schutzlos die wenigen Schönheiten unserer Stadt dastehen. So ist denn das Eckhaus am Leipziger Platz von der Warenhausfirma Wertheim angekauft und zu ihrem Erweiterungsbau benutzt worden. War so etwas jedoch einmal möglich, so haben wir allen Grund, das Schicksal zu preisen, das diesen Neubau nun wenigstens dem besten lebenden Berliner Architekten, Alfred Messel, in die Hände legte, und auch den Bauherren zu danken, die, der Anregung ihres Baumeisters folgend, auf eine Betonung das Eckbaues als Teil eines Warenhauses verzichteten und sich damit einverstanden erklärten, daß die Schaufenster zurückgelegt und durch eine beträchtliche Raumverschwendung auch sonst die monumentalen Forderungen erfüllt wurden, die es an dieser Stelle zu befriedigen galt. Messel hat es in genialer Weise verstanden, für diesen ganzen Eckbau eine architektonische Sprache zu finden, die jenen

Digitized by Google

Forderungen gerecht wurde und sich dabei doch den Elementen der älteren, charakteristisch ausgeprägten Bauteile organisch anschloß. Er erreichte dies durch ein festeres Zusammenrücken des schon früher benutzten Pfeilersystems, durch das er ganz folgerecht von dem durch ihn geschaffenen klassischen Typus des aufgelösten und offenen Warenhausbaues zur monumentalen Einheit und Geschlossenheit gelangte. Die heimliche Gotik, die schon in dem alten Messelhause steckte, kommt hier noch deutlicher zum Ausdruck, so deutlich, daß sich ein leiser Anklang an kirchliche Motive nicht verkennen läßt, die freilich in einem gewissen Kontrast zu der Bestimmung des Hauses stehen. Ähnliches mag man bei der Betrachtung des ins Erdgeschoß als offene Halle eingebauten Laubengangs empfinden, der unter Messels Leitung von einer Reihe deutscher Bildhauer in höchst origineller Art mit einer ganz freien und leichten, reizvoll andeutenden Steindekorierung geschmückt ist, oder bei dem imposanten Lichthof im Innern des Gebäudes, in dem des Architekten reicher und reifer Geschmack die höchsten Triumphe feiert, und in dem sich der Stapelplatz für — Weißwaren befindet! Aber die künstlerischen Qualitäten sind so enorm, daß man solche Widersprüche rasch vergißt. Es ist hier eins der großartigsten Bauwerke geschaffen worden, die seit Jahrzehnten in Berlin entstanden sind.

Messels Hilfe wird auch die Kunsthandlung von Schulte in Anspruch nehmen, um das neue Quartier an der Nordseite der Linden, das sie nach dem Abbruch des Redernschen Palais beziehen wird, ihrem Zwecke entsprechend zu gestalten. So ist denn dieser Winter für Schulte der letzte in den schönen Räumen, in denen er lange Jahre geweilt, und an die sich auch dadurch für den Berliner Kunstfreund vielfache Erinnerungen knüpfen. Der Lenbach-Ausstellung war dort die einer Künstlergruppe gefolgt, deren Arbeiten man mit Recht unter dem Titel „Deutsche Kunst" zusammenfassen durfte. Es war der Münchner Kreis der sechziger und siebziger Jahre, in dessen Mittelpunkt Wilhelm Leibl stand, und zu dem neben dieser größten und kraftvollsten Persönlichkeit vor allem noch Wilhelm Trübner, Hans Thoma, Karl Haider, Rudolf Hirth du Frênes, Johann Sperl, Toni Stadler, Wilhelm Steinhausen, dann Albert Lang, Theodor Alt, Emil Lugo, Fritz Schider, Karl Schuch gehörten, — der Kreis, dem damals Arthur von Ramberg die eben erst aus Frankreich über die Grenze gelangende moderne Farbenanschauung und Malweise, namentlich den Realismus Courbets, vermittelte, und der aus diesem Grunde auch zu dem älteren Viktor Müller freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Diese Leute haben sich in jenen Jahren in rastlosem Fleiß und einer durch nichts zu beirrenden Ehrlichkeit und Solidität eine Wirklichkeitsanschauung errungen, die ohne Vorgang und Beispiel war, und nie haben sie aus ihrer stillen, gründlichen Arbeit ein lautes Wesen gemacht. Es war ein großer Genuß, in der Kollektion, die Schulte bot, zu verfolgen, mit welcher Inbrunst und welcher Selbstzucht sie sich dem Studium der Natur widmeten und ihr ihre malerischen Geheimnisse abzulauschen suchten. Von Leibl waren allein zwei Hauptwerke zur Stelle, der „Sparpfennig" und „Die neue Zeitung", daneben ein in weiteren Kreisen noch nicht bekanntes Damenporträt aus dem letzten Lebensjahre des Meisters; doch auch die anderen waren mit charakteristischen Proben ihrer Kunst vertreten. Trotz der französischen Anregungen, ohne die diese ganze Gruppe gar nicht zu denken ist, behielten ihre Mitglieder einen unverkenn-

Digitized by Google

baren deutschen Zug in ihrer Kunst, die sich die fremden Muster wahrhaft zu eigen machte, ohne daß das spezifische Empfinden ihrer offenkundig im Boden der Heimat wurzelnden Art darüber verloren ging. Man kann vor dieser ruhigen, in sich gekehrten, den koloristischen und luministischen Problemen auf den Grund gehenden, allen äußerlichen Effekten und Mätzchen abholden Malerei wirklich an Fichtes großes Wort denken: „Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun."

Einer aus dem Kreise derer um Leibl, Wilhelm Trübner, beherrschte dann mit einer ganzen Reihe schöner Arbeiten auch noch die nächste Ausstellung bei Schulte, die im übrigen die anmutige Buntheit aufwies, welche die Zusammenstellungen unserer Kunstsalons in der fröhlichen Zeit des Schenkens und Beschenktwerdens gemeinhin erkennen lassen. Dieser Weihnachtscharakter tritt allenthalben deutlich hervor, modifiziert natürlich durch die Eigenart des Ortes. Am meisten machte dabei die Kollektion des Künstlerhauses auf die Milde Anspruch, die in den Zeiten des seligen, fröhlichen Friedensfestes auch den Kunstfreund und -kritiker umfängt. Hier war die Gebhardt-Ausstellung von einer gemeinschaftlichen Aktion der „Vereinigten Klubs" abgelöst worden, in denen sich die besten Elemente des Künstlervereins und der Großen Ausstellung zusammengefunden haben. Am meisten trat dabei O. H. Engel hervor, der schon in diesem Sommer am Lehrter Bahnhof einen so großen, wohlverdienten Erfolg davongetragen hatte. Daneben Langhammer, Schlichting, Uth, Skarbina und die anderen ehemaligen Sezessionisten, die im Laufe der letzten Jahre wieder in den Schoß der Moabiter Ausstellung zurückgekehrt sind. Sie boten durchweg den Anblick einer nicht gerade stürmisch-drängerisch oder genialisch zu neuen Zielen eilenden Truppe, aber doch eines mit klugem Bedacht langsam vorwärts marschierenden Kontingents, dessen Mitglieder ohne Überstürzung an ihrer malerischen Entwickelung arbeiten. Die folgende Ausstellung des Künstlerhauses hatte mehr den Stil einer „Weihnachtsmesse", die an dieser Stelle mit einem Worte der Erwähnung erledigt werden kann.

Eine regelrechte „Weihnachtsmesse" veranstaltete zu gleicher Zeit der „Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen", der wie alljährlich eine reiche Fülle kunstgewerblicher Sachen und Sächelchen zur Schau und zum Verkauf stellte, dazu aber als künstlerischen „Extragang" dem Besucher eine Ausstellung graphischer Arbeiten seiner Mitglieder vorsetzte, die bewies, wie viel Tüchtiges und sogar Hervorragendes diese Berliner Damen auf dem Gebiete der Zeichnung, der Radierung, der Lithographie leisten. Die Dezember-Veranstaltung bei Keller und Reiner war gleichfalls vom Standpunkt des Mädchens aus der Fremde veranstaltet, das jedem eine Gabe mitbringt, natürlich in wesentlich anderer Form. Sie erhielt jedoch ihre Physiognomie durch die Kollektionen zweier Berliner Künstler, die sich um ein Bedeutendes über das liebenswürdige Mittelniveau erhoben: durch die außerordentlich zarten und duftigen Landschaftspastelle von Otto Feld und die eigenartigen farbigen und Schwarz-Weiß-Zeichnungen von Leo Prochownik, eines jungen, bisher meist mit hübschen Buchschmuckarbeiten hervorgetretenen Malers, der in seiner subjektiven und oft unmerklich ins Phantastische abbiegenden Art der Landschafts- und Figurenauffassung und -Komposition eine eigene Note zu entwickeln scheint.

Die kunstgewerbliche Abteilung bei Keller und Reiner führte zu

Digitized by Google

gleicher Zeit die neuesten Arbeiten der Darmstädter Künstlerkolonie vor. Doch kurz vor dem Weihnachtsfeste entstand dieser vielseitigen Kunsthandlung auf dem Gebiete der Innendekoration ein Konkurrenzunternehmen in dem außerordentlich geschickt inszenierten Unternehmen von Friedmann und Weber, das die Pflege des modernen Kunsthandwerks mit der Berücksichtigung und Benutzung historischer Stile vereinigen will und in der neuen Einrichtung seiner Geschäftsräume gleich einen sehr vornehmen und diskreten Geschmack bewährt. Dort lernte man auch Arbeiten des Engländers Craig kennen, der ein sehr kapriziöser und amüsanter Zeichner, daneben ein origineller Dekorationskünstler ist, in den Londoner Theatern bereits höchst erfolgreiche Proben seiner Kunst abgelegt hat und demnächst in Berlin in gleicher Eigenschaft auftreten soll.

Musik.

Von Gustav Dippe.

Zehn Jahre sind es her, daß von allerhöchster Stelle an Leoncavallo die ehrenvolle Anregung erging, dem Roman „Der Roland von Berlin“ den Stoff zu einer Oper zu entnehmen. Jetzt endlich hat der italienische Textdichter und Komponist das unter außergewöhnlichen Schwierigkeiten entstandene Werk der Öffentlichkeit unterbreiten können. —

In der köstlichen Erzählung von Willibald Alexis gruppiert sich die fabelfreudige und weithin verflochtene Handlung um zwei Charaktere. Der eine ist Kurfürst Friedrich, Markgraf von Brandenburg. Dieser Fürst erkennt von seiner hohen Warte, daß die Entwickelung des ihm von Gott anvertrauten Landes unter der übermäßigen Abschließung der Stände und der rücksichtslosen Betonung unzähliger Sonderrechte verkümmert. Sein starker Wille erstrebt die unbedingte Führung. Nicht aus despotischen Bedürfnissen, sondern um die Volkskräfte zu sammeln und an die richtige Stelle zu leiten, um die sich kreuzenden Interessen zu verschmelzen oder gegeneinander abzuwägen. Eine echte Herrschernatur und ein würdiges Glied der glänzendsten Dynastie, die die Geschichte kennt. Dem Kurfürsten steht Johannes Rathenow, der Bürgermeister von Berlin, gegenüber. Unbeugsam verteidigt er, was der Fürst angreift, und felsenfest ist ihm die Überzeugung von der Notwendigkeit seines Widerstrebens. Pflichttreu und selbstbewußt, beides bis an die äußerste Grenze, ist er ein echter Vertreter des mittelalterlichen Bürgertums, das unter den Schwertschlägen des verwilderten Adels so trotzig und kampfbereit geworden ist. Gäbe die Geschichte schmückende Beiworte auch an Stadtoberhäupter, dann würde der Bezeichnung „Eisenzahn“, die dem Kurfürsten zuteil ward, für Rathenow der Zusatz „Stiernacken“ entsprechen. — Mit diesen beiden Gestalten, denen Lebensstellung und Zeitkostüm so kräftige Umrisse verleiht und die auch in der derben Holzschnittmanier der Operncharakterisierung noch anschaulich wirken können, war ein gutes, vielleicht sogar ein sehr gutes Textbuch herzustellen.

Leoncavallo hat auf ein Herausarbeiten dieses Gegensatzes verzichtet. Der Kurfürst, wie er im ersten Akt zu sehen ist, wirkt in der Verkleidung und in seinem vorsichtigen Gebaren gar nicht wie der Herrscher; er könnte ebensogut der Bürgermeister von Brandenburg mit ein paar ihn begleitenden

Digitized by Google

Stadträten sein. Dann sehen wir den Markgrafen nur noch in der zweiten Hälfte des letzten Aktes; hier freilich als Herrn. Das Spiel ist aber nun inzwischen zum Ende gekommen; es handelt sich nur noch um ein Lösen der letzten Spannungen und ein Ausklingen des Ganzen. Der Kurfürst spielt hier etwa dieselbe Rolle, wie sie dem Eremiten im „Freischütz" zuteil geworden.

In weit reichlicherem Maße wird uns Rathenow vorgeführt. Zu einer wenn auch noch so bescheidenen Charakteristik ist der Textdichter hier womöglich noch weniger gelangt, als beim Kurfürsten. Im ersten Akt wird das Stadtoberhaupt — in engem Anschluß an die Vorlage — verhöhnt. Wie sich sein Verhältnis zur Bürgerschaft aber in Zukunft gestaltet, erfahren wir nicht. Im zweiten Akt muß sich Rathenow vom Juden Baruch recht unangenehme Dinge sagen lassen und weint demnächst. Im dritten Akt wird seiner Tochter vor versammeltem Patriziertum die häßlichste Beleidigung zuteil, die einem Mädchen mit Worten angetan werden kann; das Stadtoberhaupt weint wieder. Im vierten Akt ist auch von dieser Beleidigung nicht mehr die Rede, und es treten die Bürgermeisterpflichten in den Vordergrund, nachdem zuvor nur die Privatangelegenheiten Rathenows das Spiel in Gang gebracht haben. Jetzt endlich kommt auch das Gegenüber von Kurfürst und Bürgermeister zustande. So unmittelbar vor dem Schlusse, wo der Zuschauer sich schon mit seiner Garderobenmarke in Fühlung setzt, wirkt aber rein episodisch, was den Mittel- und Höhepunkt des ganzen Werkes hätte bilden müssen.

Am glücklichsten hat Henning Mollner die Übersiedelung in den Operntext überstanden. Hat man ihm auch ein n genommen und ihn in seinem neuen Quartier als „Moller" angemeldet, so ist ihm doch ein hübsch Teil der Sonnigkeit verblieben, mit der der Romandichter ihn so zärtlich bedachte. Und ihn, der auch auf der Bühne als Vertreter besten märkischen Schlages wirkt, frei und klar, blauäugig und schlank, mutig bis zur Tollkühnheit, aber doch erst zum Schwerte greifend, wenn die lustig geschliffenen Waffen treffsicheren Witzes und zungenfertiger Schelmerei nicht mehr zum Ziele führen wollen, ihn, der in der Erzählung als geadelter ehemaliger Raschmachergeselle und als Vater gerade gewachsener Söhne in die stolze Zukunft weist, die dem Heimatboden solcher Prachtgestalten notwendig erblühen muß, ihn läßt Leoncavallo ohne irgend welche Notwendigkeit aus bloßem Zufall sterben. Was den Textdichter zu dieser Abweichung vom Vorbilde veranlaßt hat, ist wohl der Wunsch, den Jammer der Geliebten an der Bahre des Helden als wirksame Szene zu benutzen. Und das eben ist es, was dem ganzen musikalischen Drama zum Verhängnis geworden ist, daß der Wunsch nach opernmäßigen Effekten sowohl die Auswahl der dem Roman entnommenen Motive wie auch die selbständige Erfindung beeinflußt hat. So sehen wir eine bunte Menge mit einem Eklat schließender Akte und Szenen, ohne daß uns darum die Personen, denen das alles gilt, wirklich näher kämen. Selbst die Bürgermeisterstochter verscherzt sich die Anteilnahme, deren sich ein liebendes Mädchen doch regelmäßig beim Zuschauer zu erfreuen pflegt, weil sie plötzlich im Widerspruch zu ihrem bisherigen Verhalten das theatralische Bedürfnis fühlt, Mollner gegenüber ihr Patriziertum auszuspielen. Wir sind dieser beständig nach Ueberraschungen schielenden Manier, dieser Mode von vorgestern nun doch schon müde geworden; wir ver-

Digitized by Google

langen auch in der Oper Menschen, deren Leid und Freud' uns seelisch erregt. Zu dieser Wirkung führt aber nur, was auf dem Boden der Folgerichtigkeit erwachsen ist; die Kulisse kann nur den Sehnerv in Schwingung versetzen.

Die Musik ist an ihren besten Stellen durchaus italienisch. Ein sicherer Instinkt hat Leoncavallo davon abgehalten, es mit deutscher Kompositionsweise zu versuchen. Für den dritten Akt, der ein Fest im Rathause darstellt, sind Originalmelodien aus dem sechzehnten Jahrhundert benutzt. Die sehr einfachen Weisen fügen sich dem Ganzen gut ein. Befremdlich dagegen wirkt eine Polonaise im zweiten Akt, unter deren lauten nnd leidenschaftlich hohen Klängen der Bürgermeister ein Uhr nachts zu dem vorher erwähnten Feste geladen wird. Ueberhaupt richtet sich Leoncavallo bezüglich der Tonmassen nicht immer nach der Vorstellung, die man unwillkürlich mit den Szenen verbindet. Die Verhandlung des Bürgermeisters mit Baruch würde sicherlich mehr Eindruck machen, wenn ihrer lichtscheuen Heimlichkeit eine gedämpfte Tongebung entspräche, wie auch das klangschwelgerische Liebesduett am Schlusse des zweiten Aktes durch gelegentliches Verhalten des Temperaments der Situation besser angepaßt wäre.

Die Königliche Hofoper hatte dem Werk eine glänzende Wiedergabe zuteil werden lassen. Der musikalische Part unter Muck war auf das sorgfältigste einstudiert und dürfte allen Erwartungen des Komponisten entsprochen haben. Die Leistungen der Solisten waren nach jeder Richtung des höchsten Lobes wert. Wundervoll waren die Dekorationen; insbesondere bot die zweite Hälfte des letzten Aktes eine wirkliche Augenweide. Die Regie hatte die zum Teil recht komplizierten Aufgaben vollendet gelöst.

Das Theater des Westens hatte d'Andrade zu einem längeren Gastspiel verpflichtet, wie es die frühere Direktion dieser Bühne auch alljährlich zu tun pflegte. Neuheiten hat d'Andrade noch niemals gebracht; es sind seine bewährten Paraderollen, die er jedesmal bietet. Nur ein so hervorragender Künstler darf das wagen, ohne eine allzu große Einbuße an Beachtung fürchten zu müssen. Wie Spiel und Gesang bei ihm ineinandergehen, ist vollendet. Keine Bewegung stammt aus dem verstaubten Requisitenkasten der Operngesten, alles wirkt wie notwendig aus dem Augenblick entstanden. Und wie innig schmiegt sich die Klangfärbung der Stimme jeder Situation an. d'Andrade ist niemals langweilig, weil er immer aufrichtig erscheint. Ein so vollkommen mit dem Spiel verschmolzener Gesang ist ein ebenso überzeugendes Ausdrucksmittel, wie die lebenswahrste Sprache eines Schauspielers.

Ein Gegenstück zu d'Andrade ist die Prevosti, die sich das Nationaltheater für eine Reihe von Vorstellungen zu sichern wußte. Auch bei ihr diese beständig gespannte Empfindung, die selbst die kleinste musikalische Phrase durchzittert. Auch bei ihr diese bewundernswürdige künstlerische Selbstzucht, die ein Singen um des bloßen Prunkens mit der wundervoll gebildeten Stimme willen verachtet. Die Prevosti brachte wenigstens eine halbe Neuheit: „Fedora" nach Sardou, komponiert von Giordano. Das zweifelhafte Verdienst, diese Opern zum erstenmal den Berlinern vorgeführt zu haben, soll dem allsommerlichen Morwitz unbestritten bleiben.

Wir besitzen eine große Anzahl von Operntexten, die mit mehr oder weniger Geschick aus einem Drama zusammengeschnitten sind. Gegen dieses

Digitized by Google

Verfahren ist ein prinzipieller Einwand auch gar nicht zu erheben; ist die Wahl des Dramas eine mit Rücksicht auf die Erfordernisse der Oper geschickte, so bietet die Anlehnung an etwas Erprobtes sogar mancherlei nicht zu unterschätzende Vorteile. Seine Hand aber nach einem bloßen Sensationsstück auszustrecken und zu hoffen, daß das, was als Drama nicht mehr zieht, für einen Operntext noch immer gut genug sein möchte, verrät wenig Respekt vor der dramatischen Musik als Kunstform. Nun, es ist dem Textverfasser Arturo Colautti auch danach bekommen: das Textbuch ist schlecht. Der erste Akt, der bei Sardou in all den Vorzügen glänzt, die man ehemals dieser Theaterei zuerkannte, ist auch im musikalischen Gewande spannend und aufregend. Alles folgende aber ist schlechtweg langweilig, weil sich die Aktion zu sehr auf die einzelnen Redewendungen stützt. Im letzten Akte wirken die Briefe und Depeschen, die verlesen werden müssen, geradezu komisch. Dieses Vorher und Nachher der Schriftstücke, mit dem bei Sardou die Steigerung gemacht ist, ist für die Oper unbrauchbar. Und merkwürdig! Da hilft es auch nichts, wenn dem Hörer der Zusammenhang aller Vorgänge aus der Kenntnis des Dramas bekannt ist, er vermag nun einmal nicht, Kenntnisse, die er an anderer Stelle erworben, in die Oper hinein zu schieben, ohne daß darum die Wirkung geschädigt wird. Also ist doch die Oper ein unzweifelhaft berechtigtes Kunstwerk; sie würde sonst nicht so rücksichtslos verlangen dürfen, daß der Hörer sich betreffs all seiner Anregungen ausschließlich an sie allein hält. Im großen und ganzen ist der Operntext der „Fedora" ein bloßer Auszug aus Sardou; nur an einer Stelle wurde es nötig, daß der Textdichter mit fester Hand in die Tiefen seiner eigenen Phantasie hineingriff. Da er nämlich den Sardouschen zweiten und dritten Akt in einen zusammenziehen wollte, war die Notwendigkeit gegeben, ein Haus, das mit Gästen angefüllt ist, rasch zu leeren. Und wie wird dies Problem gelöst? Jemand bringt eine Depesche, die ein Attentat auf den Zaren meldet, und männiglich läuft davon, natürlich ausgenommen die Personen, die noch gebraucht werden. Ein Gemütsmensch dieser Arturo Colautti! Und wie es mit dem Unglück zu geschehen pflegt, das allbekanntermaßen selten allein kommt, so ist es hier mit den Geschmacklosigkeiten: auf die „kurze und schmerzlose" Ausräucherung der Wohnung folgt ein Intermezzo, dieses seit Mascagnis Vorgang in einer italienischen Oper schier unvermeidlich gewordene Unglücksmusikstück, bei dessen Klängen man so recht ungestört auf alle Mängel der Dekoration aufmerksam werden kann, diese unnötige Unterbrechung der Handlung, die dem Zuschauer so nachdrücklich zu fühlen gibt, daß alles, was er gesehen hat, was er sieht und noch sehen wird, doch nur Kulisse und Schminke ist, um derenwillen sich aufzuregen das törichtste zwischen Himmel und Erde wäre. Die Giordanosche Musik hat unbestreitbare Vorzüge. Vor allem entströmt ihr eine sich lebhaft mitteilende Wärme. Die Ökonomie der musikalischen Gestaltung verrät das den Jungitalienern gemeinsame Geschick für starke und eindringliche Wirkungen. Das Halbwelt-Parfüm, das für deutsche Nerven über den Giordanoschen Partituren liegt, ist dem Fedorastoff nicht unangemessen.

Ein anderes Novitätchen hatte der Leiter des Theaters des Westens den Auftrittsbedürfnissen seiner Gattin, der Frau Prasch-Grevenberg zu Füßen gelegt. „Pierrot" hieß es und war eine Pantomime. Erfunden hatte die läppische

Digitized by Google

Handlung ein Franzose und illustriert war sie mit der mittelmäßigen Musik eines Italieners. Beides Ursachen, um das Herz eines deutschen Theaterleiters in den zärtlichsten Hoffnungen erschauern zu lassen. Schon tauchte eine Gastspielreise mit diesem Wunderwerk vor den erwartungstrunkenen Blicken des Direktors auf, da — wie merkwürdig! — wollte das Publikum von der französisch-italienischen Frucht nichts wissen. So wagt die blöde Menge der höheren Einsicht eines Bühnenleiters zu trotzen. Ja, die Canaille wird dreist; es ist die höchste Zeit, daß ihr der Kopf zurecht gesetzt wird.

Ich mag meinen kurzen Bericht nicht schließen, ohne eines Ereignisses Erwähnung getan zu haben, das wohl gar vielen musikinteressierten Menschen Genugtuung bereitet haben wird: Eugen d'Albert spielt wieder Bechstein, nachdem er Jahre hindurch die wahrlich nicht einwandfreien Flügel der amerikanischen Firma Steinway bevorzugt hat. Die Gründe, warum d'Albert jener Zeit seine handgreifliche Vorliebe plötzlich „übern großen Teich" verlegte, gehen mich nichts an, ich wünsche sie auch gar nicht zu wissen. Nur aufrichtig freuen will ich mich darüber, daß nunmehr die eigentlich doch selbstverständliche Kombination: erster lebender Pianist und bester derzeitiger Konzertflügel — wieder hergestellt ist.

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

Muß man im Theater so schreien? so fragten wir uns, als wir aus der Morgenröte von Josef Rüderer (Neues Theater) in die nächtliche Nebeldämmerung hinaustraten. Schon in der Mitte des Spiels waren die Herrschaften auf der Bühne komplett heiser, so daß sie für die letzten Akte sich in Fisteltönen überschlugen. Das Geschrei sollte offenbar dem Revolutionscharakter des Stückes Rechnung tragen und wäre dann kaum aus der Rolle gefallen. Den Münchener Maßkrug vermag sich ja auch in friedlichen Zeiten niemand ohne den obligaten Radau vorzustellen. Also Revolution — denn so vermeldet die Weltgeschichte: Da wurde das deutsche Volk durch die Kunde in Aufregung gesetzt, der bejahrte König Ludwig von Bayern sei von den Netzen einer spanischen Tänzerin, Lola Montez, bestrickt, lasse sich durch sie nicht nur zu den törichtsten Verschwendungen hinreißen, sondern bedrohe auch mit Amtsentsetzungen und Ungnade alle, die der neuen „Dubarry" ihre Huldigung versagten. Die ultramontane Partei, die seit Jahren den König und das Reich unumschränkt beherrscht hatte, geriet aus unbekannten Gründen mit der Maitresse in Zwiespalt und sah sich plötzlich in ihrer Macht bedroht. Das Ministerium Abel und die akademischen Häupter der Ultramontanen flogen auf, das bayerische Volk aber — es gehört etwas dazu — geriet in Unruhe über das sittenlose Leben des Königs mit der zur Gräfin von Landsfeld erhobenen Tänzerin. Alle mißvergnügten Elemente vereinigten sich am Vorabend der französischen Februarrevolution 1848 zu einem offenen Aufstand, nachdem die Studenten eine von der plötzlichen Gräfin begünstigte Studentenverbindung boykottiert hatten und der König die Universität

Digitized by Google

schließen ließ. Ein kurzer Straßenputsch, bei dem sicher die Maßkrügeln nicht fehlten, trieb die Bürgerschaft, die Studenten, den Pöbel gegen die Polizei und das diesmal ziemlich einsichtsvolle Militär; doch die Tugend siegte, und das Laster erbrach sich. Der König, der keine sehr rühmliche Rolle in diesem Handel vor dem Kontinent gespielt hatte, mußte die Vorlesungen wieder eröffnen und seine Gräfin außer Landes verweisen lassen. Der Roman dieser Tochter eines schottischen Offiziers und einer Kreolin hat ja noch viele Kapitel. Die gewandte Weltdame, die mit drei englischen Offizieren, einem Schriftsteller und einem Arzt verheiratet war und die in der neuen Welt ihre Memoiren phantasievoll und nicht ohne lüsterne Wahrheitsliebe niederschrieb, ist arm, welk und verlassen in New York gestorben, nachdem sie für eine amerikanische Tournee ihre Münchener Glanzzeit hatte dramatisieren lassen.

Es verwundert nicht, daß der Münchener Josef Rüderer, der vor einem Jahrzehnt mit seiner Bauernsatire „Die Fahnenweihe" und seither mit mancher Erzählung keck zugegriffen, sich von dem grobkernigen Stoff seiner Isarheimat angezogen fühlte. Das Satirische schien sich von selbst zu ergeben: das Bayernvolk, geleitet unter den Augen seines Königs von einer sittenlosen Abenteuerin, die sich mit einem Hofstaat von dunklen Existenzen umgab und in ihrem Palais bajuvarische Kommerse und Weltgeschichte machte; französische Zügellosigkeit in München legitim, wo die dicken Spießbürger in ihren zahllosen Bräus ihre Zeit kannegießernd totschlagen, und wo die Spitzhüte von der Gesellschaft Jesu ihr Netz über die Bevölkerung immer enger zusammenzogen. Die Aufgabe für den Dramatiker war leicht und schwer: Der Stoff in seiner ganzen Ausdehnung lag bereits vor, ihn galt es jedoch zusammenzufassen zu einer einheitlich geführten satirischen Komödie. Es schreckten dazu die Spuren des an dieser selben Stelle der 48er Revolutionszeit schwer verunglückten Kollegen Sudermann, dem der „Sturmgeselle Sokrates" vor Jahresfrist so übel mißriet. Rüderer hat die Erwartungen nicht erfüllt, die man nach seinen Anfängen auf ihn setzen zu können glaubte. Eine Satire höherer Art, etwa gar nach dem göttlichen Muster des Aristophanes, ist ihm nicht geglückt — es ist bei einer derben, teilweise ulkigen Lokalposse verblieben.

Bei diesem Anlaß will ich gern eines originellen Werkes Erwähnung tun, das Eduard Fuchs, der viel bewährte Historiker der Weltkarikatur, im Berliner Verlage von Ernst Frensdorff soeben herausgegeben hat: Ein vormärzliches Tanzidyll: Lola Montez in der Karikatur. An der Hand von nicht weniger als neunzig zeitgenössischen Illustrationen und faksimilierten Beilagen macht Fuchs die tolle Zeit vor unserm Blick lebendig. Wir sehen Ludwig I. und seine Gunstdame in allen Lebenslagen, und indem die hochstapelnde Tänzerin durch ihre physischen und moralischen Qualitäten zum auslösenden Hebel in der Geschichte Bayerns wurde, gewinnt sie sogar, wie diese kostbaren Bildblätter ausweisen, eine bleibende Bedeutung als historische Possenfigur. Der gediegene begleitende Text von E. Fuchs spannt den zum Teil entzückend witzigen Karikaturen den verständnisvollsten Rahmen.

Im Münchener Marderbräu kneipt das Korps Cheruskia. Der alte, verbummelte Student Thomas Eisenkopf, ein mit Phrasen angefüllter Freiheitsfanatiker, ist aus seinem unfreiwilligen Exil jenseits des großen

Digitized by Google

Wassers zurückgekehrt, um das Vaterland von dem Schandfleck der neuen Madame Pompadour zu befreien. Neben den Cheruskern hat sich durch die Verführungskünste der königlichen Liebhaberin ein neues Korps aufgetan, die Alemannia, deren Mitglieder der Lola sklavisch ergeben sind. Eisenkopf animiert den Senior der Cherusker, Xaver Singlspieler — den Sohn des wackeren Salzstößlers und Landtagsabgeordneten Alois Singlspieler —, der den abtrünnig gewordenen jetzigen Senior der Konkurrenzverbindung geohrfeigt und dadurch die Patronesse des Korps beschimpft hat, die Montez mit einer Hundepeitsche aufzusuchen. Xaver liebt das blonde Töchterchen Genofeva der Marderbräuwirtin Kreszenzia Lunglmayer, die ihrem umfangreichen Geschäft noch viel umfangreicher vorsteht. Er kommt zur Gräfin, um zum Schein widerwillige Abbitte zu leisten. Lola weiß ihn ohne Mühe mit ihren Künsten zu berücken; im Handumdrehen wandelt sich der schnaubende Jüngling zu ihrem schwärmerischen allerjüngsten Liebhaber. Das Volk aber, von Eisenkopf geführt, zwingt die schöne Tyrannin zur Flucht und setzt vor der Residenz des Königs ihre Verbannung durch. Gelangweilt von den Schwärmereien Singlspielers jun., hatte ihn seine gräfliche Angebetete sehr bald wieder fallen lassen; wütend über sein Fiasko in der höheren Liebe rehabilitiert sich das bemooste Haupt in den Augen seiner Mitbürger durch einen Pistolenschuß ihr nach in die Luft. Das beste ist noch, daß er wieder frei wird für seine Genofeva, die sich schon die Augen nach ihm rot geweint hat. Lola Montez, die sich als Vorkämpferin neuer weltbefreiender Gedanken der „Morgenröte" aufspielte und übermütig vor ihren Gästen in der drallen Kneipjacke der Alemannen erschienen war, hat die Menschen wie Puppen an ihren Drähten tanzen lassen. Nun sie fort ist, erscheint der kluge Kurat im weißen Chorrock, begleitet von seinem Ministranten mit dem Weihrauchfaß und läßt den sühnenden Weihwasserwedel kräftig über die Sünder hinarbeiten.

Dem Stück fehlt die innere Einheit, obwohl die einzelnen Szenen scharf gesehen sind. Die Aufführung war sehr löblich. Das reifste bot Hedwig Wangel als Wirtin. Ihre fast unübersehbare körperliche Peripherie und ihre Kraft, in Spiel und Maske das Volksbild bezwingend echt zu beleben, standen im rechten Verhältnis zueinander. Diese Lunglmayern herrscht von selbst, wo sie steht: geschäftstüchtig, mit der nötigen Dosis Geriebenheit und allen Münchener Tugenden! Der Eisenkopf des tüchtigen Herrn Steinrück war eine halb drollige, halb rührende Erscheinung mit seiner roten Krawatte, dem großen Schlapphut und dem falschen Pathos. Eine köstliche Charge war der Leutnant der Bürgerwehr von Hans Pagay. Die Inszenierung trug treu den Charakter der Zeit, sowohl in der geliebten Bierstube mit den verräucherten Wölbungen wie in den Schloßgemächern der eleganten Dirne. Diese Heldin selbst fand in Helene Fehdmer ihre glaubhafte Verkörperung.

Einen künstlerischen Mißerfolg hatte im Lessingtheater Max Dreyer mit seinem Schauspiel: Die Siebzehnjährigen. Ich konstatiere das ungern bei einem Dichter, der in seinen Geschichten und Versen soviel ursprünglichen Mecklenburger Humor mit einer so echt poetischen und zugleich deutschen Sinnigkeit und leisen Melancholie zu vereinigen weiß. Diesen Reuterschen Humor, der mit einem Auge lacht und mit dem anderen weint, hat der jüngere Rostocker Landsmann oft schon ganz ent-

Digitized by Google

zückend getroffen. In seinen Bühnenstücken aber lebt neben dem Lyriker und Novellisten der Mann des praktischen Raffinements, der mit einer gewissen Naturschlauheit berechnet, was „sich macht", was „geht" und „zieht". Die Rechnung stimmt aber nicht immer. Der Major Werner von Schlettow hat nach einem schweren Sturz mit dem Pferde dem bunten Rock und dem munteren Gaul Valet sagen müssen. Er lebt auf seinem märkischen Gütchen, das die Frau mit Umsicht zusammenhält. Denn er ist in allen geschäftlichen Dingen verloren. Er ist ein sogenannter Lebenskünstler, er malt und spielt Klavier und genießt die Stimmung der Landschaft — die Arbeit und die Sorgen verwaltet Frau Annemarie. Der einzige Sohn Frieder führt im Kadettenkorps ein gar tugendhaftes Leben; er ist munter, wenn auch kein besonderes Licht, und in seinem ganzen Wesen von einer gefährlichen sentimentalen Weichheit. Man möchte ihm ein paar recht ausgewachsene Dummejungenstreiche in sein Leben wünschen und viel Eisen ins Blut. Er ist auf Ferien im Elternhaus und versäumt allerdings nicht, sich ohne Zeitverlust in die mit ihm zugleich eintreffende Cousine Erika bis über die Ohren zu verlieben. Das Fräulein ist zwar gleichfalls erst 17 Jahre — das ergibt erstens den Titel des Stückes, und zweitens einen gewaltigen Altersunterschied zwischen dem Jungen und dem Mädchen. Diese Adoptivschwester der Landedelfrau hat das zuviel, was der Jüngling zuwenig hat. In ihren Adern rollt Zigeunerblut; dem dummen Frieder streichelt sie die Backen und zieht ihm die ersten Schnurrbarthärchen ans Tageslicht — aber an den dreimal 17jährigen Vater wirft sie sich hin mit berechnender Leidenschaft. Der rührende Kadett fühlt sich durch einen empfangenen Kuß geweiht als Verlobter. Es stürzt ihn daher aus allen Himmeln, als er der unfreiwillige Zeuge wird einer Verabredung zum Stelldichein zwischen der Raubkatze und dem Major a. D. — in dem er bisher den idealsten Menschen verehrte — im Pavillon beim Mondenschein. Der Major hat kühlen Verstand, er spürt vom ersten Moment an die drohende Gefahr; er weiß, daß er seine Frau hintergeht und daß er seinen empfindsamen Sohn um das Beste seines Lebens betrügt. Aber er kann nicht Ordnung schaffen in seinem persönlichen Haushalt, und da ihn Erika zugleich ästhetisch anregt, so ist er nicht stark genug gegen die brausende Jugend, die ihm hier entgegenschlägt. Der sanguinische Stimmungsmensch und liebenswürdige Lebemann ist auf der schiefen Ebene.

Das Kadettchen steht dem allen hilflos und verständnislos gegenüber. Er kann sich nicht aussprechen und irrt verstört umher; am Erntefeste erschießt er sich auf der Schwelle des Pavillons, in dem eine halbe Stunde später die beiden sich treffen wollten. Die Gattin gibt den Major frei, als ihr die unseligen Zusammenhänge aufgehen. Da kommt ein neues Unglück hinzu: Werner von Schlettow hat ein schweres Augenleiden, das bei der geringsten Aufregung zur völligen Blindheit führen muß. Die seelische Erschütterung legt den Schleier der Nacht auf seine Augen. Den hilflos Gewordenen, der ihres Dienstes bedarf, wird Frau Annemarie nicht verlassen. Der blinde Major gibt nun aber leider noch ein schwungvolles Feuilleton von sich — man bedenke: in dieser furchtbaren Situation der Schuld und des Unglücks! — über den Segen der Blindheit für die moralische Ausbesserung seiner reparaturbedürftigen Seele und übernimmt es in einer spiritistischen Anwandlung, der Gattin künftighin von ihrem

Digitized by Google

Sohn allerlei zu vermelden, da er sich jetzt dem Lande näher fühle, in welchem Frieder weile. Das ist schon schlimm. Wenn aber die Majorin, diese in ihrer Ehre und Würde so tief verwundete Frau, nun auch noch zu Erika geht, die ihr Vertrauen mißbraucht, ihr Leben vergiftet und ihr Haus besudelt hat, ihr die Hand reicht und erklärt, hier handele es sich um mehr als um Schuld, sie drei gehörten fortan zusammen — so weiß man nicht, was man sagen soll! Ist das des Dichters Auffassung von der christlichen Liebe, so ruft man unwillkürlich nach Nietzsche, um diese Karikatur, welche die menschlichen Beziehungen so unheilvoll verfälscht und auf den Kopf stellt, mit eiserner Rute aus den Köpfen und Herzen zu fegen! Pack schlägt sich und Pack verträgt sich; der rechte Mensch aber, der auf sich hält, ist schwer zur Versöhnung bereit und muß unter Umständen sehr lange zürnen können. Sonst verweichlichen und entarten wir zu einem Zerrbilde von Christentum, das uns verächtlich macht. Die Menschen dieses Stückes, in dem sich neben dem zu klug Ersonnenen der raffinierten Pointen viel Schönes findet, sind zum Teil sicher gezeichnet, Licht und Schatten fügen sich oft zu gewinnender Wirkung, und die Geister des Humors huschen über uns hin, uns neckend und rührend. Eine gelungene Volksszene ist die Huldigung der Knechte und Mägde am Erntefest vor der Gutsherrin, angeführt von den Dorfmusikanten und dem Großknecht. Aber das Ganze scheitert an dem unleidlichen Hin- und Herziehen der Stimmung und an den groben Kunstgriffen. Die Palme bei der Aufführung errang Else Lehmann als Annemarie. War sie von Anfang an in ihrer gesunden Herzlichkeit und umsichtigen Wirtschaftlichkeit ein erfreuender Anblick, so wuchs sich diese humoristisch-resolute Gutsbesitzerin zu einer tragischen Gestalt aus, als die Totenklage um ihren Jungen von ihren Lippen brach und sie von Minute zu Minute mit dem sich enthüllenden Unglück ihres Hauses groß und ruhig wurde. Wir waren im Banne deutscher Kunst, ohne nach Frankreich oder auch nach Italien hinüber zu denken. Albert Bassermann gab seinem Major die saloppe Haltung des leicht verführbaren, künstlerisch biegsamen Mannes, der von Stimmug zu Stimmung sich gleiten läßt und genau weiß, daß sein Hang zur unbedachten Schönheit und Freude einen fatalen Ausgang haben wird. Das Erblinden war ein feiner Moment diskreter Kunst; man sah, wie das Augenlicht erlosch. Kurt Stieler hatte eine ähnliche Rolle wie den Primaner von Nedlitz im „Traumulus“. Er eignet sich vorzüglich für solche in ihrer Haltung noch etwas unfertige junge Menschen, die am Leben kranken. Das verzweifelte Spiel der Hände und des angstvollen hilfesuchenden Gesichts kam wieder ergreifend echt heraus.

Das Königliche Schauspielhaus, das leider immer noch am Rande des Tiergartens in dem Krollschen Konzertetablissement domiziliert, brachte eine tragische Szene heraus: Andromache, deren Verfasser Ernst von Possart, der Münchener Hofintendant, ist. Der alte ehrliche Seneca, von dem zur Freude unserer Philologen neun Tragödien erhalten sind oder doch unter seinem Namen laufen, ist von dem wohlerzogenen Publikum der königlichen Bühne ganz unzweideutig ausgezischt worden. Oder galt die Ablehnung gar nicht dem römischen Urautor? Nach Quellen des Euripides hat Seneca seine „Troerinnen“, seine weitaus beste dramatische Leistung, aufgebaut. Und dieses nicht üble Stück enthält eine poetische Perle: die

Digitized by Google

Andromache-Szene. Sie spielt in einem Zypressenhain auf dem Berge Ida. Troja ist in Staub gesunken, die griechischen Sieger rüsten die Schiffe zur Heimfahrt. An Hektors Grabe klagt Andromache ihren Witwenschmerz aus, den persönlichen Jammer in die nationale Trauer ihrer Umgebung mischend. Priamos hat auf dem öden Trümmerfeld dem gefallenen und vom übermütigen Achill geschändeten Sohne das herrliche Grabmal bauen lassen. Bei dem festgefügten Haus der feierlichen Todesruhe ist Andromaches Asyl. Schützend legt sie ihrem einzigen Kinde Astyanax die Hand aufs Haupt; ein neuer Hektor soll in ihm heranwachsen, den Griechen zu neuem Schrecken. Nur seine Erziehung fesselt sie noch an das Leben. Aber ihr Geist ängstet sich; im Traum ist ihr Hektor erschienen, sie ermahnend, den letzten Sprößling von königlichem Stamm vor Gefahr zu hüten. Als die Feinde nahen, birgt sie den Knaben in Hektors Grabmal. Ulysses fordert im Namen der Griechen die Herausgabe des Prinzen, dessen Existenz sie fortdauernd bedrohen würde. Der Knabe ist tot, erklärt sie; als sie es beeiden soll, versichert sie der Wahrheit gemäß bei den Göttern, Astyanax „weile bei den Toten". Aber der schlaue Odysseus hat die List durchschaut. Als er im angeblichen Auftrage des Sehers Kalchas Befehl gibt, Hektors Grabmal dem Erdboden gleich zu machen, entzündet sich die Mutterliebe. Andromache wirft sich schützend vor das Monument, sie versucht es mit Stolz und mit Tränen, bis sie endlich die volle Wahrheit eingestehen und ihr Kind dem Feinde vorführen muß. Die ganze Stufenleiter menschlicher Töne von der rührenden Bitte bis zum flammenden Zorn, zur himmelstürmenden Anklage und zur antik-heroischen Ergebung in das Schicksal wird angewendet. Dann weiht sie ihren Knaben zu seinem Todesgange und gibt ihm Botschaft mit an den Schatten des Vaters in Worten, die ihre von Rachegefühlen erfüllte Phantasie in der Verzweiflung findet. Man kann bei dieser Szene nicht mit Unrecht an das Mutterpathos der Konstanze in Shakespeares „König Johann" erinnern. Astyanax, der letzte Priamide, wird vom Fels gestürzt; seine Mutter, die das Gräßliche mit ansehen mußte, stößt sich das Messer in die Brust. Das Reich der Schatten vereint die vom Schicksal schwer Geprüften.

Leider hat Herr von Possart diesen Abschied zwischen Mutter und Kind, dessen Schmerzausbrüche dem Akt seine Bedeutung sichern, um wichtige Bestandteile verkümmert und durch eigene dramatische Zutaten und ein manchmal nur dröhnendes Versgefüge den Ausfall recht unglücklich zu decken gesucht. In der Szenerie, die einen hübschen Ausblick aufs Meer gestattete, störte das Grabmal, aus Holz und wackeliger Leinwand recht primitiv zusammengekleistert. Die Aufführung selbst war eine denkbar ungünstige. Herr Pohl als Ulysses wußte mit seiner Rolle schlechterdings nichts anzufangen. Steif stand er da, und seine blitzblanke Rüstung sah aus, als habe er sie für seinen Besuch bei Frau Andromache am Morgen von seinem Burschen extra putzen lassen. Fräulein Lindner war zuerst als Andromache nicht schlecht, obwohl sie von Anfang an ihren Klagworten nur wenig Nuancierung zu geben verstand. Aber die Stilisierung ihrer Bewegungen, die ihr für die getragenen Momente zustatten kam, ließ sie einen unmöglichen Schluß finden. Sie erwacht aus der Betäubung nach dem Todessturz des Sohnes und schreitet feierlich auf die Anhöhe gegen das Meer hin. Umständlich zieht der alte Vertraute Lysimachos das breite Dolch-

Digitized by Google

messer aus der Holzscheide und überreicht es der Königin. Sie nimmt es, hebt es gravitätisch in die Luft, so daß man das Instrument genau betrachten kann — leider war kein Zeitungsvertreter zur Momentaufnahme an der Unglücksstelle zugegen — und befördert sich dann endlich hinüber in das bessere Land. Wer soll das ertragen? Man lachte und sagte vor sich hin: Käsemesser! So mußte der alte Seneca die literarische Eigenmächtigkeit des Nachdichters und die Regie- und Darstellungsfehler als eigene Sünde büßen. Die gelehrten Frauen von Molière in der unübertrefflichen deutschen Nachdichtung von Ludwig Fulda riefen nach dem troischen Schreckensakt alle fröhlichen Geister des hohen Hauses wach. Wie aktuell ist noch immer das meiste in diesem Stück von anno Dazumal! Hätte es doch der Internationale Frauenkongreß im Sommer als Festvorstellung dargeboten!

Streiflichter.

Das offiziöse Wolffsche Telegraphenbureau verkündet die „Audienz" des Prinzen Albrecht von Preußen beim Papst, und „das Zentralorgan der Zentrumspartei", die römische „Germania", (10. Dezember) gibt unter Beibehaltung des Ausdruckes „Audienz" folgenden Bericht über dies Ereignis:

„Prinz Albrecht von Preußen hat im Auftrage des Kaisers dem hl. Vater seinen Besuch abgestattet. Selbstverständlich mußte das Zeremoniell für vatikanische Besuche nichtkatholischer Fürstlichkeiten streng eingehalten werden. Es wurde dieselbe Form gewählt wie beim Besuche des Prinzen Heinrich von Preußen bei Leo XIII., als dieser seinen kaiserlichen Bruder bei den Leichenfeierlichkeiten Humberts I. vertrat. Zu diesem Zweck begab Prinz Albrecht sich gestern mittag in einem königlichen Wagen in die Wohnung des preußischen Gesandten beim apostolischen Stuhl, Freiherrn v. Rotenhan, woselbst das übliche Mittagsmahl stattfand. Eingeladen waren: Der Staatssekretär Kardinal Merry del Val, die hochw. Kardinäle Kopp, Fürstbischof von Breslau, und Fischer, Erzbischof von Köln, der bayerische Gesandte beim hl. Stuhl, Freiherr von Cetto, Titularerzbischof Gasparri, Sekretär der Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten, Graf Erich zu Leiningen, der päpstliche Oberkämmerer Prälat Bisleti, die Prälaten de Montel, Wilpert und de Waal, der Geheime Regierungsrat Dr. Kehr, Direktor des preußischen historischen Instituts, und der Substitut des Staatssekretariats und Chiffriersekretär della Chiesa sowie das Gefolge und die Herren der Gesandtschaft. Nach Aufhebung der Tafel bestieg der Prinz mit dem Gesandten dessen Wagen und fuhr zum Vatikan. Es folgten die übrigen Herren. Diejenigen des Vatikans waren bereits vorausgefahren. Im Damasushofe stand eine Ehrenwache der Palastgendarmerie mit ihrer Fahne. Am Fuße der Treppe wurde der Prinz erwartet von: dem

Digitized by Google

Majordomus, dem Oberkämmerer, dem Koadjutor des Magisters des geheiligten Hospizes Fürsten Alexander Ruspoli, dem Sekretär des Zeremonials Grabinski, dem Hoffurier Marquis Sacchetti, dem Oberstallmeister Marquis Serlupi-Crescenzi, dem kommandierenden Hauptmann der Schweizer, dem diensttuenden Geheimkämmerer u. a. Nachdem Prinz Albrecht dem Wagen entstiegen und kurze Begrüßung erfolgt war, setzte sich der Zug in Bewegung und ging die Treppe hinauf, unter dem Vortritt von Palafrenieri, Bussolanten und Schweizergarden in Galauniform. Im Clementinischen Saale wurde der Prinz von den Mitgliedern der Geheimen Antikamera, dem Geheimalmosenier, dem Bischof-Sakristan, den geheimen Dienstkämmerern u. a. begrüßt und in den Thronsaal geleitet, woselbst Pius X. Platz genommen hatte. Nach der Vorstellung des Gefolges lud der hl. Vater den Prinzen in sein Wohnzimmer ein, woselbst beide allein blieben. Nach der Audienz begab sich der Prinz mit seinem Gefolge zum Staatssekretär".

Das höfische Gepränge, das hier, wie auch sonst vom „Stellvertreter Christi", d. h. also vom Stellvertreter desjenigen, der nicht hatte, wohin er sein Haupt legte, entfaltet wird, lasse ich beiseite. Wenn sich der Papst in den handgreiflichsten Gegensatz zum Christentum Christi setzen will, und wenn die katholischen Christen diesen Gegensatz ertragen, so ist das schließlich ihre eigene innere „religiöse" Angelegenheit, obwohl auch dieses Gepränge eine gewaltige politische Bedeutung besitzt, wie ich später einmal dartun werde. Heute soll lediglich die mehr offensichtlich politische Seite der „Audienz" des Prinzen Albrecht besprochen werden.

Zunächst ist es eine starke Ungehörigkeit, die auf das übermäßig angeschwollene Machtbewußtsein des Ultramontanismus schließen läßt, daß der „römische Berichterstatter" des „Zentralorgans der Zentrumspartei" den Besuch eines preußischen Prinzen, der zugleich regierender deutscher Bundesfürst ist, als „Audienz" bezeichnet. Diese Ungehörigkeit mit ihrem Hintergrund ultramontaner Anmaßung tritt um so schärfer hervor, als auch das offizielle Telegraphenbureau den Ausdruck „Audienz" gebraucht. Der „Reichsanzeiger" und das Braunschweigische Regierungsorgan hätten allen Grund, auch jetzt noch diesen Ausdruck zurückzuweisen; denn in seiner Verwendung liegt System. Der nicht katholischen Welt soll beigebracht, und die katholische Welt soll in dem Glauben erhalten werden, daß der Papst nur in „Audienz" empfängt, seien seine Besucher auch königliche Prinzen oder regierende Fürsten, und zwar deshalb, weil er über ihnen steht. Denn die auch heute noch geltende ultramontane Lehre lautet: Der Papst hat das Absetzungsrecht über Könige und Fürsten, er kann die Untertanen vom Eide der Treue entbinden. Wem solche „Rechte" zustehen, ist der Obere der Könige und Fürsten, ist in Wahrheit ihr Großkönig Und so hatten verschiedene Zeitungen durchaus recht, wenn sie diese „Audienz" als eine „Proskynesis" vor dem Papste bezeichneten. Ein kleines Geschichtchen ist hier am Platze. Am 8. Dezember sprach ich vor mehr als 1000 Studenten aller Fakultäten in Leipzig über „Staat und Kirche". In der sich anschließenden Diskussion trat ein katholischer Student der Jurisprudenz (!) auf und erklärte frank und frei: ja, so ist es; der Papst als Stellvertreter Christi hat das Recht, Fürsten abzusetzen, Staatsgesetze zu annullieren, Treueide zu lösen. Nette Grundsätze für einen angehenden Beamten des „souveränen" Deutschen Reiches!

Digitized by Google

Was nun den Besuch des Prinzen Albrecht von Preußen und des Regenten von Braunschweig beim Papste betrifft, so ist m. E. für einen solchen Besuch die denkbar ungeeignetste Gelegenheit gewählt worden. Prinz Albrecht ging als Vertreter des deutschen Kaisers nach Rom, um im Quirinal teilzunehmen an den Tauffeierlichkeiten für den neugeborenen Erben des geeinigten italienischen Königreiches. Daß dieser Anlaß, zu dem Papst und Papsttum in innerm, unversöhnlichem Gegensatze stehen, zu einem Besuche beim Papste benutzt wurde, der weder das bekannte Italia e Roma sono intangibili, noch den Täufling als rechtmäßigen Erben dieser beiden unantastbaren Einheiten anerkennen wird, ist eine politische Taktlosigkeit fast ohnegleichen. Welche Gefühle würden wohl beim Könige von Preußen und beim deutschen Kaiser ausgelöst, wenn derselbe Vertreter eines fremden Monarchen zu den Hochzeitsfeierlichkeiten des Erben der preußischen und deutschen Krone und zu gleicher Zeit zu einem offiziellen Besuche beim Herzoge von Cumberland abgesandt würde? Zur politischen Taktlosigkeit gesellt sich in diesem Besuche die politische Schwäche, das grundsatzlose oder auch das grundsätzliche Buhlen der deutschen Reichsregierung um die Gunst des päpstlichen Roms. Denn daß Prinz Albrecht, der gut protestantische Hohenzollernsproß und der Regent des stockprotestantischen Herzogtums Braunschweig, beim Besuche im Vatikan etwa „dem Zuge seines Herzens" gefolgt sei, wird wohl so leicht niemand behaupten. Nein, sein Besuch war ein politischer Akt, eine politische Maßnahme unseres gegenwärtigen Reichskanzlers, und diese Maßnahme muß bezeichnet werden als ein Bettelgang zu den Türen des Vatikans und damit zu den Türen des Zentrums. Die „Proskynesis" vor dem „Statthalter Christi" ist in Wahrheit eine „Proskynesis" vor der „ausschlaggebenden Partei" im Reichs- und Landtage, und zweifellos werden die Herren Bachem, Spahn, Roeren usw. den „Fußfall" gnädig vermerken.

Fußfälle und Byzantinismus gehören zusammen. Wir haben es weit gebracht in byzantinischen Formen. Der Präsident des deutschen Reichstags „erstirbt" vor dem Kaiser, und dazu noch im Namen des deutschen Reichstags, und ein schlesischer Adeliger läßt einen Gedenkstein errichten an der Stelle, wo der Kaiser „allerhöchstseine 50 000. Kreatur erlegt hat". Zuzeiten des 14. und 15. Ludwig war die „Devotion" in Frankreich gegen den „Sonnenkönig" ins Fabelhafte gestiegen. Waren es Zeichen einer gesunden Königstreue, gesunder nationaler Verhältnisse??

Ein sehr triftiger Grund zwingt fast zur Besprechung solcher höfischer Entartungen. Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion will den in der Form hyperbyzantinischen Glückwunschbrief des Grafen Ballestrem an den Kaiser bei Gelegenheit der Verlobung des Kronprinzen zum Gegenstand einer Interpellation machen. Daß diese Interpellation mit den daran sich knüpfenden Reden einen ungeheuren Wust verhetzend agitatorischen Stoffes von der Reichstagstribüne aus in die Massen werfen wird, ist gewiß; Verhetzung und Agitation ist ja Endziel der Interpellation. Dem sollte die Spitze — die sehr schädliche Spitze — abgebrochen werden dadurch, daß alle nicht-sozialdemokratischen Parteien des Reichstages sich vereinigen und in würdiger, von Königstreue und Manneswürde zugleich getragener Erklärung den byzantinischen Stil des Reichstagspräsidenten,

Digitized by Google

der in ihrem Namen das verunglückte Schreiben abgesandt hat, ablehnen. Eine solche Erklärung, die der Würde der deutschen Volksvertretung durchaus entspricht, wird von bester Wirkung auf das Volk sein; sie wird den dringend benötigten Strich ziehen zwischen Loyalität und Byzantinismus und wird dadurch der sozialdemokratischen Interpellation die Giftzähne ausbrechen. Besitzt die Reichstagsmehrheit Einsicht genug, diesen Schritt zu tun? Man wird sagen: die Folge ist, daß Graf Ballestrem niederlegt. Ich erwidere: zehnmal besser eine Präsidentschaftskrisis, als der Sozialdemokratie berechtigten Anlaß zu maßloser antimonarchischer Agitation gewähren. Solche Dinge sind keine Kleinigkeiten.

Ein ernstes Zeichen der Zeit ist das vom Papst gestattete Eintreten der Katholiken Italiens in den Wahlkampf. Früher hieß es: ni elettori ni eletti, jetzt heißt es: e elettori e eletti, und mit Feuereifer nutzt der Ultramontanismus die veränderte Sachlage aus. Der „religiöse" Pius X. hat durch Suspendierung des bisher geltenden päpstlichen Wahlverbotes („Non expedit") ohne Zweifel einen sehr klugen politischen Schachzug getan, dessen volle Wirkung auf das innerpolitische Leben Italiens noch gar nicht zu übersehen ist. Einstweilen hat das Hauptquartier des Jesuitenordens die Wahlorganisation in die Hand genommen. Das jesuitische Zentralorgan die „Civilta catolica" befürwortet lebhaft die Organisation der italienischen Katholiken zu Wahlzwecken, nachgebildet dem „Volksverein der Katholiken Deutschlands". Sie nennt diesen Volksverein „Das Testament Ludwig Windthorst für sein (!) Volk", und wünscht, daß dies Testament auch Italien zugute komme. Der Eingang des betreffenden Artikels ist in vieler Hinsicht bezeichnend: „Als sich am 3. Mai 1903 vom Palazzo Odescalchi auf dem römischen Korso aus der prachtvolle Zug in Bewegung setzte, welcher den deutschen Kaiser zu einem Besuche bei Leo XIII. führte und das römische Volk aufs Enthusiastischste den Kaiser begrüßte, welcher diesen Ergebenheitsakt gegen das Haupt der katholischen Kirche mit dem ganzen Pomp seiner souveränen Majestät umgeben wollte: da erkannten alle, sowohl die Freunde wie auch die Feinde des Papsttums, die hohe politsche Bedeutung dieses Besuches aber vielleicht nur sehr wenige suchten und begriffen die Ursache. Und doch gab es nichts Leichteres und Klareres: Hinter jener prachtvollen Kalesche mit den gekrönten Adlern, welche den mächtigen Monarchen in den Vatikan führte, und hinter jenem Pomp, welcher ihn begleitete, stand ein Mann oder besser gesagt ein Volk, welches ihm den Weg zeigte: Das katholische Volk der deutschen Lande, das seine politsche Kraft aus der physischen und moralischen Rüstigkeit des zielbewußten und organisierten Landmanns schöpft." Und weiter: „Daher kann als sicher angenommen werden, daß dieser Besuch kaum mit soviel Pomp stattgefunden hätte, wenn die politischen Verhältnisse Deutschlands den Kaiser nicht bewogen hätten, mit dem katholischen Zentrum, als der Hauptstütze seiner Regierung zu rechnen." Gibt es eine zugleich frechere und deutlichere Sprache? Der Artikel schließt: „Das für die deutschen Katholiken bestimmte Testament Windthorst kann auch von den italienischen Katholiken befolgt werden, ja von denen der ganzen Welt."

Auch in Frankreich haben sich die Katholiken unter Führung des

Digitized by Google

Grafen Albert de Mun und des Deputierten Piou zu einer action liberale populaire politisch zusammengeschlossen; die Zahl der eingeschriebenen Mitglieder dieser Organisation beträgt nach der „Köln. Volksztg." schon 150 000. Bemerkenswert ist, daß Anhänger aller Parteien: Royalisten, Bonapartisten, Republikaner dieser neuen ultramontanen Vereinigung sich angeschlossen haben. Triumphierend ruft das rheinische Zentrumsblatt aus: Germania docet, d. h. das Beispiel des deutschen Zentrums wirkt bestimmend auf die Katholiken anderer Länder. So ist es. Der internationale Ultramontanismus regt sich mächtiger und einheitlicher denn je, aber wir übrigen hadern und streiten untereinander! Eine antiultramontane Vereinigung ist bitter nötig! Nach dieser Richtung hin klang eine Rede aus, die jüngst der Reichstagsabgeordnete Müller-Meiningen in Nürnberg gehalten hat. Dr. Müller gehört zu den wenigen Parlamentariern, die die ultramontane Gefahr in ihrer ganzen Größe erkennen und ihr mit Sachkenntnis gegenübertreten.

Einblick in die ultramontane Kultur gewährt eine Notiz der „Köln. Volkszeitung" vom 2. Dezember 1904, woraus hervorgeht, daß ein Teil der humoristischen Schriften von Mark Twain für Katholiken ungeeignet sind!

Eine sozialpolitische Torheit erster Güte! Das Kreisblatt des Kreises Coesfeld berichtet aus der Kreistagssitzung von Ahaus:

Der Antrag des Amtmanns und des Pfarres von Ottenstein um Gewährung einer Kreisunterstützung an zwölf durch Brandunglück geschädigte Familien wurde mangels verfügbarer Mittel abgelehnt. Außer der Tagesordnung teilte der Herr Landrat den Erlaß des Herrn Oberpräsidenten der Provinz Westfalen vom 7. November 1904 betreffend die Beteiligung des Kreises an einem Prunkgeschenke bei der bevorstehenden Hochzeit des Kronprinzen mit, worauf der Kreistag den Kreisausschuß ermächtigte, nach Maßgabe des ergangenen Erlasses Bewilligung eintreten zu lassen.

Dieser Bericht macht jetzt die Runde durch die sozialdemokratische Presse mit Erläuterungen, die man sich unschwer hinzudenken kann. Wollte man Mißstimmung in der Bevölkerung erregen, geschickter könnte man es nicht anfangen.

20. 12. 04. H.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alexander Schmidt, Charlottenburg.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.

Digitized by Google

Deutsch-Südwestafrika und die deutsche Auswanderung nach Niederländisch-Indien.*)

Von ?

In Deutsch-Südwestafrika ist nahezu ein volles Kriegsjahr verflossen, und die Kriegskosten — voraussichtliche künftige Ausgaben eingerechnet — werden anf 200 Millionen Mark geschätzt.

Unsere Kolonialverwaltung hat die Kriegstüchtigkeit der Herero in unbegreiflichem Optimismus gewaltig unterschätzt. Die Verstärkungen der Schutztruppe wurden tropfenweis hinausgesandt, die jämmerlichen Hafenverhältnisse in Swakopmund machen obendrein schnelles und glattes Landen unmöglich, und so ist die beabsichtigte Umzingelung der Herero nicht gelungen.

Ein ganz bedenkliches Zeichen für den geringen Respekt der Eingeborenen vor deutscher Macht und Kriegskunst ist der Abfall Hendrik Witboois und seines Stammes von dem Gouvernement. In einem Wort: das Ende dieses lästigen Feldzuges gegen listige Kaffern und Hottentotten ist nicht abzusehen.

Die Gelehrten sind sich — einmal ausnahmsweise — darüber einig, daß, wenn das Schmerzenskind unseres Kolonialbesitzes eine rentable Kolonie werden soll, die jährlich Millionen Zentner Wolle und Häute nach Deutschland ausführt, anstatt Millionen Mark Kriegskosten zu verschlingen, mit dem bisher dort herrschenden Verwaltungssystem schroff gebrochen werden muß.

An die Spitze der Kolonie gehört ein im praktischen Kolonialdienst erfahrener Beamter als Zivilgouverneur, dem der Befehlshaber der Truppe unterstellt ist.

*) Verfasser ist ein hervorragender Kenner unserer kolonialen Verhältnisse. D. H.

Digitized by Google

Beamte und Offiziere sollten nicht auf drei, sondern — wie z. B. in Niederländisch-Indien — auf zehn oder zwölf Jahre hinausgeschickt werden, um dann einen ein- bis zweijährigen Urlaub in der Heimat genießen zu dürfen. Alle Berufungen auf verderbliches Klima sind hinfällig. Das Klima von „Südwest" ist verhältnismäßig gesund. Auf Lungenkranke übt es sogar einen ähnlich wunderbaren Einfluß aus wie das von Kairo oder Madeira. In seinen „Bergtouren und Steppenfahrten im Hererolande" (Verlag von W. Süsserott, Berlin) hat Franz Seiner (im letzten Kapitel) geschildert, wie er dort als Lungenkranker wunderbare Heilung gefunden hat.

Wer körperlich oder geistig so veranlagt ist, daß er das Klima nicht vertragen kann — der hält auch einen dreijährigen Dienst nicht aus. Bei der heutigen, lächerlich kurzen Dienstzeit hat sich sowohl im Offizierkorps als auch im jüngeren Beamtentum eine Art Sport herausgebildet — Friedenszeit vorausgesetzt —, einmal einen Abstecher nach „Südwest" zu machen, erstens um dort Abenteuer zu erleben, die „interessant" machen, und zweitens um der „Konduite" einen Anstrich zu verleihen, der glänzender Laufbahn in Deutschland Vorschub leistet. Die Offiziere, die jetzt hinauseilen, um für Deutschlands Ehre ihr Leben in die Schanze zu schlagen, bitte ich mit jenen nicht zu verwechseln.

Wenn jemand drei Jahre in gänzlich neuen, ungewohnten und, was den Verkehr mit Kaffern und Hottentotten anbetrifft, ungemein schwierigen Verhältnissen gelebt hat, so fängt er gerade an, brauchbar zu werden — da kehrt er plötzlich dem Schauplatz seiner Tätigkeit den Rücken, um einem Neuling Platz zu machen. Wo sollen da — frage ich — zielbewußte Behandlung der Eingeborenen und ernstes Interesse für die Entwickelung der Kolonie herkommen?

Die Hauptsache ist aber: die Durchsetzung der Bevölkerung mit deutschen Ansiedlern. Heute leben in „Südwest" 5000 Weiße, von denen 3000 Deutsche sind. Viehzüchter oder Farmer gibt es im ganzen 800, von denen nur 340 deutsche Reichsangehörige sind. Nach zwanzig Jahren! Das ist eine entsetzlich schwache Leistung und ein unverkennbarer Beweis dafür, entweder daß die hohe Bureaukratie den Ansiedlern das Geschäft sehr sauer macht, oder daß dem deutschen Kapital der frische Unternehmungsgeist fehlt. Vielleicht sind auch beide Ursachen vorhanden.

Wie dem nun auch sei — fest steht, daß uns deutsche An-

Digitized by Google

siedler für Südwestafrika fehlen, besonders da dort die Entstehung einer gemischten internationalen Minenbevölkerung zu befürchten ist.

Die Parole hat also zu lauten: Deutsche Farmer!

Daß es bei uns Leute genug gibt, die ihr Glück über See versuchen wollen, beweist die Statistik unserer überseeischen Auswanderung. 1902 sind rund 30 000 Deutsche nach Amerika, 235 nach Australien, 114 nach Afrika und 2 nach Asien ausgewandert. Niederländisch-Indien gehört zu Asien. Wenn die Zahl „2" zuträfe, so könnte ich unmöglich auf den Gedanken gekommen sein, im Anschluß an jene Kalamität in „Südwest", über unsere Auswanderung in eine fremdländische Kolonie zu lamentieren. Sie käme ernstlich nicht in Betracht.

Die Sache liegt aber ganz anders, wie es nach dem „Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich — 1903" den Anschein hat. Die amtliche Statistik befaßt sich mit jener Auswanderung nicht, weil die Leute nominell nach Holland auswandern und erst von dort nach Niederländisch-Indien überführt werden.

Diese Auswanderung ist, wie ich zeigen werde, ein Fleck auf unserem nationalen Ehrenschild, der um so schärfer hervortritt, je größer jener Mißstand ist.

Die niederländisch-indische Kolonialarmee ist rund 1400 Offiziere und 37 000 Unteroffiziere und Soldaten stark. Zu letzteren gehören 14 000 Europäer, 4000 christliche Amboneſen (vom Islam zum Christentum übergetretene Bewohner der Insel Amboina) und rund 19 000 Malaien (Mohammedaner).

Unter den Europäern befinden sich mindestens 2000 Deutsche!! und zwar solche, die bis zum Zeitpunkt ihres Eintritts in den fremdländischen Militärdienst deutsche Untertanen gewesen sind. Dagegen sind unter den Offizieren — von den Militärärzten abgesehen — die deutschen sehr spärlich vertreten. Im ganzen dürften sich im niederländisch-indischen Offizierkorps heute vielleicht nur noch 20 Deutsche als aktive Offiziere befinden, von denen die meisten als Niederländer naturalisiert sind. Während also in der Truppe 15 v. H. Deutsche sind, beträgt dieses Verhältnis bei den Offizieren nur den zehnten Teil, nämlich 1,5 v. H. Unter den höheren Offizieren, vom Major aufwärts, werden heute Deutsche in der Regel nicht mehr geduldet. Das Bestreben, ihnen die einflußreichen Stellen in der Armee zu verschließen, hängt mit dem Einrücken Deutschlands in die Reihe der Kolonialmächte zusammen. Seitdem wir selbst überseeischen Landbesitz erworben haben, trauen uns die Niederländer mit Bezug auf ihr schönes Insulinde so-

Digitized by Google

zusagen nicht mehr recht über den Weg. Dieses Mißtrauen ist zwar durchaus ungerecht und unbegründet, dennoch besteht es. Die deutsche Diplomatie hat in den Niederlanden und ihrem Kolonialbesitz von jeher ein im Interesse des Weltfriedens sorgsam zu beachtendes „Noli me tangere“ erblickt. Außerdem hat sie durch Taten hinreichend bewiesen, daß sie mit der Erwerbung minderwertiger Gebiete, die uns andere Kolonialmächte übrig gelassen haben, bescheiden vorlieb nimmt.

Dennoch besteht — wie gesagt — eine niederländische Furcht vor gelegentlichen deutschen Annexionen. Diese Besorgnis hat zu verschiedenen auffallenden Maßregeln der niederländisch-indischen Kolonialregierung geführt. Eine davon will ich beispielsweise herausgreifen. Schon 1891 wurde im „Java Courant“, dem Staatsanzeiger für Niederländisch-Indien, ein Gesetz veröffentlicht, das Ausländern den Landerwerb auf der Ostküste von Sumatra — im Deli-Tabak-Gebiet — untersagte. Formell war es gegen alle Ausländer gerichtet, materiell traf es aber hauptsächlich die Deutschen. Erwägt man, daß Niederländisch-Indien rund fünfzig mal so groß ist wie Holland und daß diesem einfach die Menschen fehlen, um ganz Insulinde zu kolonisieren, so begreift man, daß jenes Gesetz der Sorge entsprang, Deutschland könnte einmal Anlaß finden, dieses Gebiet, in dem sich ungezählte deutsche Plantagen befinden, unter den Schutz seiner Reichsfittiche zu nehmen.

Diese politische Sachlage wird von unseren Landsleuten, die den heimatlichen Boden verlassen, um sich für den ostindischen Dienst anwerben zu lassen, durchweg nicht in Betracht gezogen, weil sie nicht allgemein bekannt ist. Obendrein werden die Unerfahrenen von berufsmäßigen Werbern unter falschen Vorspiegelungen zur Auswanderung verleitet. Die Folgen davon sind schreckliche Enttäuschungen. Vor fünfzig, vielleicht auch noch vor dreißig Jahren konnte ein Deutscher, der als Soldat nach Ostindien ging, alles mögliche, bei einiger Anstrengung jedenfalls Offizier, oder nach Verlassen des militärischen Dienstes, bei einigem Glück und frischem Unternehmungsgeist, Plantagenbesitzer werden. Das hat sich alles geändert. Zu jener Veränderung der politischen Verhältnisse — wie hätte Holland z. B. 1860 daran denken können, daß etwa Preußen ein Auge auf seinen Kolonialbesitz geworfen habe — tritt der Niedergang der wirtschaftlichen Lage, besonders auf Java, das jetzt z. B. schon nicht mehr auf eigenen Beinen stehen kann, während es zu jener Zeit dem Mutterlande viele Millionen Überschuß lieferte. Also weder der strebsame Soldat,

Digitized by Google

noch der Glücksjäger kommt heute noch auf seine Rechnung, wenn er sich den Niederlanden vermietet. Wie geschieht das?

Im niederländischen Werbedepot Harderwyk, einem kleinen, an der Zuyderseе gelegenen Städtchen, wird jeder Deutsche, der das 18. Lebensjahr erreicht, das 36. nicht überschritten hat, unverheiratet, mindestens 1,55 m groß, körperlich diensttauglich ist und die vorgeschriebenen Ausweispapiere besitzt, buchstäblich mit offenen Armen aufgenommen, um bald darauf — im Zwischendeck eines Passagierdampfers verladen — als Soldat nach Niederländisch-Indien überführt zu werden. Es ist ein ganz glattes, einfaches Geschäft: Der Deutsche verpflichtet sich zunächst durch seine Unterschrift zu einer sechsjährigen Militärdienstzeit und erhält für dieses gefällige Entgegenkommen 200 holl. Gulden, die aber, wie ich unten zeigen werde, in seiner Tasche gar nicht warm werden. Einen Pensionsanspruch hat der Kolonialsoldat nach sechs Jahren nicht. Um ihn zu erwerben, muß er sich in Indien noch einmal zu sechsjähriger Dienstzeit verpflichten. Holland verpflichtet sich natürlich zu nichts, wenigstens nicht schriftlich, und so ist es wirklich keine Übertreibung, wenn ich behaupte, daß sich unsere Landsleute in Harderwyk mit Leib und Seele einem fremden Staate aufs Geratewohl verkaufen, und zwar in hundert Fällen neunzig mal aus reinem Unverstand, meistens auf Grund von falschen Vorspiegelungen gewissenloser, geldgieriger Werber. Unter diesen Kreaturen befinden sich leider auch Deutsche, denen der heimatliche Boden unter den Füßen gebrannt hat und die deshalb über die Grenze verduftet sind, um in dem entlegenen Fischerstädtchen das scheinbar unschuldige Geschäft eines Logement-Houders (Herbergswirtes) zu betreiben, mit dem dort stets das unsaubere, aber einträgliche Geschäft eines „Werbers" verbunden ist. Dabei wird das sonst schimpflich verleugnete Deutschtum nur den verblendeten Landsleuten gegenüber als nie versagender Köder äußerlich zur Schau getragen.

Die 200 Gulden „Handgeld" nämlich — Holländer erhalten 300, Ausländer 200 — des neuangeworbenen Rekruten, der unter Umständen „Zu Hause" Unteroffizier oder gar Offizier gewesen ist, sind die Beute, auf die der biedere Wirt lauert. Und das geht so zu. Die meisten Deutschen treffen in Harderwyk ohne die vorgeschriebenen Papiere, sicher aber ohne den Auswanderungskonsens, ein. Gerade dieser aber ist die conditio sine qua non der Anwerbung. Der „Commandant van het Koloniaal-Werf-Depot" könnte bei jeder anderen Urkunde ein

Digitized by Google

Auge zudrücken, die Einstellung eines Deutschen aber ohne die Auswanderungserlaubnis würde er nicht wagen, weil daraus diplomatische Verwickelungen entstehen könnten. Bis diese unentbehrliche Urkunde beschafft ist, vergehen in der Regel viele Wochen, und in dieser Zeit wird das Handgeld im voraus verwohnt und verzehrt. Der Wirt borgt gern und bekommt den harrenden Rekruten in spe dadurch ganz in seine Hand, dem obendrein bares Geld gegen Wucherzinsen geliehen wird, damit von jenen 330 Mark auch nicht ein Pfennig übrig bleibt.

Wer in Harderwyk nicht dem ehrlichen Gewerbe des Fischfangs und der Heringsräucherei obliegt, der lebt vom „Handgeld", das den Kolonialsoldaten durch freigebigsten Borg aus der Tasche gelockt wird.

Können die verlangten Urkunden auf ordnungsmäßigem Wege nicht beschafft werden, so „besorgt" sie der „Wirt" auf andere Weise. In Lüttich hat s. Zt. buchstäblich eine Fabrik gefälschter Papiere bestanden, und in Harderwyk ist einmal ein solcher Urkundenfälscher entdeckt und aufgehoben worden. Indessen wird das Geschäft dennoch mit sorgfältiger Diskretion weiter betrieben.

Es gibt noch ein zweites, rationelleres „corriger la fortune". Auf der Rückreise von Java nach Europa sterben an Bord Soldaten, um die kein Hahn kräht. Ihnen werden die Ausweispapiere von gefälligen Kameraden abgenommen und in Harderwyk bei den Wirten versilbert. Die Werber haben also immer einen Vorrat von „echten Papieren"! Natürlich muß der neue Inhaber seinen Namen ablegen und den des Verstorbenen annehmen.

Nach den gesetzlichen Bestimmungen lehnt das Werbedepot die Annahme von Deserteuren, von Personen, die mit Zuchthaus bestraft sind und von politischen Verbrechern ab. Obige durchaus wahrheitsgetreue Schilderung der Harderwyker Zustände überhebt mich der Notwendigkeit, zu erklären, wie es leicht möglich ist, daß solche Personen doch eingestellt werden.

Einerseits werden also an der Zuydersee unerfahrene und leichtfertige, aber ehrliche unbescholtene Menschen zum fremdländischen Kolonialdienst eingefangen — die Werberwirte stehen mit Zubringern in Verbindung, die in den deutschen Grenzorten tätig sind —, anderseits ist dort das Loch, durch das Deserteure und geflüchtete Verbrecher mit Hilfe von gefälschten Papieren dem Arm der Gerechtigkeit entwischen.

Die Auswanderung nach Niederländisch-Indien bedeutet also nach zwei Richtungen hin eine Schädigung des Deutschen Reiches.

Digitized by Google

Die unbescholtenen Landsleute, die in völliger Unkenntnis des Mißverhältnisses, in dem die Gefahren und Strapazen der Angeworbenen zu dem im günstigsten Falle wirklich Erreichbaren stehen, den falschen Vorspiegelungen der Werber Glauben schenken, sind die Geschädigten und gehen dem Vaterlande meistens ganz verloren. Viele fallen dem verderblichen Klima zum Opfer. In vielen Orten des Indischen Archipels grassieren Beri-Beri und Cholera oder Malaria oder Dysentrie ständig. Wer der einen Krankheit entgeht, den packt die andere. Wer vom Tode verschont wird, verfällt häufig dauerndem Siechtume. Gebrochen an Körper und Geist kehrt der mit den kühnsten Hoffnungen Ausgewanderte in die Heimat zurück, wo er zu nichts mehr zu brauchen ist.

Selbst frühere Unteroffiziere oder Offiziere der deutschen Armee erlangen den Grad eines holländischen Unteroffiziers (sergeant) im günstigsten Falle nach 2—3 Jahren, weil umfassende Kenntnis der niederländischen und malaiischen Sprache Bedingung ist. Der Offizierrang wird nur ganz ausnahmsweis und in günstigen Fällen nach 5—6 Jahren, vom Tage der Anwerbung gerechnet, erreicht. Komplizierte Bestimmungen über das Alter bei Zulassung zu den verschiedenen Prüfungen, bei denen weniger Wert auf militärische Kenntnisse und Fertigkeiten, als auf übertriebene pedantische Schulgelehrsamkeit gelegt wird, gewähren eigentlich nur ganz jungen Leuten die Möglichkeit, das überaus schwierige Ziel zu erreichen. Dabei hängen sie aber immer noch in peinlicher Weise von dem persönlichen Wohlwollen ihrer Vorgesetzten ab. Beim Eintritt haben sie sich aller Rechte begeben und nur Pflichten übernommen. Daß aber auch der genialste Deutsche, und wäre er ein zweiter Moltke, auf eine einigermaßen befriedigende militärische Laufbahn nicht rechnen kann, erhellt aus den oben dargelegten politischen Verhältnissen.

Was die Bedeutung von Harderwyk als das Loch anbetrifft, durch das sich Verbrecher und Deserteure über See retten, so ist manchmal darauf hingewiesen worden, daß der geräuschlose und kostenfreie Abfluß solcher Elemente in eine fremde Kolonie gleichsam ein Segen für Deutschland sei. „Wir gönnen sie Euch" — hat man den Niederländern zugerufen. Solche Auffassung ist aber irrig. Erstens gehören Verbrecher ins Zuchthaus oder Gefängnis. Zweitens kehren die aus Harderwyk unter falschem Namen oder mit Hilfe von fabrizierten Papieren über See entwichenen Übeltäter später in der Regel doch nach Deutschland zurück, ohne daß es den Behörden bekannt wird, weil sie ihre Heimat meiden.

Digitized by Google

Darin also, viel weniger in dem Entweichen selbst, liegt die Schädigung Deutschlands.

Mit Bezug auf unsere Kolonie in Südwest-Afrika scheiden diese unlauteren Elemente selbstverständlich aus. Sie gehören hinter Schloß und Riegel. Wer Kolonien durch Verbrecher bevölkern will, betritt den falschen Weg, den England in Australien einmal betreten hatte, aber wieder verlassen mußte, weil er in einen Sumpf führte.

Die guten Elemente jedoch sollten dem Vaterlande nach Möglichkeit erhalten und in unsere eigene Kolonie geleitet werden. Normales deutsches Nationalbewußtsein empfindet etwas wie Scham bei dem Gedanken, daß Deutschland einer fremden Macht immer noch Söldner in erheblicher Zahl liefert. Mit ihrem Blut und Leben fördern sie die Entwickelung einer fremdländischen Kolonie, die dem Deutschtum alles andere als Wohlwollen erweist.

Die Technik zu erörtern, wie dem Unfug der unsinnigen, auf Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse beruhenden Auswanderung nach Niederländisch-Indien zu steuern ist, paßt nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes. Bisher hat das Reich durch seine Kommissare für das Auswanderungswesen ausschließlich in unseren Hafenorten Aufsicht — und zwar sehr segensreiche — über das Auswanderungswesen ausgeübt. Die Kontrolle der Auswanderung nach Niederländisch-Indien ist — ich gebe es gern zu — schwierig, weil die Leute aus Deutschland auf der Eisenbahn nach Holland fahren und in Amsterdam oder Rotterdam „verladen" werden, nachdem ihnen in Harderwyk der Söldnerstempel aufgedrückt worden ist. Unmöglich ist sie aber nicht, da das Deutsche Reich in Holland durch Konsuln vertreten ist.

Das wirksamste Mittel, diese unwürdige Auswanderung zu beschneiden, bliebe aber immer die Erleichterung der Ansiedelung n Südwest-Afrika. Wäre nur ein Teil jener 200 Millionen, die jetzt für Kriegs-, also unproduktive Zwecke geopfert werden müssen, im Laufe der zwanzig Jahre darauf verwendet worden, deutsche Ansiedler heranzuholen, so gäbe es heute weder einen Herero- noch einen Hottentottenkrieg, dafür aber ein deutsches Farmertum, das ganz allein imstande wäre, die Eingeborenen im Zaume zu halten.

Digitized by Google

Die Idee im Kunstwerk.

Von Konrat Weymann.

Man kann in unserer Zeit kaum eine Besprechung über Angelegenheiten der Kunst lesen, ohne auf das Dogma zu stoßen, daß die Idee des Kunstwerks mit dessen Kunstwert und Kunstgehalt und mit Kunst überhaupt gar nichts zu tun habe, daß sie im günstigen Fall die Bedeutung eines unschädlichen Etiketts besitze und im ungünstigen Falle den Kunstwert des Kunstwerks eher beeinträchtige als steigere. Das Dogma wird mit derselben Begeisterung gepredigt und mit demselben, je nach dem Temperamente des Predigers, zornigen oder verachtungsvollen Eifer, wie andere Dogmen auf anderen Gebieten des geistigen Lebens; auch mit demselben Glauben an seine befreiende und belebende Kraft.

Aber es sind nicht immer die tiefen Wahrheiten, die überlaut schreien. Daß sie neu *scheinen*, das allerdings beweist der Eifer der Bekenner, und auch das, daß sie der Befriedigung eines realen Bedürfnisses dienen als geschichtlich notwendiger Rückschlag gegen eine Verkehrtheit. Im übrigen pflegen diejenigen Wahrheiten am lautesten verkündigt und am schnellsten aufgenommen zu werden, von denen Lessing einmal sagt: Das Wahre in ihnen sei so unmittelbar überzeugend, daß man das Unwahre, das sie enthalten, glaube übersehen zu müssen.

So steht es auch hier. In einer Zeit, in der das Erlahmen der künstlerischen Schaffenskraft einherging mit dem Drange, auf weite Kreise künstlerisch zu wirken, suchte man den Mangel der schöpferischen Gestaltung zu ersetzen durch die Auswahl des Stoffs. Großartige Paradestücke auf der einen Seite, niedliche Allerweltsgefälligkeiten auf der anderen, in jedem Falle Körper ohne Blut, Leben und Persönlichkeit, das war eine Zeitlang die Signatur der Kunsterzeugnisse, von denen der Markt überschwemmt wurde und die Kritik widerhallte; das gab die Kunstvereinsblätter in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, vor denen wir heute stehen mit dem Gefühl der Dankbarkeit, daß man uns so etwas nicht mehr zu bieten wagt. Dagegen mußte sich das gesunde Empfinden auflehnen; da besann man sich darauf, daß Kunst von Können abgeleitet ist, daß Novellen und Anekdötchen nicht ohne weiteres zu Kunstwerken werden dadurch, daß man sie mit dem

Digitized by Google

Pinsel erzählt; daß der Künstler nicht nachschwätzen soll, was er gehört oder gelesen hat, sondern mit den aus der Arbeit seiner Seele herausgeborenen Ausdrucksmitteln die Erlebnisse seines persönlichen Lebens schöpferisch gestalten; daß die Eigenschaften eines amüsanten Kauseurs weder erforderlich noch ausreichend sind, um den Künstler zu machen; daß es nicht der Darstellung seelischen Lebens oder eines Vorgangs bedarf, um ein Kunstwerk zu bilden, und daß die Darstellung seelischen Lebens erst durch das Künstlerische der Darstellung zum Kunstwerk wird.

Darauf sich zu besinnen war notwendig und gut, und den befruchtenden Einfluß dieser Erkenntnis zu übersehen ist unmöglich, wenn man die heutige Kunst mit ihrer wundervollen Vertiefung in die Welt von Licht und Farbe überschaut. Aber es war nicht gut, daß man diesen Fortschritt in das Dogma von der Bedeutungslosigkeit der Seele im Kunstwerk brachte, oder die Seele des Kunstwerks ausschließlich in dessen rein malerischen Qualitäten sehen wollte. Dies Dogma ist falsch und schädlich; es wirkt erkältend, ertötend auf ein großes, bedeutungsvolles Gebiet des künstlerischen Schaffens; vielleicht kann man sagen: auf des letzteren bedeutungsvollstes Gebiet.

Es ist wohl mit dem Einfluß Klingers zu danken, daß die Feindschaft gegen die Idee in der bildenden Kunst sich so vieler Köpfe bemächtigt hat. Die Ausführungen, die dieser Künstler in seiner Untersuchung über Malerei und Zeichnung (zweite Auflage S. 15ff., S. 23ff.) gibt, wollen wohl kaum mehr aussagen, als was oben als berechtigter Rückschlag gegen die früher beliebte Überschätzung der Idee im Kunstwerk bezeichnet wurde; aber tatsächlich gehen sie stellenweise doch über diese Grenze hinaus, so z. B. wenn auf Seite 16 gesagt wird: „Es bedarf keinerlei geistiger Zutat, keiner Kombinationen. Diese schaden im Gegenteil"; zudem fehlt gänzlich der Hinweis auf die andere Seite der Sache, darauf, daß mit der Bezeichnung der Ideen als eines nicht wesensnotwendigen Bestandteils im Kunstwerk das Verhältnis von Idee und Kunstwerk keineswegs erschöpfend beschrieben ist.

Deshalb bedürfen Klingers Sätze teils der Einschränkung, teils der näheren Bestimmung. Es kann nicht einmal uneingeschränkt anerkannt werden, daß der Name nichts zum Inhalt und Kunstwerte des Bildes tue. Zumeist wird es zwar so sein, und das erstrebenswerte Ideal ist natürlich, daß das Kunstwerk alles, was es zu sagen hat, durch sich selbst sage. Aber nicht

Digitized by Google

immer ermöglicht der Gegenstand die Erreichung dieses Ideals. So z. B. häufig bei geschichtlichen Stoffen. Der Eindruck eines bestimmten Vorgangs kann wesentlich gesteigert werden durch die Beziehung auf eine bestimmte Persönlichkeit. Wenn eine greise, ehrwürdige Gestalt in ernsten Gedanken an einem Grabmal steht, so ist das für sich allein ein wertvoller Gegenstand der künstlerischen Gestaltung; und die Darstellung des Vorgangs ist, wenn künstlerisch vollendet, ein fertiges, sich selbst genügendes Kunstwerk. Aber wenn wir erfahren, daß der Greis Kaiser Wilhelm I. ist, der am Grabmal seiner Mutter steht, daß er von der Mutter Abschied nimmt, bevor er in den französischen Krieg zieht, so schafft diese Kenntnis eine solche Fülle von sich anschließenden Gedanken und Empfindungen in der Seele des Betrachters, daß die Wirkung des Kunstwerks bedeutend gesteigert wird. Und auch wenn der Künstler das Höchste in seelischem Ausdruck geleistet hat, so deutet und erläutert uns die Versenkung in den geschichtlichen Zusammenhang die psychologischen Ausdrucksmittel und verleiht diesen Ausdrucksmitteln eine Überzeugungskraft und einen Sondergehalt, den sie an sich nicht haben; auch gar nicht haben können, weil die sinnfälligen Ausdrucksmittel seelischen Lebens in tausend Fällen zu allgemein sind, um die seelischen Bewegungen eines bestimmten hochgespannten Augenblicks in allen ihren geschichtlich und psychologisch bedingten Einzelheiten treu widerzuspiegeln.

Oder wenn ich auf dem Bilde von Watts eine plump-brutale Gestalt mit unaussprechlich stumpfen und harten Zügen sehe, die durch den nachlässig gleichgültigen und doch vernichtenden Druck ihrer rohen Fäuste zwei junge Menschenkinder zu Boden preßt, so ist das sicherlich schon an sich ein wuchtiges und tief eindrucksvolles Kunstwerk. Aber es wirkt völlig anders, und zwar tiefer und edler als zuvor, in dem Augenblick, da der Künstler das eine Wort „Mammon" darunter setzt. Die Vorstellungen organisieren sich; die ziellose Empörung, die die Darstellung allein erregt, erhält Richtung, verwandelt sich in klare und darum stärkere und nachhaltigere sittliche Anschauungen; die Deutung wirkt befreiend, gleich der Katharsis im Drama. Will man behaupten, daß das alles mit dem Kunstwerk und dem Künstler als solchem gar nichts zu tun hat, oder möchte man nicht zugeben, daß gerade diese künstlerische Gestaltung der Idee „Mammon" eine künstlerische Tat und hoch charakteristisch für den Künstler ist?

Oder endlich, um ein Beispiel vom heutigen Tage zu wählen,

Digitized by Google

sollte es nicht ein Umstand von künstlerischer Bedeutung sein, wenn Segantini die drei großen Bilder, die die Berliner Sezessionsausstellung des Jahres 1903 zeigt, als „Natur, Leben, Tod“ bezeichnet?

Also schon für den Namen des Kunstwerks paßt zwar häufig, aber keineswegs immer, Klingers Wort, es sei „völlig gleichgültig, ob dies Peter oder Endymion ist.“ Aber direkt falsch und schädlich wird es, wenn man darunter versteht, was Klinger sicherlich nicht darunter verstanden hat — der Zusammenhang seiner Ausführungen und seine gesamte, hervorragend ideenreiche Lebensarbeit berechtigen zu diesem Urteil —, daß die Idee des Kunstwerks, wenn dasselbe einen Ideengehalt hat, etwas dem Kunstwerk eigentlich Fremdes, eine zufällige, äußerliche Zutat sei und nicht auch künstlerisch verarbeitet und durchdrungen werden müsse. Daß dies Dogma falsch ist, wird durch die gesamte Geschichte der Kunst mit unausweichlicher Klarheit bewiesen; so sehr, daß es des ganzen Kampfgetümmels der heutigen Kunstentwickelung mit ihren die ewigen Sterne verdunkelnden Staubwolken bedarf, um zu erklären, wie die Irrlehre hat zur Herrschaft gelangen können. Was uns an Masaccio noch heute so anzieht, daß wir ihm nicht nur als einer geschichtlichen Größe, sondern als einem zu unserer modern empfindenden Seele mit bezwingenden Naturlauten redenden Künstler gegenüberstehen, ist nichts anderes als die seelische Ergriffenheit, aus der heraus er seine Werke geschaffen und mit der er sie getränkt hat. Man kann Fiesole, Botticelli, Raffael, Michelangelo, die della Robbia, man kann Dürer, van Eyk, Stephan Lochner, Peter Cornelius, Ude, Gebhard überhaupt nicht begreifen, wenn man von der Seele in ihrem künstlerischen Schaffen absieht. Und glaubt man etwa Böcklin erschöpft zu haben, wenn man das jubelnde Leben seiner Farben preist? Sollte nicht in der Toteninsel, der Pest, den apokalyptischen Reitern, den Feueranbetern, der Ruine am Meer und zahllosen anderen seiner Werke gerade die Seele des Kunstwerks das sein, was uns so im Innersten bewegt, daß wir das Rauschen einer Offenbarung zu hören meinen? Klinger selbst — was ergreift uns in seiner Pieta vor allem, wenn nicht die erschütternde Kraft des tiefsten Seelenleidens; und würde Klinger vor diesem Werke, vor seinem Christus im Olymp, seinem Beethoven auch sagen, daß sie nur durch ihre Schönheit in Raum, Licht und Farbe wirken, und daß es „dem Künstler vollkommen gleichgültig sei, ob dies Peter oder Endymion ist“? Daß

Digitized by Google

das Problem der Medusa, der Salome und ähnliche immer von neuem eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübten, ist nur aus der tiefen Bedeutung der Idee für das künstlerische Schaffen zu erklären.

Nein, es wird wohl so bleiben, wie es immer war, daß die Darstellung des seelischen Lebens ein eminenter Faktor des künstlerischen Schaffens ist, und daß gerade die höchsten Leistungen eine tiefe und große Seele widerspiegeln und enthalten. Natürlich nicht eine Seele ohne Körper, sondern eine Seele, die ihrem Körper ihr Gepräge aufdrückt und ihn von innen heraus, sich zum Bilde, schafft. Es kann ja auch gar nicht anders sein. Der Künstler besteht doch nicht aus zwei Hälften; und wenn der große Künstler auch ein großer Mensch ist, wie wenigstens zumeist der Fall, wie sollte es denn geschehen, daß das, was ihn als Mensch in den Tiefen bewegt, nicht auch in seine Kunst ausströmte. Zumal, da auch für die Kunst gilt, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist. Ja, ich glaube sogar, daß es nicht schwer sein würde, nachzuweisen, wie selbst in den Gebieten der vorwiegenden malerischen Schönheit, z. B. in den Werken der Veronese, Tiepolo, Watteau, doch die Kunst gewollt oder ungewollt zum Ausdruck seelischen Lebens wird. Und für die Landschaftsmalerei unserer Tage liegt das ja auf der Hand; denn, was wir Stimmung nennen, ist doch eben auch ein Seelenzustand, der von der Freude an dem rein malerischen Gehalt verschieden ist, wenn er auch eben durch ihn erzeugt wird.

Diese Bedeutung des Seelischen im Kunstwerk ist so klar, und das sie leugnende Dogma wird durch die Geschichte der Kunst so bündig widerlegt, daß der Kampf dagegen leicht als überflüssig, oder doch als Ausfluß eines rein theoretischen Interesses erscheinen könnte. Diese Beurteilung würde nicht zutreffend sein. Jenes Dogma ist von tiefgehendem Einfluß auf das Wesen der heutigen Kunst. Wenn in ihr das Ringen mit den malerischen Problemen im Vordergrunde steht und die zum Gemüte sprechenden, seelischen Momente vernachlässigt werden, so mag das als Übergangszustand seine volle Berechtigung haben; wir wollen auch freudig anerkennen, daß diese Richtung des Strebens uns nicht wenige echte Kunstwerke von hohem Werte und einen in spezifisch malerischer Beziehung, dem Können nach, entschieden hohen Durchschnitt gebracht hat. Die Sezessionsausstellungen liefern dafür vollen Beweis. Aber ein ebenso starkes Recht hat das Urteil, daß diese Richtung, wenn sie allein herrscht oder stark vorherrscht, eine Einseitigkeit ist,

Digitized by Google

und daß, abgesehen von der Art der rein malerischen Auffassung, die moderne Kunst einen geringen Gehalt an starkem, packendem, eigen persönlichem Leben aufweist. Spärlich sind die Werke, vor denen unwillkürlich das Auge aufleuchtet, die Brust tiefer atmet und ein heißes Gefühl von Dankbarkeit im Herzen aufsteigt; es ist, wenn auch nicht nur, so doch überwiegend Formkunst, was uns geboten wird, mit den Vorzügen, aber auch mit den Schwächen derselben; es steht hinter aller Mannigfaltigkeit der formalen Talente und Auffassungen eine gewisse Eintönigkeit, die nicht immer die Langeweile auszuschließen vermag. Der Mensch lebt nicht von Licht und Farbe allein; nicht nur sein Auge, sondern auch seine Seele hungert danach, daß die Kunst zu ihr rede, auch von den Tiefen und Höhen, da die menschliche Seele Erhebung, Kampf und Frieden sucht. Und wir wollen uns entschieden gegen die Vorstellung wehren, die von Künstlern und Kritikern mit wahrem Fanatismus und mit dem dazu gehörigen Hochmut gepredigt und gepflegt wird, daß nur die künstlerisch verständnislosen Tröpfe und Banausen auch dem Inhalte des Kunstwerks Interesse entgegenbringen, daß es verständnislos sei, auch in der Kunst zuweilen starke Getränke schlürfen zu wollen und zu meinen, der echten Kunst sei nichts Menschliches fremd, auch das menschliche Seelenleben nicht mit seinen Höhen und Tiefen. Damit wollen wir Kunst und Künstlern keine Vorschriften machen, nicht sagen, die Kunst müsse das und das tun und zeigen; es ist ganz richtig, wenn ein Kritiker einmal sagt: „Die Kunst muß überhaupt nie, sondern sie tut, was sie will". Oder wenigstens muß sie nur, was sie aus ihrem Innern heraus muß. Und wenn uns eine formbegeisterte Künstlerseele so herrliche Formschönheiten schafft wie Hildebrands „jugendlicher Mann" in der Nationalgalerie, dann wird in der Tat nur ein Einfältiger die Seele darin vermissen. Aber man soll nicht aus solchen in ihrer Art vollendeten Werken ableiten wollen, daß nicht auch auf anderen Wegen etwas Vollendetes anderer Art geschaffen werden könne, oder daß jene vollberechtigte Art die einzige berechtigte sei. Wenn die Kunst die Ausdrucksmittel hat, um nicht nur mit Formen, Licht und Farben, sondern auch mit den Seelen der Menschen vom Himmel durch die Welt zur Hölle zu wandeln, weshalb in aller Welt soll sie tun, als seien solche Weiten ihrer nicht würdig? Zum Schönsten, was ich in der Kunst aller Zeiten kenne, gehören die von Velasquez gemalten Bildnisse der Madrider Hofzwerge; so tief ergreifend, weil sie den Herzschlag des tiefen Erbarmens spüren lassen, mit dem der große

Digitized by Google

Meister das düstere Schicksal dieser Elenden erkannte und malte. Wer könnte sich der Empfindung verschließen, daß dieses Erbarmen ein konstitutives Merkmal von Velasquez' Künstlerpersönlichkeit war, mit beitrug, ihn zu jenen unvergleichlichen Leistungen zu befähigen?

Darum wird die Welt ärmer, wenn die Kunst sich gewöhnt, die Darstellung seelischen Lebens als etwas ihrer Aufgabe Wesensfremdes und Gleichgültiges anzusehen. Und die Künstler selbst werden auch ärmer dabei. Organe, die nicht geübt werden, verkümmern; das gilt auch für das seelisch-geistige Gebiet. Wird die geistige Durchbildung der Kunstwerke vernachlässigt, so veräußerlicht sich die Kunst, und die Fähigkeit zu solcher Durchbildung schwindet. Es ist zwar an sich gewiß kein Unglück, wenn Trübner ein Bild als Parisurteil vorstellt und darauf nichts als vier Akte bietet, so sehr, daß man, wenn man das Ding als Parisurteil bewerten will, nur sagen kann: „Zum Teufel ist der Spiritus; das Phlegma ist geblieben." Das Bild kann dessenungeachtet sehr gut gemalt sein (was es tatsächlich nach meinem Geschmack nicht unbedingt ist). Aber wenn man tut, als habe Trübner ein Befreiungswerk vollbracht, indem er auf die Darstellung des seelisch-geistigen Moments in dem Vorgang Parisurteil ganz verzichtete — obwohl doch das Bild gewiß nicht schlechter sein würde, wenn es außer seinem malerischen auch den stofflichen Gehalt künstlerisch verarbeitet aufwiese — und wenn es dann zur Gewohnheit wird, den Stoff immer nur als „Vorwand", wie der Kunstausdruck lautet, zur Lösung von Licht- und anderen formal künstlerischen Problemen zu benutzen, die stoffliche künstlerische Durcharbeitung als unkünstlerisch zu verachten, dann verliert der Künstler die Herrschaft über den Stoff als solchen.

Leibl hat Unerhörtes geleistet in malerischer Durcharbeitung seiner Vorwürfe, und er würde gewiß ein sehr bedeutender Künstler sein, wenn er weiter nichts geleistet hätte, ja, es ist wohl zuzugeben, daß seine Hauptbedeutung auf diesem Gebiete lag, und er hat viele Stoffe vorgenommen, die nur malerische Seiten boten; aber wo der Stoff auch geistige Seiten bot, wie z. B. Die Dorfpolitiker, Die Wildschützen usw., wie hat er auch in die sich vertieft und seine Kunstwerke dadurch vertieft — von Böcklin, Thoma, Segantini, Gebhard, Kalckreuth und anderen gar nicht zu reden. Slevogt hat eine unbestreitbare große Gabe, Farben- und originelle Beleuchtungsprobleme zu lösen — obwohl ich sagen würde, daß er sie häufig nur halb löst, indem er sich auf die Analysis der Licht-

Digitized by Google

und Farbenqualitäten beschränkt, die Synthesis zur luminaristischen Einheit durch Schaffung überzeugender Übergänge vermissen läßt; aber seinem Triptychon „Der verlorene Sohn" muß die Eigenschaft eines runden, ergreifenden Kunstwerks einfach abgesprochen werden. Slevogt kann auch seelische Tiefen malen; der rechte Flügel dieses Bildes, die Reue des verlorenen Sohnes, ist ein wirkliches Kunstwerk; die beiden anderen Teile aber sind es nicht. Wer den Zusammenbruch seiner sittlichen und wirtschaftlichen Existenz erlebt hat und darin nicht ganz verlumpt ist, sondern die Kraft zu dem Entschluß gefunden hat: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen, der trägt in seinen Zügen nicht die Scheu eines verprügelten Hundes, sondern die Weihe des Leidens und eines mannhaften Entschlusses; Slevogts verlorener Sohn aber ist nichts als ein sittlich proletarisierter Schmierfink, dem das Hinausgeworfenwerden zur Gewohnheit geworden ist. Wenn Slevogt das nicht sieht, so fehlt ihm als Künstler etwas. An solchen stofflich schlechthin minderwertigen Leistungen zeigt sich, daß die bloße Benutzung des Stoffes als Vorwand unter Umständen etwas dem Geiste der Kunst Widersprechendes, künstlerisch Unbefriedigendes ist.

Und die Entfremdung der Kunst von psychologischer Vertiefung der Kunstwerke hat eine Wirkung, die nicht gering anzuschlagen ist: sie entfremdet die Kunst dem Volke und das Volk der Kunst. Sie macht die Kunst zu einem Sondergenuß der wenigen, die Zeit und Vorbildung genug besitzen, um ihre Augen zu der Verfeinerung des Farbensinnes zu schulen, die die heutige Kunst zumeist fordert, und läßt alle übrigen leer ausgehen; die Künstler aber geraten auf diesem Wege nur zu leicht zu einer hochmütigen Geringschätzung des „Kunstpöbels", der auf dem Bilde etwas sehen will, was nicht nur zu seinen Augen, sondern durch die Augen auch zu seinem Innern spricht. Der Wahlspruch „l'art pour l'art" ist gut, wenn man die Höhe der Aufgabe damit bezeichnet, aber die Gefahr der Mißdeutung ist groß. Man möchte jedem echten Künstler die schönen Worte der Goetheschen „Zueignung" über die Tür seiner Werkstatt schreiben: „Wieviel bist von den andern du verschieden? Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden" und „Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll, wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?" Es gibt wohl eine Strömung in unserer Kunst, die ins Volk zu wirken strebt, und sie hat uns schöne Gaben geschenkt — ich erinnere an die Voigtländer-Teubnerschen Künstlersteindrucke —; aber im ganzen wird man leider sagen müssen, daß vielleicht zu keiner Zeit die Kunst im Durch-

Digitized by Google

schnitt dem Volke so fremd gewesen ist wie heute. Und die Kunst selber leidet darunter. Es gibt keine wirkliche hohe Kunstblüte, wenn nicht die Wurzeln des künstlerischen Schaffens tief ins Volksleben hineindringen und dorther ihre besten Kräfte saugen. Das aber ist nicht möglich, wenn die Kunst grundsätzlich Formkunst ist und den Reichtum des lebendigen Lebensinhalts ungenutzt liegen läßt.

Kant, Goethe, Schleiermacher.

Ein Beitrag zum Verständnis „Deutscher Kultur".

Von Karl Dunkmann.

I.

Die deutsche Geisteskultur befindet sich gegenwärtig ohne Frage in einer schweren Krisis, sie sieht sich in einen Kampf um ihre Existenz hineingezogen. Nun ist zwar der Kampf als solcher niemals ein beklagenswerter Zustand, sondern er bedeutet eine Anspannung der vorhandenen Kräfte, die, wenn er nur sieghaft verläuft, dem Sieger selbst zum größten Fortschritte verhilft. Wird aber der schwebende neue „Kulturkampf", der uns von dem Sieger des alten aufgenötigt wird, in dem wir die Rolle der Verteidiger spielen, für uns glücklicher verlaufen als der alte, in dem wir die Angreifer waren? Was diese Aussicht auf einen glücklichen, für uns zuletzt gewinnreichen Ausgang bedenklich trübt, das ist die herrschende Verwirrung derer, die geschlossen zueinander halten sollten, die aber aus dem taktisch geführten Kampf ein chaotisches Getümmel gemacht haben. Nahestehende Freunde sehen wir sich tödlich bekämpfen, unversöhnliche Gegner zur Vernichtung einer kulturellen Errungenschaft sich die Hand geben; und die Menge der „Gebildeten" sehen wir ziellos hierhin und dahin laufen, um schließlich bald, des Rennens müde, sich leise vom Kampfplatz zu stehlen und „praktischen", d. h. in der Hauptsache „egoistischen" Interessen zu leben. Wir beklagen unser

Digitized by Google

Vaterland vor hundert Jahren, weil es in tausend und mehr kleine Reiche zersplittert war. Aber ist nicht die gegenwärtige geistige Zersplitterung quantitativ fast ebensogroß und qualitativ ungleich beklagenswerter? Und war sie nicht stets die Ursache auch des äußeren Verfalls?

Was uns unbedingt not tut, ist, daß wir eine Verständigung suchen über das, was alle mit Gut und Blut verteidigen müssen, die ihr Deutschland lieb haben. Müssen, betone ich, um von vornherein eine subjektive, anfechtbare Bestimmung des zu begehrenden Ideals auszuschließen. Und dieses Ideal, um welches es sich im Geisteskampf der Gegenwart handelt, kann nur eins sein: die deutsche Kultur, die freie Entfaltung deutscher Geistesart gegenüber fremder Art zu denken, zu handeln, zu fühlen und zu glauben.

Wie aber läßt sich das Ideal nur einigermaßen objektiv bestimmen? Ist nicht gerade hierüber Streit und Verwirrung? Behauptet nicht der Eine etwas für ein kulturelles Gut, was der andere für ein „rückständiges", „heteronomes" „aufoktroyiertes" ausgibt? Allerdings! Aber jeder einzelne sollte Eins anerkennen, und dies Eine kann und muß Ausgangspunkt zur Bestimmung deutscher Geisteskultur werden; das ist die deutsche Kulturgeschichte. Die Geschichte steht über allen als die eine Lehrmeisterin, der alle untergeordnet sind, sie mögen wollen oder nicht.

Die Geschichte ist nicht das Spiel eines Zufalls, am wenigsten unsere Geschichte, zumal unsere Kulturgeschichte. Sie ist die langsame und allmähliche Offenbarung des nationalen Genius, hervorgerufen wie alles Leben durch den Kampf wider die aufgedrängte Fremde. Unsere Kulturgeschichte ist kein monotoner Kreislauf von Ideen, die alle nach demselben Schema beurteilt werden müßten, etwa wie Israels Vergangenheit sich widerspiegelt im Buche der Richter. Aber so freilich erscheint unsere Geistesgeschichte unseren ultramontanen Gegnern, nämlich als ein ewiger, aussichtsloser Kampf zwischen „Glauben" und „Unglauben", „Kirche" und „Welt", „Gott" und „Satan". Das ist mittelalterliche, kindliche Geschichtsauffassung, für die es eigentlich nur drei „Ereignisse" gibt, nämlich Adams Sündenfall, die Kirchengründung und der Triumph der Kirche am Ende.

Und was dazwischen liegt, ist nichts als Abfall, ewig erneuerter Ungehorsam. Das 19. Jahrhundert hat in langer Arbeit uns eine andere Geschichtsauffassung hinterlassen; diejenige der Entwickelung, nicht zwar wie Hegel, der erste Entwickelungs-

Digitized by Google

theoretiker, meint, eine solche allgemeiner Vernunftoffenbarung, sondern die Entwickelung naturhafter Wesenskeime; eine organische Entwickelung, sofern das geistige Leben mehr ist als eine Summe von Vernunftbegriffen, nämlich ein organisch gegliederter Reichtum von Wollungen und Empfindungen. Diese organisch bedingte Gliederung der Geisteskräfte hat aber eine bestimmte individuelle Eigentümlichkeit geistigen Lebens zur Folge. Die Individualität der einzelnen und der Völker hat ihre Wurzeln in ihrer organischen Veranlagung. Man kann niemals a priori, sondern immer nur a posteriori sagen, was individuelle Eigenart ist. Mit anderen Worten: Es ist unmöglich, daß ein einzelner, und wäre er noch so begabt oder scharfsinnig — letzteres ist hier viel wertloser als ersteres — die individuelle Eigenart eines Menschen oder eines Volkes anders als aus deren Geschichte ableiten könnte. Ja, man ernt sich selbst erst kennen aus seiner Vergangenheit! Und doch! Wie oft geschieht's, daß man mittelst seiner subjektiv beschränkten Vernunft, die noch dazu irre geleitet wird durch falsche Denkgewöhnungen, das heilbringende Ideal in den Wirren seiner Zeit entdeckt zu haben sich einbildet! Daß man das alleinseligmachende „Menschheitsideal" gefunden zu haben wähnt und marktschreierisch anpreist!

Wollen wir also zur Verständigung über deutsche Geistesart gelangen, so haben wir uns in die deutsche Geistesgeschichte zu vertiefen. Wir müssen sie reden lassen. Unsere Kulturgeschichte muß uns um so mehr dazu reizen, als sie uns glücklichere Zeiten, erhebendere Gestalten zeigt, denn die Gegenwart. Hinter uns, nicht um uns zeigt uns Deutschlands Genius seine schönsten Offenbarungen. Damals als er sich losrang mit teutonischer Kraft von den römischen Fesseln unter Luther! Aber das war nur wie ein Aufblitzen elektrischer Entladung von unerhörter historischer Wirkung. Und doch folgte in geistiger Hinsicht bald wieder Finsternis nach. Aber dann sahen wir das Licht abermals, indessen ruhiger, brennender, zwei volle Menschenalter hindurch leuchten; das ist die klassische Zeit unserer Kultur, klassisch für deutsche Art zu philosophieren, zu dichten und zu glauben. Es ist die Ära Kant, Goethe, Schleiermacher.

II.

Wir haben uns längst daran gewöhnt, in etlichen Gestalten unserer Geschichte die Offenbarung unseres Genius zu sehen, wie z. B. in Luther und Bismarck. Weniger ist dies der Fall bei

Digitized by Google

dem größten philosophischen Genie unseres Volkes, ja der Welt — bei Immanuel Kant. Und doch offenbart sich uns gerade in diesem die deutsche Art zu philosophieren, d. h. zu denken am auffälligsten.

Der Deutsche hat eine eigentümliche Art zu denken, eine tiefsinnig grübelnde und kritisch bohrende. Das Tiefsinnige hat man Kant mehr oder weniger abgesprochen; mit Recht, wenn man darunter eine mystische Art der pantheistischen Spekulation, eine vom Einheitsinstinkt des Gefühls geleitete Richtung des alle Gegensätze absorbierenden Denkens versteht. Mit Unrecht hingegen, wenn man den Tiefsinn im Gegensatz zur leichten Oberflächlichkeit des dialektischen Spielens mit Worten definiert. Nicht zwar das Gefühl zieht das Denken Kants in Untiefen hinab, wo die Begriffe aufhören und nur noch Worte laut werden, aber der Wille stachelt es an, bis an die äußerste Grenze des begrifflichen vorstellenden Denkens zu gehen. Und die Triebkraft dieses Willens, die das Denken kritisch macht, ist der Drang zur Selbständigkeit, zur Autonomie. Man vergleiche Kant mit Descartes. Dieser wendet einen eminenten Scharfsinn an, um festes Land zu finden für seine praktische Lebensrichtung. Kaum hat er es gefunden, so identifiziert er es kritiklos mit dem katholischen Kirchenglauben. Der Zweifel hatte ihm diesen Glauben genommen, das kritische Denken gab ihm denselben zurück. Kant hingegen ist ungleich kritischer, energischer. Wohl kommt auch für ihn ein Punkt, wo sein Denken still steht — aber dann steht es eben auch wirklich still und kann nicht weiter. Um der Wahrheit willen gebietet er aller Kritik alsdann ein Halt. Aber nun wehrt er auch von der Schwelle des Heiligtums das Denken anderer, z. B. der Kirche ab und ist weit entfernt davon, wie Descartes getan hat, seine Autonomie preiszugeben. Darum bohrt er so viel tiefer als dieser, wirft das Kartenhäuschen seines Gottesbeweises über den Haufen, zersetzt den Pantheismus Spinozas, wie den schwächlichen Vermittelungsversuch der Leibniz-Wolffschen Schule und bleibt erst vor seinen eigenen Einwänden, die er sich aufs gewissenhafteste und scharfsinnigste zurecht legt, stehen.

Wenn nun auch, gemessen an der Totalität deutschen Geistes, Kants Antipathie gegen alle Mystik als ein Mangel erscheinen muß, so ist doch dieser energische Wille zur Wahrheit, dies instinktive Vertrauen auf die Macht der Wahrheit und das unausrottbare Mißtrauen gegen alle noch so gut gemeinte menschliche Autorität in Sachen der Wahrheit kerndeutsch zu nennen, und kaum einem zweiten Denker ist es wie Kant, dem „Alles Zermalmenden", geglückt, auf den Trümmern aller bisherigen Systeme zu einer wahr-

Digitized by Google

haft befreienden Autonomie zu gelangen. In dieser rückhaltlosen Hingebung an die Wahrheit gleicht er ganz den großen deutschen Mystikern, deren größter, Meister Eckart, spricht: Waz ist die warheit? Warheit ist als edel, were daz sich got gekeren möchte von der warheit, ich wollte mich an die warheit heften unde wolte got lazen.*) Solches Bekenntnis ist nur aus einem deutschen Munde möglich! Und niemand fürchtete die unerschrockene Wahrheitsliebe des Deutschen mehr als — Rom.

Aber die deutsche Art zu philosophieren hat noch eine andere Eigentümlichkeit, die im engsten Zusammenhang mit der zuerst genannten steht. Sie würde nämlich nicht so kritisch und energisch, so durch und durch autonom sein, wenn sie nicht von der moralischen Gesinnung getragen würde. Das gute Gewissen, im Dienst der Wahrheit zu stehen und der Respekt vor diesem Gewissen, dem Urquell aller Moral, verleiht dem Denken jene Flügel, die es furchtlos und sicher über Abgründe tragen. Es ist das alte Lutherbekenntnis: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Und ehe er von seinem Platz weicht, will er entweder Zeugnisse der „Schrift", d. h. des Gewissens haben oder „klare helle Gründe der Vernunft".

Und von diesem guten Gewissen ist die ganze Philosophie Kants getragen, sowie die alte protestantische Orthodoxie vom testimonium spiritus sancti. Sonst könnte diese bohrende, alles zersetzende Kritik nicht so ruhig, so leidenschaftslos zu Werke gehen! Sie weiß eben, daß sie dem Höchsten dient, dem „Edelstein, der für sich selber leuchtet", wie Kant ihn nennt, dem „guten Willen" oder dem „reinen Herzen" in der Sprache Christi.

Man vergleiche so die deutsche Art mit der fremdländischen, besonders der englischen! Mit erstaunlicher Leichtigkeit geht hier die Philosophie über die christliche Moral der guten Gesinnung hinweg, nachdem sie überhaupt kritisch geworden ist. Und hinterher erbaut sie — weil's doch nicht anders geht! — eine neue Moral auf dem Nützlichkeitsprinzip oder auf dem eudämonistischen Triebleben. Und man glaubt Wunder was noch obendrein zu tun, wenn man gewisse „altruistische Instinkte" dem Menschen noch dazu in die Wiege legt. Aber die Gesinnung selbst berührt man nicht, oder erreicht sie nicht trotz aller Anstrengungen. „Moral" ist das Gebiet der äußeren Handlungen, gut und böse sind praktische Vorstellungen von Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Handlungen in Hinsicht auf das Gesamtwohl.

*) Meister Eckart von Franz Pfeiffer S. 57.

Digitized by Google

Welch eine Kluft trennt solche Art zu philosophieren von derjenigen Kants! Diesem beruht alle Moral auf einer aprioriſchen Wahrheit, auf derjenigen, daß die Gesinnung, der Charakter oder die Persönlichkeit es sind, wo man die Moral zu suchen hat, nicht die äußeren Handlungen. War das nicht von jeher deutsche Art im Gegensatz gegen die römische Theorie der guten Werke und Heiligenverdienste? Aber nun tritt neben die eigene Persönlichkeit diejenige des Nächsten, neben das Ich das Du, und zwar ganz anders als innerhalb des Utilitarianismus und Eudämonismus. In diesen findet man sich mit dem Nächsten äußerlich notdürftig ab; man kommt vom Egoismus nicht los, man tritt nur ein Stückchen ab. Kant gelangt hingegen zum schärfsten Gegensatz gegen den Egoismus, zum „kategoriſchen Imperativ". Das kommt einfach daher, weil er in der geistigen Persönlichkeit des Nächsten etwas der eigenen Persönlichkeit durchaus Gleichwertiges, aber dem eigenen Sinnes- und Triebleben durchaus Überlegenes erkannt hat. Kant hat es auf Bändigung, ja Tötung des Egoismus abgesehen, dem der Nächste als geistige Persönlichkeit gar nichts gilt, dem er als sinnliche Erscheinung gerade gut genug ist, für seine sinnlichen Zwecke zu dienen. Man weiß, daß er Gelegenheit hatte, in Königsberg die tiefe Entwürdigung der menschlichen Natur durch die Leibeigenschaft zu erfahren. Bei solchem Herrschaftsverhältnis kann keine Moral gedeihen, können weder bei den Knechten, noch bei den Herren selbst moraliſche Persönlichkeiten sich entwickeln. Das kann erst geschehen, wenn man im Nebenmenschen das Absolute der geistigen Persönlichkeit, der „Gottebenbildlichkeit" wie die Schrift sagt, erkannt hat, sowie man es in sich selbst empfindet. Dann entstehen zwei Hauptgebote der Moral: Du sollst deine Sinnlichkeit in deiner Gewalt haben und Wille zum Guten sein; und du sollst deine Mitmenschen niemals als Mittel für deine Zwecke mißbrauchen. Ganz so unfruchtbar, wie man behauptet hat, ist darum Kants Maxime doch nicht.

Immerhin ist der berühmte „kategoriſche Imperativ" als wissenschaftliche Formulierung des Moralprinzips ebenso anfechtbar, als er inadäquat im Ausdruck ist. Nicht diese Formulierung ist eigentlich das Kantische, sondern sie ist nur eine echte Philosophenkonsequenz aus einem richtigen Prinzip. Auch Kant ist in dieser Beziehung das Opfer seiner Konsequenzen geworden, wie alle Philosophen. Vielmehr liegt das wesenhaft Kantische der Kantischen Moral in dem unmittelbar empfundenen und zur Herrschaft erhobenen Prinzip der guten Gesinnung, also in dem als absolut

Digitized by Google

empfundenen geistigen Wert des Menschen, welcher mit seinem moralischen Wert zusammenfällt. Daher die „Ehrfurcht vor dem Sittengesetz", der Kant in jener berühmten Stelle nur noch eine andere Ehrfurcht zur Seite setzen kann: die vor dem gestirnten Himmel. Es ist der Blick nach außen und nach innen, der gleiche Ehrfurcht erweckt; der staunende, fast scheue Blick des Germanen vor dem, was erhaben und heilig ist, das er nicht zu berühren wagt, um es nicht zu verletzen. Daß alle Moral zuletzt auf dieser Ehrfurcht vor dem, was in uns ist, beruht, also auf Selbstachtung, also auch ein gewisses edles Pathos nicht verleugnen darf, welches seine Unantastbarkeit, seine Erhabenheit über jeden bloßen Versuch des Zweifelns und der Kritik zum Ausdruck bringen soll, das ist gewißlich deutsche, kerndeutsche Art, von der die Welt durch Luther und Kant und besonders Schiller unermeßliches Heil empfangen hat. So wenig Ehrfurcht der Deutsche hat vor Wesen seinesgleichen, die sich mit dem Nimbus gottgleicher Autorität umgeben; so sehr bei ihm Grimm, Spott und Verachtung wechseln etwaigen Versuchen gegenüber, seine sittliche Autonomie, die Grundlage zugleich seiner vernünftigen, in Fesseln zu schlagen, so gern beugt er sich in Demut und Ehrfurcht vor dem Göttlichen, wo es ihm begegnet: in der Stimme des Gewissens und hinter dem Bettlergewand oder Arbeiterkittel des „Nächsten". Der „Deutsche", ich meine nun zwar nicht den konkreten Durchschnittsdeutschen, sondern den deutschen Genius selbst, der in etlichen Gestalten unserer Geschichte hell hervortritt und in aller Brust das Verlangen wachruft, ihm zu gleichen. Dieser Genius ist eben von der Art, der nach Bismarcks schlagendem Wort nichts fürchtet, denn Gott allein.

III.

Diese deutsche Art zu denken, die unmittelbar mit seiner Art zu handeln verbunden ist und die man am kürzesten als inneres Handeln charakterisieren könnte, erschöpft nun aber keineswegs den Inhalt des geistigen Lebens. Kant selbst hat das am meisten gefühlt, viel mehr wenigstens als seine Nachfolger in der Philosophie, die sich im wesentlichen auf Erkenntnistheorie und Moral, auf reine und praktische Vernunft beschränkten. Kant selbst aber drängt über die Gegensätzlichkeit beider hinaus zu einer abschließenden geistigen Betätigung, zur Ästhetik.

Es ist eine merkwürdige Beobachtung, daß niemand mehr die Lückenhaftigkeit berühmter Systeme empfunden hat, als ihre Erfinder selbst. Die Nachfolger, deren Geschäft immer die ein-

Digitized by Google

seitige konsequente Durchführung der neuen Ausgangspunkte zu werden pflegt, werden dadurch zugleich die Totengräber des Systems. So ist es mit dem Nachfolger Platos, Augustins, Kants gegangen. So aber auch mit diesen selbst, daß niemand mehr den Widerspruch gefühlt hat, in den sie hineingerieten, als eben sie selbst. Welch ein Widerspruch klafft im System Platos auf! Man braucht nur seine weltfrohe, echt griechische Art der Philosophie mit seiner asketischen, theologischen Ethik zu vergleichen! Ferner seine streng dialektische Art progressiven Denkens mit dem Mythologisieren, dem er immer mehr Raum gibt.

Nun, ähnlich ist es, wenn auch Kant sich gesteht, letzte Befriedigung weder im kritischen, noch im ethischen Verhalten zu finden, sondern in dem, was zwischen beiden liegt und sie verbindet, im Ästhetischen. Zweifellos ist die Kritik der Urteilskraft geschaffen, um den gefühlten Widerspruch zu überwinden. Aber ist er wirklich überwunden? Logisch, wissenschaftlich mag das gelten, aber auch praktisch? Sehen wir zu!

In der Erkenntnistätigkeit der reinen Vernunft reflektieren wir nur über das Dasein; durch den sittlichen Willen begehren wir ein höheres Dasein. Beides läßt darum unbefriedigt; söhnt uns nicht aus mit dem konkreten Dasein. Beides geht am „Sinn", am „Begriff" des Lebens vorbei. Dieser „Sinn" und „Begriff" liegt vielmehr in „der mittleren Grundkraft des Gemüts", im „Gefühl". Hier ist das Leben selbst weder bloß objektiv als Erkenntnisobjekt, noch bloß subjektiv als Wille, sondern beides zugleich. Es ist als „natürliche Zweckmäßigkeit" erkannt, als das „freie Spiel" der Kräfte, als die glückliche Mitte zwischen Kausalität und Freiheit.

Zwar die praktische Vernunft hat den „Primat" im Reich des Geistes. Sie ist Königin und führt ein absolutes Philosophenregiment. Sie hat gar kein Interesse am „Schönen", hat vielmehr ewig Falten in der Stirn.

Und doch! Wie viel anziehender, heimlich beglückender ist das „Schöne", welches „gefällt", gefällt ohne Kritik und ohne Imperativ! Wie glättet's die Stirn dem Grübler, dem Rigoristen! Sollte nicht am Ende doch hier im „Gefühl" des Lebens unlösbares Rätsel praktisch lösbar sein? Und diese Lösung schaffte unmittelbare Versöhnung und gäbe uns unmittelbar dem Leben zurück! Und diese „kontemplative Lust" hätte nichts, gar nichts zu tun, weder mit Metaphysik, noch mit dem „radikalen Lösen"! Wäre dies „ästhetische Wohlgefallen" nicht doch am Ende der

Digitized by Google

praktischen Vernunft überlegen? Müßte es nicht eigentlich den Primat erhalten?

Diese so nahe liegende Frage hat Kant nicht beantwortet; gefühlt hat er sie gewiß. Und andere haben die unausbleibliche Konsequenz gezogen. Schiller als erster. Schiller aber stand nur gleichsam als Mittler da zwischen Philosophie und Poesie. Der Heros aber, der durch Schiller erst gleichsam zu sich selbst gebracht ist und dessen unsterbliche Werke seiner Anregung zu danken sind, ist — Goethe.

Welche Ströme entspringen hier auf dem Gipfel deutscher Philosophie! Er ist eine dreifache Wasserscheide. Ein Quell rauscht in die fruchtbare Ebene deutscher Spekulation. Hier bleibt Kant der Bahnbrecher bis auf den heutigen Tag. Ein anderer rieselt in die Gefilde sittlich-religiöser Selbstbesinnung. Die Entwickelung der Theologie ist ohne Kant im 19. Jahrhundert nicht denkbar. Ein dritter aber, der am wenigsten beachtete und doch wirksamste, bewässerte die nun erwachte deutsche Ästhetik. Als Entdecker vom wahren Wesen des Schönen hat Kant die klassische Epoche unserer Literatur eingeleitet, deren höchste Vollendung sich an den Namen Goethe knüpft.

IV.

Es wäre für unseren Zweck wenig fruchtbringend, liegt auch nicht in der Absicht unserer Ausführungen, wollten wir auf die bewußte Abhängigkeit oder überhaupt nur Stellung Goethes zu Kant näher eingehen. Uns liegt mehr an jener Abhängigkeit, die in der gemeinsamen Wurzel beider begründet ist und als deren Schößlinge sie uns in wundersamer Ergänzung erscheinen: Als typische Vertreter bestimmter Eigenarten des deutsches Geistes. Goethe war zu wenig Philosoph, um sich veranlaßt zu sehen, sich mit Kant auseinander zu setzen. Unter den Philosophen stand Spinoza bekanntlich ihm am nächsten, von dem Kant sich aber im Vergleich mit anderen noch am meisten entfernte.

Der Spinozistische Pantheismus und sein stimmungsvoller Ausklang in die Friedensfeier des Einsiedlers, der mit Gott und Menschen sich versöhnt weiß und „sich vor der Welt ohne Haß verschließt" oder mit Faust ausruft:

Hier schweigen alle wilden Triebe
Von ihrem ungestümen Tun,
Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun —.

Digitized by Google

Diese mystische und gemütvolle Weltanschauung mußte dem Lyriker notwendig mehr zusagen, als Kants Kritizismus. Aber Goethe ist nicht bloß Lyriker. Alle Lyrik ist, selbst bei den größten Lyrikern, etwa bei Möricke, nur Stimmungssache. Und zu solcher Stimmung gehört als Lebensluft die Einsamkeit. Wir wissen, daß Goethe, je mehr er sich von Lavater trennte und seiner unverstandenen geistigen Größe sich bewußt wurde, ein Einsamer war, und daß ihm Spinozas Einsiedlerphilosophie in jenen Jahren den Dienst getan hat, sein Herz von oft doch berechtigter Verbitterung rein zu halten. Bald nach Schillers näherer Bekanntschaft wurde das doch wesentlich anders. Schiller hat uns den Einsamen wiedergegeben. Und Schiller entriß ihn den für uns zum größten Teil unfruchtbaren Stimmungen, um ihn zur praktischen Schaffensfreude zurückzuführen. Die gereifte Lebensanschauung Goethes gipfelt dann immer ausgesprochener in der Forderung der „Tüchtigkeit". Es muß ein jeder eine tüchtige Persönlichkeit sein, das allein gibt ihm ein Recht zu leben. Wenn er das nur ist, ist im übrigen seine Weltanschauung und Religion für seine Wertschätzung gleichgültig. In diesem Sinn ist ihm Fichte eine „tüchtige Persönlichkeit", obgleich ihm seine Philosophie unleidlich war. So kommt er auch zur Wertung des Christentums im Alter, das er früher nach Jacobis Aussage „mit Julianischem Haß" verfolgte; denn er hat erkannt, daß die Welt über die Geisteskultur des Evangeliums nicht hinausgelangen wird. Das Christentum, praktisch, nicht kirchlich-dogmatisch, bildet die tüchtigsten Menschen. Von diesem Standpunkt behält er, der geborene Dichter, das Vorrecht, Dichter zu sein und zu bleiben. Aber er ist sich bewußt, daß sein Lebenswert darin nicht aufgeht, daß dieser vielmehr auch in der treuen Ausübung seiner Berufspflichten besteht. Dazu ist er mit Leib und Seele Naturforscher, und nicht zum wenigsten ist es die Freude am Naturerkennen, die ihm bis ins Greisenalter das Leben so überaus reizvoll gestaltet.

Es ist schwer, den erstaunlichen Reichtum dieses Geistes unter einen umfassenden Zweck oder richtiger „Sinn" des Daseins zu bringen. Man sollte bei Goethe nicht eine bestimmte Weltanschauung suchen, noch weniger ihn zum Parteigänger irgend einer beschränkten, modernen, wohl gar hauptsächlich oppositionell gerichteten stempeln. Goethe haßt nichts mehr als die Negation oder Opposition; er ist ein durch und durch positiver Geist. Aber ein Geist eben von solch positivem Inhalt, daß man höchstens

Digitized by Google

sagen könnte: Für ihn handelt es sich gar nicht mehr um bestimmte Weltanschauungen, sondern nur noch ganz allgemein um die Forderung der Weltanschauung. „Ich für mich, sagt er, kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eines so entschieden, als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist auch dafür schon gesorgt" (Brief an Jacobi vom 6. Januar 1813). Goethe ist davon so durchdrungen, daß alles, was außer ihm und in ihm an Wundern und Kräften vorhanden ist, auch dazu da sei, ihm zum wirklichen Leben, zum Bewußtsein, besser zum Gefühl seines Daseins zu verhelfen. Wie die Natur nur dazu da sein kann für ihn, angeschaut zu werden, so seine geistige Kraft, um zur Entwickelung zu kommen. Es muß alles gefühlig werden, oder es muß alles „sich ausleben", im geistigen Verstand des viel gemißbrauchten Wortes. So nur kann er sich auch ein Jenseits, ein Fortleben denken; wenn nämlich auf anderen Welten andere Wunder und Kräfte zur frohen Anschauung gelangen.

Hier haben wir aber offenbar das —, was Kant für die Ästhetik im engeren Sinn forderte, haben es aber in weitester Ausdehnung für den ganzen Umfang des geistigen Lebens. Die ästhetische Urteilskraft hat den Primat im Reich des Geistes erlangt. Den „Sinn" des Lebens, den Kant bereits im „Gefühl seiner selbst" gefunden, hat Goethe klar erkannt und fest im Auge. Daher denn auch Goethe alles das abwehrt, was dies unmittelbare Gefühl seiner selbst stört; dahin gehört sowohl die philosophische Reflexion, als auch die sittliche, die als „Reue" eine förmliche Lähmung der Lebenskräfte verursachen kann; beide haben an Goethe einen ausgesprochenen Gegner gefunden.

Aber nun ist erst die „Aufklärung" völlig überwunden. Was war auch die ganze deutsche Aufklärung bis dahin anders als philosophische und theologische Reflexion? Selbst Kant hatte diesen reflektierenden Charakter nur anfangs auf die Spitze getrieben, um dann zur praktischen Vernunft überzugehen. Indessen Ruhe fand er auch hier nicht, sondern er drängte zum reinen Gefühl hinaus, ohne selbst dies gelobte Land recht betreten zu haben. Da bedurfte es nur eines Mannes, der Gabe genug besaß, ganz „Gefühl" zu sein, so daß ihm Name „Rauch und Schall" wurde; es bedurfte nur eines Goethe, und die neue, die moderne Weltanschauung hatte nach unendlichem Ringen und

Digitized by Google

Suchen ihren ruhigen, klaren Gipfel erklommen. Das war nicht Skeptik noch Eklektik, noch irgend ein „Ismus", sondern das war einfache Bejahung des Lebens, des tätigen, gefühlvollen Lebens. Das war die Faustsche Gottheit:

In Lebensfluten,
Im Tatensturm
Wall ich auf und ab,
Webe hin und her,
Geburt und Grab.
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben.
So schaff ich am sausenden Webstuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

V.

Worin besteht nun aber das spezifisch Deutsche bei Goethe? Welches ist das Geheimnis seiner großen Anziehungskraft auf alle germanischen Völker, während er anderen Völkern ein Fremder geblieben ist und bleiben wird? Es muß ein tiefer, wesensverwandter Zug sein, der ihn zu uns und uns zu ihm hinzieht, so daß wir ihm ohne Zaudern die Palme der Dichtkunst reichen.

Es kann, psychologisch betrachtet, ein Doppeltes sein, was uns zu irgend einer Persönlichkeit hinzieht. Einmal eine wesensgleiche Beschaffenheit, die gewisse Saiten unseres Wesens unmittelbar mit klingen macht, wenn jener aus der Fülle seines Geistes zu uns spricht. Sodann aber auch ein Wesensungleiches, ein Plus an geistigem Besitz, derart, daß dasselbe wie eine Ergänzung zu uns empfunden wird. Jemand erscheint uns als die ideale Gestaltung unserer unausgereiften disharmonierenden Natur. Beides nun trifft auf Goethe in hohem Grade zu, und daher die einzigartige Anziehungskraft dieser Persönlichkeit auf die Gegenwart.

Suchen wir zunächst die einzelnen Züge der Wesensgleichheit möglichst erschöpfend uns vorzuführen. Denn es ist deren eine ganze Anzahl vorhanden, aus dem Grunde, weil Goethe nicht eine philosophisch einseitige, oder ethisch-religiöse bestimmte, sondern eine erstaunlich vielseitige Persönlichkeit ist, deren innere Einheit, wie wir sahen, in der einfachen Bejahung der äußeren und inneren Welt resp. Wirklichkeit besteht. In diesem reichen Geistesleben

Digitized by Google

begegnen wir darum naturgemäß so viel wesensgleichen Zügen, wie bei keinem anderen.

Ich sehe hier nun ab von dem dichterischen Talent Goethes, welches selbstverständlich ein wesentlicher Faktor in dem Anziehenden seiner Werke bildet. Ich habe es mit der Persönlichkeit selbst, nicht mit den Werken zu tun; mit letzteren nur, sofern die erstere in ihnen offenbar wird. Goethes dichterisches Talent ist unerreicht. Es besteht in der großen Gestaltungskraft mit den einfachen Mitteln schlichter Rede, natürlicher Rede. Es besteht in der Anschaulichkeit dieser Rede, bei der niemals das „Wort" an sich, sondern der Gedanke, die Idee mittelst des Wortes uns fesselt. Wenn das Wort selbst sich hervordrängt, entsteht ein unleidsames Pathos, dem Schiller oftmals unterliegt, Goethe kaum einmal. Und doch beherrscht letzterer die Sprache mehr als jener, entlockt ihr lieblichere Laute, donnerndere Töne. So ähnlich beherrscht Raffael den Pinsel und die Farbe, wie Goethe das Wort.

Wenn wir nun aber der geistigen Eigentümlichkeit dieses Dichters uns zuwenden, so möchte ich zuerst den Kosmopolitismus Goethes nennen, die ungeheuere Expansivkraft seines Geistes, die ihn an dem geistigen Leben fast aller Völker und Zeiten lebendiges Interesse nehmen läßt. Bekanntlich ist uns dieser Zug an Herder besonders sympathisch, und Goethe steht hierin kaum hinter jenem Bahnbrecher universalen Interesses zurück. Entscheidend für diese Seite seines Wesens ist seine erste italienische Reise gewesen. Unter allen Deutschen, die von den Tagen der Völkerwanderung, der Kreuzzüge und kaiserlichen Heerfahrten über die Alpen gezogen sind, ist wohl keiner gewesen, der, wie Goethe, Kopf und Herz, Geist und Gemüt also angefüllt hat mit den Kulturgütern dieses Landes. Hier geht ihm der Blick recht auf für den großen Zusammenhang der alten und neuen Kultur, in deren Mitte die Renaissance steht. Dazu auch der Blick für Italiens Naturschöne und buntes Volksleben. Aus Neapel schreibt er: „Hier ist mehr als alles. Ich bin nach meiner Art ganz still und mache nur, wenn es gar zu toll wird, große, große Augen."

Wir Deutsche sind nun einmal so begeisterungsfähig für alles Fremde, ein Vorzug und eine Gefahr für unsere Kultur. Und unter allen Deutschen war Goethe es mit am meisten. — Orient und Okzident umspannte er mit seinen riesigen Fängen. Nichts war, das sein Interesse nicht erregte, wenn es nur geistiges Leben verriet. Wo sind in anderen Ländern solche weltumspannenden

Digitized by Google

Geister? Das selbstgerechte Volk jenseits der Vogesen erzeugt sie nicht; Englands insulare Abgeschlossenheit und Italiens Stolz, das erste Kulturvolk gewesen zu sein, so wenig, wie Rußlands Unkultur. Aber wir leben in fortwährender Auseinandersetzung mit fremdländischen Kulturen; neuerdings auch mit der russischen. Und darin ist Goethe unser typischer Vertreter.

Indessen auch im scheinbaren Gegenteil, in der innigen Bevorzugung der Heimat. Wer liebt seine Heimat so, wie der Deutsche? Auch Goethe bestand die große Versuchung, welche Italien auf ihn ausübte, und kehrte wieder zurück nach Weimar, obwohl wie in eine Verbannung. Aber er fühlte doch „die starken Wurzeln seiner Kraft" nirgends anders denn hier wachsen. Was ihm an „patriotischem" Empfinden fehlte, zumal in den Freiheitskriegen, liegt doch wohl mehr auf der politischen Seite. An seiner Liebe zur Heimat zweifeln kann nur der, der seine Werke und Briefe nicht kennt. Ist Goethe nicht allzeit vorbildlich für jede echte „Heimatkunst" in „Herrmann und Dorothea"? vor allem im „Faust"? Das sind doch konkrete, deutsche Gestalten! Und wie weiß er die schlichte Schönheit der heimischen Fluren zu besingen! Wie entzückt ihn diese durch den ruhigen Wechsel ihrer Stimmungen!

Das führt von selbst auf einen dritten Punkt. Auf das Gemütvoll-Lebendige seiner dichterischen Gestalten.

[Fortsetzung.]

Konfessionelle Ursachen und Strömungen im Siebenjährigen Kriege.

Von X. Y. Z.

[Teil II.]

Ehe wir auf die Betrachtung der konfessionellen Strömungen während des Krieges eingehen, muß der Kirchenpolitik Friedrichs, wie sie sich insbesondere in Schlesien gestaltete, kurz gedacht werden. Bei seinem Einmarsch im Dezember 1740 hatte

Digitized by Google

er die Religionsfreiheit öffentlich zugesichert und dies Versprechen in einem Handschreiben an den Fürstbischof mit den Worten wiederholt, die seinen philosophischen Standpunkt in Glaubenssachen am besten kennzeichnen: „Da die ruhige Freiheit der Religionsübung in der Vorstellung des Menschen einen Teil ihres Glückes ausmacht, so werde ich niemals von dem festen Vorsatz abgehen, jede Religion in ihren Rechten und Freiheiten zu schützen. Die Streitigkeiten der Priester gehören nicht in den Gesichtskreis der Fürsten und nichtiges Gezänk um leere Begriffe oder eines denkenden Kopfes unwürdige Wortklaubereien werden mich niemals verführen, mich für oder wider die verschiedenen, fast immer durch Fanatismus und Tollheit erhitzten Parteien zu erklären."

Die religiösen Gegensätze zeigten sich sogleich in schroffer Weise. Die Protestanten jubelten dem König und seinem Heer entgegen; die Katholiken verhielten sich still und mißtrauisch. In Gemeinden, die aus beiden Konfessionen bestanden, kam es auch wohl zu ernsten Streitigkeiten. Während der Mollwitzer Schlacht beteten die Evangelischen in allen Orten, wo man den Kanonendonner hörte, daß Gott sie nicht wieder in die Hände ihrer Verfolger gäbe. Die Katholiken aber verließen bei der Huldigungsfeier in Breslau scharenweise weinend den Dom, als das Te Deum angestimmt wurde. Die katholische Geistlichkeit und der katholische Adel hielten offen oder heimlich zu Österreich. Ähnliche Erscheinungen zeigten sich auch während des zweiten Schlesischen Krieges.

Den Breslauer Bischof, Kardinal Graf Philipp Ludwig von Sinzendorff, ließ der König, als des Einverständnisses mit Wien verdächtig, kurz vor der Schlacht von Mollwitz verhaften, aber bald nachher wieder auf freien Fuß setzen. Später söhnte er sich völlig mit dem zuvorkommenden und schmiegsamen greisen Priester aus. Sein Versuch, dessen Ernennung zum Generalvikar der katholischen Kirche für den ganzen preußischen Staat beim Papste durchzusetzen, scheiterte jedoch. Bald eroberte der sechsundzwanzigjährige Domherr Graf Schaffgotsch, als gewandter Hofmann von französischer Bildung, „ein geistliches Weltkind", schnell des Königs Zuneigung, und er ernannte ihn, trotz seiner Jugend und seines leichtfertigen Lebenswandels und gegen den anfänglichen Widerstand Sinzendorffs und den dauernden des Papstes sowie des Breslauer Domkapitels, im März 1744 zum Koadjutor unter Erhebung in den Fürstenstand. Den widerspenstigen Domherren, die gleichzeitig des geheimen Verkehrs mit Österreich beschuldigt

Digitized by Google

waren, hatte er kurz und bündig erklärt, die preußischen Festungen seien der einzusperrenden Leute wegen da. In Rom betrachtete man die Ernennung Schaffgotschs stillschweigend als nicht geschehen. Als dann Sinzendorff im September 1747 starb, setzte der König jenen in die Temporalien des Bistums ein und erreichte nach mannigfachen Bemühungen im folgenden Jahre auch die Präkonisation Schaffgotschs durch Papst Benedikt XIV.

Trotz solcher Meinungsverschiedenheiten hielt der König mit peinlichster Gewissenhaftigkeit auf die Erfüllung der zugesagten Religionsfreiheit, die er im Breslauer Friedensprotokoll nochmals gewährleistet hatte. Es blieben sogar den Katholiken die Kirchen, die sie ehemals den Protestanten abgenommen hatten, so daß in dem mehr als zur Hälfte evangelischen Lande die meisten Pfarrkirchen katholisch waren. Ja, in solchen Gemeinden mußten die Protestanten nach wie vor sämtliche Stolgebühren an die katholischen Geistlichen entrichten, um dann die betreffende kirchliche Handlung durch einen evangelischen Geistlichen vollziehen lassen zu können. In Wahrheit lebten also hier vielfach die Protestanten unter einem ungerechten Druck, weil der evangelische Landesherr jeden Anschein strenge vermied, als sollten die Rechte der Katholiken geschmälert werden. Als der König dann gar die Neubauten katholischer Kirchen in Berlin und Breslau durch namhafte Beiträge unterstützte, erklärte ihn Papst Benedikt für einen wahren Beschützer des katholischen Glaubens und gab ihm zum ersten Male in Briefen wie bei Gesprächen den bisher stets verweigerten Königstitel. In Österreich sah man dies alles mit sichtlichem Mißbehagen, besonders aber den Umstand, daß Preußen einen Gesandten beim römischen Stuhle hielt. Der Papst selbst äußerte scherzhaft, man schelte ihn in Wien einen Preußen. Schließlich tauchte sogar, infolge der Äußerungen sächsischer Minister, das Gerücht auf, König Friedrich beabsichtige, zum katholischen Glauben überzutreten, und diese Behauptung erhielt sich längere Zeit hartnäckig aufrecht.

In Schaffgotsch hatte sich der König gründlich getäuscht. Er änderte sein Benehmen, sowie Rom ihn als Bischof bestätigt hatte. Dem dirigierenden Minister von Schlesien, von Massow, schrieb Friedrich bei seinem Amtsantritt 1753: „Ich rate Ihnen nicht, dem Bischof zu trauen, denn ob er gleich große Verpflichtungen gegen mich hat, habe ich allen Grund, ihn für einen doppelzüngigen Verräter zu halten“ (de le croire et double et traître). Dennoch ließ er Massow schon nach zwei Jahren in

Digitized by Google

einer Streitfrage mit dem Bischof fallen, nur um mit diesem Frieden zu halten.

Aber auch außerdem sollte der König bald die Erfahrung machen, daß es den Römlingen gegenüber keine andere Taktik gibt, als rücksichtslosen Kampf, und daß alles, was er bisher geboten hatte, im guten Glauben, dadurch religiösen Frieden und aufrichtige Hingabe an das Wohl des Staates zu gewinnen, keine Dankbarkeit erzeugte, sondern den Kampfeseifer der Ultramontanen nur steigerte. Schon bei der Abfassung seines politischen Testaments von 1752 sagte er voraus, es werde auf die schlesischen Katholiken in kritischen Zeiten wenig zu rechnen sein. Die Pfarrer seien zwar ruhig und friedfertig, sie kümmerten sich nicht um Österreich, aber alles was Mönch heiße, neige heimlich nach Wien. Besonders aber die Jesuiten seien fanatisch österreichisch, und „unter allen Mönchen die gefährlichste Art". Er versuche gute Freundschaft mit dem Papst zu halten, um die Katholiken zu gewinnen. Aber er rate seinem Nachfolger, dem katholischen Klerus nicht zu trauen, bevor dieser nicht glaubwürdige Beweise seiner Treue gegeben hätte.

Die Richtigkeit dieses Ausspruches bestätigte sich bald nach Beginn des Krieges nur allzusehr. Auch die Pfarrer zeigten sich keineswegs so „ruhig und friedlich", wie sie der König eingeschätzt hatte; sie kümmerten sich plötzlich recht viel um Österreich. Zwar erließ Schaffgotsch im September 1856 einen Hirtenbrief mit selbst entworfenem Kirchengebet für die Wohlfahrt des Königs und den Sieg der preußischen Waffen, aber schon im Oktober beklagte sich der dirigierende Minister von Schlabrendorff beim Bischof über den bösen Willen der Katholiken und des Klerus gelegentlich des Dankgottesdienstes für den Sieg bei Lowositz. Schaffgotsch erklärte, machtlos zu sein, „da die meisten und fettesten Prälaten ihm gar nicht unterstellt seien", und also von ihm „keine Insinuations im mindesten annähmen". In einem Immediatschreiben versicherte er kurz darauf dem König, er werde Österreich, das ihn als heterodox schildere, ewig hassen.

Selbstverständlich fing Österreich sogleich nach der Kriegserklärung an, die Katholiken Schlesiens aufzureizen. Schon im Herbst 1756 erschien eine in Regensburg gedruckte Flugschrift, die behauptete, Preußen habe den kirchlichen status quo in Schlesien verletzt und die Freiheiten und Privilegien, die die Kaiserin „als letztes Denkmal ihrer landesmütterlichen Liebe einst ausbedungen habe", nicht eingehalten. Ein

Digitized by Google

Promemoria des Generalfiskals Gloxin in Breslau widerlegte dieses Machwerk.

Nach der Schlacht bei Kollin erließ Schaffgotsch im Juli 1757 zwar einen neuen Hirtenbrief, um die katholischen Schlesier zur Treue zu ermahnen, aber schon einen Monat später berichtete Schlabrendorff dem König, daß die katholische Geistlichkeit die Soldaten in den Beichtstühlen zur Fahnenflucht auffordere, und daß nach seiner Erfahrung dem Bischof ebensowenig zu trauen sei, wie allen übrigen Katholiken. Der König ermahnte Schaffgotsch zur Treue und Dankbarkeit und fügte dem Schreiben eigenhändig den Zusatz bei: „Sie sind leichtsinnig, Ihre Kujone von Dienern und Priestern österreichischer Abkunft mißbrauchen dies. Hüten Sie sich, eine Torheit zu begehen; Sie könnten sie Ihr Leben lang bereuen." Bald darauf berichtete Schlabrendorff, daß mehrere Bedienstete des Bischofs zu den Österreichern entwichen seien und diesen als Führer und Spione dienten.*)

Groß war in Schlesien die Sorge der protestantischen Einwohner, als die Österreicher im Herbst 1757 dort einrückten, nachdem der König gegen Franzosen und Reichsarmee nach Thüringen marschiert und der Herzog von Bevern gezwungen war, vor der Übermacht auf Breslau zurückzuweichen. Der Mangel an Duldung, den die Regierung der Kaiserin gegenüber den Evangelischen zeigte, rechtfertigte solche Befürchtungen vollkommen. Das von Maria Theresia am 21. September erlassene Patent vermehrte die Besorgnis noch, denn die Kaiserin versprach darin nur „ihren Schutz und ihre Gnade jedem ohne Ansehen der Religion", aber von einer Zusage der Religionsfreiheit enthielt es kein Wort. Als dann Schweidnitz im November kapitulierte, und der Kommandant diese Zusage für die protestantischen Einwohner verlangte, schrieb der österreichische General Nádasdy daneben: „dieses dependiret nur von Kaiserlich Königlichen Gnaden." Ähnlich ging es bei der Kapitulation Breslaus.

Schon während Beverns Rückzug auf Breslau riß bei den Regimentern mit katholisch-oberschlesischem Ersatz die Fahnenflucht ein. Als dann Breslau nach der unglücklichen Schlacht vom

*) Die vorstehenden und späteren Angaben über das Verhalten der schlesischen Geistlichkeit beruhen auf der politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen (Berlin, Alexander Duncker) und auf den Publikationen aus den königlich preußischen Staatsarchiven, Lehmann, Preußen und die katholische Kirche seit 1640 (Leipzig, S. Hirzel).

Digitized by Google

22. November und der Gefangennahme des Herzogs kapitulierte, und der Besatzung freier Abzug nach Glogau gewährt worden war, ging von den schlesischen Regimentern, die diese Besatzung gebildet hatten, die Mehrzahl der Mannschaften zum Feinde über oder lief nach Hause. Die katholischen Einwohner und die Geistlichkeit halfen kräftig mit, die Soldaten zur Fahnenflucht zu überreden, weil „die Herrschaft des Königs von Preußen über Schlesien nun doch zu Ende sei". Man lockte die Mannschaften in die Klöster, um sie dort durch Getränke willfährig zu machen. Von der 4228 Mann starken Besatzung blieben nur 600 Mann, davon 120 Offiziere, bei den Fahnen.*) Fürst Schaffgotsch hielt in der Domkirche in Gegenwart der österreichischen Generalität beim Dankgottesdienst das Hochamt ab. Schon wenige Tage darauf mußte er jedoch auf Befehl der Kaiserin Breslau verlassen, weil man ihm auch auf österreichischer Seite mißtraute. Er wurde angewiesen, sich auf sein Schloß Johannisberg in Österreichisch-Schlesien zu begeben.

Nachdem der schlesische Klerus solche Beweise verräterischer Gesinnung gegeben hatte, hob der König am 31. Dezember 1757, nach der Wiedereinnahme Schlesiens, die Verpflichtung der Protestanten zur Bezahlung der Stolgebühren an die katholische Geistlichkeit auf. Als er dann sein Winterquartier in Breslau aufgeschlagen hatte, begann das Strafgericht. Er wollte mit dem Klerus „ganz summarischen Prozeß machen und ein Exempel statuieren". Aber fast sämtliche Verfahren mußten wegen Mangels an Beweisen eingestellt werden. Nur der Kaplan Faulhaber in Glatz wurde, auf das nicht einmal einwandfreie Zeugnis eines wieder eingefangenen Deserteurs wegen Verleitung zur Fahnenflucht zum Tode durch den Strang verurteilt und gehenkt. Die Jesuiten wurden vorläufig aus Breslau verbannt; die Domherren kamen mit einem Verweis davon. Auch gegen die Beamten, die sich nicht als treu bewährt hatten, ging König Friedrich scharf vor. Er schloß die Katholiken von allen höheren Beamtenposten in der Provinz ganz aus; sie erhielten nur noch Stellen mit höchstens 300 Tlr. Gehalt. Österreichische Historiker machen ihm dies zum Vorwurf, selbst der sonst ziemlich objektive Arneth, unter dem Hinweis auf seinen Ausspruch, daß jeder in Preußen nach seiner Fasson selig werden könne. Dies kann bei Erwägung der geschilderten Vorgänge nur als ungerecht bezeichnet werden.

*) Geschichte des Siebenjährigen Krieges. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, IV. 216.

Digitized by Google

Schaffgotsch entwich von Johannisberg in das Kapuzinerkloster nach Nikolsburg und meldete von dort dem König seine Absicht, über die Dauer des Krieges nach Rom zu gehen. Dieser erwiderte, er müsse ihn nach seinem Betragen für einen Verräter halten und könne ihn nur seinem Schicksal überlassen. Er werde weder der göttlichen Rache noch der menschlichen Verachtung entgehen. Gleichzeitig verfügte der König die Einziehung und Sequestration seiner sämtlichen Einkünfte in Schlesien. Der Weihbischof Graf Almesloe versah den bischöflichen Dienst, und nach dessen Tode 1760 ernannte der König den Grafen Mauritz von Strachwitz zum „Suffraganeo" des Herzogtums Schlesien. Bei einem österreichischen Anschlag auf Überrumpelung der Festung Neiße im September 1762 durch Verrat und Bestechung eines Bürgers der Stadt Neiße, hatte Schoffgotsch seine Hand mit im Spiel. Der Anschlag wurde infolge Abfangens eines Briefes entdeckt und vereitelt. Nach dem Kriege bat Schoffgotsch, dem man in Österreich fortgesetzt mit Mißtrauen begegnet war, den König de- und wehmütig um Wiederanstellung in seiner Diözese, glaubte auch, Schlabrendorffs Fürsprache durch einen Bestechungsversuch zu erreichen, indem er ihm 1000 Spezies dukaten und eine lebenslängliche Pension von weiteren 1000 Dukaten jährlich anbot. Der König schlug seine Bitte ab, wies ihm Oppeln als Residenz an und ließ ihm den Schwarzen Adlerorden abnehmen, hob jedoch das Sequester über seine Einkünfte auf. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, seine geistliche Tätigkeit in der Diözese auszuüben, entwich Schaffgotsch 1766 abermals nach Österreich, um nicht mehr zurückzukehren. Er starb 1795.

* * *

Im „Reiche" machten sich die Folgen der konfessionellen Gegensätze bald allenthalben fühlbar. Das noch recht unreife politische Urteil des Volkes war leicht geneigt, die Triebfedern des Krieges in Glaubenssachen zu erblicken. Die geschilderten Vorgänge auf kirchlichem Gebiet erhöhten die Sorge der Protestanten. Sie erhielt genügende Nahrung durch das Betragen der französischen Heere, vielfach auch durch das der kaiserlichen Söldner. Unverkennbar reizte die katholische Geistlichkeit bei den Truppen wider „die Ketzer" auf und stellte deren gänzliche Unterdrückung im Falle der Besiegung Preußens in Aussicht. Den deutschen Bischöfen muß dagegen zum größten Teil ein ruhiges Verhalten nachgerühmt werden.

Digitized by Google

Das vom Frühjahr 1757 an in Deutschland einrückende französische Heer unter dem Marschall d'Estrée, später vom Herzog von Richelieu befehligt, und das „zur Befreiung Kursachsens" gebildete zweite Heer, auch die „Dauphine" genannt, unter dem Prinzen Soubise traten selbst in den Frankreich und Österreich verbündeten Ländern mit solcher Roheit raubend und plündernd auf, daß man sie überall als Feinde betrachtete. Besonders wurden die Einwohner der evangelischen Länder mißhandelt, Kursachsen nicht ausgenommen. Das Offizierkorps der in ihrem inneren Werte damals schon tief gesunkenen französischen Armee zeichnete sich durch Zuchtlosigkeit und Habgier aus, und der Soldat ahmte das gegebene Beispiel nach. Wie berechtigt die Klagen der Deutschen in dieser Hinsicht waren, das beweisen einzelne Urteile aus den eigenen Reihen des französischen Heeres, z. B. schreibt der Generalleutnant Graf St. Germain, der sich bei der Armee des Prinzen Soubise befand, über das Offizierkorps:*) „Die Mehrzahl der jungen Offiziere hat Grisettensitten. Unwissenheit, Leichtsinn, Nachlässigkeit und Kleinmut (pusillanimité) sind an die Stelle der männlichen und heldenhaften Tugenden getreten." Nach der Schlacht bei Roßbach urteilt er folgendermaßen: „Ich führe eine Bande von Dieben und Meuchelmördern, reif für das Rad, die beim ersten Flintenschusse fliehen und stets geneigt sind, zu meutern."

Schrecken und Verwüstung kennzeichneten überall die Straßen, auf denen die französischen Heere einherzogen. Neben kaum aufzubringenden Lieferungen, die von den Intendanten ausgeschrieben wurden, gingen Plünderung und Erpressung an Geld und Geldeswert, von hohen wie niedrigen Offizieren und Mannschaften gleichmäßig verübt, Brandlegung, mutwillige Zerstörung des Eigentums und grausame Mißhandlung der Einwohner. Eine besonders raffinierte Art, Gelder einzutreiben, erfanden die Franzosen mit den sogenannten Sauve-garde-Briefen, die, meist von den Armeeführern ausgestellt, den Gemeinden und Landschaften zum Kauf aufgezwungen wurden, unter dem Vorwande, ihnen dadurch Schutz vor weiteren Erpressungen zu gewähren. In Wirklichkeit waren diese Briefe gänzlich wertlos; die nachfolgenden Truppen respektierten sie in keiner Weise. Noch heute liegen zahlreiche Berichte der Behörden aus jener Zeit vor, zum Teil als Beilagen zu den beim Reichstage eingereichten Beschwerden gedruckt. So berichtet

*) Correspondance du Comte de St. Germain avec M. Paris du Verney. London 1789.

Digitized by Google

das sächsische Amt Bibra bei Weißenfels am 9. November 1757, daß dort den Einwohnern nicht nur alles Brot und Lebensmittel, sondern auch Kleider, Betten, Wäsche und Möbel weggenommen oder zerstört, sämtliches Geflügel erschossen, das Vieh, das nicht mitgeführt wurde, getötet, das Heu und Getreide auf den Mist geschmissen oder „durch die Pferde zu schanden gemacht" und die Einwohner selbst vielfach mißhandelt und nach ihnen geschossen worden sei. In einem Berichte aus Freiburg an der Unstrut heißt es: „Überhaupt hat man gefunden, daß die Priester am allerübelsten sind traktieret worden; und sie haben sich gar nicht dürfen sehen lassen. In Weischütz hat müssen der dasige Pastor M. Schren einem französischen Obristen, da er hat wollen auf das Pferd steigen, einen sogenannten Bock stehen, und er ist von ihm auf das Pferd gestiegen. Sogar die Kirchen sind ausgeplündert und nicht verschonet worden. In Zeuchfeld, Branderode und vielen Orten sind die Altäre, Kirchstühle und Kanzeln zerhauen und ruinieret. In Braumersrode haben sie sogar die Kelche und Sacra verunehret, und, wofür jeder einen Abscheu träget, zur Notdurft gebrauchet und sind wieder auf den Altar gesetzet worden. Auf verschiedenen, dem Königlich churfürstlichen Geheimen Rate, Herrn Grafen von Brühl, gehörigen Dörfern war die Plünderung ebenfalls angegangen, und eine Anzahl von hundert Schweinen in Stücken zerhauen worden; allein mitten in der Arbeit hörten die Bundesgenossen, daß es Brühlische Güter wären, und liessen daher nach, selbige zu ruinieren." Der Prinz von Sachsen-Hildburghausen, der Führer der „kombinierten Reichs- und französischen Armee, berichtet über das Betragen der Franzosen nach Wien, daß „sie die Särge der Toten aufgerissen und die halbverfaulten Leiber herausgeworfen haben, in der Meynung, daß Geld darin verborgen wäre, lutherische Kirchen mißhandelt, derley Bücher und Bibeln zerrissen und unglaubliche Gottlosigkeiten begangen haben, wie denn auch schon einige von den Landleuten blessirt und tot geschossen und einige Frauen von Adel mißhandelt worden." Die bei der Reichsarmee befindlichen österreichischen Kavallerieregimenter sowie die Panduren und Kroaten Laudons trieben es nicht viel besser. Von ihnen wie von den Franzosen bekamen die gequälten Einwohner täglich die Drohung zu hören, daß man mit den „verfluchten Ketzern" noch ganz anders umzuspringen gedenke.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß der König bei seinem Zuge durch Sachsen und Thüringen als Befreier von den verhaßten Bedrückern und als Beschützer der Protestanten überall

Digitized by Google

mit Jubel empfangen wurde, besonders da Reichsarmee und Franzosen bei seiner Annäherung sogleich zurückwichen. Bei seinem Einzug oder Durchmarsch in den Städten umringten ihn die Einwohner, seine Hände, sein Pferd, seinen Rock küssend. Ebenso liefen sie scharenweise in den Lagern der Armee zusammen, um den Helden zu sehen und ihm ihre Verehrung zu bekunden. Seine Gabe, leutselig mit dem Volke zu reden, die Art, wie er Mitgefühl für dessen Leiden zeigte, steigerte die Freude zur hellen Begeisterung.

* * *

Gewaltig war im Reiche die Wirkung des Sieges Friedrichs bei Prag gewesen. Als er dann den Oberst von Mayr und den Generalmajor von Oldenburg ihre kühnen Streifzüge nach Franken und ins kurmainzische Gebiet ausführen ließ, zitterten die Kurfürsten von Bayern, von Mainz und Köln und der Fürstbischof von Würzburg, die ganz besonders eifrig für Österreich geworben hatten, schon für ihren Besitzstand, denn man hielt diese preußischen Korps allgemein für die Vorhut größerer Truppenmassen. Die Rüstung der Kontingente für die Reichsarmee kam fast überall ins Stocken. Auch der Herzog von Württemberg begann bereits für sein Land zu fürchten. Dazu kam, daß in den protestantischen Staaten, deren geographische Lage im Machtbereich Österreichs oder Frankreichs sie zwang, auf österreichischer Seite am Kriege teilzunehmen, sich die Abneigung der Bevölkerung ganz entschieden gegen diesen Krieg mit Preußen geltend machte.

Im Herzogtum Württemberg trat dies in besonders gewalttätiger Weise hervor. Der Umstand, daß der Landesherr katholisch war, steigerte das Mißtrauen der damals ganz protestantischen Bevölkerung. Zudem hatte der prachtliebende Herzog Karl Eugen die seit Jahren von Frankreich bezogenen Subsidien anderweitig verbraucht, und da er nun die von dort verlangten 6000 Mann und außerdem sein Kontingent zur Reichsarmee stellen sollte, blieb nichts übrig, als die fehlenden 5000 Mann durch gewaltsame Aushebung aufzutreiben. Dies und die durch seine Verschwendung hervorgerufene Verschuldung des Landes erhöhten noch die Erbitterung. Ein von den „Patrioten Württembergs" verbreiteter Aufruf, unterzeichnet „die Getreuen des Vaterlandes", redete fast die Sprache der künftigen französischen Revolution. Er betonte, daß „der Landes- und Gewissensfreiheit, der teueren evangelischen Religion des Messer schon an die Kehle gesetzt" sei, und schloß mit der Aufforderung: „es vereinige sich also die Landschaft und

Digitized by Google

alle redlich Gesinnten und steuere den Greueln der Tyrannei. Die Häuser der Tyrannen sollen in Rauch aufgehen und wüste liegen und ihr Blut ein Opfer unserer Freiheit werden." Die protestantischen Geistlichen beteten öffentlich auf den Kanzeln um den Schutz ihres Bekenntnisses. Bald drang der Geist der Auflehnung auch in die Armee ein. Als im Mai 1757 die Musterung der für Frankreich bereitgestellten dreizehn Bataillone vor dem französischen Kriegskommissar stattfand, verweigerte in Stuttgart das hierzu bestimmte Leibregiment den Gehorsam. Die Mannschaften liefen haufenweise davon, weil sie nicht gegen das protestantische Preußen kämpfen wollten, und die Bürgerschaft begünstigte ihr Entkommen nach Kräften. Infolge eines vom Herzog erlassenen Generalpardons stellte sich dann zwar die Mehrzahl wieder ein Die Truppen wurden nun in ein Lager bei Ludwigsburg verlegt, allein dort meuterten sie, von der Bürgerschaft aufgestachelt, abermals, steckten ein Magazin in Brand, und mehrere Hundert entwichen über die fränkische Grenze zu dem Korps des preußischen Oberstleutnants von Mayr. Während des Marsches nach Böhmen kam es noch zweimal zu neuen Meutereien.

Nicht anders als in Württemberg war die Stimmung im übrigen schwäbischen Kreis. In Baden äußerten die zur Reichsarmee bestimmten Offiziere und Mannschaften offen ihren Widerwillen, an der Seite der Franzosen gegen Preußen zu kämpfen. Der österreichische Kommissar bei der Reichsarmee, Graf Pergen, schrieb aus dem oberrheinischen Kreis: „Hier verliere ich beinahe mein Latein, denn die Parteilichkeit aller dieser Protestanten für den König von Preußen ist unglaublich." Auch beim schwäbischen Kreisregiment Baden-Durlach brach während des Marsches ins Versammlungslager der Reichsarmee bei Fürth ein Aufruhr aus, und gegen 500 Mann entwichen gleichfalls zum Mayrschen Korps. Nicht besser stand es bei den Truppen des fränkischen Kreises.

Diese Verhältnisse ließen schon für ein Zusammenwirken mit den Franzosen nicht viel Gutes ahnen, abgesehen von der bekannten Buntscheckigkeit der Reichsarmee in Ausrüstung, Bewaffnung und Ausbildung, die ihre Verwendung vor dem Feinde an sich schon höchst fragwürdig machte. Ihr Führer, der Prinz von Sachsen-Hildburghausen, berichtete schon aus dem Fürther Lager nach Wien, daß die meisten Offiziere und Mannschaften „mit dem fanatismo religionis angefüllet" und durchaus preußisch gesinnt seien. Es kam gleich anfangs vielfach zu Reibereien unter den Truppen und zu zahlreichen Zweikämpfen zwischen den Offizieren.

Digitized by Google

Zwar verstand es Hildburghausen, eiserne Disziplin zu halten, aber der religiöse Zwiespalt vermehrte sich noch, als die Franzosen sich mit der Reichsarmee vereinigten und ihre Zuchtlosigkeit die Deutschen vielfach erbitterte. Zwei sich nahezu feindlich gesinnte Armeen wurden hier zu gemeinsamem Handeln vereinigt. Das Ergebnis war — Roßbach. Als dann die „kombinierte Armee" nach dieser Schlacht in beispielloser Auflösung auseinanderlief, nahmen in den folgenden Tagen die thüringischen Bauern, froh, sich nun an ihren Peinigern rächen zu können, ganze Abteilungen französischer Flüchtlinge, die sich in den Wäldern und Dörfern versteckt hatten, gefangen und führten sie den Preußen zu.*) Bei dem Auftreten der Franzosen in den folgenden Jahren in Deutschland wiederholten sich dieselben Vorgänge. Die westlichen Gebiete des Reiches wurden noch mehrmals in gleicher Weise heimgesucht.

Wenn Leuthen unter allen Siegen Friedrichs des Großen der glänzendste gewesen ist, so war Roßbach der volkstümlichste. Durch ganz Deutschland erscholl der Jubel über die Niederlage des verhaßten gallischen Erbfeindes. Auch in England loderte die Freude hell empor, und König Georg, der seinen Verbündeten bereits aufgegeben hatte, kam plötzlich zu der Erkenntnis, daß Hannover nur durch engen Anschluß an Preußen zu halten sei. Pitt, wieder ins Ministerium eingetreten, vertrat den Grundsatz: Preußen unter keinen Umständen preiszugeben und pries im Parlament König Friedrich als den Schirmer des protestantischen Glaubens. Dieser Appell fand im britischen Volke lebhaften Widerhall. Aber selbst jenseits des Weltmeeres, in Nordamerika, feierten Hunderttausende von Protestanten deutscher wie englischer Abkunft den Sieg der deutschen Waffen und des evangelischen Königs über die hochmütigen Franzosen, die deutsches Land schon so oft raubend und plündernd überschwemmt und dessen Glaubensfreiheit bedroht hatten.

* * *

In Österreich suchte man die Schuld für die furchtbare Niederlage von Leuthen und die bald darauf folgende Wiedereinnahme Breslaus durch die Preußen auf die Protestanten abzuwälzen. Allerdings hatte das württembergische Hilfskorps, das bei Leuthen auf dem äußersten linken Flügel den ersten wuchtigen Angriffsstoß der Preußen aushalten mußte, bis auf ein Regiment seine

*) Generalstabswerk, Siebenjähriger Krieg, V., 223.

Digitized by Google

Unluſt, gegen König Friedrich zu kämpfen, offen an den Tag gelegt. Ganze Bataillone hatten den Gehorſam verweigert und ihre Stellung faſt ohne Gegenwehr verlaſſen, oder ſich abſichtlich der Gefangennahme ausgeſetzt. Die Offiziere waren außerſtande geweſen, ſie zu ihrer Pflicht anzuhalten. Aber dieſer Umſtand hat die Niederlage nicht herbeigeführt; ſie war vielmehr als Folge der gänzlich verfehlten Maßregeln des Armeeführers, Prinz Karl von Lothringen, unausbleiblich. Hätten öſterreichiſche Truppen an Stelle der württembergiſchen geſtanden, ſo wären die Preußen im erſten Angriff vielleicht etwas langſamer vorgeſchritten, aber geſchlagen mußte das kaiſerliche Heer dennoch werden. Doch in Wien ſchrie man über Verrat und behauptete, die Schlacht ſei allein durch Schuld der württembergiſchen Hilfstruppen verloren gegangen. Die Württemberger haben dann wiederum die beiſpielloſe Verwirrung der geſchlagenen Armee benutzt, um ſcharenweiſe zu den Preußen überzugehen und ſich dort einſtellen zu laſſen. Auch die Mehrzahl der Gefangenen trat über. Der König hat nach der Einnahme von Breslau am 21. Dezember daſelbſt eine beſondere Beſichtigung über die neu eingeſtellten Württemberger abgehalten. Die frühzeitige Kapitulation Breslaus, die in dem mangelhaften Zuſtand der Feſtung begründet war, gab Veranlaſſung, den Kommandanten, Feldzeugmeiſter Baron Sprecher, einen geborenen Schweizer, in Wien wie in der Armee ſeines evangeliſchen Bekenntniſſes wegen des Verrats zu beſchuldigen. Ein von ihm ſelbſt beantragtes Kriegsgericht ſprach ihn jedoch frei.

Es iſt ſchon zu Anfang dieſer Studie auf die Unterdrückung der Proteſtanten in Ungarn vor 1756 hingewieſen worden. Auch während des Krieges hatte die evangeliſche Bevölkerung in den öſterreichiſchen Kronländern viel zu leiden. Anfang 1758 wandten ſich mähriſche Untertanen an König Friedrich um die Erlaubnis zur Einwanderung in Preußen. Ein Kabinettsbefehl an den Miniſter von Schlabrendorff aus dem Lager bei Proßnitz vom 25. Mai ſpricht des Königs Abſicht aus, hundert reformierte mähriſche Bauernfamilien im Kreiſe Oppeln anzuſiedeln, mit dem Zuſatz, die beim König geweſenen Deputierten hätten verſichert, wenn dieſe Auswanderer eine gute Aufnahme fänden, ſo würden demnächſt etwa 18 reformierte Dorfſchaften aus Mähren, Böhmen und Ungarn nachfolgen.

* * *

Digitized by Google

Am 3. Mai 1758 starb Papst Benedikt XIV. Sein Nachfolger, der Venezianer Rezzonico, der sich Clemens XIII. nannte, ein fanatischer Eiferer, war von dem Wohlwollen, das der feingebildete Benedikt für Friedrich den Großen gehegt hatte, weit entfernt. Schon im August nahm er öffentlich Stellung zu dem Europa entzweienden Kampfe durch Erlaß einer Bulle, in der er der Kaiserin Maria Theresia als Königin von Ungarn den Titel der apostolischen Majestät verlieh, mit Hinweis auf die Verdienste der ungarischen Nation als Vorkämpferin der Christenheit wider ihre gefährlichsten Feinde. Wenn dies zunächst auch auf die Türken gemünzt schien, so konnte es sich doch zu einer Zeit, da zwischen Österreich und der Pforte tiefster Friede herrschte, ebensogut auf Preußen beziehen; jedenfalls wurde es allgemein so aufgefaßt. Bald darauf gab die Niederlage der Preußen bei Hochkirch dem Papste Veranlassung, dem König von Frankreich seine Freude auszusprechen über das von seinen Vorgängern auf dem heiligen Stuhle so heiß ersehnte, endlich zuwege gebrachte und von Gott jüngst durch glücklichen Waffenerfolg gesegnete Bündnis der beiden großen katholischen Mächte und Ludwig XV. zur Beschützung der Kirche, namentlich der geistlichen Fürsten zu ermahnen. Ein zweites päpstliches Breve forderte gleichzeitig den Kaiser Franz auf, seines Amtes als Schirmvogt der Kirche gegen die Altkatholiken zu warten und die Rechte der Religion und des heiligen Stuhles zu schützen und wieder herzustellen. Endlich ermächtigte der Papst die Kaiserin und andere katholische Landesherren zu einer jährlichen außerordentlichen Besteuerung des geistlichen Besitzes.*) Auf Plothos Bericht über diesen päpstlichen Indult verbot der König seine Entrichtung innerhalb Preußens als gegen die Reichsverfassung verstoßend und befahl dagegen für sämtliche katholischen Stifter und Klöster die Zahlung einer jährlichen Steuer für Kriegsdauer an die preußische Generalkriegskasse. Sie ergab 131800 Tlr. für das Jahr, wovon auf Schlesien allein 121700 Tlr. fielen. Vielfach kamen zu jener Zeit österreichische Geistliche über die schlesische Grenze, um falsche Nachrichten auszustreuen und die Einwohner aufzuwiegeln, so daß der König hiergegen ein scharfes Verbot erließ. Das war um so notwendiger, weil namentlich die katholische Bevölkerung Oberschlesiens sich immer schwieriger und widerspenstiger zeigte, je länger der Krieg dauerte.

*) Bullarii Romani Continuatio (Romae 1835) S. 55 ff. Lehmann, Preußen und die katholische Kirche. IV. Tl. 36 ff.

Digitized by Google

Im März 1759 ging zunächst von Holland aus die aus Wien stammende Nachricht durch sämtliche europäische Zeitungen, der Papst habe dem Feldmarschall Daun für den Sieg von Hochkirch einen geweihten Degen und Hut gesandt. Ein solches geistliches Ehrengeschenk war zuletzt dem Prinzen Eugen für seine Siege über die Türken verliehen worden. Den König belustigte diese Nachricht aufs äußerste, und er zog sie, auf den Rat des Marquis d'Argens durch die Abfassung eines satirischen Breves ins Lächerliche. Dieses ist datiert aus Rom vom 30. Januar 1759, wurde durch d'Argens ins Lateinische übersetzt und dann veröffentlicht. Es heißt darin: „Das Verfahren Unserer Vorgänger, die den Prinzen Eugen, glorreichen Andenkens, mit einem geweihten Hut und Degen für die Besiegung der Ungläubigen in mehreren Hauptschlachten ehrten, bewegt Uns, Euch mit denselben Gnadenbeweisen zu belehnen. Wir spenden allen göttlichen Segen Euch, dessen große Eigenschaften die jenes Glaubenshelden noch übertreffen und in Schatten stellen, Euch, der Ihr Ketzer zu bekämpfen habt, die in viel schrecklicheren Irrtum verstrickt sind, als selbst die Anhänger des Islams. Möge der Degen, den wir Euch senden, in Eueren Händen dazu dienen, das Ketzertum auf immerdar auszurotten, dessen Pesthauch aus dem Abgrund stammt. Der Würgengel wird an Eurer Seite kämpfen, er wird dieses schändliche Sektengeschlecht der Lutheraner und Calvinisten vernichten, und der Gott der Rache wird sich Eures Armes bedienen, um die ruchlose Brut der Amalekiter und Moabiter zu fällen. Möge er baden im Blute der Aufrührer, möge die Axt an die Wurzel dieses Baumes gelegt werden, der so verfluchte Frucht trug, möge der Norden Deutschlands nach dem Beispiele des heiligen Karolus magnus durch Schwert, Feuer und Blut bekehrt werden,"*) usw. Trotz des „faustdicken Hohnes" hielt man diese Satire dennoch vielfach für echt. Der Wiener Hof ließ sich nach einigen Monaten zu der öffentlichen Erklärung herbei, daß die Verleihung der geweihten Gegenstände gar nicht stattgefunden habe. Noch im Jahre 1764 nahm der päpstliche Resident Benoît in Warschau Veranlassung, dem König dasselbe schriftlich zu versichern. Dagegen behauptet K. G. Jakob,**) es sei durch die ihm aus glaubwürdigster Quelle mitgeteilte Erklärung des Grafen Daun in Wien hinlänglich er-

*) Oeuvres de Frédéric le Grand, 15,122.

**) Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1844, S. 800.

Digitized by Google

wiesen, daß dessen Großvater, der Feldmarschall, jene päpstlichen Geschenke empfangen habe, die nachher von der Kaiserin Maria Theresia der Familie für eine sehr große Summe abgekauft worden seien.

König Friedrich hatte 1752 eine Ausgabe seiner Poesien unter dem Titel Oeuvres du philosophe de Sans-souci drucken lassen, die lediglich für seine Freunde bestimmt war. Trotz aller Vorsicht erschien aber im Januar 1760 in Paris ein Abdruck, der denselben Titel führte, im Buchhandel. Schon im März desselben Jahres setzte Klemens XIII. diese Ausgabe auf den Index der für die katholische Christenheit verbotenen Bücher.

Die Beispiele, wie sich konfessionelle Strömungen während des ganzen Krieges immer und immer wieder geltend machten, ließen sich leicht noch zu Dutzenden vermehren. Doch seien nur noch die folgenden angeführt. Wir haben bereits des Versuches gedacht, den der Kaiser im Herbst 1757 machte, um über König Friedrich als Markgrafen von Brandenburg die Reichsacht zu verhängen, und der durch das Eingreifen seines streitbaren Gesandten beim Reichstage, Barons Plotho so drastisch scheiterte. Auch gegen die im preußischen Heere dienenden Prinzen und gegen den König von England, als Kurfürsten von Hannover, wollte der Kaiser die Acht aussprechen. Die Siege von Roßbach und Leuthen hatten ihn dann veranlaßt, von dieser Absicht zunächst abzustehen. Im August 1758, nach Hochkirch, wurde der Versuch wiederholt, aber durch das Ende des Feldzuges kam die Angelegenheit wieder ins Stocken. König Friedrich hatte inzwischen die Erklärung abgegeben, daß er bei einem neuen Versuch den kaiserlichen Thron für erledigt erklären und die Kurfürsten zu festerer Beibehaltung der Reichsverfassung zu einer Neuwahl einladen werde. Im März 1759 reichten Plotho und der kurhannoversche Gesandte, Freiherr von Gemmingen, beim Reichstage Denkschriften ein, die das Verfassungswidrige der erwähnten Absicht des Kaisers hervorhoben. Infolgedessen trat im November das Corpus evangelicorum zusammen, um zu erklären, daß der Reichshofrat niemals die Acht aussprechen und diese nur von den drei Kollegien des Reichstages verhängt werden könne. Jede anderweitige Achtserklärung verletze die vom Kaiser beschworene Wahlkapitulation und sei darum null und nichtig. Damit war die Angelegenheit ein für allemal erledigt.

Im Herbst 1761 wäre Friedrich der Große beinahe das Opfer eines verräterischen Anschlages zweier schlesischer Unter-

Digitized by Google

tanen geworden. Nachdem es Laudon geglückt war, Schweidnitz im Oktober durch einen Handstreich zu nehmen, hatte der König die Armee in die Gegend von Strehlen gezogen und für seine Person in dem benachbarten Dorfe Woiselwitz Quartier genommen. Der Baron von Warkotsch, Gutsbesitzer auf Schönbrunn und Rosen, hatte des Königs Vertrauen zu erschleichen gewußt. Selbst Protestant, verabredete er mit dem katholischen Pfarrer Schmidt von Siebenhuben den Plan, den König in seinem schlecht geschützten Quartier durch einen bei Münsterberg postierten österreichischen Offizier aufheben zu lassen. Der Jäger Warkotschs hatte Verdacht geschöpft und brachte einen Brief, den er an Schmidt bestellen sollte, dem König. Dadurch wurde der Anschlag entdeckt. Warkotsch und Schmidt entkamen leider noch rechtzeitig und entgingen so der Strafe.

Im Frieden von Hubertusburg wurde den Katholiken Schlesiens die Erhaltung ihres Bekenntnisses auf dem Stande des Breslauer Friedensschlusses wiederholt verbürgt. Die Geistlichkeit machte aber mehrfach Schwierigkeiten, als sie dem König den Treueid von neuem leisten sollte. Der Weihbischof, Graf Strachwitz, verfaßte eine Denkschrift, um die unbedingte Verbindlichkeit des Eides nachzuweisen, die von einer Anzahl Geistlicher nicht zugestanden werden wollte. Die Denkschrift schloß damit: „man muß den Geist der Religion von den irrigen Meinungen einzelner Schriftsteller allemal unterscheiden. Ich für mein particulier bin überzeugt, daß man ohne Unterschied der Religion entweder sein Wort halten oder ein ehrlicher Mann zu sein aufhören müsse.“ Dennoch nahm das Breslauer Domkapitel Anstoß an der vorgeschriebenen Eidesformel, die besagte, daß ihnen bei Zuwiderhandlung gegen den geleisteten Eid „keine Vergebung, weder in diesem noch in jenem Leben zustatten kommen solle.“ Hierauf erklärte Schlabrendorff den Domherren protokollarisch im Namen des Königs, daß wer nicht binnen 24 Stunden den Eid, so wie er vorgeschrieben sei, ablege, innerhalb 4 Tagen über die Grenze gebracht werden solle, wo er sich andere Protektion suchen könne. Infolgedessen leistete das Domkapitel den Eid bedingungslos.

* * *

Die Gründe, die Maria Theresia und ihren klugen Kanzler bewegt hatten, das große Bündnis gegen Preußen heraufzubeschwören, waren zweifellos zunächst politischer Natur. Aber

Digitized by Google

beide rechneten damit, daß die konfessionelle Leidenschaft sich im Deutschen Reiche leicht entfesseln lasse, und daß sie unter ultramontaner Leitung, wie immer, ein mächtiger Bundesgenosse zu werden versprach. Selbstverständlich bot der Kaiserhof alles auf, um auch den Schein religiöser Beweggründe abzuleugnen, doch half das nicht viel. Im Volksbewußtsein war der Siebenjährige Krieg ein Religionskrieg. Die Stimmung in katholischen Gegenden zeigte zu deutlich, wie eifrig gegen Preußen und den Protestantismus gehetzt wurde. Das Volkslied gibt Zeugnis davon:

„Laßt halt gut sein, mein Herr Preuße, und den Pfaffen mir in Ruh
Wer dem Papst tut Ehr' erweisen, den bedrücket nie kein Schuh.
Und wer's mit der Kirche hält, niemals auf die Nase fällt"

sang man in katholischen Heeren und Landen. Der Preuße galt als geschworener Feind der alleinseligmachenden Kirche. Die Priester mußten's ja wissen!

Anderseits stand im protestantischen Volke die Überzeugung fest, daß das Ziel Österreichs und seiner Verbündeten die Unterdrückung des evangelischen Glaubens sei. Dazu mußte es bei einer Kriegsführung kommen, wie sie die Franzosen sogar im befreundeten Lande übten. Und selbst österreichische Offiziere äußerten, „man werde den Sachsen, diesen ketzerischen Hunden, nichts als die Augen im Kopfe lassen, damit sie ihr Elend selbst sehen könnten." Vollends in König Friedrichs Heer, wo die wenigen katholischen Elemente keine Rolle spielten, war die Vorstellung von einem Religionskrieg allgemein. Der König ward den protestantischen Soldaten zum Streiter für die evangelische Glaubensfreiheit, und sie sangen:

„König Friedrich, du mußt siegen,
Weil dein Gott stets mit dir ist.
Wer sollte sich vor dir nicht schmiegen!
Du kämpfest als ein Held und Christ."

Wie aber der König in jener Zeit selbst fühlen mußte, ob er gleich dem kirchlichen Glauben ganz entfremdet war, das zeigt uns sein neuester und hervorragendster Biograph, Reinhold Koser, in den Worten: „Und doch wurden auch in ihm die Geister des Schmalkaldischen Krieges wieder lebendig: unwillkürlich trat er in den Bann der eigentümlichen Verbindung von religiösem, politischem und nationalem Protestantismus, in der sich die Altvordern gegen die römische Hierarchie des Papstes und den spanischen Dominat des

Digitized by Google

Kaisers aufgelehnt hatten. Die Worte, die während dieses Krieges in der preußischen Hauptstadt von der Kanzel gehört wurden: ‚Deutschland, Deine Fesseln waren bereits geschmiedet, Deine bürgerliche und Gewissensfreiheit wäre mit uns zugleich das Opfer von Wien und Rom geworden' — sie umschrieben nur des Königs eigenes, in jenen Jahren so oft wiederholtes Gelöbnis, der Schirmer der deutschen Freiheit sein zu wollen."

Der Krieg war, wie der dänische Minister Graf Bernsdorff geschrieben hatte, entbrannt nicht um ein mittelmäßiges oder vorübergehendes Interesse, sondern um Sein oder Nichtsein Preußens. Kaunitz hatte Friedrich dem Großen „das Schicksal Heinrichs des Löwen" bereiten wollen, und der Jesuit Denis hatte ihm beim Ausbruch des Krieges zugerufen: „Das Grab, das du gräbst, ist dir bestimmt, du suchest deinen Untergang." Für uns steht es heute fest, daß alle Helfershelfer Roms offen oder geheim an dem Plane mitgearbeitet hatten, die neue protestantische Großmacht zu vernichten. Die Ziele des Ultramontanismus sind seit 600 Jahren unverwandt dieselben geblieben. Unschwer erkennen wir auch in der Leitung der österreichischen Politik während der geschilderten Periode die ultramontanen Triebfedern. Ohne Bedenken soll deutsches Gebiet dem Feinde verschachert, sollen Wohlfahrt und Ruhe des Reiches geopfert, in geradezu cynischem Gleichmut die Reichsverfassung, wie die beschworenen Artikel der Wahlkapitulation mit Füßen getreten werden, nur um das ersehnte Ziel, die Demütigung des verhaßten Ketzerstaates, zu erreichen. Wir sehen, wie in Schlesien die katholische Geistlichkeit selbst vor dem Treubruch gegen den Landesherrn nicht zurückschreckt, auch nicht davor, die Beichtkinder, deren Seelenheil ihr anvertraut ist, zu solchem Treubruch aufzustacheln. Der Zweck heiligte ja die Mittel!

Die protestantische Kraft Preußens — hier im umfassendsten Sinne gemeint — hat den Sieg davongetragen. Darum galt es nicht nur Preußen, es galt dem deutschen Geiste und Wesen, wenn bei der Friedensfeier in allen preußischen Kirchen über den Text gepredigt wurde: „Sie haben mich oft bedränget von meiner Jugend auf, aber sie haben mich nicht übermocht." Um nochmals ein Wort Heinrich von Treitschkes anzuführen: „Die Rückkehr Europas unter die Herrschaft des gekrönten Priesters blieb nunmehr undenkbar. Die Befestigung der protestantisch-deutschen Großmacht war die schwerste Niederlage, welche der römische Stuhl seit dem Auf-

Digitized by Google

treten Martin Luthers erlitten; König Friedrich hat, wie der englische Gesandte Mitchell von ihm sagte, für die Freiheit des Menschengeschlechts gefochten. Darum erschien „der Störenfried, der Rebell gegen Kaiser und Reich," als den ihn Österreich zu brandmarken versucht hatte, der Nation von nun an als „der weiseste Beschirmer des Rechtes", nach dem die deutschen Fürsten hilfesuchend blickten. Darum konnte Friedrich, aus diesem Ringen siegreich hervorgegangen, neun Jahre später den Gedanken der ersten Teilung Polens verwirklichen und damit Rußlands Ländergier und seiner gefahrdrohenden Ausbreitung in deutsches Gebiet hinein Schranken setzen, um als ein wahrer „Mehrer des Reiches" das Weichseltal, das Kernland der Deutschordensmacht, dem Deutschen Reiche wiederzugeben und den Kampf um die Ostseeküste zu dessen Gunsten zu endigen. Darum konnte er dann in seinen letzten Lebensjahren im Bayerischen Erbfolgekriege den Habsburgischen Eroberungsplänen entgegentreten. Darum endlich konnte er ein Jahr vor seinem Tode noch den deutschen Fürstenbund ins Leben rufen, um den Bestand des Reiches zu schützen und die Pläne Kaiser Josephs II. abermals zu vereiteln.

Das protestantische Deutschland dankt dem großen König die Erhaltung und Kräftigung seines Bekenntnisses und die Rettung seiner Geistesfreiheit. Das ist Friedrichs unsterbliches Verdienst.

Damals, vor 150 Jahren galten Preußen und sein großer König als stärkster Hort des evangelischen Bekenntnisses in Deutschland. Daran sei heute erinnert. Tempora mutantur!

Digitized by Google

Die Sozialdemokratie in Küche und Keller.*)

Von Julia von Egge-Weichling.

Hiermit — nämlich mit der Sozialdemokratie in der Küche — ist nicht allein die Köchin gemeint. Daß diese rebellisch ist, wissen wir alle — wir Frauen, die, von der Frauenbewegung noch nicht erfaßt, dem Manne so ungleich wie möglich sein wollen. Sie anerkennt keine Autorität, nicht einmal der in höheren Töchterschulen ausgebildeten Geheimrätin. Die Berufung auf das Kochbuch, z. B. auf die allverehrte Henriette Davidis, entlockt ihr nur ein frivoles Lächeln. Die Roheit und Dreistigkeit der Köchin ist viel älter als die Sozialdemokratie. Sie könnte füglich Sozialdemokratie vor der Sozialdemokratie genannt werden oder die Sozialdemokratie des Nichtseins. Die Köchin ist die Rebellion an sich, sie ist aber zugleich nur ein Bestandteil derselben, freilich der augenfälligste (für uns Frauen nämlich). Augenfällig ist sie schon durch ihre Kleidung, man bemerkt neuerdings entschiedene Vorliebe für Reform, also für eine der Spiegelungen der Sozialdemokratie des Daseins. Sie ist überhaupt sehr für Spiegelungen, besonders Sonntagnachmittags. Der Spiegel, dieses glatte, gleißnerische Instrument, ist aber gleichsam das Symbol der Sozialdemokratie, die unverblümte Ausprägung der materiellen Selbstsucht und Eitelkeit. Uebrigens sagt schon Theodor Storm so treffend wie wahr:

„Köchinnen sind grausam
Und Menschlichkeit wohnt nicht in einer Küche." —

Ist es nicht, als ob die Hexenküche der Sozialdemokratie damit charakterisiert würde?

Aber in jeder Küche ist heute der gewaltige Drang nach Veränderung und Umwälzung vorhanden. Wo ist der alte offene und ehrliche Herd geblieben? — „Koche mit Gas!" lautet die revolutionäre, sozialdemokratische Parole. Und wie viele Köchinnen, ja ehrbare Frauen, kochen gar mit Petroleum! Die Petroleusen in der Küche!! Kein Wunder, daß eine wüste Gleichmacherei immer mehr in der Kochkunst überhand nimmt. Längst sind die Hotelsaucen berüchtigt; aber auch auf anderen Gebieten sind die feineren Nuancen und Würzen in den Hintergrund gedrängt. Das einzige, was so eine heutige Köchin noch leidlich herstellen kann, ist Kartoffelbrei — ihrer Gesinnung entsprechend, wie schon der Ausdruck „Gleichheitsbrei" andeutet. Ihnen ist eben „allens ejahl" wie der durch und durch sozialdemokratisch verseuchte Berliner sagt. War doch sogar Bismarck von dieser Sozialdemokratie des Nichtseins, von diesem Nihilismus der Küche angekränkelt, wenn er sich seiner kolossalen Wurschtigkeit rühmte: „Ich wüßte nicht, was mir wurschtiger wäre" — ja freilich, wenn man keine feine Zunge hat, wird man zwischen Blutwurst und Leberwurst keinen Unter-

*) Von sehr beachtenswerter Seite ist uns diese humoristische Entgegnung auf den Artikel „Die Sozialdemokratie in Kunst und Literatur" zugegangen.

Digitized by Google

schied finden. Und geschmacklos ist die sozialdemokratische Köchin — am liebsten macht sie alle Würste eben nach Blutwurst schmecken — man weiß wohl, warum! Daß im übrigen der moderne Stil dieser Petroleusen-Köchin nüchtern ist, daß sie eine Neigung zum Alltäglichen der unteren Klassen hat, braucht kaum beigefügt zu werden. Natürlich gibt es auch Angebranntes nicht selten.

Und dann der Kladderadatsch! Ich meine nicht das komische Wochenblatt, sondern die tragische Wochenübersicht des zerbrochenen Geschirrs alle Woche. Haben die Respekt vor Porzellan? Und wenn's aus der Königlichen Manufaktur ist, macht so'n ruchloses Pöbelweib wohl gar mit republikanischer Absicht den kostbaren Teller kaput! Der Umsturz wird ja ohnehin zum Prinzip erhoben. „Und allens muß verrunjeniert werden" ist der Wahlspruch dieser Sorte. Entschuldigen Sie, wenn ich in vulgäres Deutsch verfalle. Schon der Gedanke an diese sozialdemokratische Wüstheit infiziert die Feder.

Ja auch im Keller — ich meine nicht Gottfried — nimmt man die Spuren der roten Partei wahr. Kommt nicht von Keller das Wort Kellner her? Und woran denkt der Kellner außer an Trinkgeld? Und was ist der Gedanke an Trinkgeld anders, als Spekulation auf die Gutmütigkeit, auf die Freigebigkeit der besitzenden Klassen? Und wenn nun gar das freie Geschenk als ein Recht gefordert wird, ist nicht die sittliche Weltordnung damit in Frage gestellt? Nicht die Unverschämtheit auf den Thron erhoben? — Von Kellnerinnen will ich schweigen. Ihr Wesen ist so, daß ich es in anständiger Gesellschaft kaum schildern kann. Ihr unsittlicher Kern erscheint in roher, bisweilen geradezu gemeiner Schale, ist also noch schlimmer als Rose Bernd. Die sozialistische Revolution ist eben nicht nur auf der Bühne, nicht nur in der Küche, sie ist auch im Keller anzutreffen. In den meisten modernen Wohnungen glänzt er ja überhaupt schon durch seine Abwesenheit. Wo hat 'ne anständige Herrschaft noch 'nen anständigen Keller? Teilen heißt es da, echt modern und kommunistisch. Ich danke für diese großstädtische, sozialdemokratische Korruption. Ich will Herrin im eigenen Hause sein und verlange meinen Keller für mich allein. Aber leider — wie oft ist in den Kellern selbst die Fäulnis zu Hause! Verrottete Äpfel findet man, und Verderbnis überall. Es liegt nahe, ja es ist geboten, diese Verderbnis wie jede andere, mit dem sozialdemokratischen Geist, oder sagen wir in modernem schlechten Geschmack, mit dem Bazillus der Sozialdemokratie in Zusammenhang zu bringen. Jawohl, Bewegung bringt überall hin, auch in Küche und Keller, aber die Bewegung ist Zersetzung. Wenig wirklich erfreuliche Erscheinungen, keine wahren Werte hat sie geschaffen. Auch der Weinkeller füllt sich mehr und mehr mit wertlosem Mischmasch, mit schamlosen Fälschungsprodukten. Wer kann sich noch edle Weine leisten? Proletariat wird auch hier die vorherrschende Marke. Schlechter Schaumwein — Massenerzeugnis — ganz wie auf der Bühne und in der Kunstausstellung.

Eine Zeit, die in Küche und Keller das unsichtbare Band des guten Geschmacks, der verfeinerten Sittlichkeit verleugnet, ist zum Abbruch reif. Die Geschichte wird richten.

Digitized by Google

Maupassant.

Von Paul Ernst.

Die französische Literatur der Gegenwart weist eine große Reihe hervorragender Personen auf; sie hat eine Blüte, die sich an Bedeutsamkeit und Wirkung in einer Hinsicht vielleicht der klassischen Blütezeit an die Seite stellen kann. Wenn man sich aber die Frage vorlegt: was wird von diesen mit der höchsten Anstrengung, dem größten Verständnis, dem vorzüglichsten Talent geschaffenen Werken noch in späteren Zeiten Wirkung ausüben, so muß man doch antworten, daß es nur wenige Bücher sein werden, welche die Probe der Zeit bestehen würden. Und, es sei nochmals betont: Nicht ein Mangel inneren Wertes ist es, der diese Bücher für unsere Nachkommen ungenießbar machen wird, denn selten ist so viel schwere und harte Kunstarbeit geleistet, wie von ihren Verfassern; die Ursachen sind vielmehr, in dem einen Falle, daß die beliebte Form des Romans nicht jenes erzwang, welches ein Hauptmittel der Dauer eines Werkes ist: die Konzentration; und in dem anderen Fall, daß im Gegensatz zu der Schule, welche bewußt wieder auf Natur und Natürlichkeit zurückging und dabei zu Resultaten kam, die für manche feinere Natur verletzend waren, gerade solche feineren und daher für den Reiz der künstlerisch formalen Empfindlicheren auf seltene, krankhafte oder konstruierte Empfindungen, Ideen und Stimmungen kamen, die ihrerseits gleichfalls nur von der Zeit gewürdigt werden können, die sie hat entstehen sehen.

So nimmt schon heute Maupassant eine überragende Stellung ein, und nach hundert Jahren wird wohl nichts mehr übrig geblieben sein von der heutigen französischen Literatur als einige kleine Gedichte von Verlaine und der ganze Maupassant, dessen Figur alsdann ins Gigantische gewachsen sein wird, in den man zu den tausend Dingen, welche er bereits umfaßt, noch tausend Dinge hineinlegen wird, um so unsere ganze Zeit aus ihm zu ahnen.

Maupassant ist früh gestorben, zwar nach einer geistigen Erkrankung, die ihn aber doch gütig vor schlimmeren Stunden bewahrt hat, welche er mit Bewußtsein und in langsamem Verfall hätte durchleben müssen. In seinen letzten klaren Stunden muß er gewußt haben, daß sein Ruhm im frischesten Aufstieg war. Hätte er länger gelebt, so hätte er noch viel Schönes geschaffen,

Digitized by Google

aber wohl nichts Besseres oder qualitativ von den anderen Verschiedenes. Und so kann man doch sagen, daß, wie sein Schaffen von einem seltenen Glück begleitet war, so auch sein Leben.

Bei der besonderen Art der Stoffe, welche er behandelt hat, und bei der Weltanschauung, welche seiner Kunst zugrunde zu liegen scheint, kann es nicht wundernehmen, daß sich sehr bald eine eigene Legende über sein Leben bildete: er wäre ein etwas blasierter Roué gewesen und ein Pessimist. Wer die Beziehungen zwischen Kunstwerk und Persönlichkeit des Künstlers genauer zu betrachten pflegt, wird sich zwar bald sagen, daß diese Legende gänzlich grundlos sein muß; trotzdem aber erhielt sie sich hartnäckig, eben weil sie den populärsten Anschauungen entspricht; und doch ist kaum eines Dichters Leben so klar und einfach für einen menschenkennenden und künstlerkundigen Ästhetiker aus seinen Schriften zu ersehen, wie das Maupassants. Von Freunden und Verehrern sind in der letzten Zeit vereinzelte Nachrichten in Essays und Notizen an die Öffentlichkeit gekommen, mit deren Hilfe hier das Nötige gegeben sein mag.

Für Persönlichkeit, Talent und Entwickelung der Begabung des Dichters scheint die Mutter und die mütterliche Vorfahrenreihe wichtiger zu sein, wie der Vater. Die Mutter war eine geborene Le Poittevin; die Familie gehörte dem guten Bürgertum der Normandie an, und ihre Glieder waren als Beamte oder in gelehrten Berufen tätig; eine Vorfahrin war ihrer Zeit als Dichterin bekannt. Ein Bruder der Mutter war Alfred Le Poittevin, der Jugendfreund Flauberts, der den Lesern von Flauberts Briefwechsel bekannt ist. Er starb jung und soll nach dem Urteil der Freunde eine hervorragende künstlerische Begabung gehabt haben. Noch sehr spät, als er schon seit langen Jahren auf dem Gipfel des Ruhmes stand, schreibt Flaubert einmal, er habe doch nun die ersten und bedeutendsten Männer seiner Zeit intim kennen gelernt; aber wenn er sie mit seinem jung gestorbenen und namenlos gebliebenen Alfred vergleiche, so finde er, daß dieser sie doch weit überragt haben würde. Flaubert bewahrte seine Liebe für die Schwester, die Mutter Maupassants, und für diesen selbst, wie wir später sehen werden. Die Mutter, Laura, wurde mit diesem Bruder, der acht Jahre älter war, und auch von ihm erzogen; sie hat offenbar zu einem ursprünglich feinen und gebildeten Geist die frühen Einflüsse hoher geistiger, besonders ästhetischer Kultur empfangen; wie sie nach den Berichten erscheint, war sie die wahre Mutter eines Dichters, in der Art

Digitized by Google

etwa wie die Frau Rat, vielleicht nicht mit dieser überaus reichen Natur und Frische ausgestattet, aber dafür von größerer Bildung, sicher aber von derselben Klugheit, Güte und Vorurteilslosigkeit. Ihr Mann, Gustave de Maupassant, entstammte väterlicherseits einer alten lothringischen Familie, seine Mutter war eine Kreolin von Bourbon gewesen.

Wem es Freude macht, die Einflüsse des Blutes in der literarischen Persönlichkeit zu verfolgen, der mag bei Maupassant wie bei Flaubert etwas schwer Germanisches durch ihre normannische Herkunft entdecken. Gewiß ist Mauſſapant Romane in seinem starken, formal künstlerischen Gefühl, der Geschlossenheit seiner Komposition, dem künstlerischen Aufbau, dem nie fehlenden Bewußtsein, daß vor allen Dingen die Wirkung erstrebt werden müsse; aber sein Humor, so weit entfernt einerseits von dem „grand rire“ der Rabelais und anderseits von der bloßen Lascivität, sein zartes Naturgefühl, sein treffendes Mitempfinden mit den einfachen Fischern und Bauern, so ganz verschieden von der konstruierten Art Zolas und der Naturalisten mit ihren Dokumenten, und seine schlichte Sprache machen ihn doch auch unserer Art so vertraut, daß er oft wie einer der Unseren erscheinen mag.

Guy wurde geboren am 5. August 1850. Die Eltern wohnten einige Monate in Paris, in der Hauptsache aber lebten sie in der Heimat der Mutter auf dem Lande, sodaß Guy nicht als losgelöster Pariser aufwuchs, sondern von der frühesten Kindheit an auf das engste verbunden mit seiner ganz besonderen Heimat und deren Menschen. Die Mutter hatte ein kleines Schlößchen bei Etretat, nahe am Meer gelegen, mitten im freien Felde, in einem wundervollen Garten, aber ganz einfach und schlicht, ohne alle Prätentionen. Alte Sagen knüpften sich an das Haus, wie sich eine Sage an die mütterliche Familie knüpfte, deren Geschick mit einem anderen Besitztum verbunden sein sollte, nach der Prophezeiung eines Gespenstes an den Großvater in einer Spukkammer.

Der Mutter Traum war, daß Guy ein Dichter werden sollte, wie der verstorbene Bruder oder Freund Flaubert. Von seiner Kindheit an erzog sie ihn zu diesem Ende, und die Schwester von Flauberts Freund wußte wohl, worauf es bei solcher Erziehung ankam: sie lehrte ihn sehen und beobachten. Und dazu konnte sie ihm bis zu seinem dreizehnten Jahre die Einflüsse der Schule ersparen; sie selbst und ein benachbarter Geistlicher unterrichteten ihn bis dahin, und in diesen für die Entwickelung des Künstlerkindes so wichtigen Jahren war er nicht die schönsten

Digitized by Google

Stunden in kahle Schulräume gesperrt, sondern er konnte im Garten, auf den Feldern, im Walde streifen und mit den Schiffern, seinen Freunden, auf die See fahren. Eine Anzahl seiner schönsten Geschichten sind dem Leben der Bauern und Schiffer entnommen; in diesen Kinderjahren machte er dazu die Studien, denn der Erwachsene bekommt ja die Menschen einer anderen Gesellschaftsklasse nicht mehr in ihrer Naivetät zu sehen. Und auch sein Naturgefühl entwickelte sich damals nicht allein in dieser Freiheit und bei dieser Anleitung, tausend Dinge, welche der stumpfe Blick des Erwachsenen nicht mehr sieht, das schon so viel versuchte Herz nicht mehr fühlt, hat er damals in sich aufgenommen. Es gilt das natürlich auch für die späteren Jahre, wo Maupassant das Gymnasium zu Rouen besuchte und nur noch die Ferien hier verbrachte. Es wird berichtet, daß er sich von den übrigen Schülern zurückgehalten habe; dafür besuchte er häufig Louis Bouilhet, den Dichter, den dritten des Freundschaftskleeblatts seines Oheims und Flauberts, und erhielt von diesem Unterweisungen im Technischen der Lyrik.

Nach beendeten Studien ging Maupassant nach Paris und trat in das Marineministerium, später in das Ministerium des öffentlichen Unterrichts als Beamter ein. Wiewohl er schon längst seine literarischen Wünsche und Strebungen hatte, erfüllte er doch gewissenhaft seine Pflichten; wie Flaubert gehörte er zu dem Schlage von Künstlern, die nicht für das Bohémienleben geschaffen sind: ernsthafte und tüchtige Leute, welche genau wissen, daß man vor allen Dingen für alles im Leben festen Boden unter den Füßen haben muß: Kann man nicht durch seine Kunst eine entsprechende Position und Einnahme erlangen, so muß man das als Beamter. Der Einfluß Flauberts wird um diese Zeit auf den Gereifteren stärker; er wird gewissermaßen der Schüler des Meisters, im Leben wie im Dichten. Die paar Briefe an Maupassant in Flauberts Briefwechsel geben ein rührendes Zeugnis für die Liebe, Zärtlichkeit und Treue des alten Mannes:

„Du beklagst dich über die Weiber, daß sie „langweilig" sind. Es gibt ein einfaches Mittel dagegen: laß sie laufen. „Es ist immer dasselbe." Das ist eine realistische Klage, und was weißt du von der Wirklichkeit? Soll man sie näher betrachten? Hast du jemals an die Existenz der Dinge geglaubt, ist nicht alles Illusion? Es gibt nichts Wahres, als die „Beziehungen", das heißt, die Art, wie wir die Dinge wahrnehmen. „Die Laster sind ledern." Alles ist ledern. „Die Sprache hat nicht genug Wen-

Digitized by Google

dungen." Suche, so wirst du finden. Kurz, mein Freund, mir scheint, du hast dich verbiestert, und deine Schmerzen dauern mich, denn du könntest deine Zeit besser anwenden. Arbeiten, Freundchen, arbeiten, weiter nichts! Ich glaube, du bist ein bißchen verbummelt! Zu viel Frauenzimmer! Zu viel Rudern! Zu viel Sport! Jawohl! Der Kulturmensch braucht nicht so viel Bewegung, wie die Herren Ärzte behaupten. Du bist geboren, um Verse zu machen, setze dich hin und mache welche! „Der Rest ist eitel," inklusive deine Vergnügungen und deine Gesundheit. Pfeife darauf! Übrigens wirst du viel gesünder sein, wenn du deinem Berufe folgst. Das ist eine Bemerkung aus der Tiefe der Philosophie, oder vielmehr Gesundheitslehre. Du lebst in einer Dreckhölle, das weiß ich, und das tut mir von ganzem Herzen leid. Aber von 5 Uhr nachmittags bis 10 Uhr morgens kannst du deine ganze Zeit der Muse weihen, und die ist doch das beste Mädchen. Vorwärts, Kopf hoch! Es nutzt nichts, seinem Kummer nachzuhängen. Man muß sich vorstellen, daß man Kurage hat, dann bekommt man sie. Etwas mehr Stolz, Sapperlot! Als Junge hattest du mehr Mut! Was dir fehlt, das sind „die Prinzipien". Lache nur, man muß welche haben, fragt sich natürlich, was für welche. Für einen Künstler gibt es bloß eins: Alles der Kunst opfern. Er muß das Leben als Mittel betrachten nicht als mehr, und der Mensch, der ihm am meisten schnuppe sein muß, ist er selber. . . . Ich wiederhole, lieber Guy: Hüte dich vor der Traurigkeit! Das ist ein Laster, die Betrübnis macht einem Spaß, und wenn die Betrübnis vorbei ist, so hat sie kostbare Kräfte verbraucht, man wird matt durch sie. Dann ärgert man sich, aber es ist zu spät. Glaube der Erfahrung eines Scheikh, dem keine Übertreibung fremd ist."

Flaubert war ein unerbittlicher Schulmeister: immer und immer wieder mußte Maupassant seine Arbeiten umarbeiten; er gestattete ihm nichts zu veröffentlichen; er gestattete ihm und seiner Mutter nicht, daß er seine Stellung im Ministerium aufgab, obwohl schon starke Proben seines Talentes vorlagen; endlich beförderte er ein Gedicht zum Druck und dann, in den „Soirées de Médan" die meisterhafte Erzählung „Boule de suif". — „Schmalzbombe" hat das wunderbare Wort einmal jemand genial übersetzt — über welche er an die Mutter schrieb: „Dein Junge wird doch einmal ein Kerl; „Schmalzbombe" ist ein wunderbares Werk." Der Erfolg war auch so groß, daß Maupassant endlich den Dienst aufgeben durfte.

Digitized by Google

In der Vorrede zu „Pierre et Jean“ hat Maupassant einige ästhetische Bemerkungen über den Roman gegeben, die wohl das enthalten, was er von Flaubert überkommen oder von ihm sich angeeignet hat. Er definiert hier das Kunstwerk als „etwas Schönes in der Form, welche dem Künstler nach seinem Temperament am meisten liegt“. Die Ausführungen geben manche Erklärung von Maupassants künstlerischem Wesen, und es mögen daher einige Gedanken aus ihnen folgen:

„Nach den Schulen, welche uns eine zurechtgemachte, übermenschliche, poetische, rührende, reizende oder erhabene Vorstellung vom Leben geben wollten, ist eine realistische oder naturalistische Schule gekommen, welche behauptete, sie werde uns die Wahrheit zeigen, nichts als die Wahrheit, und die ganze Wahrheit. Man muß diese so verschiedenen, ästhetischen Theorien gleichmäßig gelten lassen und die Werke, welche sie hervorbringen, einzig nach dem Gesichtspunkt ihres künstlerischen Wertes beurteilen, indem man von vornherein die allgemeinen Ideen zugibt, aus denen sie entstanden sind. Das Recht eines Schriftstellers bestreiten, ein poetisches oder realistisches Werk zu machen, heißt ihn zwingen wollen, sein Temperament zu ändern, ihm seine Originalität vorwerfen, ihm nicht erlauben, das Auge und den Geist zu brauchen, welches ihm die Natur gegeben hat. Ihm vorwerfen, daß er die Dinge schön oder häßlich sieht, klein oder episch, zierlich oder finster, heißt ihm vorwerfen, daß er so oder so von Natur beschaffen ist und die Dinge nicht so sieht wie wir. Lassen wir ihm die Freiheit, zu begreifen, zu beobachten und zu empfangen, wie es ihm gefällt, wenn er nur ein Künstler ist.“ Nach einer Gegenüberstellung des idealen und realistischen Romans, von denen der erste die Keime des Lebens und Höhepunkte der Seele, der zweite ihren normalen Zustand erzählen, fährt er fort: „Welche Kinderei übrigens, an die Realität zu glauben, da wir jeder die unsere für uns, in unserem Geist und unseren Sinnen tragen! Unsere verschiedenen Augen, Ohren, Nasen, Zungen schaffen so viel Wahrheiten, wie es Menschen auf der Erde gibt. Und unsere Seelen, welche die Wahrnehmungen dieser Sinne erhalten und verschiedenartig beeindruckt werden, begreifen, untersuchen und beurteilen, wie wenn jeder von uns einer anderen Rasse angehörte. Jeder von uns macht sich eben ganz einfach eine Illusion von der Welt, eine poetische, sentimentale, fröhliche, melancholische, schmutzige oder traurige Illusion, nach seiner Natur. Und der Schriftsteller hat keine andere Aufgabe, wie diese

Digitized by Google

Illusion getreulich nachzubilden mit allen Mitteln der Kunst, welche er gelernt hat, und über die er verfügen kann. Illusion des Schönen, welche eine menschliche Konvention ist! Illusion des Häßlichen, welche eine wechselnde Meinung ist! Illusion des Wahren, das ewig unwandelbar bleibt! Illusion des Gemeinen, das so viele Wesen anzieht! Die großen Künstler sind die, welche der Menschheit ihre besondere Illusion auferlegen."

Am Schluß erzählt er von seiner Lehrzeit, erst bei Bouilhet und dann bei Flaubert: „Ich wagte ihm einige Versuche zu unterbreiten. Er las sie mit Güte und antwortete mir: ‚Ich weiß nicht, ob Sie Talent haben. Was Sie mir bringen, zeugt von einer gewissen Intelligenz, aber vergessen Sie nicht, junger Mann, daß das Talent — nach dem Wort Chateaubriands — nur eine zähe Geduld ist. Arbeiten Sie . . .' Sieben Jahre lang machte ich Gedichte, machte ich Erzählungen in Versen, machte ich Novellen, ich machte sogar ein gräßliches Drama. Nichts davon ist übrig geblieben. Der Meister las alles, dann, am nächsten Sonntag, beim Frühstück, kritisierte er und flößte mir allmählich zwei oder drei Grundsätze ein, welche die Zusammenfassung seines langen und geduldigen Unterrichts sind: ‚Wenn man eine Originalität hat, so muß man sie vor allem frei machen, wenn man keine hat, so muß man eine erwerben.' ‚Das Talent ist eine zähe Geduld.' Man muß alles, was man ausdrücken will, lange genug und mit genügender Aufmerksamkeit ansehen, um einen Moment daran zu entdecken, den noch niemand gesehen oder beschrieben hat. Überall gibt es Unerforschtes, weil wir gewöhnt sind, unsere Augen immer nur mit der Erinnerung an das vor uns Gedachte zu benutzen. Das Geringste enthält etwas Unbekanntes. Das müssen wir finden. Um ein flammendes Feuer oder einen Baum in einer Ebene zu beschreiben, müssen wir uns vor das Feuer oder den Baum stellen, bis sie für uns keinem anderen Feuer, keinem anderen Baum mehr gleichen. . . . Was man auch sagen will, es gibt nur ein Wort, das auszudrücken, ein Verbum, es zu beleben, und ein Adjektiv, es zu bezeichnen. Deshalb muß man suchen, bis man die Worte entdeckt hat, Substantiv, Adjektiv und Verbum, und sich nie mit einem Ungefähr begnügen, keine Kniffe anwenden, seien sie auch noch so glücklich, keine Sprachverrenkungen, um die Schwierigkeit zu vermeiden."

Das ist alles echter Flaubert. Heute, wo dieses Ringen der Vergangenheit angehört, und wir seine schönen Erfolge mühe-

Digitized by Google

los genießen, finden wir, daß in diesem Programm eins fehlt: diese Gedanken beziehen sich alle nur auf den Ausdruck irgend einer in der Wirklichkeit vorkommenden Sache; an die Komposition dieser Sätze zu einer Novelle, einem Roman denkt Flaubert nicht mit derselben Energie und Selbständigkeit, hier ließ er sich treiben. Zwar hinderte ihn sein Instinkt, ins Uferlose zu gehen; aber daß auch hier ästhetische Gesetze befolgt werden müssen, war ihm doch nicht so deutlich bewußt. Gerade hier aber geht Maupassant weit über seinen Lehrer hinaus; einer seiner größten Reize ist die wundervolle Geschlossenheit seiner Werke. Schon in seinen Romanen zeigt sich dies; man vergleiche nur Flauberts „Education sentimentale“ mit Maupassants „Une vie“. In beiden Fällen wird eine Lebensgeschichte erzählt; aber wie ist bei Maupassant alles auf einen Punkt konzentriert, wie fließt bei Flaubert alles auseinander; die Grundstimmung beider Bücher ist dieselbe melancholisch-pessimistische; aber während man bei Flaubert immer den Eindruck eines ermüdenden Watens durch den Sand hat, ohne einen Zweck, ohne ein Ziel, haben wir bei Maupassant das Interesse immer rege und frisch. Was man von „Überwindung des Naturalismus“ bei uns wie seinerzeit in Frankreich spricht, ist bei Maupassant wirklich geschehen: nicht durch die Rückkehr zu alten Ausdrucksweisen, die durch überlangen Gebrauch banal geworden waren und nur künstlich durch allerhand Kniffe und Exzentrizitäten noch interessant gemacht werden können, sondern durch Beibehalten der Errungenschaften des näheren Anschlusses an die Natur und Herausbilden der vom Naturalismus verkannten und vernachlässigten Komposition.

Fast immer wird der Roman Halbkunst bleiben, weil in ihm keine Nötigung zum straffen Zusammenhalt liegt. Die Möglichkeit eines Buches wie Tristram Shandy beweist die Unmöglichkeit für den Roman, die höchsten Ziele der Kunst zu erreichen. Deshalb hat Maupassant, dessen Bedeutung im Kompositionellen liegt, sein Bestes auch nicht in den Romanen geschaffen, so ausgezeichnet sie sein mögen; was ihm sein langes Fortleben verlängert, sind seine Novellen.

Die Novelle ist, wie das Drama, eine klassische Kunstform: sie muß in einer weit größeren Entfernung von der „Wirklichkeit“ stehen, wie etwa der Roman: sie ist abstrakter und hat notwendig mehr Stil. Was wir „moderne Ideen“ nennen, ist dieser Art von Kunst sicherlich sehr feindlich. Maupassant war durchaus ein Mensch der modernen Ideen; er glaubte so treu wie nur einer

Digitized by Google

an Milieu und Vererbung und alle jene Gedanken, welche den Menschen als unfreies Produkt außer ihm liegender Faktoren hinstellen und so das dramatische Moment aus der Betrachtung des Lebens ausschließen, nur das lyrische übrig lassend, und zwar auch nur das der pessimistischen Färbung. Trotzdem gelang es ihm, seine wundervollen Novellen zu schreiben.

Es ist wohl überhaupt für jeden, der mit einem Dichter nicht auf das intimste befreundet war, unmöglich, solche Dinge zu erklären. Das sind Vorgänge rein seelischer Natur, Sympathien und Antipathien, die sich bis ins Physiologische verlieren mögen, zerstreute und an sich unsinnige Gedanken, Wünsche, Strebungen: und das Allerinnerste, Allergeheimste, das kein Mensch verrät, etwa der Wunsch eines Frauenverächters, eine starke Liebe zu empfinden, oder das Sehnen nach Ruhe und Natur eines Mannes, der in der rauschenden großen Welt sich eitel tummelt. Aber wie das sich verknüpft und schöpferisch wirkt, darüber kann man nur müßige Vermutungen aussprechen.

Ein sehr wichtiges Moment, das offenkundig auf der Hand liegt, ist der starke sozialkritische Zug, welcher der gesamten naturalistischen Schule innewohnt: die Gegnerschaft, sei es gegen die Bourgeoisie in ihren ökonomischen Funktionen, sei es gegen die Äußerungen auf geistigem Gebiet: Konvention der Sittlichkeit, der Geselligkeit usf.; und die Liebe für die unteren Schichten, die man für naiver, kräftiger, ehrlicher usf., aber unterdrückt hält. Hier entspringt ein Pathos, welches bei Zola etwa direkt zum Ausdruck kommt, bei einem Maupassant indirekt als Humor oder scharfe Betonung der brutalen Wirklichkeit. Der Grund ist das sittliche Ideal der Gerechtigkeit. So sehr das auch der eigenen Theorie widerstreiten mag, ist es doch das psychisch stark Reizende bei der ganzen Dichterschule; und auch bei Maupassant tritt es meistens an die Stelle, die sonst das eigentliche, sittliche Problem ausfüllen müßte.

Eine Novelle möge als Beispiel dienen.

Zwei Herren, die etwa in den Fünfzigern sind, stehen im Frühling unter einem Blütenbaum, von welchem der gelbe Blütenstaub in einem Wirbel weggetrieben wird, irgendwohin, zu irgend einem andern Baum, an dem dann Früchte wachsen. In der Stimmung dieser Gedanken erzählt der eine ein Erlebnis: als junger Mensch hält er sich einmal in einem ländlichen Wirtshaus auf und bringt eine hübsche, junge Aufwärterin fast mit Gewalt zu seinem Willen. Dann reist er ab, und erst jetzt ist er wieder

Digitized by Google

in die Gegend gekommen. Dort erfährt er, daß das Mädchen, welches sonst den allerbesten Ruf gehabt hatte, plötzlich einen Sohn gebar, wobei sie starb; dieser Sohn ist erwachsen und ein halber Idiot. Um sich nicht zu verraten und dann Erpressungen ausgesetzt zu sein, darf er sich nur gering um diesen Sohn bekümmern, und muß mit gequältem Herzen dessen Verkommenheit zusehen.

In dieser Novelle, ganz abgesehen von der Darstellung und dem Ausdruck, ist eine Komposition von wunderbarer Kunst, welche ihr einen tiefen und bleibenden Eindruck sichert. Aber der ethische Punkt, um welchen sie sich bewegt, liegt nicht in der Novelle, sondern er wird durch sie in dem Gemüt des Lesers erzeugt; der dann für sich die Geschichte um ihn neu gruppiert.

Wir entrüsten uns über die soziale Ungerechtigkeit, daß das arme Mädchen als ein fast schuldloses Opfer zugrunde geht, ein elender Mensch in die Welt gesetzt wird, und der Urheber all des Unheils doch nur ein peinliches Gefühl als Strafe hat. Aber das ist nur das Plumpe. Der Blütenstaub des Apfelbaums fliegt durch die Luft im Sonnenschein und findet seine Blüten, die ihn erwarten, und ohne Schuld und Unglück geschieht hier zu einem erfreulichen und natürlichen Ende derselbe Vorgang, der vorher so entsetzliche Folgen hatte; dieser selbst aber — war er denn im Grunde etwas anderes, wie dieses Fliegen des Blütenstaubes? War er nicht ebenso blind und in seiner Blindheit unschuldig, war nicht das anfängliche Sträuben des Mädchens ein Sträuben gegen ihren eigenen Drang, der doch so natürlich und unschuldig an sich ist, wie jenes Blühen und Fruchttragen?

Man hat wohl immer ein unangenehmes Gefühl, wenn man solche Werke auf ihren geistigen Inhalt zurückführt, daß man aus einem reizenden Kunstwerk eine Plattitude macht; denn der gedankliche Inhalt eines Kunstwerkes ist seiner Natur nach nie originell, sondern allgemein bekannt; möge daher der Leser verzeihen, wenn die Analyse nicht sehr geistreich aussieht.

Man versteht jetzt vielleicht, woher das skeptische und pessimistische Element in Maupassant rührt. Maupassant sowohl wie Flaubert waren als Menschen sicher so glücklich, wie geistige Menschen überhaupt nur sein können, und waren im Leben nichts weniger als skeptisch, sondern so naiv, wie nur Künstler und Kinder sind. Ihr so ganz von dem Charakter des Lebens verschiedener literarischer Charakter rührt daher, daß durch ihre Welt-

Digitized by Google

anschauung, welche den einzelnen Menschen zu einer Funktion der Gesellschaft macht, keine eigentlichen Konflikte, welche immer ethischer Natur sind, möglich werden. An deren Stelle tritt — die eigene Art, wie Flaubert sich rettete, sei hier unberührt — bei Maupassant der Hauptsache nach das verletzte Gerechtigkeitsgefühl. Aber das ist nur eine Instinktäußerung; als Denkender wie als Dichtender weiß er, wie gering dessen wirkliche Bedeutung außerhalb der agitatorischen Phrase ist; und so erfährt das Problem sofort eine skeptische Umbiegung.

Wenn nun das Gerechtigkeitsgefühl im Instinktleben solche große Rolle spielt, so muß man annehmen, daß es in dem Menschen ein sehr hohes Ideal der Menschheit erzeugt. Die Liebe findet sich mit den Menschen ab, wie sie sind, sie verlangt nicht mehr von ihnen; die herrische Gerechtigkeit türmt ein hohes Musterbild auf, und was sich nach ihm nicht richtet, wird in Bausch und Bogen verworfen.

Nun ist es höchst merkwürdig zu sehen, wie sich das in einer Künstlerseele, wie die Maupassants, äußert.

Maupassant ist ein Kind der frischen Luft, des Meeres, der bräunenden Sonne. Alles physische Wohlbehagen genießt er hier. Und ein Abglanz dessen, was ihn hier glücklich macht, ist die Liebe, die er zu den Schiffern und Bauern hat. Er erzählt uns ihren Geiz, ihre Sinnlichkeit, ihre Niedertracht: aber immer mit jenem behaglichen Humor, welcher das alles versteht, im Grunde das alles nicht so schlimm findet, denn so leben nun einmal die Menschen in ihrer Art; und das gräulichste Zeug uns in verklärtem Lichte zeigt; man denke nur an die verbissene Art, wie Zola den Bauern schildert — Zolas Liebe ist der Kohlenarbeiter. Und jenen behaglichen und verzeihenden Humor breitet er auch über die Heldinnen der Art von „Pain maudit“ aus: sie leben gutmütig und anständig dem Laster, und sind in ihrer Art so brav, wie die verschmitzten Bauern und Fischer. Aber ein ganz anderes Gesicht macht er gegen die Mitglieder der höheren Klassen, vorzüglich die aus ihnen gewählten Heldinnen, die vornehmen, nichtstuenden und ihre Männer betrügenden Frauen. Hier wird sein Humor plötzlich scharf und schneidend; während er dort linderte, ätzt er hier.

Es wird immer eine Sache der Gefühle sein, ob man diesen Unterschied des Humors findet oder nicht. Zwei Novellen mögen gegenübergestellt werden: „Le signe“ und „Le petit fut“.

Digitized by Google

Eine Dame der ganzen Welt sitzt gelangweilt an ihrem Fenster und beobachtet eine gegenüberwohnende Dame der halben; Herren gehen vorüber, sehen sie verständnisvoll an und verschwinden im Haus. Nach langem Hinsehen entdeckt sie, daß die Dame eine eigentümliche Bewegung mit dem Kopf macht. Aus Neugierde, ob es ihr wohl gelingen werde, macht sie dieselbe Bewegung, und siehe da, ein Herr tritt ins Haus und kommt bis in ihr Zimmer. Was soll sie tun? Um Himmelswillen darf doch kein Aufsehen gemacht werden. Beim Scheiden hinterläßt der Herr ein Goldstück. Sie fährt sofort zu ihrer Freundin, erzählt ihr die Geschichte und fragt, was sie mit dem Geld machen solle, denn das drückt sie am meisten. Diese denkt einen Augenblick nach, dann sagt sie: dafür mußt du deinem Mann etwas Schönes schenken, das ist gerecht.

In der anderen Geschichte hofft ein junger Bauer auf die Erbschaft einer alten Tante, die gar nicht sterben will. Um ihr Ende zu beschleunigen, verfällt er darauf, ihr eine Flasche schönen Likörs mitzubringen; vielleicht gewöhnt sich die alte Frau daraufhin das Trinken an und stirbt früher. Die eine Hälfte des Anschlags gelingt wirklich; aber, weit entfernt, schwächer zu werden, fühlt sich die Tante ganz wunderbar gestärkt durch ihre Tropfen, lebt noch lange, und verbraucht ihr ganzes Geld für Alkohol.

Eine heitere Menschenverachtung spricht aus beiden Erzählungen; aber in der zweiten schließt sie doch die Liebe nicht aus, jene, die ein Mann meint, von dem man den Ausspruch nicht erwarten sollte, nämlich Jean Paul: „Man muß die Menschen verachten, um sie zu lieben"; in der ersten fehlt ein solches Gefühl gänzlich, hier ist dem Dichter an der Dummheit, Gedankenlosigkeit, Lüsternheit und Instinktentartung der vornehmen Dame nichts sympathisch. Maupassant war zu sehr vernünftiger Normanne, als der er ja auch allein seine wenig angenehme Beamtenstellung behielt, bis er genau wußte, daß er eine gute Existenz durch seine Feder haben würde, um nicht ein tiefes Verständnis für den braven Bauern mit seiner Likörflasche zu haben.

Maupassant war, wie alle weichen und zärtlichen Menschen, sehr zurückhaltend mit seiner Persönlichkeit; um so mehr konnte sich aus seinen Schriften die Vorstellung bilden von einem pessimistischen und zynischen starken Geist, der keinen Menschen liebte, der Welt nicht herzlich, sondern nur vernunftmäßig gegenüber stehe

Digitized by Google

und mit Verachtung aller seelischen Triebe an das weibliche Geschlecht nur ganz sinnlich denke.

In Wirklichkeit war er ein Sohn, der bis zuletzt die zärtlichste Liebe und Verehrung für seine Mutter hegte, mit ihr alles teilte, ihr seine Sachen vorlas und sie um Rat und Urteil befragte; ein Mann, der zwar ein robuster und nicht sentimentaler Schürzenjäger war, der wußte, wie man sich zum Typus „Boule de suif“ zu stellen hat und ohne sonderliche Skrupel verführte, wo der Wunsch, verführt zu werden, vorhanden war; aber der in der tiefsten Seele ein unbefriedigtes Sehnen nach wahrer Liebe zu echter Weiblichkeit von der Art seiner Mutter hatte, und vielleicht zugrunde ging, weil diese Sehnsucht nicht erfüllt oder grausam getäuscht wurde; der gar nicht sinnlich war, einmal selbst erklärte, daß er eine gebratene Pute der schönsten Helena vorziehe, und galante Abenteuer mehr aus Lust am Komischen und aus Verachtung des weiblichen Geschlechtes durchmachte; und dessen ganze, große Leidenschaftlichkeit sich auf eins konzentrierte; die Kunst.

Es gibt eine Stelle in einem Bande Maupassants, die ausnahmsweise ganz persönlich ist und das ausdrückt: aber durch die Übersetzung würde sie eine ganz andere Bedeutung gewinnen, weil in dem hier geschilderten physisch-psychischen Zwischenwesen französische und deutsche Worte sich nicht decken, wie sich auch die Gefühle nicht decken; mögen jene oben gesagten Sätze als deutscher Ausdruck dafür gelten.

Im Grunde war das Unglück Maupassants doch, daß er ein frischer, gesunder Mensch war, in der Natur aufgewachsen und zwischen edlen Menschen, und nun in einer entartenden und mesquinen Gesellschaft lebte. Immerhin noch der beste Teil der Pariser Gesellschaft waren die Künstler gewesen, wiewohl sich vom Standpunkt eines gesunden und braven Mannes sehr viel gegen Künstlergesellschaft sagen läßt. Aber Maupassant gab den Verkehr mit der Zeit ganz auf und beschränkte sich auf den Umgang mit der zweifelhaften Aristokratie und hohen Finanz; denn das Wenige von echter Aristokratie, was in Frankreich noch vorhanden ist, schließt sich ängstlich gegen alles Neue und Moderne ab.

Ein geringerer Dichter, Huysmans, hat in seinen Werken Dokumente gegeben über die Bedeutung, welche die Nichtbefriedigung der tiefsten und wichtigsten Triebe für den Künstler

Digitized by Google

hat: in deren Punkt liegt das Verständnis für so manche Künstlertragödie; heute, wo die Gesellschaft so eigenartig zu ungunsten des Künstlers differenziert ist, daß er in den meisten Fällen nicht denjenigen Frauentypus erreichen kann, der für ihn bestimmt ist, sind diese Tragödien besonders häufig; von Tassos Schicksal wissen wir in der großzügigen Art klassischer Betrachtung; das kleine Detail im Leben moderner Dichter entgeht uns, obwohl im Grunde dasselbe Schicksal vorhanden ist.

Der stolze Maupassant hat nicht nur Selbstbekenntnisse vermieden, sondern mit seltenen Ausnahmen auch Motive, deren Art oder Behandlung ihn hätte auf solche führen können. Kommt er auf solche Dinge, so werden sie ängstlich nur ganz äußerlich dargestellt. Von der Art ist das Bekenntnis, das er einen Helden ablegen läßt, wie ihn das Alleinleben der Verzweiflung nahe bringt durch die bloße physische Angst der Einsamkeit; schon kommen hier halb krankhafte Gefühle vor, Gedanken, daß fremde Wesen im dunkeln Schlafzimmer sind, und ähnliches. Seinen stärksten Ausdruck findet das in der Novelle „Le Horla"; der lustige Dichter von Bauernschnurren und Dirnenkomik, von Philisterlächerlichkeit und vornehmer Degeneration ist hier ein Schilderer der entsetzlichen Angst eines Mannes, der an Verfolgungswahn leidet, in seiner Einsamkeit sich mit mathematischer und naturwissenschaftlicher Phantasie die Gestalt eines vierdimensionalen Wesens ausbrütet, das ihn verfolgt. Wer dieses entsetzliche Stück liest, begreift, daß der Wahnsinn für den Mann ein Glück war, denn er behütet ihn vor dem Schicksal, sich zu beugen und in grauenvolle Stücke zu splittern. Auch dies ist ein Zeichen für die große Gesundheit des Mannes. Der von Anfang an kranke Strindberg, Huysmans, der sich überschraubte und nie im Zentrum seiner Persönlichkeit lebte, der schwache Hansson, die exzentrische Marholm, sie alle konnten den Sprung ins katholische Lager machen und versuchen, hier Ruhe, Sicherheit, Halt, Trost und Ersatz für das fehlende Wesentliche ihres Lebens zu finden: Maupassant wurde wahnsinnig, wie Nietzsche wahnsinnig wurde; der eine war zu gesund, den andern hatte ein übermenschliches Wollen aufgerieben.

Ein Freund, der ihn in der letzten Zeit einmal besuchte, fand in seinem Vorzimmer nur ein einziges Buch: den Almanach de Gotha. Mit der ängstlichen Sorge eines armen Rotüriers suchte er die Allüren der frivolen und hohlen Gesellschaft nachzuahmen, in welcher er verkehrte, der die Konferenz mit dem Schneider der

Digitized by Google

wichtigste Tagesleistung ist; natürlich machte sich diese Gesellschaft über den naiven Dichter lustig. Es wird dann eine dunkle Geschichte erzählt von einer sehr vornehmen Dame, zu welcher er eine tiefe Neigung gehabt habe und die sich den Anschein gegeben habe, als erwidere sie seine Gefühle, um ihn in eine lächerliche Situation hineinzulocken; von ihr soll er dann plötzlich wahnsinnig zurückgekehrt sein.

Vielleicht erfahren wir noch einmal etwas durch die noch lebende Mutter oder aus Briefen, wenn diese veröffentlicht werden; aber das wäre nur Detail zufälliger Wirklichkeit; an dem wesentlichen Bilde der Persönlichkeit, wie es jetzt nach vereinzelten Äußerungen ihm Nahestehender feststeht, wird sich kaum noch etwas ändern.

Und fest steht auch bereits seine literarische Bedeutung. Will man sie in einen Satz zusammenfassen, so kann man sagen: er ist ein Klassiker, welcher aus dem Naturalismus entstanden ist. Wenn man in künftigen Jahrhunderten große Novellisten nennt, so wird man zu Boccaccios Namen gleich den von Maupassant hinzufügen; für Boccaccio war die Natur noch gegeben durch die Naivetät der Frühlingszeit Europas, für Maupassant war sie wieder erworben durch die mühevolle und entsagende Kunstarbeit der großen Naturalisten; was sie damit gemacht haben, das ist bei beiden eigenstes Werk: bei Boccaccio künstlerische Entwickelung aus der kurzen Anekdote, wie sie noch der Typus der Cento novelle antiche ist; bei Maupassant die künstlerische Konzentration aus dem weitschweifigen naturalistischen Roman. Möge Maupassant ein Anfang sein, wie es Boccaccio war: unsere Wissenschaft der Natur und Geschichte und unsere verfeinerte Lebenskunde stellen uns tausend lockende Aufgaben, wie den Boccaccio-Nachfolgern die durch die Renaissance befreite Welt stellte.

Digitized by Google

Der Eidzwang.

Von Robert Petsch.

Die von der Regierung mit der größten Sorgfalt und Umsicht vorbereitete Reform des Strafprozeßrechts, die dem nationalen Empfinden gleichermaßen wie der Denkweise des modernen Menschen in stärkerem Maße entgegenkommen soll, als das bisherige kriminalistische Verfahren, wird sich auch mit der oft aufgeworfenen Frage nach der Zulässigkeit des Zeugeneides zu beschäftigen haben, einem der wundesten Punkte in unserem heutigen Gerichtswesen. Wer die gottlob nicht von stetiger Zunahme, aber doch nur sehr, sehr allmählicher Besserung zeugende Statistik der Meineidprozesse überschaut, wer jemals den widerwärtigen Szenen der Eidesverweigerung aus religiösen Gründen beigewohnt hat oder selbst in die immer höchst peinliche Lage geraten ist, eine Aussage eidlich auf ihre Richtigkeit, Vollständigkeit und sachliche Begrenztheit hin bestätigen zu müssen, der wird jenen Unwillen verstehen, der sich in weiten und gerade den tüchtigsten Volkskreisen gegen die oft handwerksmäßige Anwendung der Vereidigung im heutigen Prozeßverfahren angesammelt hat. Wie ein Ruf der Erleichterung ging es seinerzeit durch die Reihen der Teilnehmer des 14. Evangelisch-sozialen Kongresses in Darmstadt, als ein berufener Vertreter der Strafrechtswissenschaft, der Berliner Professor Kahl unumwunden die Abschaffung des Zeugeneides in seiner heutigen Form verlangte.

Natürlich wird kein vernünftiger Mensch, der mit den Verhältnissen und Tatsachen, die nun einmal vorliegen, zu rechnen weiß, so weit gehen, falsche Aussagen, die vor Gericht gemacht werden, überhaupt nicht unter Strafe stellen zu wollen. Im Prozeßverfahren tritt die Gesellschaft als solche dem einzelnen, der den allgemeinen Frieden gebrochen hat, strafend und ihre Glieder vor Willkür schützend gegenüber. Wie sie auf Treu und Glauben und auf das tatkräftige Zusammenwirken der Gesamtheit angewiesen ist, so darf und muß sie in diesem Augenblick eine zum mindestens subjektiv vom Standpunkt des Vernommenen aus unbedingt richtige und vollständige Aussage verlangen und erzwingen, soweit nicht allgemein menschliche Rücksichten eine Beschuldigung der eigenen Person oder naher Verwandter als untunlich erscheinen lassen. Lügt der Zeuge an dieser Stelle, so begeht er ein Ver-

Digitized by Google

brechen gegen den Geist der Gesamtheit, er gefährdet im Prinzip die allgemeine Sicherheit und muß auf Grund dieser Erwägung strenger Strafe verfallen. Es ist daher recht und billig, daß seine Vernehmung in einer bestimmten, die Wichtigkeit der Sache andeutenden Form geschehe und eine falsche Aussage von vornherein unter schwere Ahndung gestellt werde.

Entspricht nun aber die heute übliche konfessionelle Vereidigung diesen Anforderungen und ist sie anderseits ein sicheres Mittel, um eine klassische Zeugenaussage zu erzwingen? Ich glaube beides verneinen zu müssen. Als Laie muß ich hier von den religiösen Bedenken gegen den Eid ausgehen. Über jeden Zweifel erhaben ist für denjenigen, der den Mut hat, „ja, ja" und „nein, nein" zu sagen, daß Christus persönlich jeden Eid unbedingt verboten hat: „Ihr sollt aller Dinge nicht schwören," und die Konzessionen, die Juristen und Geistlichkeit vor der Staatsgewalt machen, indem sie sein Wort im Sinne der modernen Rechtsanschauung „interpretieren", gehört doch einer Kompromißethik an, die freilich in unserem öffentlichen Leben eine Rolle spielt. Nun wissen wir zwar sehr wohl, daß die Anweisungen Christi, durch den geistigen Horizont seiner Zeit mitbestimmt, nicht für alle Zeiten unbedingten praktischen Wert haben, namentlich sobald sie durch bestimmte, momentane Vorfälle hervorgerufen sind und nur im Augenblick helfend, fördernd, erziehend eingreifen wollen, wie das vielberufene Wort: „Laß die Toten ihre Toten beklagen und folge mir nach." Immerhin ist aber doch zu beachten, daß das Wort gegen den Eid in der Bergpredigt steht und dort im ruhigen, sachlichen, fast, möchte man sagen, theoretischen Vortrage steht, so daß über seine beabsichtigte Allgemeingültigkeit kaum ein Zweifel bestehen kann. Für uns ist nun die Frage nicht bloß deshalb der Erörterung würdig, weil sich immer und immer wieder die Szenen wiederholen, wo ängstliche Gemüter, insbesondere Angehörige einzelner Sekten die Beeidigung ihrer Aussage aus religiösen Gründen verweigern, Leute, die an sich durchaus keinen Grund hätten, sich einer wahrheitsgemäßen Darstellung des Tatbestandes zu entziehen; die ganze Tragweite unserer Erwägungen liegt vielmehr darin, daß hier die Religion, die allein das Seelenleben des Menschen angeht, deren Stifter sich ausdrücklich gegen jede Verschmelzung von Irdischem und Überirdischem mit dem Worte verwahrte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," der so scharf zu scheiden wußte zwischen dem, was des Kaisers und was Gottes ist, daß sie in äußerlicher

Digitized by Google

Weise materiellen Interessen des täglichen, öffentlichen Lebens dienstbar gemacht wird; eine utilitaristische Verwendung der Religion, die gerade demjenigen als ein empfindliches Unrecht erscheinen muß, dem das Christentum heilig ist. Für wahrhaft christlich gestimmte Gemüter ist und bleibt also die Vereidigung eine Vergewaltigung ihres Gewissens, über die sie sich vielleicht, um der drohenden Strafe willen, mit einem Anlauf hinwegsetzen, die aber doch niemals ohne einen ungünstigen Einfluß auf ihr Innenleben bleiben kann, sei es nun, daß sie sich mit kasuistischen Ausreden über seine Bedenken hinwegsetzen oder, was noch schlimmer ist, ihr unmittelbares Gefühl für den Wert der Worte des Erlösers sich abstumpft. Daß aber auf der anderen Seite bei den Tausenden und Abertausenden, die nicht mehr religiös empfinden, der Eid eine bloße Formel ohne lebendigen Inhalt ist, daß ihnen nichts dabei an das Gewissen spricht, liegt auf der Hand. Wenn sie trotzdem im großen und ganzen nach bestem Wissen aussagen, wie es ja, Gott sei Dank, der Fall ist, so geht das entweder auf ein stark entwickeltes Gemeinschaftsgefühl, auf die energische Regung der Pflicht gegen die Gesellschaft zurück oder bei den sittlich minderwertigen Elementen einfach auf die Furcht vor der Strafe. Der Wert der konfessionellen Vereidigung ist also auch hier gleich Null. Und bei jenen Ersten? Wir dürfen doch wohl annehmen, daß sie, in deren Herzen ihr Gott wirklich lebt, auch ohne seine Anrufung der weltlichen Obrigkeit Gehorsam leisten und der Wahrheit die Ehre geben würden.

Somit liegt aus praktischen Erwägungen kaum ein Grund vor, die jetzige Form beizubehalten und die Religion ins Staatsleben zu zerren, um gleichzeitig eine ihrer deutlichen Vorschriften aufzuheben. Eine vorangehende Belehrung über die Wichtigkeit der Aussage, ein Druck auf den Zeugen durch die Androhung harter Strafe wegen „wissentlich falscher Aussage vor Gericht", wie sie Kahl vorschlägt, würde wohl die gleiche technische Wirkung haben und dabei die religiösen Gemüter schonen und das Ansehen des Gerichtshofes als solchen zum mindesten wahren.

Zurzeit aber stehen die bisher gestreiften religiösen Erwägungen ja gar nicht im Vordergrunde des öffentlichen Interesses an der Reform der Gerichtsaussage. Besonders bemerkenswerte Verhandlungen der letzten Jahrzehnte haben die Aufmerksamkeit der Psychologen auf die Möglichkeit einer einwandfreien Aussage gelenkt; experimentelle Versuche sind an Schulkindern und Erwachsenen in großer Zahl angestellt worden und haben das

Digitized by Google

überraschende, aber nicht mehr anzufechtende Resultat ergeben, daß eine unbedingt richtige Beschreibung einer gesehenen Person, eine objektiv tadellose Wiedergabe eines wahrgenommenen Tatbestandes ohne Veränderung, Ergänzung, Auslassung einfach ins Gebiet der Fabel gehört. Auch beim besten Willen werden Ungeübte nicht imstande sein, zu sagen, ob eine Bildsäule, die sie vor einer Stunde gesehen haben, den rechten oder linken Arm erhoben hatte, wenn sie nicht ausdrücklich auf diese Tatsache aufmerksam gemacht worden waren. Bekanntlich weichen die geistigen Fähigkeiten hier stark voneinander ab: bestimmte Personen zeichnen sich durch gutes „Raumgedächtnis", andere durch die Stärke zeitlicher Erinnerungen aus; im großen und ganzen aber entspricht das Erinnerungsbild niemals in allen Zügen dem Wahrnehmungsbilde und dieses selber so gut wie nie der ganzen Wirklichkeit; selbst der Künstler, dessen Auge geschult ist wie das keines anderen, wird bei der Betrachtung eines Baumes noch gewisse Einzelzüge übersehen, die dem Scharfblick des Försters nicht entgehen können. Insbesondere die Untersuchung des Philosophen William Stern über die „Psychologie der Aussage" hat in den Kreisen der Pädagogen, Philosophen, Geschichtsforscher, vor allem aber der Juristen berechtigtes Aufsehen erregt. Für weitere derartige Beobachtungen ist eine eigene Zeitschrift: „Beiträge zur Psychologie der Aussage" (Leipzig, Ambrosius Barth) gegründet worden. Nun bedenke man, daß auf Grund dieser Untersuchungen eigentlich jede einzelne vor Gericht gemachte, kompliziertere Aussage, bei der ja der Zeuge eidlich versichern muß, „daß er nach bestem Wissen die reine Wahrheit sagen, nichts verschweigen und nichts hinzusetzen werde", zum mindesten unter den Begriff des „fahrlässigen Falscheides" fällt und somit hohe Gefängnisstrafen zu gewärtigen hat; es ist natürlich reiner Zufall, wenn in einzelnen Fällen die Unrichtigkeit festgestellt wird, die allemal vorhanden ist und vorhanden sein muß. Daraus ergibt sich für den Wissenden ein Gefühl der Beängstigung und Unsicherheit, das die gerichtliche Vernehmung zur härtesten Plage macht . . . . auf der anderen Seite liegt aber wieder die Gefahr der Abstumpfung vor, die doch unter allen Umständen vermieden werden muß. Wir stimmen daher aufrichtig mit Kahl überein, daß die Bestrafung des „fahrlässigen Falscheides" durchaus abzuschaffen sei und nur die nachweisbar wissentlich falsche Aussage, diese aber dann aufs schärfste bestraft werden müsse. Daß dabei je nach den geistigen Fähigkeiten

Digitized by Google

und nach dem Bildungsgrade des Aussagenden gewisse Abstufungen zu machen wären, wollen wir heute nicht erörtern, wohl aber noch darauf hinweisen, daß diese psychologischen Erwägungen mit den oben ausgeführten religiösen sich sehr wohl vereinigen lassen. Mag Jesus Christus in irdischen, etwa naturwissenschaftlichen Dingen noch so sehr ein Kind seiner Zeit gewesen sein: in diesem Punkte war er seiner Zeit, ja unserer Zeit weit voraus: wie in einen Spiegel schaute er in die menschlichen Herzen hinein; wir glauben, daß er wußte, was die einzelnen bei sich dachten; gerade weil sich bei ihm Taubenreinheit mit Schlangenklugheit paarte, war er ein Menschenkenner ohnegleichen und nicht ein hartes Verbot, sondern ein Ausfluß unendlicher Menschenliebe und göttlichen Erbarmens ist es, wenn er den Seinen zuruft: „Ihr sollt aller Dinge nicht schwören."

Freilich, wenn wir auch den Zeugeneid beseitigen, so bleibt uns noch der Beamteneid. Wie viel Gewissensängste bei reinen Gemütern, die natürlich ihre Bedenken dem Vorgesetzten nicht offenbaren werden, wie viel utilitaristische Ausreden oder blöde Abstumpfung bei der Ableistung des Staatsdienereides! Man bedenke, wie ungeheuer ernst für den wahrhaft religiös empfindenden Menschen das Bewußtsein, gleichzeitig vor Gott und vor dem Landesherrn zu stehen, in einzelnen Fällen werden muß, zumal wenn, was ja doch an sich nicht ausgeschlossen wäre, einmal die Interessen beider Herren im Widerstreit miteinander liegen sollten. Ich glaube, auch der allertüchtigste, pflichttreueste, mit Orden geschmückte und öffentlich anerkannte Staatsdiener wird es sich hier und da nicht versagen können, ein ganz klein wenig zu „nörgeln". Im Grunde aber ist das schon eine Verletzung des beschworenen unbedingten Gehorsams, der Gott als strafenden Richter in den allerkleinlichsten Angelegenheiten des Lebens heranzieht; gewiß, die meisten kennen solche Bedenken nicht, sie lachen darüber: aber ist denn das eigentlich der Zweck der Vereidigung gewesen, das Gewissen abzustumpfen? Ich glaube, man wird auch hier mit der Zeit ehrlich zugeben müssen, daß Gott zwar im Regimente sitzt und alles wohl lenkt, daß aber die tausend und abertausend kleinen Verpflichtungen des Amts eben weltlicher Natur sind, obwohl unser ganzes Leben in strenger Pflichterfüllung nach protestantischer Auffassung sicherlich auch ein Gottesdienst ist. Der Staatsdienereid aber ist doch wohl überflüssig. Es gibt Tausende tüchtiger, pflichttreuer Beamter, die trotz allen Nörgelns sicherlich nicht zur Ruhe gehen würden, hätten sie nicht ihr Teil Arbeit im Dienste des Staats nach bestem

Digitized by Google

Wissen und Können erledigt, ohne doch in jedem einzelnen Augenblick, so oft sie eine Schublade aufziehen oder eine Tür schließen, an Gott und Eid und Höllenstrafen zu denken. Heißt das nicht das Innenleben des Menschen in unverantwortlicher Weise bevormunden? Worauf wir Deutsche bei unserem klassischen Beamtentum vertrauen, das ist doch nicht der geleistete Eid. Wie viele junge Hilfsarbeiter sind nur „durch Handschlag verpflichtet“: Halten wir sie für unzuverlässiger als die vereidigten Beamten? Es ist ganz einfach das in jedem reinen Menschen lebende Pflichtgefühl, das die staatliche Sicherheit gewährleistet. Keimhaft lebt es im Kinde, durch die Erziehung muß es gefördert und gestärkt werden; die Erziehung aber hört, wie jeder Beamte weiß, im staatlichen Leben niemals auf, bis es dem einzelnen zur zweiten Natur geworden ist, seine Pflicht und Schuldigkeit zu tun; er muß sie tun auf Grund jenes inneren Muß, des kategorischen Imperativs. Wer diesen nicht in seiner Brust vernimmt, wer sich nicht unter dieses Pflichtgefühl beugt, ist und bleibt ein Lump, und eine öffentliche Kasse ist wahrhaftig ist seiner Hand darum nicht sicherer, weil er einen feierlichen Eid abgeleistet hat. Der Eid bindet also den Schlechten nicht, für den Guten ist er überflüssig, in jedem Falle aber widerspricht er sich selbst, denn er appelliert an das religiöse Bewußtsein des Menschen und gerade dieses verbietet ihm den Eid.

Wir geben uns keiner Täuschung darüber hin, daß die konfessionelle Vereidigung noch geraume Zeit unter uns bestehen wird; unser Volk liebt ja mehr allmähliche Reformen als durchgreifende, plötzliche Abstellung handgreiflicher Übelstände. Aber gerade darum ist es nötig, die öffentliche Meinung immer und immer wieder auf bestehende Mißstände hinzuweisen und das öffentliche Gewissen zu wecken und zu schärfen für die großen Fragen, die unsere neue Strafprozeßordnung zu lösen berufen ist. Und vielleicht hat ein Laie, wie der Schreiber dieser Zeilen, doch das Recht, zu sagen, was er und viele mit ihm von der Arbeit der juristischen Fachleute vertrauensvoll erwarten.

Digitized by Google

Volksschulunterricht in Italien.

Von Ernesto Gagliardi.

Der Zweck dieser Zeilen ist, das zu vergegenwärtigen, was in Italien zur Erziehung des Volkes geschehen ist, und das Viele, was noch zu tun übrig bleibt; also eine Frage von vielleicht noch einschneidenderer Bedeutung, als die jedes welterschütternden Ereignisses. Wie der Mensch als Familienglied sich den Einflüssen seiner nächsten Umgebung nie völlig zu entziehen vermag, so kann die Gemeinde, der Staat von ihm billigerweise nur verlangen, daß er sich als derjenige bewährt, wozu sie ihn gemacht haben; auch er ist in dem Kampf für Licht und Kultur ein Werkzeug, eine Waffe, wie jede andere, nur geschmeidiger und veredelungsfähiger als jeder andere Stoff. Es sind leider keine zu trostreichen Bilder, die sich vor unseren Augen aufrollen, aber sie lenken unsere Aufmerksamkeit auf ein weites Gebiet segensreichster Tätigkeit, ein Feld, das goldene Früchte tragen wird.

Im Jahre 1898 belief sich in Italien die Zahl der Volksschulen auf 50588; von diesen hatten 44881 (inferiori) nur drei, die übrigen 5677 (superiori) vier Klassen. Tatsächlich bestehen 27 637 dieser Schulen in einer einzigen Klasse mit mehreren Abteilungen, andere müssen sogar auf solche Einteilung verzichten. Eigentümlich genug stehen 50 558 Volksschulen nur 31 848 Lehrer und 18 587 Lehrerinnen, im ganzen also 50 435 Lehrende, gegenüber. Die Unzulänglichkeit der Lehrkräfte für die untersten Unterrichtsstufen kann nicht überzeugender als durch diese Zahlen zum Ausdruck gebracht werden. In bezug auf die Schulräume sind die Verhältnisse nicht mehr so haarsträubend, wie sie der bekannte Abgeordnete Francesco Torraca in seinem Bericht für das Jahr 1895/96 darstellte, sie gewähren jedoch noch reichlich Anlaß zu allerlei Bedenken. Der Schulrat von Lucca stimmt mit seinem Kollegen von Campobasso in der Klage überein, daß „diesem oder jenem Stadtrat zuliebe die Schulräume fast alljährlich gewechselt werden, manchmal genügt zu diesem schwerwiegenden Entschluß nur die Verwendung eines einflußreichen Wahlagenten — grande elettore"! In dem Bezirk Lanciano befindet sich fast die Gesamtheit der Schulen in „unwürdigen, ungetünchten, niedrigen Räumen, ohne Scheiben an den Fenstern und Türen, viel zu klein, ohne genügend Licht und Luft". Vier Schulen sind in ver-

Digitized by Google

räucherten, dunklen Küchen untergebracht. Eine Volksschule für Mädchen dient als Vorzimmer zu der Kaserne der Karabinieri, anderen Schulen sind einige Räume von dem Bezirksgefängnis mit schweren Riegeln, eisernen Beschlägen und Luken an den Türen zugewiesen worden. Der Schulrat von Oristano (Sardinien) hat in seinem Machtbereich als Schule eine natürliche Höhle, die das Licht von oben durch ein Loch erhält, und außerdem sogar eine frühere Leichenhalle! Nur mit den größten Anstrengungen ist es dem Schulrat von Pordenone (Venetien) gelungen, die Verlegung einer Mädchenschule aus der unmittelbarsten räumlichen Zusammengehörigkeit mit einem Gestüt durchzusetzen. In Grottazzalina dient die Schule — mit einer einzigen Klasse für Knaben und Mädchen, — auch den Stadtvätern zum Versammlungsort und als Theater.

Daß unter solchen Umständen die Einrichtung, die Heizung, der Bedarf an Wasser, die Reinlichkeit, modernen Ansprüchen nicht ganz entsprechen, ist nur zu leicht begreiflich. Nicht viel besser ergeht's in dieser Hinsicht den großen Städten des Landes. Neapel bezahlt 120000 Lire jährlich Miete für Schulräume, wie ungeeignet jedoch die meisten dieser Räumlichkeiten zu Schulen sind, hat jüngst der Senator Saredo in dem vielbesprochenen Bericht seiner Untersuchung über die dortigen Dinge und Menschen nachgewiesen. Dabei sind die Lasten für den öffentlichen Unterricht, die, was die Volksschulen anbetrifft, ganz von den Gemeinden getragen werden, äußerst ungleich und willkürlich verteilt. Im allgemeinen drücken sie die Gemeinden mit weniger als 3000 Einwohnern unvergleichlich schwerer, als z. B. Mailand, das für seine Schulen über 3 Millionen jährlich ausgibt, aber über ganz andere Einnahmequellen verfügt, als das erste beste Krähwinkel. Ist es zu verwundern, wenn bei einem solchen Tatbestand Eltern und Schulpflichtige sich sträuben, dem Schulzwang Genüge zu leisten? Über 1000000 Schulpflichtige entziehen sich ihm gänzlich, weil sie in einzelstehenden Gebäuden, die viel zu weit von der Schule entfernt, oder in Flecken mit weniger als 500 Einwohnern wohnen. Auf einem Ausflug in die pontinischen Sümpfe erzählten mir selbst einige aufgeweckte Jungen, der Lehrer lasse sie barfuß nicht in die Schule hinein, und die Eltern hätten kein Geld, ihnen Schuhe zu kaufen. In ihren Sprößlingen sehen unbemittelte Eltern nur eine Erwerbsmaschine, von Schulzwang hat die Mehrheit keine blasse Ahnung, und die Schulbehörde tut nichts, ihnen die Augen zu öffnen. Auch das Gesetz für die Beschäftigung von Minder-

Digitized by Google

jährigen in industriellen und sonstigen Betrieben trägt das seinige zur Hintertreibung der lästigen Schulpflicht bei. Es bestimmt nur, daß Kinder nicht vor dem 16. Lebensjahr angestellt werden dürfen, bekümmert sich aber nicht im geringsten darum, ob sie ihrer Schulpflicht nachkommen oder nicht. Nach offiziellen Angaben belief sich die Gesamtzahl der Schulpflichtigen für das Jahr 1898 auf 2 400 000, nur 1 800 000 besuchten jedoch die Schule, 600 000 blieben somit ohne jegliche Belästigung seitens der Schulbehörde zu Hause!

Interessant sind die Mitteilungen, die das Ministerium für Volksaufklärung auf Grund der letzten Volkszählung — Februar 1901 — über die Zunahme der Bildung im Volke veröffentlicht hat. Von 31,2 % im Jahre 1872, war die Anzahl der Personen, die nach Vollendung des sechsten Lebensjahres lesen konnten, im Jahre 1882 auf 38,1 %, 1892 auf 51 % gestiegen. Das Verhältnis zwischen den Lesekundigen und denjenigen, die des Lesens unkundig waren, hatte sich also in beiden Jahrzehnten in gleichem Maße — 0,69 % jährlich — verbessert. Die Einführung des Schulzwanges — 15. Juli 1877 — bedeutet dementsprechend keine Wendung zum Besseren. Der Fortschritt läßt sich an Leuten aller Altersstufen wahrnehmen, besonders stark jedoch an Leuten, die noch nicht das dreißigste Lebensjahr erreicht haben. Unter dem männlichen Teil der Bevölkerung ist die Schulbildung, was die Volksschule anbetrifft, verbreiteter als unter dem weiblichen, aber der Abstand hat sich in den letzten zwanzig Jahren zu gunsten der Mädchen auffallend verringert. In den norditalienischen Provinzen ist nicht nur der Unterricht weit verbreiteter als in den süditalienischen, sondern auch der Fortschritt seit 1872 ein bei weitem bedeutender. Die Zahl der Leute, die nicht lesen können, ist in den Provinzen Turin, Como, Sondrio, Novara, Bergamo und Mailand zwischen 1872 und 1901 um 20 %, in der Provinz Cosenza nur um 10 %, in der Provinz Reggio Calabria nur um 8 und in der Provinz Catanzaro sogar nur um 7 % herabgesunken. Heutzutage sind in Turin 86,75 % der Einwohner des Lesens kundig, 82,66 in Novara, 82,42 in Bergamo, 80,51 in Mailand und nur 20,82 in Cosenza, 21,32 in Reggio Calabria, 21,72 in Catanzaro und 24,61 in Potenza. Das allgemeine Verhältnis stellt sich so: 51 %, die des Lesens kundig sind, 49 %, denen auch dieser kleine Vorteil entgeht.

Die Lage des Lehrerstandes, obwohl bedeutende Persönlichkeiten, wie z. B. Ada Negri u. a. m., aus ihm hervorgegangen

Digitized by Google

sind, ist im ganzen höchst bedauernswert. In der italienischen Kammer haben sich zwar eine ansehnliche Anzahl Deputierter zu einer besonderen Partei „Gli amici della Scuola“ zusammengetan und Meetings zu gunsten der Lehrer in allen italienischen Städten veranstaltet. Der sozialistische Abgeordnete Anini hätte im Jahre 1900 um ein Haar mit dem unerwarteten und nicht einmal besonders glücklich abgefaßten Antrag, endlich den Lehrern unter die Arme zu greifen, das Kabinet Pelloux gestürzt. Das Ausscheiden des jetzigen Ministerpräsidenten Giolitti aus dem Kabinett Zardanelli, in welchem er, wie bekannt, den Posten des Ministers des Innern einnahm, kam seinen Kollegen bei der Regierung sehr gelegen, um einer sehr heiklen Diskussion über diesen Gegenstand aus dem Wege zu gehen, deren Veranlasser der Gemäßigte Rizzetti war. Sein Kollege Mantica war zum Berichterstatter über den von ihm zu gunsten der bedrängten Lehrer eingebrachten Gesetzentwurf eingesetzt worden. In seinem Bericht kommt folgender Passus vor, der über die unabweisbare Notwendigkeit einer tiefgehenden Reform mehr als Bände spricht: „Es gibt Lehrer an staatlich anerkannten Schulen, die 58,33 Lire, Lehrerinnen die nur 46,69 Lire monatlich beziehen; für ihre Kollegen und Kolleginnen an nicht anerkannten Schulen sind selbst diese so bescheidenen Bezüge schier unerreichbar.“

Die Hauptursachen der angegebenen Mißstände sind kurz zusammengefaßt zwei: Mangel an Geld, die Gleichgültigkeit der Regierung und der Bevölkerung der Volksschule gegenüber. Alle die am weitesten vorgeschrittenen Nationen betrachten besonders die Volksschule als die wertvollste Einrichtung des Landes, ihr widmen sie ihre ganze Fürsorge, kein Opfer ist ihnen für sie zu schwer. In der freien Schweiz beteiligen sich an den religiösen Festen, um ein Beispiel anzuführen, nur die Anhänger dieser oder jener Konfession, die Mitglieder einer oder der anderen Sekte, aber bei der festlichen Überreichung der Schulprämien fehlt niemand, sie ist der allgemeine Festtag in der weitesten Bedeutung des Wortes. Dasselbe gilt für Belgien. Frankreich, das dem öffentlichen Unterricht 240 Millionen Francs zuwendet — Italien nur an 50 —, liegen die Volksschulen und die Fortbildungsschulen aller Art ganz besonders am Herzen. Da gibt's Kurse für wissensdurstige Mädchen, für lernbegierige Erwachsene, große Vereine für Volksbelehrung, Schulunterstützungskassen, Schulgenossenschaften, offiziell anerkannte Vereine unter ehemaligen Schul-

Digitized by Google

genossen, weitverzweigte Verbände zur Verbreitung des Unterrichts, für volkstümliche Vorträge und dergleichen mehr.

Deutschland zollt man in Italien selbst wegen seines Schulwesens Bewunderung. In Deutschland — schreibt der italienische Politiker und Schriftsteller Aristide Gabelli — kennt man keine nützlichere, würdigere Art der Wohltätigkeit, als dem Geist Nahrung zuzuführen, den Verstand zu schärfen, den Gesichtskreis selbst der bescheidensten Handwerker zu erweitern; man meint mit Recht, daß die Liebe zur Arbeit und Ordnung die Achtung vor seinesgleichen, Frieden und Wohlstand zur Folge haben; so erleben wir dort das erhabene Schauspiel, wie Privatleute sich zusammentun, um eine Schule ins Leben zu rufen, wie bei uns ein Theater für Dilettanten."

Die Vervollkommnung der Volksschule ist vielleicht der einzige Punkt, in welchem Schweden und Norwegen — dies Österreich-Ungarn des Nordens — einig sind.

Nordamerika, das sonst so ungern für öffentliche Ausgaben in den Säckel greift, legt, was die Schule anbetrifft, eine Freigebigkeit, eine Findigkeit im Geben an den Tag, die an Verschwendung streift.

In Italien ist nicht einmal die Regierung, geschweige ihre Schutzbefohlenen von der Bedeutung der Volksschule durchdrungen; die Einheit im Gebiet der Schule ist der politischen Einheit nicht gefolgt; die Schule wird wie ein Stiefkind, oft wie ein Prügelknabe betrachtet; man gibt wenig für sie aus, und dies nur zu oft unzweckmäßig, wenn nicht tendenziös. Die Bedeutung der Schule kann erst zum Nationalgewissen werden, wenn Schule und Lehrer in der allgemeinen Achtung gehoben und ökonomisch sicher gestellt sein werden. In den vierzig Jahren, die seit der Herstellung seiner Einheit verflossen sind, hat Italien im Handel, in der Industrie, den Wissenschaften und Künsten ungeheure Fortschritte gemacht, auf pädagogischem Gebiet ist es, besonders auf dem Lande, in den südlichen Provinzen, und auf den Inseln, das alte geblieben. Wie die Volksschule finanziell auf eine sichere Grundlage zu bringen ist, ist eine verwickelte, schwer zu lösende Frage. Manche, und unter ihnen Persönlichkeiten, wie die Herren Gallo und der jetzt so unrühmlich bekannte Nasi, die sich schon wiederholt als Minister für Volksaufklärung abgelöst haben, erblicken in der Einführung des Schulgeldes auch für die Volksschule die einzige Rettung. Die Mehrheit im Lande und in der Kammer lehnt sich jedoch mit Recht gegen

Digitized by Google

die Anwendung eines so gewagten Mittels auf. Die „Steuer auf das Lesebuch", und darüber hinaus käme man nicht, würde die Volksschule noch unvolkstümlicher machen, und im denkbar schärfsten Gegensatz zu der demokratischen Verfassung des Landes stehen. Die italienische Verfassung gewährt jedem, der seinen Namen schreiben kann, mit dem 21. Lebensjahr das politische Wahlrecht. Wie ist es denn möglich, die Erlangung dieser gewiß nicht zu hoch eingeschätzten geistigen Fertigkeit durch eine Steuer, die dem Schulzwang geradezu ins Gesicht schlägt, zu erschweren? Dabei kommt der Grad der Bildung, den man in den untersten Schulstufen erreicht, der Allgemeinheit ebenso zugute, wie dem einzelnen. Bei einer überwiegend Ackerbau treibenden Bevölkerung, wie in Italien, sind die Heloten der Scholle nur zu zahlreich. Der Staat darf unmöglich, ohne seinen elementarsten Verpflichtungen untreu zu werden, für die Verabreichung einer so knapp bemessenen geistigen Wegzehrung für das Leben, wie die ersten Elemente des Lesens und Schreibens, einen Entgelt verlangen. Auch ist es mehr als zweifelhaft, daß die in so unstaatsmännischer und engherziger Weise zusammengerafften Gelder zur Ausführung der ersehnten Reform ausreichen würden. Die Einführung von Schulgeldern auch bei der Volksschule würde in erster Linie die Mädchen von der Volksschule fernhalten, und das gerade in einem Moment, wo der weibliche Lerneifer sich dem der Knaben in erfreulicher Weise nähert. Im Jahre 1898, an das ich mich als Maßstab und Prüfstein halte, besuchten 1 021 991 Mädchen die Elementarschulen, dagegen nur 64 140 die mittleren, und von letzteren legten rund 17 000 keine Schlußprüfung ab. Unter 94 000 Zöglingen der Anfängerkurse am Abend oder an Feiertagen befanden sich nur 25 000 Mädchen. Ungefähr 2000 von den 2854 Privatelementarschulen waren ausschließlich für Mädchen, das Verhältnis zwischen den Zöglingen war 116 100 Mädchen zu 50 000 Knaben. Für die Notwendigkeit, dem Lerneifer der Zöglinge weiblichen Geschlechtes keine Hindernisse entgegenzustellen, spricht ebenso der Umstand, daß auch bei den Privatmittelschulen sich dasselbe Phänomen wiederholt wie bei den öffentlichen Mittelschulen: gegen 116 000 Schüler der Privatmittelschulen finden wir nur an 25 000 Schülerinnen. Die Anhänger der einzuführenden Schulsteuer behaupten zwar, daß 12 Lire Schulgeld jährlich für die niederen und 20 für die mittleren Schulen niemand zu hart drücken würden, aber abgesehen davon, daß für eine Menge Familien selbst dieser bescheidene Betrag unerschwinglich ist, wäre die Einführung einer

Digitized by Google

Steuer auf die Volksschule eine eigentümliche Art der Erleichterung des in Europa tributarisch am meisten belasteten Volks! Was nun tun? Wie einen Ausweg finden? Soll der Staat seinen bisherigen Kurs ändern, den mittleren und höheren Unterricht völlig der Privatkonkurrenz überlassen und seine Fürsorge ganz auf die Volksschule, für die er jetzt finanziell nichts tut, beschränken? Oder sollen dem bekannten Spruch Talleyrands zuliebe: „Die Schule muß nur für diejenigen umsonst sein, die sie nicht bezahlen können," die Wohlhabenden mit einer besonderen Steuer belegt werden, um die Volksschule unabhängig zu stellen und ihr eine ihrer Bedeutung entsprechende Grundlage zu geben? Ungerecht, wie diese Besteuerung der Wohlhabenderen zu gunsten der Unbemittelten scheinen mag, neu ist sie nicht. In dem so oft erwähnten Jahr 1878 besaß die Schule als solche in den Vereinigten Staaten 150 Millionen Morgen Grund und Boden. In einigen Staaten Nordamerikas wird ein besonderer Zuschlag für die Schule, der sich im Verhältnis zu der Zahl der Schulpflichtigen normiert, auf die Grundsteuer erhoben. In anderen Staaten werden spirituöse Getränke, Wertpapiere, Getreide, kurz und gut alle Quellen des Reichtums, zum Heil der Schule besteuert; der Oberschulrat ist befugt, zur Eröffnung neuer Schulen eigene Abgaben einzuführen. Dies gilt auch für den englischen Board of schools, obschon der Schatz der Volksschulen mit einem Betrag von mehr als 100 Millionen ihm jährlich unter die Arme greift.

In Belgien sind die Gemeinden verpflichtet, auf je so und so viele Einwohner eine Volksschule zu halten; der Staat und die Provinzen tragen mit jährlichen Subsidien dazu bei, und die Gemeinden haben außerdem das Recht, gegebenen Falls Einspruch gegen Privatschulen, ja, sogar gegen Stiftungen, wenn solche ihren ursprünglichen Zweck nicht mehr erfüllen, zu erheben. In Holland wetteifern Staat, Gemeinden, Privatleute in der Errichtung von Volksschulen, wenigstens ein Drittel der Kosten fällt auf alle Fälle dem Fiskus zur Last. Die Höhe der Schulabgaben wird von den Interessenten festgesetzt.

Dem schönen Italien, das einst allen Völkern der Erde auf dem Wege der Kultur vorangegangen ist, klingen alle diese Angaben über die Volksschulen unter minder begünstigten Himmelsstrichen eher wie Märchen und Träume, als wie eherne Tatsachen. Angelo Sicchirollo, dessen vorzüglicher Studie „L'Istruzione popolare in Italia" (Nuova Antologia, August 1903) ich meine sachlichen Angaben entnehme, meint, daß Italien, indem es sich

Digitized by Google

von überall etwas des Guten aneigne, und besonders dadurch, daß es die Schulangelegenheiten, insofern sie rein administrativer und pädagogischer Natur sind, dem Ministerium für den öffentlichen Unterricht entziehe und geeigneten Provinzialschulbehörden unterordne, schnell den beschämenden Abstand zwischen sich selbst und den führenden Nationen, wenn nicht in Jahr und Tag einholen, so doch bedeutend verringern könnte. Daß seine Hoffnungen in nicht zu entfernter Zeit Verwirklichung finden mögen, wünscht ihm jeder, der Verständnis für unsere Zeit hat und sich über jede neue Errungenschaft von Herzen freut.

Handelshochschulbildung.

Von Mil Richter, Leipzig.

Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts pflegte der Kaufmann sich hauptsächlich in der Praxis auszubilden. Nach beendetem Schulbesuche trat er in das Geschäft derjenigen Branche ein, welcher er sich später zuzuwenden beabsichtigte, um unter der Leitung eines gestrengen Lehrherrn eine Lehrzeit von mindestens drei Jahren durchzumachen. Wessen Verhältnisse es gestatteten, ging wohl auch einige Jahre ins Ausland, um dort neben der Erlernung fremder Sprachen sich auch dem Studium der Handelsbräuche fremder Länder zu widmen und hier Absatzgebiete und Absatzquellen ausfindig zu machen. Denn Handelsschulen, auf denen er sich über die geographischen oder sonstigen Verhältnisse des Handels hätte orientieren können, gab's nur in ganz geringer Anzahl an einigen größeren deutschen Handelsplätzen, während an anderen Orten solche im Entstehen begriffen waren. So bestanden einige höhere Lehranstalten in Sachsen, welches überhaupt das auf dem Gebiete des Handelsschulwesens am weitesten vorgeschrittene Land im Deutschen Reiche war.

Bis Anfang der sechziger Jahre konnte Sachsen vier Handelslehranstalten aufweisen, doch vermehrte sich deren Zahl von da ab

Digitized by Google

in rascher Weise. Auch in den übrigen Bundesstaaten, namentlich in Preußen, wuchs die Zahl der Handelsschulen von Jahr zu Jahr, so daß heute ausschließlich der privaten Anstalten die Gesamtzahl derselben 409 beträgt; die Schülerzahl dagegen ist auf nahezu 50000 angewachsen. Ebenso ist die Zahl der Handelsschulen für Frauen und Mädchen in stetem Steigen begriffen. Heute bestehen im Reiche 80 Anstalten dieser Art mit rund 5000 Schülerinnen. Das ist nicht nur für die Hebung des kaufmännischen Schulwesens, sondern für den gesamten deutschen Handelsstand gewiß ein erfreuliches Bild.

Auf Grundlage dieser kaufmännischen Fortbildungsschulen und höheren Handelslehranstalten hat sich die geistige und fachwissenschaftliche Bildung des Kaufmanns in der letzten Jahrhunderthälfte entwickelt. Wenn auch früher schon, namentlich im 18. Jahrhundert, wiederholt Ansätze gemacht wurden, Lehranstalten für den Handelsberuf zu schaffen, so waren doch diese Versuche immerhin nur von kurzem Bestehen. Während Kommerzienrat Paul Jacob Marperger und Professor Carl Günther Ludovici (1767), sowie Abt Jerusalem (1745) durch Wort und Schrift für eine bessere, höhere Bildung des Kaufmanns eintraten, suchte Johann Georg Büsch diesem Bedürfnis dadurch zu entsprechen, daß er die im Jahre 1768 von Wurmb in Hamburg ins Leben gerufene höhere Handelsakademie im Jahre 1771 von neuem ausbaute. Freilich konnte auch dies nur als ein Versuch gelten, denn nach kurzem Bestehen ging die Anstalt wieder ein. Immerhin sind bedeutende Männer aus ihr hervorgegangen, beispielsweise kein Geringerer als Alexander von Humboldt, der sein Wissen in den praktischen Fächern bereichern wollte. Das waren die ersten vereinzelten Ansätze einer höheren kaufmännischen Bildungspflege, wie sie erst nach den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in deutschem Boden von neuem wieder einzusetzen begann. Berühmte Politiker wie Ludwig Bamberger, später auch Soziologen und Volkswirtschaftslehrer wie Viktor Böhmert, Professor Oncken und van der Borght wurden eifrige Verfechter und Pioniere dieses im Kaufmannsstande selbst noch wenig beachteten, vielfach auch bekämpften Bildungsgedankens. Dadurch waren die Bestrebungen einer höheren Handelsschulbildung in Fluß gekommen, und sie gewannen immer festeren Boden und immer mehr Anhänger, nachdem sich ein „Verband für das kaufmännische Unterrichtswesen" gebildet hatte und nachdem Anfang der neunziger Jahre eingehende Verhandlungen über die Frage der Errichtung

Digitized by Google

einer Handelshochschule für Rheinland-Westfalen gepflogen worden waren. Als aber im Jahre 1897 der „Verband für das kaufmännische Unterrichtswesen" einen Kongreß in Leipzig abhielt, war die Frage nunmehr soweit geklärt, daß man an ihre Lösung herantreten konnte. Eine auf diesem Kongreß eingesetzte Hochschulkommission wurde mit den weiteren Arbeiten zur Ausführung des Planes beauftragt, und so konnte man schon zu Ostern des nächsten Jahres in Sachsens bedeutendster Handelsstadt, der Metropole des deutschen Buchhandels mit dem Sitze des Reichsgerichts und einer altehrwürdigen Universität, in Leipzig, ein Unternehmen erstehen sehen, das im Reiche inzwischen mehrfach Nachahmung gefunden hat und noch finden wird: die erste deutsche Handelshochschule.

Inzwischen war in den bedeutendsten Handelsnationen der Erde eine ansehnliche Anzahl hervorragender Handelshochschulen ins Leben getreten. Bereits 1820 wurde in Paris die „École Supérieur de Commerce" gegründet, allerdings nur im Sinne einer höheren Handelslehranstalt, während später die „École libre des sciences politiques" in Paris als eine Anstalt errichtet wurde, die sich nicht bloß auf den kaufmännischen Unterricht beschränkt, sondern die auch die sozialen und politischen Gegenstände umfaßt, wie Verwaltungsrecht, Finanzwesen, Nationalökonomie, Arbeitergesetzgebung, Völkerrecht und andere. Ihre Aufgabe ist es, für eine geeignete Ausbildung der Diplomaten und der Beamten im Konsulatswesen, Staatsdienst und Finanzwesen zu sorgen. In besonderen Kursen und Seminarübungen wird auch die Organisation der Banken und Eisenbahngesellschaften behandelt.

Eine vorzügliche Hochschule zur Ausbildung des Kaufmanns und verwandter Berufe besitzt auch Belgien in seinem „Institut Supérieur de Commerce" in Antwerpen, dessen Gründung aus dem Jahre 1852 datiert. Das Institut steht unter Aufsicht des Ministers für Landwirtschaft und Industrie und wird von der Regierung mit einem Jahresbeitrage von 45000 Franken unterstützt. Der Unterricht, welchem ein Vorbereitungskursus vorausgeht, ist auf zwei Jahre verteilt und behandelt die wichtigsten Fächer aus Theorie und Praxis. Nach zweijährigem Studium findet die Diplomprüfung statt, die zu einem Stipendium berechtigt, welches die Regierung an die Diplominhaber zu Exkursionen nach dem Auslande gewährt. Zur Ergänzung des Unterrichts nach der praktischen Seite hin bestehen ein Laboratorium und eine Mustersammlung, welch letztere Rohprodukte und fertige Fabrikate enthält, sowie eine Fach-

Digitized by Google

bibliothek. Außerdem errichteten zwei einflußreiche industrielle Verbände die „École des Hautes Etudes Commerciales et Consulaires“ in Lüttich, deren Einrichtung und Tätigkeit im allgemeinen der vorgenannten Anstalt entspricht. Besonderes Gewicht wird auf die Ausbildung in Sprachen und Warenkunde gelegt. Das Kollegiengeld beträgt wie bei dem „Institut Supérieur de Commerce“ im ersten Jahre 200 Franken, im zweiten 250 Franken. Außer diesen beiden Anstalten ist am 1. Oktober 1904 noch die „École de commerce de l'Université“ in Brüssel ins Leben getreten. Die Mittel zur Einrichtung und Unterhaltung derselben werden durch eine Stiftung des bekannten Chemikers Ernst Solvay aufgebracht. Für das Studium sind drei Jahrgänge vorgesehen. Alle kaufmännischen und wirtschaftlichen Vorlesungen umfassen auch die Lektüre und Analyse der französischen, deutschen und englischen Zeitungen und Zeitschriften. Außer anderen reichen Sammlungen ist der Anstalt vor allem die große Bibliothek des „Soziologischen Instituts Solvay“ zur Verfügung gestellt werden. Die sonstige Einrichtung, wie auch das Unterrichtsprogramm entspricht im allgemeinen dem der deutschen Handelshochschulen. Besonders sind mehrere Fächer aus dem Gebiete der Sozialwissenschaft eingerichtet, die durch Besuche der staatlichen Museen, „Musée commercial“ und „Museé industriel“, ergänzt werden.

Eine der ältesten Handelshochschulen finden wir drüben im Lande des Dollars. Bereits im Jahre 1881 legte Joseph Wharton den Grundstein zu der rühmlichst bekannten „Wharton School of Finance and Political Economy“, welche als handelswissenschaftliche Abteilung der Universität in Philadelphia errichtet wurde. Veranlaßt durch dieses Unternehmen machte sich die American Bankers Association, eine einflußreiche Gesellschaft, daran, auch an anderen Handelsplätzen der Union ähnliche Einrichtungen zu schaffen. So entstand an der Universität in Chicago, die ihre Entstehung dem bekannten Petroleumkönig John Rockefeller verdankt, an der „University of California“ und an anderen Staatsuniversitäten der Union ein „College of Commerce“ — eine handelswissenschaftliche Abteilung. Am erfolgreichsten in der Ausbildung des kaufmännischen Nachwuchses war jedoch die Wharton School in Philadelphia, deren Unterrichtsziel allerdings über das Bildungsbedürfnis des Kaufmanns hinausgeht. Denn sie bezweckt in erster Linie, auch den Verwaltungsbeamten zur Führung öffentlicher Ämter und zur Verwaltung von Grundeigentum vorzubereiten. Diesem Zwecke sind namentlich die

Digitized by Google

Unterweisungen in Finanzwissenschaft und Volkswirtschaftslehre gewidmet. Sie sollen den Blick schärfen für die Erscheinungen des praktischen Lebens und einen Einblick gewähren in die wichtigsten Probleme der modernen Staatswirtschaft. Junge Leute, die sich irgend einem praktischen Berufe in Industrie oder Verkehrswesen, in Handel oder Konsulardienst, in Rechtspraxis oder Journalismus zuwenden wollen, sollen sich hier die geeignete Befähigung erwerben können. Außer diesen grundlegenden Vorlesungen und praktischen Übungen weist der Lehrplan auch Vorträge über Geschichte, Logik und vor allem solche über Sprachen auf. Der Studienplan ist auf vier Jahrgänge verteilt, und sind jedem Gegenstande in der Regel zwei bis drei Stunden gewidmet. Nur für rein sozialpolitische und rechtswissenschaftliche Fächer wie Wohltätigkeits- und Besserungsanstalten und Grundzüge des Staatswesens ist je eine Stunde vorgesehen. Außerdem bestehen aber hier noch besondere Spezialkurse, die lediglich für die Ausbildung von Kaufleuten, Diplomaten und Handelsrichtern bestimmt sind. Diese Art der Ausbildung soll dazu beitragen, geeignete Kräfte für die Versorgung des Konsulardienstes zu gewinnen und denjenigen Handelsvertretern eine geeignete Schulung zuteil werden zu lassen, die in der Förderung der Handelsbeziehungen ihre Aufgabe erblicken. Überhaupt war es nur dieser handelspolitisch-imperialistische Gedanke, den amerikanischen Handel nach außenhin zu erweitern, welcher zur Einrichtung dieser Spezialkurse führte. Dieselben umfassen nur zwei Studienjahre und sind in der Wahl und in dem Aufbau der Unterrichtsgegenstände direkt für ihren Spezialzweck zugeschnitten. Auch in dem bereits erwähnten „College of Commerce and Politic“ an der Universität in Chicago vereinigen sich dieselben Bildungsbestrebungen wie an der eben geschilderten Anstalt.

Auch in England hat sich in den letzten Jahren das Interesse der Regierung dem kaufmännischen Bildungswesen in erhöhtem Maße zugewandt. Minister Chamberlain, Lord Salisbury, Lord Rosebery und andere englische Staatsmänner haben wiederholt auf die Notwendigkeit einer gediegenen Ausbildung des kaufmännischen Nachwuchses hingewiesen und dabei besonders die großen Erfolge hervorgehoben, die das Ausland, namentlich das Deutsche Reich, auf diesem Gebiete zu verzeichnen habe. So fanden diese Anregungen bald Nachahmung. Im Jahre 1895 wurde in London die „School of Economic and Political Science“ errichtet, die in erster Linie im Sinne einer Hochschule staatswissen-

Digitized by Google

schaftliche und diplomatische Kenntnisse vermitteln sollte. Durch eine besondere Abteilung, das „Commercial Department", sollte der Zweck einer höheren kaufmännischen Erziehung erreicht werden. Hierbei wurde eine möglichste Spezialisierung der einzelnen Bildungsaufgaben erstrebt. Denn man meinte, da jeder Beruf in seiner praktischen Ausübung grundverschieden vom andern sei, so müsse auch eine Hochschule für jeden Berufsangehörigen die Möglichkeit bieten, sich die für seinen speziellen Zweck nötigen Kenntnisse anzueignen. Der Eisenbahnbeamte brauche also eine andere Ausbildung als der Kaufmann, der Industrielle eine andere als der Bankbeamte und schließlich auch der Staatsbeamte eine andere als der Angestellte im Verwaltungswesen. Demgemäß müsse sich die Ausbildung jedes einzelnen im Rahmen dieser verschiedenen Berufszweige entwickeln. Dieses Erziehungssystem sollte einen wissenschaftlichen Unterricht in der modernen Industrie und des Handels, in Volkswirtschaft und Politik gewähren, der sich im wesentlichen auf die praktischen Erfahrungen in diesen Gebieten stützt. Für die Besucher der Anstalt ist ein dreijähriges Studium vorgesehen, das sich auf die gesamte Volkswirtschaft, Statistik, Diplomatik, Politik und Finanzwissenschaft erstreckt. Daneben finden über dieselben Gegenstände auch Fachvorlesungen statt, an denen außer den Studenten auch Hörer teilnehmen können. Der Charakter einer Hochschule tritt bei dieser Anstalt besonders dadurch hervor, daß sich die Ausbildung lediglich auf diese wissenschaftlichen Disziplinen beschränkt, während Unterweisungen in den praktischen Fertigkeiten, wie Stenographie, kaufmännische Arithmetik und Buchhaltung, ja selbst in Sprachlehre nicht stattfinden. Zur Unterhaltung der Anstalt sind jährlich nahezu 70 000 Mark nötig, wovon auf die Lehrkräfte 30 000 Mark kommen. Diese Unterhaltungskosten werden zum Teil durch eine Londoner technische Gesellschaft, zum Teil durch anderweite Zuwendungen aus Stiftungen und Sammlungen gedeckt.

Zwei Jahre später, im Jahre 1897, kam der Plan der Errichtung einer Handelshochschule auch in Deutschland zur Ausführung. Nachdem, wie schon erwähnt, der „Verband für das kaufmännische Unterrichtswesen" die nötigen Vorbereitungen getroffen hatte, konnte Ostern 1898 die erste Handelshochschule des Reiches in Leipzig errichtet werden. Handelskammer und Stadtverwaltung übernahmen die materiellen Kosten, während die sächsische Regierung einen entsprechenden Zuschuß leistete. Da die Anstalt zunächst in enger Anlehnung an die Universität organisiert

Digitized by Google

wurde, so war in deren Dozenten und Professoren für geeignete Lehrkräfte gesorgt, anderseits wurden sie auch in der seit 1831 bestehenden höheren Handelslehranstalt gewonnen. Der Lehrgang verteilt sich auf vier Semester, und können in dieser Zeit die wichtigsten, für die kaufmännische Ausbildung in Betracht kommenden Vorlesungen an der Universität, wie Volkswirtschaftslehre, Handelsrecht, Staatsrecht, Verwaltungsrecht, Statistik, Kolonialpolitik, Gewerbepolitik, Weltverkehr und Finanzwissenschaft gehört werden. Zur Teilnahme sind alle diejenigen berechtigt, welche eine höhere Lehranstalt absolviert haben, oder auch Kaufleute, wenn sie im Besitze des Berechtigungsscheines für den einjährig-freiwilligen Dienst sind und eine zweijährige Lehrzeit durchgemacht haben. Zur Orientierung und Weiterbildung in den allgemeinbildenden Wissenschaften können auch die Vorlesungen über Geschichte, Literatur und Kunstgeschichte besucht werden. Für die sonstigen Bildungsbedürfnisse des Kaufmanns ist in den besonderen Kursen für kaufmännische Fertigkeiten gesorgt, die vier Semester umfassen. Das letzte Halbjahr dient den Unterweisungen und praktischen Übungen in einem Musterkontor, das die Vorgänge des wirklichen Geschäftsbetriebes praktisch darstellt. Außerdem ist ein Handelslehrerseminar vorhanden. Im letzten Studienjahre wurde die Anstalt von 565 Studierenden besucht, darunter befanden sich 267 Ausländer. In derselben Weise ist auch die der technischen Hochschule in Aachen angegliederte „Handelshochschule" eingerichtet. Im Verein mit der Handelskammer haben zwei Aachener Gesellschaften sich bereit erklärt, die Mittel zur Unterhaltung der Anstalt aufzubringen. Sonst gelten im allgemeinen die Vorschriften, welche für die technische Hochschule maßgebend sind. Bei der am 13. April 1898 erfolgten Eröffnung wurde besonders darauf hingewiesen, daß es wünschenswert sei, den Technikern eine in kaufmännischem Sinne ergänzte Ausbildung zu bieten.

Aber auch in anderen Städten fand der Gedanke, Hochschulen für den Kaufmannsstand zu errichten, fruchtbaren Boden. Seit langem schon hatten die Großindustriellen des Rheinlandes den Wunsch gehabt, diesen Gedanken zu verwirklichen. Im Jahre 1901 nahm er greifbare Gestalt an. Auf dem festen Grunde einer überaus reichen Stiftung des Kommerzienrates Gustav von Mevissen trat am 1. Mai eine selbständige Handelshochschule ins Leben. Dieselbe unterschied sich von den gleichen Anstalten in Leipzig und Aachen vor allem dadurch, daß sie sich an eine andere Einrichtung nicht anlehnte, sondern frei und unbeeinflußt die gestellten Aufgaben

Digitized by Google

erfüllte und das ihr vorschwebende Ideal einer modernen kaufmännischen Hochschulbildung erstrebte. Das suchte sie in erster Linie durch eine zweckmäßige Anpassung des Lehrplanes an die Bedürfnisse des praktischen Lebens zu erreichen. In vier Semestern, auf die sich der Studiengang verteilt, sollten nicht bloß Vorlesungen gehalten und Übungen veranstaltet werden, sondern in diesem Zeitraume glaubte man überhaupt diejenige Ausbildung zu gewähren, welche den Kaufmann zur Ausfüllung auch der höchsten Stellen in seinem Berufe befähigt. Besonderen Wert legte man deshalb darauf, ihm nicht bloß Bruchstücke aus den einzelnen Gebieten, sondern etwas Zusammenhängendes, Umfassendes zu bieten. Die Grundlage hierzu bilden die volkswirtschaftlichen Vorlesungen, die den Studierenden mit den wichtigsten Erscheinungen des kaufmännischen Berufes, dann auch mit denen des Volkslebens vertraut zu machen haben und die ihm die Ursachen der Bewegungsvorgänge im modernen Wirtschaftsleben erklären. Hierauf stützt sich die Behandlung der Einzelvorgänge im Welthandel und Weltverkehr, im Bankwesen, im Versicherungswesen, in Handelspolitik, Handelsgeschichte, Sozialpolitik (Arbeiterfrage) und Kolonialwirtschaft. Praktische Übungen in einem volkswirtschaftlichen Seminar bieten weiter Gelegenheit, sich in wichtige Einzelfragen des Wirtschaftslebens zu vertiefen. Eng an diese volkswirtschaftlichen Vorlesungen lehnen sich die rechtswissenschaftlichen an, welche speziell für die Bedürfnisse des Kaufmanns zugeschnitten sind, insofern, als hier nur die Rechtsgrundsätze der wichtigsten kaufmännischen Verträge, die Behandlung der Wechsel, die Rechtsgrundlagen der verschiedenen Handelsgesellschaftsformen, namentlich der Aktiengesellschaften, erörtert werden. Dazu kommen die Vorlesungen über die wissenswertesten Zweige des Versicherungswesens, der Handelsgeographie, auch der Technik und chemischen Technologie, während die Handelstechnik die verschiedenen Zweige der kaufmännischen Praxis, einschließlich Sprachen, umfaßt. Überall hat man jedoch bei den einzelnen Unterrichtsfächern besonderes Gewicht darauf gelegt, daß der praktische Zweck der hier erworbenen Kenntnisse in den Vordergrund gerückt wird. Dies kommt namentlich auch darin zum Ausdruck, daß außer den Professoren geschulte und erfahrene Männer der Praxis zu den Unterweisungen in einzelnen Gegenständen herangezogen worden sind. So werden die Fragen aus dem Bankwesen von einem praktischen Bankbeamten behandelt, während die Technik des Eisenbahnverkehrs ein Eisenbahnbeamter erklärt. Ein Gewerbeinspektor hat den

Digitized by Google

Unterricht in Gewerbekunde übernommen, während anderseits ein Rechtsanwalt die einschlägigen Aufschlüsse in Rechtsfragen gibt. Wenn man weiter noch findet, daß auch eine Reihe ganz aktueller Fragen über Warenhäuser, Kohlensyndikat, Eisenindustrie, Lederindustrie, Dortmund-Ems-Kanal erörtert und daß Exkursionen nach bedeutenden Großbetrieben des Rheinlandes unternommen wurden, so findet man auch hierin einen Beweis dafür, daß die wissenschaftliche Betrachtungsweise der Unterrichtsgegenstände die Erfahrungen des praktischen Lebens überall zur Geltung kommen läßt. Dieser Umstand mag jedenfalls dazu beigetragen haben, daß die Zahl der Besucher im letzten Semester auf über 1500 gestiegen war. Eine so rege Teilnahme sowie zwei neuerliche Stiftungen in Höhe von 300 000 und 20 000 Mark geben die Gewähr für die Lebensfähigkeit der jungen Anstalt.

Ein Jahr später, am 15. April 1902, wurde in der Hauptstadt des mitteldeutschen Handels eine ähnliche Anstalt errichtet: die Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt am Main. Gerade diese Stadt mit ihrem ausgezeichneten, für ganz Deutschland vorbildlich gewordenen Verwaltungswesen hat auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge bereits Großes geleistet. Aus diesen sozialen Bestrebungen heraus erwuchs daher der Wunsch, die Ideen und Erfahrungen in Form von wissenschaftlichen Lehren weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Das Institut für Gemeinwohl, das im Magistrat einen eifrigen Förderer seiner Bestrebungen gefunden hatte, stellte für die Ausführung des Planes zunächst die Summe von 30 000 Mark zur Verfügung, und so konnte am 21. Oktober 1901 die genannte Akademie eröffnet werden. Hier freilich hatte man sich ein weiteres Ziel gesteckt, als die bloße berufsmäßige Ausbildung des Kaufmanns. Wie schon aus dem Namen hervorgeht, sollten an dieser Anstalt in erster Linie auch die Sozialwissenschaften gelehrt und gepflegt werden. Dadurch suchte man einen doppelten Zweck zu erreichen: Einmal wollte man den Kaufmann mit den Kenntnissen ausrüsten, die sein Beruf heute in den höheren Stellungen erfordert. Dann aber wollte man auch den Beamten und Angehörigen der gelehrten Berufe, sowie Fachlehrern geeignete Gelegenheit bieten, ihre Kenntnisse auf den Gebieten des Wirtschaftslebens, des öffentlichen und privaten Rechtes, der Sozialpolitik und des kaufmännisch-industriellen Geschäftsbetriebes zu erweitern und zu vertiefen. Neben den volkswirtschaftlichen Vorlesungen finden daher auch selbständige wissen-

Digitized by Google

schaftliche Arbeiten und Untersuchungen und besondere Fachkurse für Kaufleute statt. Ihre ganze Organisation und Anlage neigt vor allem dahin, eine Vereinigung der Bildungsbestrebungen in den verschiedenen Berufen zu schaffen. Die Besucher der Anstalt sollen sich in ihren gegenseitigen Bedürfnissen und Berufsaufgaben näher kennen lernen. Der Kaufmann soll also nicht bloß kaufmännisch, sondern auch sozialpolitisch geschult werden; der Techniker und Verwaltungsbeamte soll sich nicht bloß Fachkenntnisse aneignen, sondern er soll auch mit kaufmännischem Wissen ausgerüstet werden, und der Sozialpolitiker schließlich soll nicht bloß sozialwissenschaftliche Lehren und Erfahrungen in sich aufnehmen, sondern auch in kaufmännischem Sinne erzogen werden. Denn wie in der Praxis ein Übergreifen der verschiedenen Berufsaufgaben von dem einen in andere Tätigkeitsgebiete stattfände, so müsse auch der Unterricht einer Hochschule darauf gerichtet sein, geistige Brücken zu bauen zwischen den einzelnen verwandten Berufen.

Für die allernächste Zeit steht nun auch noch die Errichtung einer Handelshochschule in der deutschen Reichshauptstadt bevor. Nachdem das Ältestenkollegium der Berliner Kaufmannschaft die Summe von 150 000 Mark für diesen Zweck ausgeworfen hat, ist der Grundstock geschaffen, auf dem das Unternehmen aufgebaut und am 1. Oktober 1905 in einem eigenen Neubau eröffnet werden soll. Erfahrungen über die Behandlung und Zweckmäßigkeit des inneren Betriebes sind in den bereits bestehenden Anstalten in reichem Maße gesammelt worden. Hoffen wir daher, daß auch das neue Unternehmen zum Besten des gesamten Handelsstandes erblühen und sich entwickeln wird.

Digitized by Google

Gottesgericht.

Das Segel straff und das Auge fest,
Und wie Stahl am Steuer die Faust —
„Nordmann, nun gilt's, wer sich zwingen läßt,
Wie wild der Sturm auch braust!“

Herr Grengad sprach's und sprang ins Boot,
Dann wandt' er noch den Blick:
„Ein Lügner bin ich und bin tot
Bin ich morgen nicht wieder zurück.“

Erschlagen hatte er König Rolf,
Und sagte, dem wäre sein Recht:
„Wohl unser Herr ist König Rolf,
Doch nimmer ich sein Knecht.

„Und wär' es unser Gott Odin,
Der blickte auf mein Weib —
Mein gutes Schwert, das strafte ihn
Und seinen Lüsteleib.“

Die Zweifler rief er zum Gotteskampf,
Zum heißen Waffenspiel:
„Ich zeige bei Streit und Rossegestampf,
Daß Rolf dem Recht verfiel.“

Und wieder rief er zum Gottesgericht
Und bot für die Wahrheit sein Blut —
Die Zweifler bangten und stellten sich nicht —
Herr Grengad focht zu gut!

Da lacht er höhnisch: „Wär' ich rein,
Und hätte wahr gesagt,
Weil in der Zweifler zagen Reihn
Nicht einer Trotz mir wagt?

„So wähl' ich einen Feind zum Streit,
Den keiner feig gesehn:
Der wütend dort nach Beute schreit,
Den Sturm will ich bestehn!“ —

Digitized by Google

Das Segel straff und das Auge fest,
Herr Grengad saß im Boot:
„Wenn sich der Sturm nicht zwingen läßt,
Bin ich ein Lügner — und tot.“

Am Steuer die Faust im Eisenkrampf,
Das Auge, wie blitzender Stahl —
Der Kiel durchschnitt das Wellengestampf,
Herr Grengad fuhr zur Wal.

Odin, dem wilden Wolkengott,
Dem wuchs gewaltig der Grimm:
„Dir Frevler straf ich den frechen Spott,
Ich straf ihn furchtbar schlimm!“

Gewitterschwer die Wolkenfaust
Zum Hiebe Odin hob,
Sein Wolkenwindhund, sturmzerzaust,
Über die Wellen stob.

An Norwegs Ufer brach's im Holz,
Es krachte Stamm und Ast —
Herr Grengad saß so stark und stolz,
Und stark und stolz der Mast.

Da hob Odin den Weltenspeer:
„Jetzt gilt es Göttermacht!“
Ein Feuerstrom brach heiß und schwer
Aus schwarzer Wolkennacht.

Es barst der Mast, das Boot zerbrach,
Herr Grengad schwamm im Meer:
„Odin, du rächtest deine Schmach,
Und deine Hand ist schwer.

„Mein Leib und Leben dir verfiel,
Bis morgen laß mir den Tand,
Daß Grengad nicht und Lügenspiel
In einem Hauch genannt.“

Der Recke mit den Wellen rang,
Er kämpfte Nacht und Tag,
Und als die Sonne wieder sank,
Das Land da vor ihm lag. —

Digitized by Google

An Norwegs Ufer die Brandung wühlt,
Mit gieriger Räuberhand
Im Sturm sie Land und Leben stiehlt —
Und schenkt nur Tote dem Strand.

Am Seegestade ein Posten stund,
Suchend sah er aufs Meer:
„Die Sonne sinkt. Er ist ein Hund —
Log sich um Namen und Ehr."

Da rauscht es: Mit der Brandung rang
Ein Mann, war todesmüd,
Der lebend aus den Wellen sprang
Noch eh die Sonne schied.

Hoch stand er da: „Rein ist mein' Ehr,
Erkämpft aus schwerer Not,
Odin, nun deinen Rachespeer . . ."
Sein Wort erstarb im Tod. —

Oswald Meyer.

Die Aufzeichnungen des Leutnants von den Kaiserhusaren, Barons Gerdau, über seinen Aufenthalt in Japan.

Wiedergegeben von Moritz von Kaisenberg.

VII.

Die Eroberung Port Arthurs durch die Japaner 1894.

Unterhaltung bei Tisch im Klub recht interessant, wirklich sehr. Kamen da ganz zufällig auch auf Port Arthur zu sprechen. Meinte Major Sato, Neffe des Obersten und „Ia." bei dem Generalkommando des Gardekorps, er könne manches Neue darüber erzählen, hätte da neulich 'nen recht genauen Plan der Festung

Digitized by Google

mit allen ihren detachierten Forts eingesehen. Russen wären recht fleißig an der Arbeit gewesen, wären kaum noch Spuren von der alten Befestigung zu sehen. — Alles neu — alles neu. — Wo mochte wohl der Herr den Plan her haben? — Sagte nichts darüber, auch zu Mitake nichts, der ihn danach fragte. Mochte Kenntnis wohl aus tüchtigen Spionshänden herrühren. —

Kam bei der Gelegenheit Gespräch auch auf Krieg zwischen Zopfmännern und Japanern in dem Jahre 1894. — Wurde da so mancherlei drüber erzählt, wovon ich bis dahin keine blasse Ahnung hatte. Major Sato machte damals den Krieg als Premier bei der ersten Kompagnie der 3. Kavallerieabteilung der Wönsankolonne unter Oberst Sato, seinem Onkel, mit. Auch einige der anderen Herren waren dabei gewesen, tauschten ihre Ansichten darüber aus. — Bat monsieur le marquis Sansnom, doch die Herren zu weiteren Mitteilungen über diesen Krieg veranlassen zu wollen. Tat er auch unter der Begründung, daß ich selbst noch nichts Rechtes darüber wisse. War das zwar etwas schroff ausgedrückt, erfüllte aber seinen Zweck. Major Sato hielt uns darüber nach Tisch einen kleinen Vortrag. Himbeerfarbene tun so was bekanntlich nicht gerade ungern. Er gab uns sogar noch 'ne kleine Einleitung zum besten. Hatte viel Belehrendes für mich. Bekäm dadurch doch solche Art von Anschauung dieses Feldzuges, von dem ich allerdings bis dahin nur verzweifelt wenig gewußt hatte. — Will gleich mal aufzeichnen, was davon behalten habe. Der Major begann:

„War damals dieser chinesische Krieg unser erster Feldzug, gewissermaßen 'ne Probe auf das Exempel, was wir in den vergangenen Jahren durch unsere preußischen Lehrer gelernt hatten.

Unsere Truppen waren über alles Lob erhaben, sie lernten schnell genug die Gefechtsdisziplin und schlugen sich wie alte bewährte Krieger. Funktionierten nun auch die einzelnen Teile der Kriegsmaschine vortrefflich, so kann ich das von der Führung nicht gerade sagen. Schlachten schlagen muß eben erst gelernt werden, und wo hatten unsere Generale bis dahin Gelegenheit gehabt, sich praktisch zu Feldherren auszubilden? Manöver nach europäischen Begriffen gab es damals noch nicht, und spielten sich unsere Schlachten zu Anfang in lauter Einzelnscharmützeln ab. Von einer Führung des Ganzen war fast nie die Rede. Wir hatten Gefechte, aber eine rangierte Feldschlacht hatten wir nicht. Eins verdient allerdings die höchste Anerkennung, persönliche Eitelkeit gab es unter unseren

Digitized by Google

Führern nicht. Sie hatten nie den Ruhm ihrer Person im Auge, sondern nur den Gesamterfolg. Jeder marschierte stets auf den Kanonendonner zu und eilte mit seiner Truppe zur Unterstützung des sich in Not befindlichen Kameraden herbei. Aber wie gesagt, eine einheitliche Gefechtsleitung — gab es nicht. — Man mag alle Gefechtsberichte des Feldzuges studieren, so findet man selten einen Divisions-, ja kaum einen Brigadebefehl, eine ordre de bataille aber nie. Man ging eben gegen den Feind vor und attackierte ihn bataillons-, ja kompagnieweise in der Front. — Aber wir haben durch diesen Krieg gelernt, vielleicht auch etwas durch den Feldzug unter dem Weltmarschall, aber in diesem nicht gerade zu viel, denn das waren ja stets nur kleine Scharmützel, und dazu kam — die Eifersucht unter den Nationen. — Vous comprenez. — Will nun von einzelnen Episoden aus dem chinesischen Kriege erzählen, die ich selbst teils mitgemacht, teils aus dem Stabe mit angesehen habe.

Werden sich die Herren daraus ein Bild dieses ganzen für uns so schnell und glücklich verlaufenen, leider aber ebenso resultatlos gebliebenen Krieges machen können? —

Als das erste Armeekorps des Marschalls Grafen Yamagata durch die Gefechte bei Hushan und Kiulienscheng die Chinesen endgültig aus Korea hinausgeworfen hatte, verfolgte es die Feinde bis über die Grenze. Wir traten damit auf chinesisches Gebiet, in die Mandschurei, über. —

Die Heeresleitung überließ nun dieses Korps seinen weiteren Erfolgen, und stellte eine zweite Armee unter dem Grafen Oyama auf, um damit gegen die starke Festung Port Arthur vorzugehen, diesen Schlüsselpunkt des Golfes von Petschili zu erobern und damit einen entscheidenden Schlag gegen den Feind zu tun.

Diese zweite Armee trat am 27. September 1894 in Hiroshima zusammen und wurde auf 50 Transportfahrzeugen unter dem Schutze von 6 Kriegspanzern nach dem chinesischen Küstenort Hwaynankow, an der Mündung des Flusses Hwaynan, übergeführt.

Von hier wurde der Vormarsch gegen Port Arthur angetreten. In Hwaynankow erhielt ich den Befehl, mich als Generalstabsoffizier bei dem Höchstkommandierenden zu melden. Ich wurde seinem Stabe attachiert, er selbst war aber noch nicht eingetroffen. Dieses neugebildete Armeekorps bestand aus:

Digitized by Google

1. der 1. Provinzialdivision unter dem Generalleutnant Baron Yamagi (1. und 2. Brigade);

2. der 6. Provinzialdivision unter General Hasegawa (11. und 12. Brigade).

Die 12. Brigade erhielt zuerst einen Spezialbefehl für Korea, so daß die ganze, gegen Port Arthur bestimmte Armee eigentlich nur aus 3 Brigaden, 24 Geschützen, einer Abteilung Kavallerie, 1 Genietruppe und dem Belagerungstrain bestand.

Wenn Sie bedenken, daß damals die Etatsstärke eines Infanterieregiments nur die eines jetzigen mobilen Bataillons betrug, so war die ganze Stärke des Korps nur etwa ebenso stark, als eine jetzige mobile Kriegsdivision. —

Die Konzentration dieser Armee fand südlich Petsewos statt, worauf der Vormarsch angetreten wurde. — Die Avantgarde unter Major Saito besetzte mehrere Dörfer südlich Petsewos, ohne Widerstand zu finden. Petsowo selbst aber war vom Feinde besetzt. —

Das konzentrierte Korps blieb hier bis zu dem Eintreffen des Oberbefehlshabers am 4. November. Seine Ankunft war durch das Ausschiffen der Pferde seines Stabes verzögert. Es hatte wegen der schlammigen Ufer lange gedauert, diese an Land zu schaffen. Der General konnte sich doch nicht in einem Wagen an die Spitze seines Heeres setzen.

Am 5. November fand der erste Zusammenstoß mit dem Feinde statt.

„Bitte, Kawachi," wendete sich der Major an einen kleinen Fähnrich des Gardereiterregiments, „holen Sie einmal die Spezialkarte von Kints (Port Arthur) her" — dies geschah. Der Major breitete sie vor sich auf dem Tisch aus und fuhr fort: „Orientierung ist immer die Hauptsache. Bitte, Herr Baron," wendete er sich an mich, „sehen Sie her. — Hier bei Lhuhlatiu trafen unsere Truppen zuerst mit denen der Chinesen zusammen. Die Avantgarde des Majors Saito warf nach geringem Widerstande eine feindliche Abteilung von 400 Mann aus Hwangheatiu hinaus. — An dem nächsten Morgen trat die Division den weiteren Vormarsch an, und erhielt die Avantgarde von dem Mont Tahoshany aus, auf dem feindliche Artillerie stand, Feuer. —

Von dem Oberbefehlshaber wurde zwar eine Art von Disposition ausgegeben, die jedoch im Verlauf des Gefechts nicht eingehalten wurde. Muß sagen zu unserem Glück, denn von

Digitized by Google

solcher Art von ordre de bataille hatte ich noch nie etwas gehört. —

Danach sollte General Yamagi mit seiner Brigade auf Kanheatum vorgehen, um von dort die rechte Flanke des Feindes anzugreifen. Oberst Koni erhielt den Befehl, mit dem 15. Infanterieregiment gegen Petsewo vorzugehen, um die linke feindliche Flanke zu umfassen. Im Zentrum blieb nur General Nogi mit einer Brigade und 4 Batterien zurück, um die feindliche Stellung von Tahoshang in der Front anzugreifen. — Ganz eigenartige Disposition das. Wagte zwar, davon abzuraten, die Truppen derart zu zersplittern, wurde aber vom Chef sehr brüsk mit den Worten abgewiesen: „Schweigen Sie, kommandieren Sie hier, oder ich?" — War nichts dagegen zu machen. Aber gegen eine Stellung in dieser Weise zu avancieren, die noch nicht einmal hinreichend rekognosziert war und deren Ausdehnung und Stärke man noch gar nicht kannte, war der reine Unsinn; namentlich aber mit Truppen, die zum erstenmal gegen einen unbekannten Feind vorgingen. Die Herren Schlachtenführer überlegen oft nicht, daß, wie Major Meckel sagte, „der Umgehende auch leicht umgangen werden kann." Die weit ausholende Umgehung des Generals Yamagi war deshalb sehr gewagt, und das um so mehr, als die nach Kanheatum führenden Wege nicht einmal rekognosziert waren und sich auch nachher als in furchtbarer Verfassung erwiesen.

Trotzdem war das Glück mit uns. — Wir erkannten an dem Tage zum erstenmal, was für 'ne Sorte von Gegner die Chinesen waren. Wir lernten sie in ihrer ganzen Unfähigkeit kennen. Hierdurch kam aber der Elan in unsere Truppen hinein, und mit Elan da holt man sich, wie die Herren das wissen, den Lorbeer. —

Hätten die Chinesen an dem Tage nur einen energischen Vorstoß gegen unser Zentrum gemacht, so wäre dieses unzweifelhaft durchbrochen und damit vielleicht unser großer Geschützpark genommen worden. Das taten sie aber nicht, und nachher war es dazu zu spät. Die Führer unserer beiden Seitendetachements sahen das Unpraktische ihrer so weit angesetzten Umgehungen ein und zogen sich, ohne Befehl dazu zu haben, näher an das Zentrum heran. —

Der Feind rangierte sich zwar zum Gefecht, ging auch anfangs gegen unser Zentrum vor, als aber der rechte Flügel Yamagis seine Rückzugslinie bedrohte, drehten sie um und zogen

Digitized by Google

sich in größter Eile auf Kinchow zurück. Sie gaben damit ihre starke Stellung auf, die beinah unangreifbar war. —

An dem nächsten Morgen rückten unsere Truppen gegen das stark befestigte Kinchow vor. Dessen Belagerung wurde nach ähnlicher Disposition wie die tags vorher ausgeführt. — Das Zentrum begann den Tanz und eröffnete mit seinen Batterien das Feuer auf die befestigte Stadt. General Yamagi war mit seiner Brigade auf der Straße weiter vorgerückt und Oberst Koni stand nördlich Kinchow. Beide griffen mit dem Feuer ihrer Batterien in den Kampf ein. Die Belagerten erwiderten zu Anfang das Feuer mit ihren weittragenden Kruppschen Geschützen auf das heftigste, ohne uns jedoch viel Schaden zu tun. Gegen 10 Uhr fing jedoch das Feuer an, nachzulassen, und unsere Infanterie ging zum Sturm gegen die hohen Mauern vor. Unsere Pioniere sprengten das, in die hohen, aus mächtigen Steinquadern erbauten Mauern eingeschnittene Osttor mittelst Dynamits, und die Truppen drangen in die Stadt ein. Bald darauf fiel auch das Nordtor, und es gelang dem Obersten Koni, auch hier einzudringen. Die Feinde flohen in wilder Flucht aus dem Westtor auf Talienwan zu, kamen auch dort nicht zum Stehen, sondern rissen die, aus 500 Mann bestehende Besatzung mit sich fort. Eine wahre Panik hatte sich der Chinesen bemächtigt, und so kam es, daß die durch Forts stark befestigte Stadt fast ohne Schwertstreich in unsere Hände fiel. Talienwan war für uns von größter Bedeutung. Die Stadt hat bekanntlich einen Seehafen, der damals wegen seiner Ausdehnung und der weit in das Land hineingreifenden Form fast noch höher als Port Arthur und Wei-hai-wei stand. — Für uns war sein Besitz aber von größter Bedeutung, da sich unsere Kriegsflotte von dort aus an der Belagerung Port Arthurs beteiligen konnte. Sie begann bereits die Beschießung Talienwans, als plötzlich auf einem der Festungstürme unsere Kriegsflagge gehißt wurde. Die Truppen der Brigade Yamagi hatten bereits ohne Unterstützung der Flotte den wichtigen Platz genommen. —

Leider unterblieb an dem Tage, wie so häufig in diesem Kriege, die energisch durchzuführende Verfolgung des in Auflösung zurückflutenden Feindes. Wäre sie erfolgt, würden wohl nur wenige Chinesen Port Arthur erreicht haben. Wenn das der Major Meckel mit angesehen hätte, der uns so oft die eifrigste Verfolgung des geschlagenen Feindes ans Herz gelegt hatte!!! Wo war denn unsere Kavallerie, der doch in erster

Digitized by Google

Linie diese Verfolgung obgelegen hätte? Der Oberbefehlshaber schien ihrer, über die Freude, Talienwan genommen zu haben, nicht zu gedenken, und ihr Führer hatte nicht genug Initiative, die Verfolgung auf eigene Faust zu unternehmen. Was nützt aber ein Kavallerieführer, der keine Initiative hat? — Wie in dem Kriege alles erst gelernt sein will, so darf auch ein Oberbefehlshaber im Glück nicht der notwendigsten nächsten Schritte vergessen, denn nur die energische Verfolgung vernichtet das feindliche Heer.

Diese Verfolgung unterblieb aber nicht nur an dem Tage, auch in den nächsten Tagen wurde nichts daraus. Der Oberbefehlshaber befahl, daß die Truppen auf ihren Lorbeeren ausruhen sollten. Er selbst blieb mit seinem Stabe in Talienwan und — hielt einen Kriegsrat ab.

Na, was das in solcher Lage bedeutet, das weiß man ja. — Der für seine Person so tapfere General scheute die Verantwortung und wollte sie auf die, zu dem Kriegsrat berufenen Unterführer abwälzen. Nach anderer Lesart soll aber sein Aberglaube daran schuld gewesen sein. Man soll ihm prophezeit haben, die Einnahme Port Arthurs würde mißlingen, wenn er nicht die Ankunft der Brigade Hasegawa abwarte, die von der Hauptarmee aus der Mandschurei im Anmarsch war. — Vielleicht überschätzte er auch die feindliche Besatzung der starken Festung Port Arthur. — Durch die unterbliebene Verfolgung erhielten die in wilder Flucht zurückgegangenen chinesischen Truppen Gelegenheit, sich wieder zu sammeln und sich in Senheatum festzusetzen.

Die Brigade Hasegawa traf am 13. November in Talienwan ein, aber erst am 16. entschloß sich endlich der Oberfeldherr, in zwei Kolonnen gegen Port Arthur vorzugehen. Die erste nördliche Kolonne unter General Yamagi, bestehend aus der 1. Division, dem 29. Regiment der Brigade Hasegawa, zwei Kavalleriekompagnien und dem Belagerungstrain, ging auf dem Wege gegen Sanshilipu und Shwangtai-Kow vor.

Die zweite südliche Kolonne unter dem Oberstleutnant Masumitsu, bestehend aus dem anderen Regiment der Brigade Hasegawa, einer Kavallerieabteilung von zwei Kompagnien und der Genietruppe, marschierte über Tsinseling und Senheatum gegen Port Arthur. — Die Herren werden mit Recht über diese geringe Anzahl von Truppen lächeln, die zu der Eroberung einer Feste wie Port Arthur bestimmt waren. Sie müssen aber bedenken, daß die Festung damals eine ganz andere als jetzt war,

Digitized by Google

wo unsere — Freunde —, die Russen, ganz Erstaunliches an detachierten Befestigungswerken geschaffen haben. — Die Heeresleitung hatte damals mehr an einen Handstreich gedacht, durch den die Festung vielleicht genommen werden könne. Für eine förmliche Belagerung war die Truppenzahl viel zu klein und auch der Belagerungstrain viel zu gering. — Von der Kolonne des Oberstleutnants Masumitsu hatte unsere Reiterei gleich an dem ersten Morgen Gelegenheit, die Scharte der vor sechs Tagen unterlassenen Verfolgung auszuwetzen. Rittmeister Asakawa attackierte mit zwei Kompagnien jenseits Senheatum ein auf dem Marsche befindliches feindliches Bataillon. Die Dragoner drangen in die Haufen ein, zu denen die Chinesen zusammengelaufen waren, und hieben die, ihre Gewehre wegwerfenden, Feinde zusammen. Da — erschienen plötzlich drei feindliche Kavallerieschwadronen. Unsere Reiter wurden umzingelt und wären verloren gewesen, wenn nicht noch zur rechten Zeit ein Bataillon Masumitsus aus Shwangtai-Kow debouchiert wäre. Der Kampf dauerte eine geraume Zeit und wurde erst beendet, als unsere Batterien auffuhren und den Feind mit Kartätschen beschossen. Die Chinesen gingen in aller Eile zurück. — Bei dieser Gelegenheit kam die bestialische Grausamkeit der Zopfmänner zuerst zutage. Die Halunken schlitzten den Verwundeten die Bäuche auf und schnitten ihnen die Hände und die Augenlider ab. — Von dem Tage an gaben unsere Leute keinen Pardon mehr und machten die, an und für sich schon so verhaßten Chinesen nieder, wo sie sie fanden.

Unsere gesamten Streitkräfte trafen am 20. November vor Port Arthur ein, und die Heeresleitung erließ die folgende Disposition zum Angriff auf die detachierten feindlichen Forts:

1. Die erste Division hat mit der Belagerungsartillerie die Forts auf dem Estehan anzugreifen.
2. Die zweite Brigade muß sich der beiden Forts auf dem Urkungshan bemächtigen.
3. Die bisherige erste Kolonne unter dem Befehl des Generals Nogi hat die Deckung des linken Flügels zu übernehmen.
4. Sämtliche Batterien der ersten Division nehmen Aufstellung auf der dominierenden Höhe nördlich Swytseing*) und unterstützen durch ihr Feuer den Angriff der Infanterie. Das

*) Die Namen der Befestigungswerke sind seit der Okkupation Port Arthurs durch die Russen fast sämtlich verändert. Vorstehende sind die alten Namen. Anmerk. d. Herausgebers.

Digitized by Google

Flottenkommando ist von der Zeit, wenn der Angriff beginnt, verständigt. Ich halte mich bei der ersten Division auf.

Gleichzeitig erließ der Oberbefehlshaber an sämtliche Truppenteile die folgende Proklamation:

Soldaten meiner Armee!

„Ich werde Euch gegen Port Arthur führen. Ihr werdet diesen wichtigsten Punkt des ganzen Krieges nehmen.

Erinnert Euch, daß in Eueren Adern das Blut der edeln Samurais, der Kriegerkaste, fließt. Seid stets dessen eingedenk. Euer Nationalgefühl wird Euch vorwärts treiben. Wir werden von der Festung Besitz ergreifen. — Ich weiß es.

Es ist die höchste Ehre für Euch, für das Vaterland zu sterben. Kämpfen wir für den Mikado, unseren Tenno, bis wir zu Boden sinken. Das ist unser schönstes Los, das wünschenswerteste und wonnereichste. Ich schicke Euch an den gefährlichsten Ort, wo Ihr dem entsetzlichsten Feuer der Feinde ausgesetzt sein werdet. Geht und beweist dem Feinde den Mut und die Tapferkeit der Kinder der aufgehenden Sonne. Sterbt, wenn es nötig ist, alle ohne Ausnahme, aber wir müssen siegen. Möge nicht ein einziger Tod nutzlos sein. Möge der Tod erst nach dem errungenen Siege eintreten. Nun vorwärts meine Kinder — Banzai — Banzai!"

Noch ehe die Truppen den Vormarsch angetreten hatten, fand aus der Festung ein Ausfall statt. In der Stärke von zwei Bataillonen kamen abends die Chinesen aus Port Arthur heraus, entwickelten sich zur Linie und avanzierten, im Gehen feuernd, gegen das 2. Regiment. Dieses erwiderte anfangs das Feuer nicht, sondern wartete, bis der Feind auf ungefähr 500 Schritt herangekommen war. Wir freuten uns alle über ihre Feuerdisziplin. Dann kam das Kommando „Gebt Feuer". — Als der Rauch sich verzog, waren nur Haufen von Leichen zu sehen, und der Rest des Feindes stürzte laut schreiend nach der Festung zurück, von deren Forts die Geschütze ein heftiges, aber ziemlich unschädliches Feuer auf das zweite Regiment richteten. Wir von dem Stabe versuchten zwar den Oberbefehlshaber zu bestimmen, noch in der Nacht weiter gegen das nächstgelegene Fort Itzeschan vorzugehen; er lehnte jedoch diesen Vorschlag der Dunkelheit wegen ab.

Digitized by Google

Am nächsten Morgen 7 Uhr begann der allgemeine Vormarsch, die einzelnen Detachements bezogen die befohlenen Stellungen. Es war ein dunkler, nebeliger Morgen. Das Gepäck wurde zurückgelassen, und die Truppen marschierten in die Dunkelheit hinein.

Die Avantgarde des Generals Nishi, bestehend aus zwei Bataillonen Infanterie, vier Batterien und je einer Kompagnie Kavallerie und Genietruppen, schlug den Marsch gegen die nordwestliche Seite des Ishanforts ein; ihr folgte General Yamagi mit dem Gros. Um $^1/_2 8$ waren die Positionen erreicht und, als der Nebel zu sinken begann, eröffneten unsere Geschütze auf der ganzen Linie ihr Feuer auf die Schanzen des wichtigsten Forts Ishan. Mehr als vierzig Geschütze warfen ihre Granaten und Vollkugeln gleichzeitig auf die drei Forts.

Die feindlichen Geschütze antworteten zuerst durch lebhafte Artilleriesalven. Bald jedoch wurde ihr Feuer schwächer, und nach einer Stunde wurde in die Mauer des Hauptforts Bresche gelegt. Nun begann der Sturm. Das dritte Regiment (Tokio) hatte die Ehre, zuerst gegen die Wälle vorgeführt zu werden. Die tapferen Grenadiere stiegen in den tiefen Graben hinab und kletterten dann, einer auf die Schultern des anderen steigend, wie die Ameisen die steile Mauer bis zur Bresche hinan. — Jetzt war einer oben, er wurde hinabgestoßen, ein anderer folgte und erlitt dasselbe Schicksal. Endlich war einer oben und faßte festen Fuß, darauf ein zweiter, bald eine ganze Sektion. Sie schossen auf die sich anfangs wie wahnsinnig wehrenden Chinesen. Als aber erst eine Kompagnie, dann noch eine und noch eine ihr vernichtendes Feuer auf sie eröffneten, da begann ihre Flucht. In wilder Eile suchten sie auf dem Wege nach Tongheatum (Lünwantung) zu entkommen, wurden davon aber durch das inzwischen eingedrungene Detachement des Generals Nogi verhindert. Nur wenige entkamen, die übrigen wurden niedergemacht. Auch die beiden anderen Forts wurden bald erobert, die feindlichen Geschütze umgedreht, und diese warfen nun im Verein mit unseren Geschützen ihre Granaten in die Stadt selbst. — Während das geschah, ertönte plötzlich Kanonendonner von der See her. Es waren die schweren Schiffsgeschütze unserer Flotte, die so nahe wie möglich an das Ufer herangekommen war und nun ihre mächtigen Geschosse in die Forts und in die Stadt selbst hineinschleuderte. Ihr Feuer entschied das Schicksal der Festung, die feindlichen Geschütze verstummten, und die Verteidiger stürzten in wilder Flucht, laut

Digitized by Google

schreiend Laotishan, der Südspitze der Halbinsel, auf der Port Arthur liegt, zu.

Während dieses geschah, hatte unsere zwölfte Brigade auch die beiden Forts Patitschwang und Kikwanschan erobert, und es blieben von den Sperrforts nur noch die Sungshushanforts übrig. Aber auch deren Einnahme gelang schnell genug. Als unsere ersten Granaten innerhalb ihrer Wälle einschlugen, flüchtete bereits die Besatzung, ohne den Sturm unserer Infanterie abzuwarten. Bei der Eroberung der drei Küstenforts Hwankingshan, Laotsintsuy und Mingtanshan wirkte unsere Flotte tüchtig mit. Das starke, mit weittragenden Geschützen armierte Fort Hwankingshan fiel zuerst in unsere Hände. Unser zweites Regiment zeichnete sich bei diesem Sturm besonders aus. Die anderen beiden Forts folgten bald nach. Und da stieg dann auch schon die weiße Fahne auf dem höchsten Turme der Festung auf, unsere Fahnen wehten auf den Wällen. Ehe der Abend dunkelte, war die für unüberwindlich gehaltene Festung gefallen. Port Arthur befand sich in unseren Händen.

Die Kriegsbeute war sehr groß. Es wurden außer großen Kriegsvorräten 60 schwere und 165 Geschütze leichteren Kalibers erbeutet. Unsere Verluste waren gering. Sie betrugen 12 Offiziere und 250 Mannschaften. Die Chinesen hatten einen Verlust von 5000 Toten und Verwundeten.

Die Einnahme Port Arthurs bedeutete für die Chinesen den Anfang des Endes, denn auch unsere erste Armee konnte nur siegreiche Gefechte aufweisen. Wenige Tage nach dem Fall der Festung fand sich ein chinesischer Unterhändler namens Dettring in Tokio ein, der über einen Waffenstillstand verhandeln wollte. Er wurde aber, als nicht hinreichend legitimiert, abgewiesen. Einige Wochen darauf begannen dann, nach wiederholten Niederlagen der Chinesen, die Friedensverhandlungen in Shimonoseki. Die Mächte mischten sich bekanntlich hinein und — wir gingen alles dessen verlustig, was wir mit dem Blute unserer tapferen Soldaten erkämpft hatten.

Die Russen sind jetzt in dem Besitz unserer Festung Port Arthur, und haben eine Festung ersten Ranges daraus gemacht!!

„Sie soll ja uneinnehmbar und eine Eroberung unmöglich sein," fiel hier der Marquis Sansnom ein. „Was heißt unmöglich?" erwiderte der Major Cato. „Sie kennen doch des großen

Digitized by Google

Napoleons Ausspruch: „Alle Dinge sind möglich, nur ist eins schwerer als das andere.“ — Wir wollen das der Zukunft überlassen.“ — Der Major beschrieb uns noch eine Menge Details über die seitens der Russen in Port Arthur vorgenommenen Veränderungen, die eine sehr genaue Kenntnis der dortigen Verhältnisse erkennen ließen.

Bei dem Nachhausegehen fragte ich Mitake nach dem Grunde dieses so genauen Orientiertseins. „O,“ erwiderte der Fibu lachend, „wird wohl mal die Stätten seiner damaligen Tätigkeit haben wiedersehen wollen.“ — „Ja aber,“ warf ich ein, „es soll doch nie ein Fremder in Port Arthur zugelassen werden und namentlich kein Mensch in die detachierten Forts eindringen können. Und der Major will trotzdem dagewesen sein?“ Erhielt von Mitake eine ganz eigentümliche Antwort, die scheinbar in gar keiner Beziehung zu meiner Frage stand. Er sagte ironisch lächelnd: „Können Sie sich, lieber Baron, den Major Cato mit dem langen Zopf vorstellen?“ — Komische Antwort das. — Sollte sich vielleicht auf eine Verkleidung beziehen. — Sind ja groß in so was — diese Japaner. — Wird wohl so sein.

Kunstberichte.

Berliner Kunst-Ausstellungen.

Von Max Osborn.

Ein Plan, der schon oft von sich reden gemacht hat, aber immer wieder zurückgestellt wurde, ist in jüngster Zeit in bestimmterer Form wieder aufgetaucht: die Begründung einer deutschen Kunstakademie in Rom. Noch ist, wie man erfährt, im Bundesrat eine völlige Uebereinstimmung in dieser Frage nicht erzielt worden; aber dem Anschein nach interessieren sich maßgebende Kreise und Persönlichkeiten so sehr für die Sache, daß man schon heute nicht verschweigen darf, wie wenig sich die große Mehrzahl der deutschen Fach-

Digitized by Google

leute, Kenner und Kunstfreunde von der Einrichtung eines solchen Instituts versprechen würde. Der Gedanke, der dabei vorschwebt, ist die Begründung einer ähnlichen Staatsanstalt, wie sie die französische Akademie auf dem Monte Pincio, deren Direktor gegenwärtig Carolus Duran ist, und die spanische auf dem Gianicolo darstellt, die jetzt unter der Leitung von José Villegas steht. Doch wenn man auf diese ausländischen Akademien in Rom blickt, so darf man nicht vergessen, daß die Angelegenheit für Spanien denn doch ganz anders liegt als für uns, und daß die Franzosen schon seit geraumer Zeit von den Resultaten ihrer Akademie in der Villa Medici, wo sich die mit dem Prix de Rome ausgezeichneten Künstler vier Jahre lang unter der Aufsicht des Direktors aufhalten dürfen, keineswegs sonderlich begeistert sind, daß sich vielmehr in Paris immer wieder eine lebhafte Opposition gegen die ganze Einrichtung geltend macht. Wenn die Franzosen trotzdem ihre römische Akademie, die sie als einen Appendix ihrer altehrwürdigen Pariser Institutionen betrachten, bisher noch nicht eingehen ließen, so ist das für andere Völker noch kein Grund, das kostspielige Experiment zu wiederholen. Die Begründung der französischen und spanischen Akademien stammt aus den Zeiten, da nicht nur das Studium, sondern geradezu die Nachahmung der antiken Kunst oberstes Prinzip war. Die Verhältnisse haben sich jedoch seitdem von Grund aus geändert. Die gesamte Kunstentwickelung der europäischen Völker ist nach dem Abschluß der klassizistischen Epoche nicht mehr von Rom beherrscht worden. Der Schwerpunkt der modernen Malerei lag seit Jahrzehnten und liegt ebenso heute weit mehr in Frankreich, Belgien und Holland als in Italien. Es würde lediglich eine Ausbreitung und Förderung des akademischen Geistes im ungünstigen Sinne des Wortes bedeuten, wenn man jetzt die jungen Maler wieder mehr auf Rom hinweisen wollte. Wir brauchen gerade im Gegenteil in Deutschland eine freiere Gestaltung des künstlerischen Unterrichtswesens. Denn wir sind jetzt, wie man bei schärferem Hinsehen deutlich erkennen kann, gerade dabei, die modernen Auslandslehren in einer unserer Art und Empfindung entsprechenden Weise auszubauen, und diesen Prozeß sollte man ruhig gewähren lassen, womöglich pflegen, jedenfalls aber nicht stören. Gewiß, wir brauchen die Traditionen der Vergangenheit, ohne deren verständnisvolle Verarbeitung keine gedeihliche Entwickelung denkbar ist, und zu diesen Traditionen gehören die der Antike und der Renaissance in erster Linie; aber mindestens ebenso dringend brauchen wir ein gründliches Erfassen dessen, was rings um uns lebendig ist, ein Studium der großen nordischen, speziell der germanischen Kunst der jüngeren Vergangenheit, ein Durchdringen des modernen Lebens, ein Geltendmachen der spezifischen Empfindung, Naturauffassung und malerischen Anschauung der Gegenwart. Junge deutsche Künstler, Maler wie Bildhauer, die jahrelang in Rom unter akademischer Zucht studieren, werden immer wieder in der Gefahr sein, nicht zu Herren, sondern zu Sklaven der italienischen Traditionen zu werden. Es liegt im Wesen des Akademismus, daß er nur zu leicht „Zöpfe ansetzt“. Trotzdem wird man in Deutschland unsere Akademien um des Guten willen, das sie gleichwohl in reichem Maße leisten können, nur reformieren, beileibe nicht ganz aus der Welt schaffen wollen. Eine römische Akademie dagegen würde bei allen guten Absichten letzten Endes lediglich dem steifsten Zopftum verfallen, wie man das in Frankreich jetzt einsieht. Man lasse sich

Digitized by Google

darum nicht von dem stolzen Klang des Namens einer solchen Institution blenden; es würde kein Segen dabei sein!

Zum Thema der Zerstörung des alten Berlin sind diesmal zwei erfreuliche Nachrichten zu melden. Die Heiligegeistkirche bleibt, wie nunmehr definitiv feststeht, erhalten. Die Ältesten der Kaufmannschaft haben in sehr dankenswerter Weise die Einsprüche der Kunstfreunde berücksichtigt und den verständigen Vorschlag angenommen, das alte gotische Kirchlein in den Neubau der Handelshochschule so einzubeziehen, daß das Mauerwerk unversehrt bleibt und das Innere zu einem Hörsaal umgestaltet wird. Man braucht dabei nicht zu befürchten, daß die kleine Backsteinkapelle im Stil zu dem Neubau nicht „passen" wird — denn hoffentlich richtet man sich bei dem Entwurf zu der Hochschule nun nicht etwa nach dem gotischen Charakter der Kirche! —, im Gegenteil: gerade der Kontrast der beiden Bauwerke wird die Entwickelung und das Wachstum Berlins in sehr reizvoller Art verkörpern, und die Erfahrung vieler Jahrhunderte lehrt, daß sich ehrliche Architekturen aus ganz verschiedenen Zeiten außerordentlich gut vertragen. Ein ähnlicher interessanter Gegensatz, der wiederum beinahe der Vernichtung anheimgefallen wäre, besteht schon jetzt in der Dorotheenstraße, wo zwischen himmelhohen Mietshäusern aus einem lieblichen Garten der gleich anmutige wie ehrwürdige Bau der Loge Royal York hervorlugt, ein Werk des größten Künstlers, den Berlin je besessen: Andreas Schlüters, der das zierliche Gebäude im Jahre 1712 als ein Landhaus des Staatsministers von Kamecke erbaute. Auch dies altberliner Denkmal war in Gefahr, abgerissen zu werden; es kann nicht wundernehmen, daß die Inhaber des Grundstücks, dessen Wert natürlich ungeheuer gestiegen ist, den Gedanken erwogen haben, den kostbaren Besitz rationeller auszunutzen. Um so dankbarer wird man es anerkennen, daß das Votum einer künstlerisch denkenden Baukommission genügt hat, diesen Plan aus der Welt zu schaffen: der Schlüterbau ist also gerettet. Die beiden Nachrichten stimmen wieder etwas hoffnungsvoller. Aber in den Angelegenheiten des Opernhauses und des Redernschen Palais, von dem ich im Januarheft berichtete, ist noch immer keine Beruhigung eingetreten. Oder vielmehr: man muß, da tiefes Schweigen darüber gebreitet ist, leider annehmen, daß die Entscheidungen in beiden Fällen im ungünstigen Sinne gefallen sind und unumstößlich feststehen!

Die Ausstellungen der Salons boten in den letzten Wochen manches Interessante. Bei Cassirer sah man eine Sammlung neuerer Arbeiten von Edward Munch, dem merkwürdigen Norweger, der als enfant terrible der modernen Malerei den Berlinern schon so viel Kopfzerbrechen gemacht und auch seine Freunde oft genug in Verlegenheit gesetzt hat. Es waren diesmal durchweg Porträts, die er ausgestellt hatte, und mit Genugtuung bemerkte man, daß der wohltätige Zwang, den die Bildnismalerei ausüben kann, hier sehr Gutes gewirkt hat. Selten hat Munch es in seiner eigentümlichen Kunstübung, die aus einem fabelhaften Instinkt für das Wesentliche und einem halb primitiven, halb raffinierten Farbensinn hervorgeht, zu einer solchen Kraft und Geschlossenheit der Wirkung gebracht wie in den neuen Porträts. Des Sonderbaren bleibt noch genug, und es ist auch heute Munchs Sache noch nicht, die Form sowie alle formalen Äußerlichkeiten soweit zu bezwingen, daß seine Malereien im eigentlichen Sinne zu Bildern werden. Aber es blitzen dennoch aus seinen Arbeiten Funken von Echtheit,

Digitized by Google

Größe und Genie auf, die wichtiger und wertvoller sind, als das formal Abgerundete vieler anderer Künstler. Wenn man einmal ganz von dem Rohen, Ungeschlachten, absichtlich oder unabsichtlich Verblüffenden, gewollt oder ungewollt Ursprünglichen seines Vortrags absieht und die siegreiche Kraft ins Auge faßt, mit der er Menschen charakterisiert und in sowohl interessante wie im Sinne dieser Charakteristik gewählte Farbenkontraste stellt, so fühlt man, daß man einem ganz ungewöhnlichen, künstlerischen Temperament gegenübersteht. Die Munchsche Marotte, alle seine Personen ganz en face aufzustellen, so daß sie uns voll ins Gesicht blicken, bringt zwar oft etwas Starres in die Erscheinungen, aber zugleich doch auch eine ganz seltsame, manchmal fast unheimliche Eindringlichkeit in die Wiedergabe des persönlichen Lebens, das hinter dem Körperlichen ruht. Wie prachtvoll stand Hermann Schlittgen, der geschickte Zeichner der „Fliegenden", in seiner eleganten Wohlbeleibtheit vor uns, strotzend, ja schier platzend vor Gesundheit, und seine rundliche Gestalt hob sich von dem satten Akkord eines braunen Teppichs und einer gelbgetünchten Wand ab. Ganz anders wirkte daneben der feine Aristokratenkopf des Grafen Keßler. Hier war alles leicht, zart, blaß, selbst die Bücherrücken des Regals im Hintergrunde leuchteten in Farben, die nicht aus Buchbinderwerkstätten stammen, in duftig hingehauchten rosa, gelblichen, grünlichen Nuancen. Aus schwarzem Dunkel tauchte in einer schummerigen Ecke des Grand Café zu Christiania das mystische Greisenhaupt Henrik Ibsens auf, wie ein männlicher Sphinxkopf, der ohne Körper gespenstisch durch den Raum schwebte, und dicht daneben zum scharfen Gegensatz ein Blick durchs Fenster in die belebte, winterliche Straße, die im weißen Schneekleide noch besonders leuchtete. Am meisten näherten sich dem, was der „gebildete Mitteleuropäer" im allgemeinen unter einem „Porträt" versteht, ein paar Damenbildnisse. Hier erschien Munch beinahe zart, und es war interessant, wie er den malerischen Ton und die ganze farbige Haltung des Bildes dabei dem Modell entsprechend gewandelt, die Gesichter modelliert und nicht nur den psychischen Eindruck, sondern auch den physischen Organismus der Köpfe in sicheren Strichen andeutend festgehalten hatte.

Bei Schulte war nach längerer Pause Gotthardt Kuehl einmal wieder mit einer größeren Anzahl von Arbeiten zu Gast. Seit seinem letzten Besuch in Berlin hat er sich immer mehr zu einem Maler von Dresden, einem modernen Seitenstück Canalettos, entwickelt. Seit Jahren ist es besonders die altehrwürdige Dresdener Augustusbrücke, die ihn fesselt, und die er in der Art der älteren französischen Impressionisten immer wieder, zu allen Tages- und Jahreszeiten, in allen Witterungs- und Beleuchtungsnuancen aus seinem Atelierfenster im Akademiegebäude auf der Brühlschen Terrasse studiert und malt. Die Augustusbrücke bei hellem und dunklem Schneewetter, wenn die Sonne hell auf die gelbe Fassade des Hotel Bellevue mit seinen grünen Jalousien scheint oder der Schnee im Nebeldunst bläuliche Töne annimmt; die Augustusbrücke im Regen, wenn alles in ein mürrisches Grau gehüllt ist, aus dessen nassen Schleiern die gelben Lichter als schrille Effekte aufblitzen; die Augustusbrücke bei Nacht, wenn die Elbe in tiefdunklem Blau den Himmel abspiegelt. Das sind Straßenschilderungen, die an malerischem Leben freilich Pissarros Pariser und Claude Monets Londoner Brückenbilder nicht erreichen, die aber weitaus zum allerbesten ge-

Digitized by Google

hören, was in Deutschland jemals auf diesem Gebiete geleistet wurde. Dann hat Kuehl seine Dresdener Studien erweitert. Er verließ die Akademie, wanderte durch die wunderhübsche Stadt und stieg auf die Türme, um von oben her den Reiz ihres Anblicks zu genießen. So entstanden die Bilder: Dresden vom Schloßturm, vom Frauenturm und vom Kreuzturm aus gesehen, drei Stadtbilder von hohen künstlerischen Qualitäten. Der Blick vom Schloßturm ist ohne Frage das gelungenste der Trias. Prachtvoll, wie hier die pikante Wirkung des Ausschnitts aus der Vogelschau verwertet ist, wie in der Mitte des unteren Bildrandes die Hofkirche in den amüsanten Verkürzungen und Verschiebungen, die der eigentümliche Standpunkt des Malers bedingte, hervorlugt, und sich zu ihren Füßen nun die Umgebung in niedlicher Verkleinerung ausbreitet, vorn die Straßen und Gebäude der Altstadt, von der Silhouette des Kirchturms zerschnitten, dann der Bogen des lustig belebten Flusses und drüben die Anlagen der Neustadt, bis sich der Blick weit am Horizont in die dunstige Ferne verliert. Daneben sah man in dieser großen Kollektivausstellung Kuehls noch andere Städteausschnitte, dann Interieurs aus Kirchen und niederdeutschen Bürgerhäusern, Gruppenbilder mit einer sozialen Note, aber von durchaus malerischem Grundcharakter, und schließlich ein paar koloristische Stücke, in denen sich der alte muntere Farbensinn Kuehls einmal wieder nach Herzenslust vergnügte. Das Grundmotiv war hier jedesmal ein lustiger Akkord, der von der gelben Bluse eines derben niederdeutschen Mädchens und einer grünen alten Truhe bestritten wurde, und mit dem der Maler allerhand launige malerische Scherze trieb.

Auch Lesser Ury hatte lange nichts von sich hören lassen. Um so willkommener war seine große Ausstellung bei Keller und Reiner, wo eine umfassende Sammlung seiner Arbeiten, alte und neue Bilder, Studien und Zeichnungen, nahezu achtzig Nummern, einen Ueberblick über sein ganzes bisheriges Lebenswerk eröffnete. Diese Ausstellung zeigte Ury in einer neuen Entwickelungsphase. Was dem großen Koloristen immer wieder, und nicht ganz ohne Berechtigung vorgeworfen wurde, war seine gelegentliche Vernachlässigung des Zeichnerischen. Wohl hat ein Maler, den es in erster und letzter Linie dazu drängt, den farbigen Abglanz der Wirklichkeit mit souveräner Subjektivität aufzufangen, das Recht, die formalen Elemente seiner Natur- und Menschenbilder weniger herauszuarbeiten. Trotzdem ist kein Zweifel, daß in den letzten Jahren bei Ury manchmal die Gegenständlichkeit des Dargestellten unter seiner malerischen Erregung etwas zu kurz kam. Bei den Landschaften Urys blieb dieser Mangel immer ein Fehler seiner Vorzüge, den man unter dem Eindruck seiner herrlichen Farbe vergaß. Bei den monumentalen, mit nackten Menschenkörpern belebten Gemälden aber, zu denen es ihn drängte, machte sich der Mangel doch eben als Mangel geltend. Nicht nur dem Publikum und der Kritik, sondern mehr noch ihm selbst. Die Folge davon war, daß Ury sich aufs neue in scharfe Zucht nahm, und es war das bedeutsame Charakteristikum seiner jüngsten Arbeiten, daß sie im Hinblick auf Form und Zeichnung eine unverkennbar straffere Haltung aufweisen, ohne daß die Kraft seines malerischen Ausdrucks darunter gelitten hat. Im Gegenteil, nie klangen Urys Hymnen auf die farbige Schönheit der Natur voller und klarer als in diesen Landschaften aus Thüringen, die im letzten Sommer entstanden sind. In wunder-

Digitized by Google

vollen Akkorden von ganz origineller Prägung bauten sich diese Berggelände des mitteldeutschen Landes auf. Starke Kontraste von dunkeln, tiefem Blau zuneigenden und jubelnd hellen, ins Gelbliche spielenden Nuancen des Grün lockten das Auge. Wir stehen auf Bergesgipfeln und sehen über die milde Feierlichkeit der blühenden Sommerlandschaft, in der die sanften Silhouetten der Höhenzüge in langen, ruhigen Wellenlinien sich wie Kulissen ineinanderschieben, oder weit hinaus in das friedliche Land, aus dessen saftigen Wiesen und Waldungen kleine Dörfer hervorlugen, oder steil hinab in das schmale, von blitzender Sonne getroffene Tal, das wie ein hellgrünes Band zwischen dem fast schwarzen Gedränge der Tannen in der Tiefe aufleuchtet. Eine eigentümliche, volkstümliche Note, die schon in älteren Thüringer Bildern Urys zu bemerken war, erschien hier verstärkt und vertieft. Neu aber ist die außerordentliche Raumwirkung, die er dabei, eben durch ein eindringlicheres zeichnerisches Durchdenken der landschaftlichen Probleme, gewonnen hat. Es ist nicht nur Farbe und Licht, was man sieht, sondern auch Luft und Weite, in der sich Wolken und Berge, Himmel und Erde durchaus gegenständlich und real herausheben, aber ohne daß die Realität sich vordrängte und die Stimmung bedrohte. Nicht anders stand es um das einzige Herrenporträt, das die Ausstellung aufwies. Auch hier überraschte die ganz anders als in den früheren Bildnissen Urys durchgeführte zeichnerische Behandlung, und sofort erkannte man die Vorteile eines solchen Vorgehens: die Arbeit hat nicht nur ein gutes Bild, sondern zugleich ein ähnliches und charakteristisches Porträt ergeben. Ringsum gruppierten sich dann die älteren Werke Urys, Bekanntes und neue Ergebnisse von Forschungen in seinen Studienmappen und Vorratsräumen. Stimmungsbilder aus der Mark, aus Flandern, vom Gardasee, über dessen kristallnem Spiegel der Monte Baldo majestätisch aufsteigt, wie ein Märchenberg im wechselnden Licht und Schatten immer neue Wundergestalten annehmend. Dann sah man wieder einmal eine Reihe jener ältesten Bilder aus den achtziger Jahren, die in ihrer prachtvollen, soliden realistischen Malerei zu den „Inkunabeln" der modernen Kunst in Deutschland gehören. Weiter Zeichnungen und Grisaillen von großem malerischen Reiz. Und endlich einige seiner monumentalen Entwürfe: das in vielen Einzelheiten mißlungene, aber als persönliches Dokument sehr interessante Triptychon vom „Menschen", das vor acht Jahren zuerst auftauchte, den „Jeremias" mit dem großartig gemalten Abendhimmel, der sich über der zusammengekauerten Gestalt des Propheten wölbt, eine Skizze zu den trauernden Juden des „Jerusalem"-Bildes, das der Züricher Sammler Henneberg bei der Auflösung seiner Galerie im vergangenen Jahre der Görlitzer Ruhmeshalle zum Geschenk gemacht hat, und den Entwurf zu einem Bilde des Moses, wie er zornig die Gesetzestafeln zertrümmert. In der Idee dieses Entwurfs hat sich wohl Urys Stimmung während der letzten Jahre verdichtet. Aber ich glaube, der Künstler, der früher soviel Enttäuschungen durchgemacht hat, braucht seine Tafeln nicht mehr zu zertrümmern; denn die Sprache der Worte, mit denen er sie beschrieben hat, wird jetzt verstanden, und immer weitere Kreise erfaßt das Bewußtsein, daß wir in ihm einen unserer Besten besitzen.

Digitized by Google

Musik.

Von Gustav Dippe.

Es hat lange gedauert, bis Richard Strauß den Berlinern Gelegenheit geboten hat, seine jüngste große Schöpfung, die „Symphonia domestica für großes Orchester" kennen zu lernen. Man hat ihm die Bevorzugung anderer Weltteile und Städte nicht übel genommen; der Komponist, der die Symphonie mit dem philharmonischen Orchester vorführte, wurde mit Beifallsbezeugungen überschüttet. Wenn man sich über den Wert eines Straußschen Werkes klar zu werden sucht, zieht man unwillkürlich seine früheren Werke zum Vergleich heran und gelangt nicht mehr zu dem Gedanken, auf andere Komponisten exemplifizieren zu wollen. Das ist wohl das untrüglichste Zeichen, daß man sich bei Strauß einem großen Künstler gegenüber fühlt. Wie der Diamant nur vom Diamanten geschliffen werden kann, so kann auch das Werk echter Schöpfungskraft nur an Werken, die der gleichen Quelle entstammen, gemessen werden, weil das Schaffen des großen Künstlers Maßstab und Logik, Richtung und Rechtfertigung zu alleinigem Besitz in sich trägt. Das ist es ja auch, was den wahrhaft Selbständigen schwer verständlich erscheinen läßt und ihn zum Angriffsobjekt für diejenigen macht, die ihre ästhetischen Ueberzeugungen endgültig von anderen künstlerischen Erscheinungen gewonnen haben. Das Talent fügt sich dem bestehenden ein, oder richtiger gesagt: es wächst aus dem bestehenden hervor, das Genie stellt sich bewußt oder unbewußt außerhalb der derzeitigen Kunstgrenzen. Nun kommt noch erschwerend für die Beurteilung hinzu, daß das Genie die Tendenz hat, mit jedem neuen Werke auch neue Gebiete zu erobern, so daß auch nicht einmal mehr der aus früheren Werken richtig gewonnene Maßstab anwendbar erscheint. Wie hilflos z. B. stände ein an „Lohengrin" gebildeter Geschmack „Tristan" gegenüber. Wer alles dieses erwägt, wird das Schaffen eines Künstlers, dem er volle Eigenwüchsigkeit zuerkennen muß, nur mit großer Vorsicht bewerten. Und doch ist eine Stellungnahme unumgänglich notwendig; sie ist die unerläßliche Vorbedingung der zu erwerbenden Erkenntnis. —

Das alles vorausgeschickt, kann ich nicht umhin, die neue Straußsche Symphonie für ein weniger überzeugendes Kunstwerk zu halten, als etwa „Tod und Verklärung", „Till Eulenspiegel" oder „Zarathustra". Schon der Wurf ist nicht so glücklich; es fehlt dem Stoff, dessen lateinische Bezeichnung man etwa „ein Tag aus dem Familienleben" übersetzen und erläutern müßte, die einfache Anschaulichkeit. Die Dreizahl der Faktoren: Mann, Frau und Kind, die in dem Werk als ziemlich gleichberechtigt behandelt sind, schafft dem Hörer die Unruhe erzeugende Aufgabe, durch die Musik hindurch die Umrisse der Gestalten zu suchen. Zudem ist der Vorwurf durchaus real angefaßt; es wird uns nicht im allgemeinen von Leid und Freud gesprochen, sondern wir werden aufgefordert, durch das Schlüsselloch der Kinderstube und durch die Gardinen des Ehebettes zu spähen. Das muß dem Hörer die Angst verschaffen, er könnte so unvorsichtig sein, eine Taktgruppe noch auf das Konto des höchsten Wonnerausches zu setzen, während bereits die fatale Tätigkeit der Trockenlegung des Kindes gemeint ist. — Die Themen, die zu Beginn des Werkes fast unmittelbar aufein-

Digitized by Google

anderfolgen und von denen die drei ersten dem Manne, die beiden folgenden der Frau und das in breiterer melodischer Linie ausgesponnene letzte dem Kinde gewidmet sind, haben so wenig selbständigen Reiz, daß man unwillkürlich annehmen möchte, Strauß habe sagen wollen: „Seht! mit solch sprödem Material vermag ich ein gewaltiges Wunderwerk auszuführen.“ In der Mitte der einsätzigen Symphonie, da wo man Adagio und Scherzo der klassischen Sonatenform zu finden gewöhnt ist, sind mancherlei Stellen von satter Tiefe und aufrichtiger Innerlichkeit. Der Schluß, der mit einer gepfefferten Doppelfuge eingeleitet wird, belastet den Glauben an ein glückliches Familienverhältnis in herausfordernder Weise. —

Ob diese „domestica“ einem kommenden Geschlecht so vertraut werden wird, wie es uns die Beethovenschen Symphonien sind und ob z. B. einstmals ein alter Herr mit dem Programm den Takt zu dieser Musik markieren wird, weil er regelmäßig das Nächstfolgende voraus weiß, wer vermag das zu sagen. Vielleicht, daß dann ein pharisäernder Musikschriftsteller als „Banausen“ alle die bezeichnen wird, die jetzt nicht gleich vor dieser Symphonie in jubelnde Bewunderung ausgebrochen sind. Möglich! Aber ebenso möglich auch, daß ein klarer Kopf alsdann sagt: wie schwach muß doch dermalen das Verständnis Straußscher Musik gewesen sein, da die Hörerschaft ein so anfechtbares Werk wie die Symphonia domestica mit dem gleichen Enthusiasmus aufgenommen hat, wie den köstlichen Meisterwurf Till Eulenspiegel. —

Das Theater des Westens brachte „Die neugierigen Frauen“ von Wolf-Ferrari. Eine unermüdliche Reklame hat seit Jahr und Tag für diese „musikalische Komödie“ Stimmung gemacht. Eine Art Wunderwerk sollte es sein, eine Verquickung deutscher und italienischer Kunst, etwas nie Dagewesenes usw. Nun so lebensgefährlich ist die Sache nicht, wenn die Oper auch besser ist als manch anderes Werk, dem mit kräftig geschlagenem Tamtam eine unverhältnismäßige Beachtung verschafft wurde. Das gleichnamige Goldonische Lustspiel zum Texte einer komischen Oper zu wählen, zeigt einen Mut, den ich aufrichtig bewundere. Die Handlung ist gar so dürftig. Ein paar Bologneser Bürger haben sich eine Art Klubhaus geschaffen, wo sie den solidesten Freuden des Lebens nachgehen. Zur Sicherung der seelischen Ruhe ist das ewig Weibliche peinlichst ausgeschlossen. Ein „Klub der Harmlosen“ in des Wortes wahrer Bedeutung. Die Ehefrauen und Bräute dieser Braven glauben aber nicht an die unschuldige Basis dieser strengen Absonderung; sie ergehen sich in ungeheuerlichen Mutmaßungen und ruhen nicht eher, als bis es ihnen gelungen ist, in die streng gehüteten Räume einzudringen und sich von der Grundlosigkeit ihres Argwohns zu überzeugen. Das mit wenig Witz und viel kleinbürgerlichem Behagen breitgetretene Wie und Wann dieses Enderfolges bildet den mageren Inhalt dreier langer Akte. Bei der Bearbeitung des Goldonischen Lustspiels für die Oper wurde die Handlung von Bologna nach Venedig verlegt, um Gelegenheit für ein wenig Lokalkolorit zu gewinnen. Im zweiten Akt wurde eine Ohnmacht dazu erfunden, im übrigen aber ist die Vorlage unverändert beibehalten. Die notwendige Kürzung des Dialogs hat die nicht allzu vornehme Sprache Goldonis noch um einige Schattierungen platter gemacht.

Daß auf der Grundlage eines so schwachen Textes eine Oper ent-

Digitized by Google

stehen konnte, die das Interesse andauernd zu fesseln vermag, ist das Verdienst des Komponisten. Das Geschick Wolf-Ferraris, Vorgang und auch Wort dem Zuschauer deutlich zu machen, ist außerordentlich. Die Zusammenziehung kleinerer oder größerer Satzgruppen zu einer ausgedehnten melodischen Phrase stört fast nie die Lebendigkeit der Diktion; alles musikalische fällt so glücklich in die notwendigen Bewegungen des Sängers hinein, daß selbst der Ungeschickteste und Steifste nicht Zeit und Gelegenheit findet, sich vorn an dem Souffleurkasten hinzustellen, um mit schräger Beinstellung und handbehütetem Herzen ins Publikum hineinzusingen. Wie ein zur ausdrucksvollen Aktion ermahnender Regisseur leitet diese unverkennbar charakterisierende Musik die Bewegungen des Sängers. Dazu kommt eine höchst vorsichtige Behandlung der Singstimme: vorzugsweise Mittellage. Die Extreme werden nur zu komischen oder lyrischen Wirkungen herangezogen, wo das Verständnis der Situation bereits gesichert ist. Endlich ist die Instrumentation so diskret und mit so großem Respekt vor dem Part des Sängers gearbeitet, daß es an keiner Stelle des Werkes zu einem Kampf zwischen Stimme und Orchester kommt, der leider so häufig mit einem vollen Siege der vom Dirigenten geführten Schar endet. Die ganze Oper ist eine glänzende Bestätigung des alten Erfahrungssatzes, daß in der dramatischen Musik eine einfache, aber durchweg verständliche Handlung weit eindrucksfähiger ist, als eine reiche, aber nicht vollkommen klare.

Mit dem oben Angeführten sind aber auch die Vorzüge der Wolf-Ferrarischen Musik erschöpft. Die eigentliche Erfindung ist klein und unselbständig. Wie dürftig ist gleich das Vorspiel, wie absichtlich deutsch-klassische Bahnen wandelnd. Wie schwach auch ist die als „Barcarola" im Textbuch angedeutete Straßenszene oder, richtiger gesagt, Kanalszene zu Beginn des dritten Aktes. Venedig im verglimmenden Abendrot, laternenbeleuchtete Gondeln auf dem Canale grande, von weither verhallender Volksgesang! Ja, wenn da die Musik nicht in tausend Zärtlichkeiten schluchzt — sie tat es wahrhaftig nicht; wo der Hörer Ansprüche auf ein Prunkmahl hatte, wurden ihm abgebissene Stückchen Volkslied in den Mund gesteckt. Wirklich stark und voll in der Erfindung ist eigentlich nur das Quartett des zweiten Aktes. Alles andere ist mehr mit kluger und spitzer Feder geschrieben. Zufällig gedenke ich gerade des „Barbiers" von Cornelius. Wie ungeschickt! Wenn man eine gut gekühlte Limonade trinkt, soll man nicht an eine Maibowle aus den edelsten Moselweinen denken. Ja, das ist das Tröpfchen Herzblut, das einem echten Künstler auch dann regelmäßig in die Feder gerät, wenn der Stoff in seiner objektiven Harmlosigkeit kein Hinüber zu den tiefsten Regungen der Seele zu gestatten scheint. —

Das Werk wurde beifällig aufgenommen. Die behagliche Einfalt der Goldonischen Fabel war augenscheinlich sofort in den Zuschauerraum hinübergeflossen. Schier unerschöpflich gestalteten sich die Reize der Krinoline, sei es, daß sie im Courknix, beim Niedersetzen oder in wippender Bewegung beim lebhaften Hin- und Hergehen die Aktion beherrschte. Als Pantalone „Heil'ges Rhinozeros!" ins Auditorium rief, war der herzlichen Seligkeiten reiches Maß; als aber gar in einer Verwandlungspause ein Theaterbesucher laut nieste, da riefen die anderen „Prosit", klatschten in die Hände, und der Wonnen Ueberschwang strömte in endlosem Jubeln und Jauchzen dahin.

Digitized by Google

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

Es ist nicht leicht, den richtigen Eindruck zu erwecken von der dramatischen Eigenart des Iren Bernard Shaw, dessen Komödie „Ein Teufelskerl“ im Berliner Theater und dessen „Helden“ im Deutschen Theater in den letzten Wochen zur Aufführung gekommen sind. Shaw ist ein Satiriker, aber ohne ein Ziel für seine satirischen Pfeile. Er hat Probleme, aber er will sie nicht lösen. Er lacht über das, worüber seinen Mitmenschen die Köpfe heiß werden und die Herzen brennen, er verspottet ihre Heiligtümer. Er stellt ihre sozialen, kulturellen, religiösen Begriffe auf den Kopf; doch wenn er das getan hat, so bemüht er sich, das auf den Kopf Gestellte wieder auf die Beine zu bringen. Zum Schluß sind wir ungefähr da wieder angelangt, wo wir zuvor standen. Aber es ist nun doch nicht mehr dasselbe, das machen die Zickzackwege und die Verrenkungen. Man kann einen Rock, den man nicht mehr für ganz repräsentabel hält, bekanntlich wenden — wie gut verstanden das unsere Mütter! —; wenn man aber den gewendeten Rock noch einmal wendet, so ist es der alte Rock und doch auch nicht. So ergeht es uns in den Stücken des originellen Ausländers. Wir erhalten schließlich das wieder zurück, was wir zuvor besaßen. Aber die Sache ist zweimal gewendet worden und sieht uns nun doch fremd an. Jeder hat eine andere Meinung über den Sinn dieser grotesken Komödien. Diese absolute Verwirrung der Begriffe ist zweifellos der Hauptspaß des Dichters; jeder sitzt möglichst dumm im Theater, hat die deutliche Empfindung, daß man ihn foppt, und bemüht sich nun ängstlich, auf den wirklichen Sinn des Stückes zu stoßen, damit er wenigstens nicht zu den Dummen zähle. Das bringt eine Spannung in die Nerven, die durch die Sprünge der Handlung von Akt zu Akt gesteigert und durch das beständige Aufzucken und Wiederverzischen geistreicher Bosheiten des Epigrammatikers immer neu angezogen wird. Der Teufelskerl spielt in einer kleinen Stadt Nordamerikas zur Zeit der Befreiungskriege 1777. Richard Dudgeon hat seine Seele dem Teufel verschrieben, dem bewegenden Weltprinzip. Damit hat er sich die Freiheit erkauft, nicht heucheln zu müssen; er folgt seiner Natur. Die Engländer haben seinen Onkel soeben als Rebellen gehängt und sein Vater, der den Delinquenten noch einmal sehen wollte, ist auf der Rückreise verstorben. Ein echtes, liebes Familienbild ist die Testamentseröffnung, die ja in so vielen Fällen zu den echtesten Demaskierungen des Lebens gehört. Richard, der Teufelsbraten, wird der Universalerbe — der Vater, der frühere Testamente durch diesen allerletzten Willen umgestoßen hat, traut offenbar dem rauhen Burschen mehr Gutes zu als seiner muckernden Frau und den anderen. Richard rät dem Pfarrer, sich vor den Engländern zu hüten, die wieder einmal zum warnenden Exempel jemanden hängen wollen. Dieser hält jedoch Richard für das Opfer und sucht ihn seelsorgerlich für den Himmel zu retten. Wir sind im Pfarrhause; die junge hübsche Frau Pastor, eine Rokokodame von Welt, haßt den Teufelskerl und mag ihn eigentlich doch gut leiden; als ihr pflichttreuer Mann an das Sterbebett der Frau Dudgeon

Digitized by Google

eilt, darf Richard bei ihr bleiben, um mit ihr den Tee zu trinken. Englische Soldaten dringen in die Stube mit einem Haftbefehl gegen den Pfarrer, der stranguliert werden soll. Als sie die zwei am Tische sehen — der Teufelskerl hat seinen nassen Rock zum Trocknen auf den Stuhl gehängt —, sind sie überzeugt, daß Richard der Pfarrer sei. Ohne mit einer Wimper zu zucken, schlüpft dieser in den Amtsrock und in die ihm aufgezwungene Rolle. Auf Einladung des Korporals verabschiedet er sich zärtlich von seiner angeblichen Frau und verpflichtet sie feierlich, ihn nicht zu entdecken, ihren Mann aber mit allen Mitteln zur Flucht zu veranlassen. Pfarrer Anderson findet seine Frau ohnmächtig am Boden; als er den Zusammenhang erfährt, zieht er seine längsten Schaftstiefel an, tut alles entbehrliche Kleingeld in seinen Beutel, läßt ein Pferd satteln und stürzt in der Gewandung des Teufelskerls von dannen. Wir wissen nicht warum, und ahnen nicht wohin.

Im Gerichtssaal versammelt sich der Kriegsrat zum Urteilsspruch über den Rebellen. Die Hinrichtung ist auf 12 Uhr mittags bereits festgesetzt. Der Teufelskerl im Lutherrock versetzt seinen Richtern die saftigsten Grobheiten, da sein Leben ja doch verspielt ist. Nur in dem General Burgoyne, einem weltmännisch feinen Zyniker, der auch gegen Hinzurichtende die gesellschaftlichen Formen peinlich wahrt, findet Richard einen ebenbürtigen Kavalier, der seinen überlegenen Witz mit verständnisvollem Behagen einschlürft. Frau Anderson, die der Verhandlung beiwohnen darf, sucht den Angeklagten durch die Enthüllung seines Pseudonyms zu retten. Das Schlußbild zeigt einen Schuppen auf dem von Zuschauern wimmelnden Marktplatz, dem armen Teufel liegt der Strick bereits um den Hals. Als es eben zwölf schlägt und die Feierlichkeit beginnen soll, erscheint atemlos der echte Pastor. Er war nicht feige geflüchtet, wie seine Gattin annehmen mußte, sondern zu den Rebellen gegangen und kehrt nun als ihr Oberst siegreich in die Stadt zurück, in der Lage, den Engländern die Friedensbedingungen zu diktieren mit dem Angebot eines ehrenvollen Rückzugs für den General um den Preis von Richard Dudgeon. Der dritte Akt des kompositionell gar nicht hervorragenden Stückes ist ein meisterhaftes Blendwerk satirischer Charakteristik in der Gerichtsscene. Hinter all diesen Galgenhumoren steckt ein überlegenes Lachen über die Werte der Menschen, die der Dichter umwertet, eigentlich entwertet. Leben und Sterben, das ist die gleiche Nichtigkeit. Narren und Helden sind ungefähr dasselbe. Die Dummheiten der Menschheit werden von der Geschichte der Nachwelt im Verklärungsglanze gezeigt. Wenn die Stunde der großen Gefahr hereinbricht, dann fallen die Masken: der Teufelskerl wird zum Pfarrer, der hingeht und sich opfert, zum Leiden und Sterben bereit und wollte doch alle Fesseln übermütig abwerfen; und der Pfarrer manifestiert sich als heimlichen Rebellen, der in dem weltlichen Rock das Kriegshandwerk treibt. Oder auch das Umgekehrte. Man kann nie wissen — man kann überhaupt nichts wissen. Die Aufführung war löblich. —

Die „Helden" sind natürlich keine Helden, sondern im besten Falle Menschen, wenn nicht Waschlappen. Die Komödie spielt in der Nähe des Dragomanpasses während des blutigen bulgarisch-serbischen Krieges im Jahre 1885. Die Tochter des reichen Hauses Petkoff, Raina, berauscht sich an der heroischen Größe ihres Bräutigams Sergius Saranoff, der

Digitized by Google

durch eine verwegene Kavallerieattacke die Serben in wilde Flucht gejagt hat. In brünstiger Verehrung verrichtet sie vor seinem Bilde ihr Nachtgebet — da stürzt vom Balkon her ein von ihren Volksgenossen gehetzter Serbe in ihr Schlafgemach. An der Dachrinne ist er hinaufgeklettert. Er sieht erbarmungswürdig aus: blutbesudelt, zerfetzt und zum Umfallen müde. Er bedroht das entsetzte Mädchen mit dem Revolver, sie schützt ihn vor der nachdringenden Patrouille und gewährt ihm für eine Stunde Unterschlupf. Sie glüht für den Krieg, den sie nicht kennt, und schwärmt die Helden des Schlachtfeldes aus der Entfernung an. Er ist vor Uebermüdung so nervös, daß ihm die Tränen nahe sind wie einem Kind; den Krieg macht er mit aus Beruf, Schokolade ist ihm lieber als Patronen, und er ist glücklich, als Raina mit einer Handvoll Pralinés aufwarten kann, die er gierig verschluckt. Die Soldaten zerfallen nach seiner Auffassung in zwei Kategorien: in junge und alte; die Jungen wollen morden und nehmen Patronen mit, die Alten haben Hunger und schlafen lieber. Raina bringt das Gespräch auf die „herrliche" Reiterattacke, der Flüchtling zieht sich ihren Tadel zu durch respektlose Bemerkungen über den „Operettengeneral", der zum Angriff gestürmt sei, weil der Gaul mit ihm durchging, und dem der militärisch unsinnige Angriff nur deswegen geglückt sei, weil die gegnerischen Soldaten zufällig keine Munition erhalten hatten! Es ist belustigend, zu beobachten, wie es in Raina vor Empörung kocht über den Zyniker und wie sie doch über ein menschliches Mitgefühl, dem ein Schuß sinnlicher Lust nach einem Abenteuerchen beigemischt ist, nicht hinwegkommt. Sie geht endlich ihre Mutter holen; währenddessen fällt unser tapferer Krieger wie ein Toter ins aufgedeckte jungfräuliche Bett und beginnt zu schnarchen. Im abgetragenen Rock des Hausherrn, der im Felde ist, wird er dann gegen Morgen aus der Stadt hinausgerettet.

Die Schlacht bei Slivnitza ist zu Ende. Die Helden sind nach dem Friedensschluß wieder daheim. Petkoffs sind vornehme Leute, wenn sie auch ihre Wäsche ungeniert herumhängen lassen; denn der Major badet sich allmonatlich einmal, das verlangt seine Stellung von ihm, und Madame Petkoff zieht sich sogar Halsschmerzen zu, weil sie sich täglich wäscht — „das kann nicht gesund sein, es ist unnatürlich," urteilt der Gatte. Aber sie haben ein Bibliothekzimmer und eine elektrische Klingel! Der Major soll drei Regimenter nach Philippopel befördern und ist ratlos, wie das anzustellen sei. Der Retter aus allen Nöten wird nun jener nächtliche Eindringling, der als schweizerischer Hauptmann recht zufällig noch einmal in das Haus kommt. Ist aber im weiteren Fortgang auch die Komödie nicht viel mehr wie eine durchschnittliche Posse, so ist doch die Zeichnung des bulgarischen Halbasiatentums amüsant und die ungeniert zugreifende Satire und der kecke Witz des Autors unterhaltlich. Der Ausgang des Stückes kann uns gleichgültig sein. Als gedankliches Resultat ergibt sich: der Krieg ist ein Geschäft, bei dem es auf gute Abschlüsse und reichlich ebensoviel blindes Glück ankommt; die Kriegshelden sind ein Schokoladenauflauf phantasievoller Mädchen; die Liebe ist eine Illusion, das ganze Leben ein Blödsinn. Frank Wedekind variierte: eine Rutschbahn .... Der Held hat Mut, die abgerichtete Dogge auch; neben dem Helden wohnt der Feigling, der Schurke, der ganz ordinäre Mensch, alles in einer Person, je nachdem — bitte, bedienen Sie sich! Das Theater Paul Lindaus nahm

Digitized by Google

sich des dankbaren Stückes mit Sorgfalt an. Überraschend war bei Otto Sommerstorff der flotte Realismus, mit dem er im ersten Akt den flüchtigen Serben-Schweizer ausstattete. Sommerstorff ist nicht nur Romantiker, sondern, wie seine „Scherzgedichte" verraten, auch Humorist und ein stiller Spötter. —

Um das Menschlich-Allzumenschliche geht es auch in Ludwig Fuldas „Maskerade", die ebenfalls im Deutschen Theater mit Erfolg herauskam. Fulda ist ein Gesellschaftskritiker mit Behagen. Man merkt ihm stets an: er tut es gern; es bereitet ihm weniger ethischen Verdruß als ästhetischen Genuß, daß die böse Zeit und Welt so maskentoll sind. Denn das gibt artig-spitzige Epigramme und Sinnsprüche, galante Märchen und alle paar Jahre gar ein zugkräftiges Theaterstück. Es ist nicht allemal so sinnreich und graziös wie der märchenfeine „Talisman", so elegant wie die „Zwillingsschwester", so klug wie „Novella d'Andrea" vom vergangenen Jahre; aber jedes seiner Stücke weiß geschickt zu erfinden, entzückend gewandt zu plaudern und deutsches Gemüt mit französischem Esprit zu einer poetischen Allianz zu vermählen. Also ein Maskenzug und seine Enthüllung! Exzellenz von Wittinghof tritt von seiner Diplomatenstellung als Reichsvertreter in einem südamerikanischen Staat zurück und besinnt sich — Frau und Kind sind tot — auf Gerda Hübner, das Kind seiner Jugendliebe. Er wird sie, deren vor 20 Jahren von ihm verlassene Mutter längst der Rasen deckt, jetzt an seinem Rang und Reichtum beteiligen, um so die alte Schuld zu sühnen. Gerda ist Sprachlehrerin geworden; aber das Blut der Mutter rollt in ihr, denn auch sie hat einen Geliebten. Eine Baronesse mit einem Fleck auf der Ehr', nein, so etwas ist noch niemals dagewesen! Aber „er" ist glücklicherweise selbst aus „gutem Hause"; so wird der Exgesandte die Schose freiherrlich beilegen. Und richtig: der heuchlerisch verlogene Geheimrat Schellhorn aus dem Ministerium, entzückt von der glänzenden Perspektive, die ihm Exzellenz mit zartem Wink eröffnet, bearbeitet seinen Sohn, dem bisherigen „Verhältnis" den Absagebrief zu schreiben. Edmund liebt zwar seine „Maus", doch der Brief wird geschrieben. Gerda Hübner wird der Baronesse von Wittinghof geopfert — sollte sie vielleicht deren „Zwillingsschwester" sein?! Die erste und letzte Vorstellung des Heiratskandidaten bei Exzellenz und Baronesse male man sich aus; doch wird man zugeben müssen, daß dies Verwechselungsmotiv das Urrecht jeder Posse ist seit grauen Tagen! Die gekränkte Adlige hat noch soviel Humor, dem Streberchen vorzureden, sie verzichte auf die nachträgliche Nobilitierung und werde die arme Gerda bleiben; da sieht sich der liebe Edmund nach seinem glattgebügelten Zylinder um. Gerda und ihr wiedergewonnener Vater fliegen gemeinsam in die „Freiheit". Die Masken sind herunter. Das Publikum ergötzte sich an dem satirischen Schauspiel und seinem reichen Beiwerk von sanfter Bosheit. Es schien über seinem Vergnügen gar nicht zu bemerken, daß es selber mit im Zuge der Maskerade spaziert. —

Ein Schauspiel mit einem bedeutsamen Ansatz war der „Johannes Herkner" von Ernst Rosmer im Lessingtheater. Ernst Rosmer, die ihr früheres phantastisches Pseudonym aus Ibsens Stück entlehnt hat, heißt im Leben Frau Else Bernstein, die sich auch Elsa Porges nennt. Schon manchen dramatischen Anlauf hat dies starke Talent genommen, um sich die Bühne zu erobern, die den Frauen, sofern sie nicht Schauspielerinnen

Digitized by Google

sind, bisher verschlossen zu sein scheint. Ihr Totengedicht „Mutter Maria", unter diesen Versuchen der eindrücklichste, ist durchzogen von zarter, weiblicher Poesie — doch Bühnenblut hatte er nicht. Und das Schauspiel „Dämmerung", das die Freie Bühne anno 1891 zur Aufführung brachte, zeigte in seinem quälenden Realismus, daß die Lyrikerin des Kindersterbens und Mutterleides und des mystischen Schleierwebens auch zu krampfhaften Mitteln greifen konnte, um den ersehnten Erfolg zu fassen. Desto besser „lag" ihr der romantische Text der „Königskinder", die mit der Musik Humperdincks in unserem Schauspielhause sich Beifall errangen. Das neue Stück ist wieder eine Niederlage. Albrecht Herkner ist ein genialer Bildhauer, der den höchsten Zielen seiner Kunst sicher zuschreitet. Sein journalistischer Freund Dr. Tachau vertritt auf alle Weise seine Interessen in der Öffentlichkeit, die Herkner scheu meidet. Die Schwester Tachaus, die bildschöne Mirjam, steht dem Künstler freundschaftlich Modell bei einem neuen Werk, an dem seine Seele hängt. Aber sie wird zugleich seine Geliebte. Die Parallele zu „Sodoms Ende" von Sudermann drängt sich unangenehm auf. Herkner ist ein rechter Künstler auch darin, daß ihm alles Geistige von vornherein verdächtig ist. Die malende und bildende Kunst geht durch die Sinne. Erst die Kulturhistoriker und Ästheten philosophieren die vielen „Ideen" in die Kunstgebilde hinein und dann aus ihnen wieder heraus. Der Künstler sah einen schönen Menschen oder eine Landschaft und ein Stück Ton, Marmor oder Leinwand. Das übrige kam von selbst, er weiß es selbst nicht mehr genau. In allem Entstehen wirklichen Lebens, auch im Bereich der Kunst, ist etwas Geheimnisvolles; Dunkel liegt darüber gebreitet, bis das Gewordene mit verwunderten Augen aus dem Mutterschoße ans Licht tritt. So schafft Herkner, so sieht er den Leib der Mirjam, dem er den Kopf einer anderen aufsetzt. Nur mit ihr wird er dies Motiv zwingen. Daß aus dem Gelegenheitsmodell die Geliebte wird, findet seine psychologische Erklärung in derselben Sinnlichkeit, die des Künstlers göttliche Stärke ist.

Aber auch ein hellenisch gestimmter Künstler kann sich der sittlichen Wertbeurteilung nicht entziehen, welche die neuzeitliche abendländische Kultur in die menschliche Gesellschaft eingesenkt hat. Hier schlingt sich der Faden zum Problem des Glockengießers Heinrich in der Versunkenen Glocke. Die reine Natur, symbolisiert in Rautendelein, kann dem Künstler nichts mehr sein, als er mit Schuld beladen ihre erlösende Nähe aufsucht. Sie kennt kein böses Gewissen, darum vernimmt sie die mahnende Stimme des Nickelmanns nicht aus der Tiefe, wie sie den Pfarrer nicht versteht. Sie lebt jenseits von Gut und Böse. Ein Brief seines alten Vaters, der einer Art neubuddhistischer Theosophie huldigt, bringt Albrecht Herkner in Verlegenheit. Denn darin steht von Wiedergeburt und innerer Einkehr. Albrechts Welt ist die sinnliche, aus ihr schöpft er alle seine Kräfte. Als diese Welt ihm in Trümmer geschlagen wird, ist er ein gebrochener Mann. — Herkner wird an das Krankenbett seines Vaters gerufen. Johannes Herkner, der mit Frau und ältlicher Tochter in einem einsamen Gebirgsdorf hoch über den Menschen gehaust hat, ist tot, als der Sohn eintrifft. Von starkem pädagogischen Einfluß, suchte er als Schüler Ibsens durch innere Läuterung sich und seine Umgebung den Weg zur Freiheit zu führen an der Hand der unerbittlichen Göttin Wahrheit. Albrecht ist durch den Tod des Vaters

Digitized by Google

ehrlich erschüttert; hat ihn auch der Alte in seiner Kunst nie verstanden, so daß der Sohn das Elternhaus, in dem er sich fremd fühlte trotz der fürsorglichen Mutter, seit Jahren gemieden hat: jetzt zieht ihn der Tote mit starker heimlicher Gewalt in den Bann der Mystik und der Moral. Albrecht Herkner ist umgewandelt; aber wir sehen nicht wodurch. Wenn wir eine Novelle lesen, so könnte literarische Kleinkunst uns eine solche seelische Umstimmung Schritt für Schritt begreiflich machen. Auf der Bühne ist das nicht möglich, jedenfalls ist die Dichterin an dieser Aufgabe gescheitert. Der tote Vater wandelt den Sohn geistig zu seinem Sohne um: das ist ein tiefer Gedanke; nur für die Bühne scheint er mir verloren. Er ist so alt wie die Abschiedsworte Jesu an seine Jünger: „Es ist euch gut, daß ich hingehe; denn wenn ich nicht gehe, so kommt der Geist nicht zu euch. Ihr werdet Größeres tun als ich, denn ich gehe fort." Das ist der Segen des Todes, der Ordnung stiftet. Der Vater und der Freund hemmen durch ihr Leben die Entwickelung der anderen bei dem natürlichen Übergewicht ihrer Persönlichkeit. Fallen die Hüllen, so wird die Kraft der Jüngeren zu eigenem Schaffen entbunden und Geist wirkt auf Geist. Die Kunst der Bühne aber geht durch die Sinne. Was nun noch geschieht, kann nichts mehr retten. Die wunderliche Liebesgeschichte zwischen dem abtrünnigen Priester des Orts und der säuerlichen Schwester Albrechts läßt uns kalt. Traurig aber ist es, daß der Künstler in dem jungen Herkner erstorben ist, und wie ein neues Begräbnis wirkt es, als er an der Seite seiner wahrheitfanatischen Schwester zu Mirjam zurückkehrt und deren ahnungslosem Bruder, der ihm vertraute, die Wahrheit rücksichtslos ins Gesicht schlägt. Mirjam jammert und Tachau tobt, als er „alles" erfährt. Seine Freundschaft zu Herkner ging nur den Künstler in ihm an, von hier aus liebte er den ganzen Kerl; da dieser nicht mehr existiert, ist ihm der Mensch gleichgültig geworden. Das ist das Wesen der Freundschaft im Gegensatz zur Liebe: Verbindung in einem bestimmten Punkt des Wesens nach dem Gesetz der Sympathie oder der Ergänzung. Tachau geht mit seiner Schwester auf eine Weltreise, und Mirjams letzter Blick gilt dem Künstler — sie findet später wohl auch ohne den Bruder die bekannte Tür wieder. Unterdessen modelliert Herkner für die Grabstätte seines Vaters, der ihn dem „wahren" Leben der Innenschau gewonnen hat, ein feierliches Monument, nachdem er die nackte Gruppe, zu der ihn Mirjam begeisterte, in Klump geworfen. Die desto bekleidetere Elisabeth erbietet sich für das neue Werk als allegorischer Vorwurf . . . Diese umwandelnde Wirkung des Todes, die Hauptmann in seinem „Michael Kramer" in einem Akt durch das Sterben des Sohnes an dem alten Vater vollzieht, ist hier völlig vorbeigelungen. Die sogenannte Wahrhaftigkeit und der Spuk aus dem Totenreich haben lauter Unheil angerichtet.

Emanuel Reicher als Redakteur Tachau hatte einen großen Abend; er schuf in Spiel und Maske eine geschlossene, vom ersten bis zum letzten Augenblick völlig glaubhafte, weil durchsichtige Gestalt aus dem Leben. Irene Triesch als Mirjam war seine gleichwertige Schwester. Wie die Flamme der sinnlichen Glut aus diesem Weibe herausbrach und wie sie alle Freude und allen Schrecken in das eine Verlangen zusammenpreßte: ihn haben und halten, das war ein vollendetes künstlerisches Bild. Margarete Albrecht verkörperte die schlichte Mütterlichkeit, die sich bei der

Digitized by Google

Heimkehr des Sohnes vor allem darauf besinnt, ob ihrem Jungen Grießsuppe oder Sagosuppe früher besser geschmeckt habe, und die der Tochter mit ihrem Kultus einer Wahrhaftigkeit, die das Herz wie Essig zusammenzieht, die goldene Bemerkung zuwirft: „Mein Albrecht gehört vor allem mir und dann erst dem lieben Gott." Schade um den hoffnungsvollen ersten Akt und um vieles Geistvolle, für den Leser Bedeutsame in dem feingearbeiteten Dialog! Also ein ehrenvolles Begräbnis erster Klasse; aber leider doch ein Begräbnis. —

Ein innerlich reicher Dichter von der Muse Gnaden ist Richard Beer-Hoffmann, dessen fünfaktiges Trauerspiel „Der Graf von Charolais" im Neuen Theater zur Aufführung gelangt. Nach drei wunderbar schönen Akten hat er mit den beiden letzten Aufzügen ein wenig Schiffbruch gelitten. Das kann indes die Tatsache nicht verdunkeln, daß wir einen ernsten, hochbegabten Poeten mit ihm für unsere Bühne gewonnen haben. Beer-Hoffmann, der bisher erst mit etlichen zart getönten Novellen und einem Filigranroman hervorgetreten ist, zählt zur Neu-Wienerschule, über der Grillparzers Stern schwebt: romantische Balladenstoffe mit lyrischem Akkompagnement des dramatischen Gefüges. Der vergessene Dramatiker der Shakespearezeit Massinger hat die Urgestalt der Fabel hergegeben, die von der „verhängnisvollen Mitgift" handelte (1632) und die durch eine deutsche Uebertragung Baudissins vom Jahre 1836 an unseren Verfasser kam. Doch ist bis auf das Motiv selbst die jetzt vorliegende Dichtung das poetische Eigengewächs des Wieners. Er ist unsere große Freude und Hoffnung. Darum wird von seinem Werk hier noch eingehender gesprochen werden müssen.

Streiflichter.

Das erste ostasiatische Kriegsjahr schließt mit dem Falle Port Arthurs, d. h. mit einem Ereignis von entscheidender Bedeutung. Denn man braucht kein Stratege und kein Militär zu sein, um zu erkennen, daß Japans Endziel, die Vorherrschaft in Korea, durch die Einnahme der russischen Seefeste erreicht ist. Ohne Port Arthur kein Korea, und da Japan Korea will, so mußte es Port Arthur wollen. Deshalb die ungeheuren Opfer an Geld, Menschen und Zeit, die das Inselreich seit Februar 1904 vor Port Arthur gebracht hat. Der große Erfolg hat die großen Opfer gerechtfertigt. Neben diesen direkten Erfolg stellt sich gleichwertig ein doppelter indirekter. Zunächst ist Nogis Armee mit ihrem Artilleriepark frei geworden für den Schaho, und wenn diese Zeilen gedruckt sind, haben die schweren japanischen Belagerungsgeschütze, die ihr Zerstörungswerk vor Port Arthur soeben beendet haben, dasselbe Werk gegen die

Digitized by Google

russischen Erdbefestigungen am Schaho zweifellos schon begonnen. Kuropatkin sieht sich einem Feinde gegenüber, dessen Kriegstüchtigkeit, Ausrüstung und Todesverachtung den Sieg gewährleistet, dem sich in offener Feldschlacht zu stellen, er jetzt gezwungen werden wird. Und dann als zweiter indirekter Erfolg der Eindruck auf die Völker Asiens! Er wird ein ungeheurer sein. Der gelbe Mann hat den weißen besiegt! Mit der Niederholung der Andreasflagge auf den Wällen von Port Arthur und der Hissung des japanischen Feldzeichens ist Rußlands moralische Vorherrschaft, sein Ansehen im fernen Osten für lange, lange Zeit zu Boden gesunken; „der Preuße Ostasiens" ist jetzt dort der Herr.

Daß Japans Sieg die gelbe Rasse einen gewaltigen Schritt vorwärts führt in der Richtung gegen die weiße hin, unterliegt keinem Zweifel. Dennoch bleibe ich bei der schon oft geäußerten Auffassung, daß für uns und für das 20. Jahrhundert ein siegreiches Japan weniger bedenklich ist als ein siegreiches Rußland (vgl. „Streiflichter" Nr. 18, 21), und ich wiederhole: erst unsere Kindes-Kindeskinder werden zu ringen haben mit der „gelben Gefahr", die übrigens auch durch eine japanische Niederlage nicht beseitigt, ja nicht einmal aufgehalten wird, da sie zu den völkergeschichtlichen Unvermeidlichkeiten gehört (vgl. „Streiflichter" Nr. 18).

Port Arthurs Fall redet auch zu uns eine sehr eindringliche Sprache: die drängende Notwendigkeit einer starken Flotte. Wer das Wort gesprochen hat, daß Kriegsflotten die Weltgeschichte machen, weiß ich nicht; aber ein wahres Wort ist es. Seit Jahrtausenden hat es seine Wahrheit erwiesen und soeben mehr wie je zuvor. Japan ist siegreich durch seine Flotte, Rußland unterliegt wegen Mangels einer Flotte. Es hat eine Flotte gehabt; ruhmlos ist sie untergegangen. Die Schiffe waren gut, die Führung, die Schulung waren schlecht, es fehlte an Wagemut, an Tatkraft. Wenn nicht alles trügt, fehlt es bei unserer Flotte an diesen Eigenschaften nicht: Offiziere und Mannschaften sind ausgezeichnet; woran es fehlt, sind Schiffe. Mehr Schiffe ist das Losungswort der nächsten Zukunft! Wer der Vermehrung unserer Flotte jetzt, nach den Lehren des russisch-japanischen Krieges, noch widerstrebt, ist entweder ein Tor, oder ein Feind unserer nationalen Sicherheit und Größe. Die Ausgaben für die Flotte sind in diesem Augenblick mehr noch als die für das Heer für Haus und Herd.

Im Zechenbezirk der Ruhr „feiern" fast 200000 Mann. Die Schuld trifft, wie von gut unterrichteter Seite versichert wird, zum größten Teile die Zechenverwaltungen. Drei Punkte sind es vor allem, welche die berechtigte Unzufriedenheit der Arbeiter erregen: die Dauer der Schicht, die „Seilfahrt" und die schlechte Behandlung, die zumeist beim „Nullen" der geförderten Wagen sich zeigt. Die Schichtdauer im Ruhrbezirk beträgt acht Stunden. Nun wollen die Zechenverwaltungen die „Seilfahrt", d. h. die „Fahrt" der Bergarbeiter in großen, an Seilen hängenden Förderkörben nach und von ihren unterirdischen Arbeitsplätzen, in die achtstündige Schichtdauer nicht mit einrechnen, die Belegschaft aber will die lange „Fahrt" in die Schichtdauer eingerechnet wissen. Das „Nullen" der Wagen, d. h. die Nichtanrechnung von Wagen, die, weil Gestein dazwischen ist, nicht die vorgeschriebene Menge von Kohle enthalten, soll in harter, rücksichtsloser Weise geschehen und den Arbeitern, die doch

Digitized by Google

für die geologische Beschaffenheit des „Ortes", an dem sie im Erdinnern arbeiten, nicht verantwortlich sind, großen Schaden durch Lohnentziehung zufügen. Bedenkt man, daß die Zechen 10 (Hibernia), 14 (Gelsenkirchen) und 20 (Krupp) Millionen Ueberschüsse erzielen, so ist die Gärung unter den Menschen, die den Gruben- und Kuxenbesitzern durch ihrer Hände Arbeit und ihrer Leben Gefahr solche Dividenden in den Schoß werfen, sehr begreiflich, und gesundes soziales Empfinden tritt auf die Seite der Arbeitnehmer, um so mehr, als sie bis jetzt von Ausschreitungen sich frei gehalten haben. Sie wollen ihr Recht und menschenwürdige Behandlung. Sollte es sich bewahrheiten, wie einwandfreie Zeugen versichern, daß die schroff ablehnende Haltung der Zechenverwaltungen auf Geschäftsspekulationen zurückgeht, indem überreichlich geförderte Kohle vorhanden ist, so daß die Grubenbesitzer das Stilliegen der Zechen gut „aushalten" können, so ist kein Wort scharf genug, diesen herz- und seelenlosen Geschäftssinn zu brandmarken. Freilich, Herz und Seele zu verlangen im Zeitalter der „Ringe" und Aktiengesellschaften, ist etwas altfränkisch.

In Berlin hat die Sozialdemokratie einen „Preußentag", wie sie selbst ihn hochtrabend nennt, gehabt. Viel Lärm um nichts, gilt wie von fast allen sozialdemokratischen Parteitagen, so auch von diesem. Der Voreingenommenheit gegen die Sozialdemokratie kann mich niemand zeihen; ihre Forderungen, soweit sie gerecht sind, vertrete ich mit Entschiedenheit, nicht allerdings weil es sozialdemokratische, sondern weil es menschlich-soziale Forderungen sind; aber ich muß sagen: inhaltlich öderes und in der Form roheres Geschwätz hört man nirgends mehr, als auf sozialdemokratischen Tagungen. Da feiert die Phrase in ihrer hohlsten Form Orgien und paart sich mit Niedrigkeit des Ausdrucks. Und doch stehen hinter solchen „Rednern" und Führern Millionen deutscher Arbeiter und Bürger! Gibt es einen stärkeren Beweis für die Besserungsbedürftigkeit unserer wirtschaftlich-sozialen Zustände, als diese Tatsache?! Nicht die Phrasendrescherei und die Schimpfereien sozialdemokratischer Redner und Journalisten zieht die Masse an, sondern trotz dieser Dinge besteht die Anziehung, weil die Massen sozial und kulturell aufsteigen wollen und in der Sozialdemokratie die Leiter zu erblicken glauben. Ob die Sprossen beschmutzt sind, beachten sie nicht. Zimmern auch wir Anderen soziale Leitern, und Millionen gut deutscher „Sozialdemokraten" machen den Aufstieg mit Freuden bei uns.

Es ist erreicht! „Sittlichkeit" und „Schamgefühl" sind wieder einmal gerettet durch den Ultramontanismus in trautem Bunde mit der Reichsregierung und dem preußischen Kultusministerium. In unseren Kolonien liegt ein Gebiet, das Klein-Popo heißt; so steht es seit Jahrzehnten in allen Atlanten und Erdbeschreibungen, und niemand fand etwas dabei. Jetzt haben katholische Missionare (!) den „entsetzlichen" deutschen Sinn des Wortes entdeckt. Die Gefahr ist dringend, moralische Verheerungen stehen in sicherer Aussicht. Eingaben werden gemacht und die dem Zentrum allzeit willfährige Reichsregierung ladet die stupende Lächerlichkeit auf sich, Klein-Popo umzutaufen in Anecho! So geschehen im 20. Jahrhundert! Wahrhaftig, der altehrwürdige Popokatepetl kann sich beglückwünschen, daß sein schneeiger Gipfel in mexikanische und nicht in deutsch-koloniale Luft hineinragt, sonst würde er wohl auch in Anechokatepetl umgetauft werden.

Digitized by Google

Diese Sittlichkeitslorbeeren der Reichsregierung im Dienste des Zentrums errungen, ließen die preußische Regierung nicht schlafen. Herr Studt dachte, was Bülow kann, kann ich auch. Und er konnte es wirklich und noch mehr! Wer kennt nicht das prächtig-derbe Salletsche Derfflinger-Lied:

„Der Derfflinger war ein Schneidergesell,
Doch nimmer ließ es ihn ruh'n,
Er dacht' an andres als Nadel und Ell' —
Was aber, was soll ich tun?" usw.

Aus Trier, der Stadt des Herrn Korum, vor dem Herr Studt schon einmal sich geneigt hat, kam die „Anregung", das Gedicht aus dem Lesebuch für höhere Mädchenschulen zu entfernen, und richtig: die oberste Schulbehörde im Königreiche Preußen merzt durch ausdrückliche Verfügung des Kultusministers das Derfflinger-Lied aus! Bülow war von Herrn Studt erreicht: aber der Kultusminister wollte den Reichskanzler nicht bloß erreichen, er wollte es ihm zuvortun, und so vergriff er sich — wofür ist er denn Kultusminister — an der Kultur: eine Perle deutscher Dichtung verfiel seinem liebedienerischen Banausentum. Von Freiligrath besitzen wir ein Gedicht: „Der Baum der Menschheit", worin die Völker mit Knospen und Blüten verglichen werden. Dort heißt es:

„Der Knospe Deutschland auch, Gott sei gepriesen!
Regt sich's im Schoß. Dem Borsten scheint sie nah,
Frisch, wie sie Hermann auf den Weserwiesen,
Frisch, wie sie Luther von der Wartburg sah."

Diese Zeilen hat Herr Studt gestrichen, denn „das Sich-Regen im Schoß" ist zweifellos „unsittlich", und Luthers Vorausschau ist doch protestantisch. „Unsittlichkeit" und Protestantismus aber im Reiche des Zentrums dürfen nicht geduldet werden.

Was werden wir erst erleben, wenn einmal die Schulen stramm konfessionalisiert sind? Das läßt eine Rede ahnen, die am 15. Dezember 1904 ein Herr Dr. Rieth auf einer Katholikenversammlung zu Friedrichsberg gehalten hat, in der sich nach dem Bericht der „Germania" (22. Dezember 1904, 2. Blatt) folgende Stellen finden: „Wird die konfessionslose Schule allgemein eingeführt, dann, katholischer Christ, wird deine Kinder und die Kinder deiner Kinder nur eine Moral gelehrt werden: die der Bestien, die sich gegenseitig auffressen. Nein, eine schlimmere: die Bestie handelt richtig und naturgemäß, deine Kinder werden unnatürliche Ungeheuer werden." Nun, ein Teil unserer Kinder ist ja jetzt vor der Bestien- und „Ungeheuer-Moral" bewahrt: weder Klein-Popo noch das Derfflinger-, noch das Freiligrath-Lied „beflecken" fürderhin ihre Phantasie. Dank also dem Reichskanzler und dem Kultusminister! Scherz beiseite! Wenn jemals Servilität und elle Prüderie sich die Hände gereicht haben, dann hier. Solche „kleine" Vorkommnisse erhellen blitzartig den Weg, den wir wandeln. Wann, wann schart sich die Kulturwelt zusammen zu hartem Widerstand? Wann sagt im Reichstag und Landtag ein Volksvertreter dem Reichskanzler und dem Kultusminister einmal so derb die Wahrheit, daß sie vor dem ganzen Lande schamrot werden?!

Digitized by Google

Süddeutsche Blätter berichten eine kulturell, religiös und wirtschaftlich bemerkenswerte Tatsache. Die Benediktiner zu Beuron (Hohenzollern) haben vor und nach sämtliche Gasthöfe des Ortes, vier an der Zahl, durch Kauf in ihren Besitz gebracht. „Die tote Hand" ist doch recht lebendig, und daß sie sich gerade nach den Wirtshäusern einer Ortschaft ausstreckt, ist charakteristisch.

Protestantische Unfehlbarkeit! Gibt es die? Aber gewiß. Der Pastor an der Berliner Markuskirche D. Fischer hat auf dem vorigjährigen „Protestantentag" einen Vortrag gehalten, der das Mißfallen seines Konsistoriums erregt hat, so daß die Herren ihm jetzt eine „Verwarnung" zugehen lassen, in der es heißt: „Ihre Ausführungen machen den Eindruck mangelhafter Besonnenheit und unzulänglicher christlich-theologischer Durchbildung, Klarheit und Reife"; man hoffe, „daß er sich zur Erfassung des wahren Wesens der christlichen Religion hindurcharbeite." Ist der erste Satz, einem Manne gegenüber, der theologischer Doktor ist, eine Unverschämtheit, so ist der zweite, gesperrt gedruckte, eine Lächerlichkeit. Er besagt: wir kennen das wahre Wesen der christlichen Religion, du nicht! Also unfehlbare Autoritäten! Hätten die „unfehlbaren" Herren sich darauf beschränkt, zu sagen: was du lehrst, entspricht nicht den Satzungen der Landeskirche, so wäre nichts einzuwenden. Aber daß Protestanten einem andern Protestanten die freie Forschung verbieten durch Hinweis auf ihr „unfehlbares" Urteil über „das wahre Wesen der christlichen Religion", ist echt — kirchenregimentlich. Die „Unfehlbarkeit" des großen Papstes zu Rom kann immerhin imponieren, die „Unfehlbarkeit" von Duodez-Konsistorialräten erregt Hohn, Spott und — Ekel.

Zu schärfstem Widerspruch zwingt ein Posten im preußischen Etat: je 14000 Mark werden dort als Zulage für sieben Minister gefordert als — Repräsentationsgelder. Man greift sich unwillkürlich an den Kopf und fragt sich: ist's denn möglich? 98000 Mark soll das Volk jährlich aufbringen, damit die Minister ihren Gästen bessere Weine, teurere Importen und duftendere „Blumenarrangements" vorsetzen können! Repräsentationszwecke! Du lieber Himmel, arbeiten sollen unsere Minister, aber nicht repräsentieren. Eine Verirrung wäre es, wenn die preußische Volksvertretung diese 98000 Mark bewilligte. Will Herr Studt einen Zuschuß von einigen tausend Mark für Studienjahre der deutschen Literatur und der Erforschung des Ultramontanismus gewidmet, er sei ihm mit Freuden gewährt. Das Geld wäre gut angewendet.

22. I. 05. H.

Erklärung.

In der „Post" vom 17. Dezember 1904 findet sich ein Artikel, der meinen Aufsatz über Roon in der Oktobernummer der „Deutschland" als ein ungerechtes Urteil hinzustellen sucht. Einer eingehenden sachlichen Entgegnung enthebt mich der Ton des Artikels. Ich bin mir bewußt, in würdigen Worten die Tätigkeit Roons,

Digitized by Google

seine Intelligenz und Tatkraft anerkannt zu haben. Ich habe ihn als das gezeichnet, was er in Wahrheit war, als den treuen Diener des Vaterlandes, als den erprobten intimen Freund seines Königs. Ich habe ihm aber, weil mich die Überzeugung dazu zwang, die Genialität, die Größe eines Bismarck und Moltke abgesprochen.

Ich habe seine Verdienste bei der Durchführung der Armeereorganisation Wilhelms I. voll gewürdigt, ich habe aber auch die negativen Seiten seiner Amtsführung gezeichnet, denn ich schrieb keinen Hurraartikel für ein Kriegervereinsfest, sondern einen Aufsatz für eine unserer ersten Zeitschriften. Meine Angaben über die Belassung des 8. Korps am Rhein und den durch Roon verzögerten Abmarsch der Garde zur Front 1866 stellt der Artikelschreiber als unrichtig hin; habeat sibi. Mein Gewährsmann ist Moltke selbst. Meine Bemerkungen über die heftige Opposition Roons gegen die Wiederaufnahme des Kampfes am 17. August 1870 werden gleichfalls bestritten; mein Gewährsmann ist ein Augen- und Ohrenzeuge, der spätere Kriegsminister Verdy von du Vernois. Meine Ausführungen über Roon entspringen nicht dem „Neide" (auf was denn?), der Verkleinerungssucht, sie sind keine „Besudelung", wie jener Schreiber ebenso geschmackvoll wie sachlich bemerkt. Er spielt auch auf die Rede des Generals von Einem an; Festreden sind zwar keine Fundgruben historischer Wahrheit, ich unterschreibe aber vollkommen die angeführten Worte: Roon war eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der hinter uns liegenden Zeit, das waren aber auch Manteuffel und andere; „Große" aber waren sie deshalb noch lange nicht; sie waren „Handlanger", und vor diesem Worte wird der Artikelschreiber sich wohl in Ehrfurcht beugen. Und was den schönen Trinkspruch Wilhelms I. anlangt, so beweist er nur eines, daß nämlich der bescheidene und gütige Herr in seinem Bestreben, seine Getreuen zu ehren, lieber zu viel als zu wenig tun wollte. Doch kennen wir noch ein anderes Wort desselben Königlichen Herrn, das lautet: „Es gibt kein Roonsches oder Boninsches Projekt, die Armeereorganisation ist mein eigenes Werk."

Der Artikel in der „Post" beweist die vom Standpunkte des literarischen Anstandes aus betrübliche Tatsache, daß sein Verfasser persönlich wurde, weil er sachlich nichts zu sagen hatte.

H. v. S.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Protestantisches Taschenbuch. Ein Hilfsbuch in konfessionellen Streitfragen. Im Auftrage des Vorstandes des Evangelischen Bundes herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner von Konsistorialrat Dr. Hermens, Superintendent in Cracau bei Magdeburg, und Lic. Oskar Kohlschmidt, Pfarrer in Magdeburg, St. Jakobi. Leipzig 1905. Buchhandlg. des Ev. Bundes v. C. Braun. IV, 2654 Sp. Mk. 15,—, geb. 18,—.

Nicht als Ersatz für Quellenstudium, aber als eine Frucht vielseitiger und langjähriger Arbeit an den Quellen und somit als ein „Hilfsbuch" zu „rascher und zuverlässiger Orientierung in konfessionellen bezw. interkonfessionellen Fragen" bietet sich das „Protestantische Taschenbuch" allen denen an, „die durch ihre öffentliche Stellung, durch ihren Verkehr oder sonstige Gelegenheitsfälle genötigt sind, in konfessionellen Dingen Bescheid zu wissen oder Aufschluß zu suchen". Ein eingehendes Namen- und Sachregister zu den in alphabetischer Folge geordneten Artikeln erleichtert den Gebrauch, die wichtigste Quellenliteratur ist am Schluß jedes Artikels angeführt. Etwa 120 Mitarbeiter, darunter eine große Reihe bedeutender Fachgelehrter (S. 2515—20 sind ihre Namen genannt) haben sich mit den beiden, vom Zentralvorstand des Evang. Bundes berufenen Herausgebern zur Ausführung vereinigt. In welchem Maße diese gelungen ist, darüber steht dieser „Selbstanzeige" das Urteil nicht zu. Doch hat die kirchliche wie die Tagespresse das Werk bisher in erfreulicher Einmütigkeit willkommen geheißen. Die ultramontane Polemik aber bemüht sich, in dem von dem Herausgeber der „Sozialen Revue" in Essen, Dr. Jos. Burg, redigierten „Kontrovers-Lexikon" ihm ein Gegenstück entgegen zu stellen.

Lic. Kohlschmidt.

Lebenserinnerungen des Präsidenten Paul Krüger bilden den ersten Band des Werkes: Im Kampf um Süd-Afrika.

Er ist gleichsam die Einleitung, das politische Vorspiel zu dem militärischen Kampf. Das deutsche Volk hat mit so tiefgehendem Interesse und mit so herzlicher Anteilnahme die Kämpfe der Buren verfolgt und seiner Sympathie für dieses Volk so lebhaften und werktätigen Ausdruck verliehen, daß ihm diese gleichsam amtliche Darstellung hochwillkommen sein wird. Jeder Gebildete fühlt bei dem tragischen Ausgang des Krieges das Bedürfnis, sich selbst darüber Klarheit zu verschaffen, inwieweit dies Bauernvolk durch seine volkischen Tugenden die Sympathie der ganzen Welt verdient hat und welche tieferen Ursachen das Unterliegen dieses Naturvolkes veranlaßt haben. Hierfür gibt das vorliegende Werk die Unterlagen. Nachdem die beiden Republiken ihre Selbständigkeit verloren haben, wird auf eine im geschichtlichen Sinne einwandfreie amtliche Darstellung der Begebenheiten von seiten der ehemaligen Republiken nicht mehr zu rechnen sein. Darum muß und wird dies Werk ihre Stelle vertreten. Der erste Band gibt im vollsten Sinne des Wortes allerdings nur Erinnerungen des Staatspräsidenten, denn der Inhalt ist aus dem Gedächtnis diktiert. Nur im Anhang sind einzelne wenige geschichtliche Dokumente beigegeben.

Digitized by Google

Dennoch wird sich der Leser dem Eindrucke nicht entziehen können, daß er geschichtliche Wahrheit liest, und daß dem streng rechtlichen Charakter des Staatspräsidenten und seiner tief innerlichen Religiösität eine Uebertreibung oder gar eine Unwahrheit weit abliegt. Er gibt als echter Patriot, der in jahrelangen Kämpfen sein Vaterland wilden Völkerstämmen und wilden Tieren abgerungen und der an dessen Einrichtung und Ausbildung tatkräftig mitgewirkt hat, den Verlauf der Dinge so wieder, wie sie auf ihn eingewirkt haben.

Das Unglück Transvaals war die Entdeckung der Goldfelder am Witwatersrand usw. nicht nur, weil dadurch die Begehrlichkeit Englands angestachelt wurde zur Einverleibung der Republik unter allen Umständen, sondern auch weil durch die Goldfelder ein Zusammenströmen von Tausenden von Glücksrittern aus aller Herren Ländern und damit eine ungeahnte Zunahme der Bevölkerung und ein an amerikanische Vorgänge erinnerndes Wachsen erst neu gegründeter Städte verursacht wurde. Dadurch kam unter das einfache Burenvolk ein völlig anderes Element mit anderen Bedürfnissen und anderen Anschauungen, dessen Assimilierung sich nicht so schnell vollziehen konnte. Der Regierung der Republik kann gewiß kein Vorwurf daraus gemacht werden, daß die gesetzgeberischen Maßnahmen mit dieser ungeahnten industriellen Entwickelung nicht gleichen Schritt hielten, obwohl weitsichtige Männer die darin liegenden Gefahren ahnten. Die Worte des General Joubert: „Denn dieses Gold wird die Ursache sein, daß unser Land mit Blut getränkt wird" sind leider allzu buchstäblich in Erfüllung gegangen. Der beste Wille, berechtigte Beschwerden zu beseitigen, war bei dem Präsidenten und dem Volksrat vorhanden. Die auf echt christlichem Sinne beruhende sozialpolitische Fürsorge, wie sie in der Rede vom 12. Mai 1898 entwickelt ist, zeugt von hoher politischer Weisheit. Auch waren Präsident und Volksrat bereit, das Stimmrecht in weitgehendster Weise auszudehnen, so weit, daß schließlich über die ursprünglichen Forderungen Englands hinausgegangen war. Aber die englischen Forderungen wuchsen mit der Nachgiebigkeit der Transvaaler. Die Stimmrechtsfrage war eben nur der diplomatisch vorgeschobene Grund für den Krieg, wie dies so recht deutlich aus der schriftlichen Mitteilung Lionel Philips an den bekannten Veit hervorgeht: „Wir geben keinen blauen Deut um das Stimmrecht." Der Präsident Krüger konnte deshalb auch auf Grund dieser und anderer aufgefangener Mitteilungen und Depeschen in seiner Rede am 2. Oktober 1899 sagen: „Zuerst ging's ums Stimmrecht. Dreimal haben wir nachgegeben, und ich wiederhole, damit es in das Protokoll kommt, daß es eine Lüge ist, wenn man sagt, wir wollten diejenigen, die von auswärts kommen, nicht als unseresgleichen behandeln usw." und ferner am 7. Mai 1900: „Waren doch unterdessen Dokumente gefunden worden, aus welchen hervorging, daß bereits im Jahre 1896 beschlossen war, die beiden unabhängigen Republiken nicht länger bestehen zu lassen. Ich kann das nicht anders als einen teuflischen Betrug nennen. Von Frieden wurde gesprochen, während bereits der Beschluß vorlag, uns zu vernichten. Hätten wir also selbst noch mehr zugegeben, dann wäre unser Anerbieten doch nicht angenommen worden usw." Ebenso werden die Engländer amtlich des Mißbrauches des roten Kreuzes und der weißen Flagge sowie der Bewaffnung und Führung der Kaffern beschuldigt. Nun ist es an England, durch Ver-

Digitized by Google

öffentlichung aller amtlichen Schriftstücke diese Anklagen eines Gegners, der sich von Anfang an allezeit durch Großmut und edle Gesinnung ausgezeichnet hat, zu widerlegen.

Der Raubritter Jameson wurde der englischen Regierung ausgeliefert, damit er vom obersten Gerichte in England abgeurteilt werden sollte. Darauf folgte der Dank Ihrer Majestät für die „großmütige Tat", Jameson wurde rechtskräftig verurteilt, bald wegen Krankheit aus der Haft entlassen und, nachdem er unmittelbar darauf gesund wurde, nicht etwa wieder eingesperrt, sondern zum Offizier ernannt. Ein Schlag ins Gesicht der burischen Großmut. Die durch den Freistaatrichter Gregorowski rechtskräftig zum Tode verurteilten Aufrührer Philips, Rhodes, Farrar und Hammond wurden zu einer Geldstrafe von je 25000 £ begnadigt, Lord Methuen wurde durch de la Rey in Freiheit gesetzt. Ueberall Beweise unendlicher Großmut und Edelsinns auf Burenseiten, aber wo ist auch nur die kleinste englische Gegenleistung? Hinrichtung über Hinrichtung edler Männer. Wer weiß, ob England wirklich zugeschlagen hätte, wenn Jameson, Rhodes und Genossen zum Tode verurteilt, in Transvaal hinter Schloß und Riegel gesessen, und die Republik, statt schrittweise nachzugeben, von Anfang an die unbefugte Einmischung Englands in die inneren Angelegenheiten Transvaals energisch zurückgewiesen hätte. Aber die Republik glaubte durch Großmut und Nachgiebigkeit den Krieg beschwören zu können. Schon vom Jahre 1878 sagt Krüger: „Wie schlecht kannten damals unsere Leute England." Leider haben die Buren trotz ihrer langen Leidensgeschichte infolge ihres grenzenlosen blinden Vertrauens die Engländer nicht viel besser kennen gelernt.

Der Band enthält so unendlich viel des Interessanten und Lehrreichen, daß er jedem Gebildeten ein wahrer Schatz sein wird, denn das Buch verliert nicht nach einmaligem Lesen seinen Wert, weil die Geschichte dieses Krieges und die Süd-Afrikas noch nicht abgeschlossen ist. „Denn Süd-Afrika wird das Grab Englands."

Auch der 2. Band: „Im Kampfe um Süd-Afrika." Die Transvaaler im Kriege mit England. Kriegserinnerungen des Generals Ben Viljoen

darf im vollsten Sinne des Wortes nur als Erinnerungen aufgefaßt und beurteilt werden, denn der Verfasser hat seine Aufzeichnungen wiederholt eingebüßt und deshalb nach dem Gedächtnis erzählt. Es sind tatsächlich auch nur Kriegserzählungen, und zwar nur desjenigen Teiles des Transvaaler Krieges, bei dem Viljoen persönlich mitgewirkt hat. Eine vollständige und übersichtliche Darstellung des ganzen Krieges liegt nicht vor.

Das Buch ist während der Gefangenschaft auf St. Helena geschrieben, also unter dem Druck derselben. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb sind die Urteile über das englische Heer und viele der englischen Offiziere sehr anerkennend. Viljoen spricht mehrfach von der Bewunderung, welche die Tapferkeit, der Löwenmut, die Unerschrockenheit und die prachtvolle Disziplin der englischen Truppen bei ihm und vielen Buren erweckt habe. Lord Kitchener hat auf ihn den Eindruck eines echten Militärs mit starkem Willen ohne Ueberhebung und Hinterlist gemacht. Neben vieler Anerkennung ist natürlich auch mancher harter Tadel über einzelne Personen und über die

Digitized by Google

englische Kriegsführung vorhanden. Für das Schießen auf das rote Kreuz und die weiße Flagge, für die Gefangennahme seiner Parlamentäre, für die Verwendung von Burenfrauen und Kinder zum Schutze der englischen Linien, wodurch die Buren zweimal das Gefecht abbrechen und sich sichere Siege entgehen lassen mußten, für die Bewaffnung und Führung der Kaffern durch die Engländer führt er zahlreiche Beweise an. Er selbst ist durch Kaffern unter englischer Führung angefallen und gefangen genommen worden. Er beschuldigt auch die englische Regierung, 25 Prozent von dem genommen zu haben, was die Kaffern raubten. Auch die Fehler der englischen Führer werden dargelegt.

Mit sehr großer Offenheit werden die Mängel des Burenheeres und seiner Führung besprochen. Der Bur hat alle Eigenschaften eines vortrefflichen Soldaten; er ist ein sehr guter Schütze, sparsam mit der Munition, ein hervorragender Späher, ein ausgezeichneter Reiter, gut beritten, mäßig und anspruchslos in seinen Bedürfnissen. Hierauf beruhen auch die vielen taktischen Erfolge der Buren. Die Manneszucht, der Gehorsam und das Pflichtgefühl ließen aber sehr viel zu wünschen übrig. Nach den Einzelheiten, die Viljoen erzählt, hat das Burenheer alle Nachteile eines Volksheeres in hohem Maße besessen. Die unglückliche Bestimmung, daß immer $^1/_{10}$ des Kommandos 14 Tage Urlaub haben konnte, auch für die Feldbestellung Urlaub gewährt wurde, und die Gepflogenheit, daß die Bürger, sobald sie in die Nähe ihrer Heimat kamen, schließlich auch ohne Urlaub 24 Stunden nach Hause gingen, verminderte die Stärke der Kommandos derart, daß Viljoen z. B. in der Nähe von Johannisburg, woher sein Kommando stammte, statt 400 nur 65 Mann hatte. Zur Charakteristik des Burenheeres seien hier angeführt der Ausspruch Bothas: „Es ist nicht an dem, daß wir den Feind nicht zurückhalten könnten. Das Elend ist nur, daß ich die Bürger nicht ins Gefecht bringen kann," und der Ausspruch Viljoens: „Hätte nicht so vielen unserer Bürger gefehlt, was bei dem britischen Heere in so reichem Maße vorhanden war, nämlich Patriotismus und Nationalgefühl usw."

Auch die Kriegsführung der Buren namentlich zu Anfang des Krieges wird rücksichtslos beleuchtet. Es ist vielleicht in Uebereinstimmung mit der Vorstellung, die man nach dem Lauf der Kriegsereignisse von dem Oberbefehl des General-Kommandanten Joubert gewonnen hat, wenn letzterer bei der Beurteilung nicht gerade gut fortkommt. Wie soll aber ein Befehlshaber beurteilt werden, der, statt auf echten und rechten Glauben gestützt, den schwärzesten Aberglauben für seine Entscheidungen maßgebend sein läßt? Der den so notwendigen Vormarsch nach Durban in Eastcourt aufhebt, weil zwei Bürger vom Blitz erschlagen, und er hierin einen deutlichen Fingerzeig des Allerhöchsten sieht, daß das Kommando nicht weiterziehen dürfe.

Das Buch bietet durch die Fülle von Einzelheiten Aufklärung über so manches, was uns an dem tragischen Ausgang des Krieges rätselhaft war, und kann daher jedem, der sich für den Burenkrieg interessiert hat, aufs beste empfohlen werden.

Laura Frost, Aus unsern vier Wänden. Ein Buch für Mütter. Verlag C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin.

In unserer Zeit, in der das weibliche Geschlecht für alle Berufe, die

Digitized by Google

gelehrten sowohl, wie die praktischen aufs gründlichste vorbereitet wird, nur nicht für seinen höchsten Beruf, Mutter und Erzieherin der kommenden Generation zu sein, dürfte das Buch „Aus unsern vier Wänden" mancher ernsten, pflichttreuen Mutter zum helfenden Freunde werden. Die wichtigsten Erziehungsfragen werden darin in einer Reihe von selbständigen Aufsätzen behandelt: Die Lüge im Kindesleben, Vom Spielen der Kinder, Ueber die Strafe, Um Kleinigkeiten, Ueber geselligen Verkehr, Berufswahl und andere. Es werden keine Parteifragen erörtert, weder solche in religiöser, noch in politischer, noch in sozialer Beziehung. Alle Betrachtungen haben nur einen Gesichtspunkt: das Verhältnis der Mutter zum Kinde, nur ein Ziel: Die Entwickelung dieses Kindes zu einem möglichst vollkommenen Menschen. Die Verfasserin spricht als Mutter zu anderen denkenden Müttern. In einer Anzahl von praktischen Beispielen läßt sie sie in die Kindesseele hineinschauen, die in ihrer Eigenart von der Mutter verstanden sein will. Auf dem Verhältnis gegenseitiger Liebe und gegenseitigen Vertrauens basiert der Erfolg der erzieherischen Weisungen. Dieses Verhältnis zu schaffen ist Pflicht der Mutter. Ihre Liebe tritt in den vorliegenden Erziehungsaufsätzen überall als das treibende Motiv hervor.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alfred Kresse, Schöneberg.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Die Bedeutung der Wartburg für den Proteſtantismus.

Von D. H. Kieſer, Eiſenach.

[Teil I.]

Wartburg — dies Wort hat einen wunderſamen Klang für das deutſche Gemüt. Natur und Kunſt, Sage, Dichtung und Geſchichte vereinigen ſich hier zu einem Eindruck einziger Art, dem ſich kein Empfänglicher zu entziehen vermag. Für den Proteſtantismus hat ſie einen beſonderen Wert, ſie darf den Wert einer bleibenden Loſung für ihn in Anſpruch nehmen. Hier redet des Proteſtantismus eigenſter Geiſt zu uns; er will auch von der Gegenwart verſtanden ſein, ja, ich glaube, daß ihr das vor allem nottut. Dazu ſollen auch dieſe Ausführungen dienen. Werden ſie auch nicht Überraſchendes, Neues bieten, ſo mag es doch zuzeiten angezeigt ſein, an allbekannte Wahrheiten zu erinnern, weil wir ſo leicht gewöhnt ſind, da ſie uns ſelbſtverſtändlich erſcheinen und wir ſie gewiſſermaßen mit der Muttermilch empfangen haben, ihren Wert zu unterſchätzen, ſtatt ſie mit klarem und entſchiedenem Bewußtſein ins Leben einzuführen, im Leben zu verwirklichen. So ſoll es nicht meine Aufgabe ſein, die goldenen Zauber der Natur zu ſchildern, die um Wald und Berg hier weben im grünen Hag und auf lichter Höhe — wie ſie Tauſende ſchauen jahraus jahrein und an ihnen das Herz erquicken, an dieſem einzigen Stück von Erdenherrlichkeit, das uns immer wieder die Seele gewinnt, wieviel Schönes und Größeres wir anderswo geſehen. Auch nicht dies: einem beſonderen Intereſſe der Zeit entgegenzukommen, das ſie an der Herrlichkeit mittelalterlicher Burgen und ihrer Erneuerung nimmt — es wird hier immer die hehre Feſte eine hervorragende Stellung behaupten, die aus dem drohenden Verfall zu ergreifender Schöne wieder erſtanden iſt durch den hochſinnigen edlen Burgherrn, deſſen Gedächtnis mit und in ihr fortleben wird auf die kommenden

Digitized by Google

Geschlechter. Aber ich gedenke einer Stunde, die zu den erschütterndsten gehört, die Gott nach seinem unerforschlichen Rate unserem hohen Fürstenhause gesandt hatte: im jähen Tode war dem Verewigten ein Lieblingsenkel dahingesunken, in der Blüte der Jugend — eben diesem des Gebetes Geleitswort, eben der Segen zum Abschied mitgegeben worden auf seine letzte Fahrt, Carl Alexander war am Sarkophage schluchzend niedergekniet. Die kurze Feier war beendet — da ließ er uns kommen, dankte und sprach die bedeutsamen Worte: „Diese Burg kann uns lehren, was und wie wir glauben sollen." Es verknüpfte sich der große Geistesgehalt der Vergangenheit mit den Forderungen der Gegenwart, und die Gestalt des einen Geistgewaltigen, der einst hier Unsterbliches geschaffen und die Stätte, da ihn fürstlicher Edelmut, fürstliche Weisheit seinen Verfolgern und soviel Gefahren seines Werkes entzogen, für alle Zeiten geweiht. Auch wir wissen das Andenken der Landgräfin Elisabeth zu schätzen, wenn sie für uns auch nicht „die Heilige Thüringens" ist, als die sie proklamiert worden ist — wir wissen den Schatz der Liebe im irdenen Gefäß wohl zu werten. Aber für uns mag sich der protestantische Held in der Größe seines Wirkens dort erheben — „die Wartburg in ihrer Bedeutung für den Protestantismus" unsere Betrachtung auf sich ziehen, und von dieser Warte aus der Blick sich in die Ferne weiten, in die Aufgaben, die dem Protestantismus in der Zukunft gestellt sind. Dafür werden uns das eine herrliche Lebenswerk Luthers, seine deutsche Bibelübersetzung, wie die anderen Schriften, die er von der Wartburg hat ausgehen lassen, soweit sie für unseren Zweck in Frage kommen, zur Unterlage dienen. Wenn diese Ausführungen durchaus den Hauch der Romantik werden vermissen lassen, der jene Höhen umspielt — so mögen sie dafür etwas empfinden lassen wie die scharfe, aber stärkende Waldluft, die nicht minder dort von uns eingeatmet wird.

Versetzen wir uns im Geiste in jenes Heiligtum der Wartburg, in das unscheinbare Zimmer, in dem in dem Jahre 1521 bis 1522 der Junker Jörg hauste! Wir sehen ihn dort in ernstem Sinnen gebeugt über ein altes, ehrwürdiges Buch, dessen Sinn er gründlich zu erfassen und seinen Zeit-, seinen Volksgenossen zu erschließen sucht. Er will „seinen lieben Deutschen" die heilige Schrift dolmetschen, sie in ihre Sprache übertragen. Wohl war sie in die lateinische Sprache bereits seit Jahrhunderten übersetzt worden, und diese Übersetzung war als Vulgata in der Kirche in anerkanntem Gebrauch, wie sie auch bestimmend gewesen

Digitized by Google

für die deutschen Übertragungen, die bis dahin gemacht worden waren. Aber es war immer klarer zutage getreten, welche Mängel sie hatte, und wie sie nicht selten den ursprünglichen Sinn nicht wiedergab, gerade an wichtigen Stellen. Sie genügt ihm nicht — er will auf den Grund gehen, er übersetzt nach dem Urtext. Indem er auf der Wartburg sich anschickte, das neue Testament zu übertragen, und im Verlauf eines Jahres seinen Vorsatz ausführt — war es eine wissenschaftliche Arbeit, die er in Angriff nahm, ein eminent wissenschaftliches Werk, das er vollendete, das nicht möglich war ohne einen wissenschaftlich-geschulten Sinn, wenn es doch den Anforderungen entsprechen sollte, die man an dasselbe mit Recht stellen mußte; nicht möglich ohne wissenschaftliche Forschung und Vertiefung, wenn sie nicht etwas Oberflächliches, etwas Wertloses sein sollte. Es war der Professor von Wittenberg, der Doktor der heiligen Schrift, der sich dieser Aufgabe unterzog, für dessen Leistung uns eine um so größere Bewunderung, ja, Staunen erfaßt, wenn wir bedenken, mit wie geringen Mitteln der Sprachwissenschaft derselbe noch ausgerüstet war, wie er erst spät griechisch lernte, besonders unter der Anleitung seines Freundes Philipp Melanchthon, und wie doch dieser von seiner Arbeit eine Förderung auch der streng wissenschaftlichen Auslegung mit Recht erwartete. Und sehen wir weiter zu! Es ist die neue Ausgabe des griechischen neuen Testaments von Erasmus, die Luther vor sich hat, die den Anfangspunkt der ferneren Entwickelung auf diesem Gebiet bezeichnet. Erasmus! — Dieser Name ruft uns die Erinnerung wach an eine der bedeutendsten Epochen des menschlichen Geistes, in der jener als ein Führer, als ein ruhmgekröntes Haupt, alle anderen überstrahlend, leuchtet. Es war die Epoche des Humanismus, eine Zeit, da es wie eine wissenschaftliche und künstlerische Adventsstimmung auf den Geistern lag, wie Morgenstimmung, da man das aufsteigende Licht begrüßte, da ein Ulrich von Hutten ausrufen konnte: „Die Studien blühen, die Geister erwachen; es ist eine Lust, zu leben.“ Man dürstete nach Wahrheit und nach Schönheit — die Herrlichkeit des klassischen Altertums zauberte man wieder herauf, diesen Drang zu stillen; eine untergegangene Welt stand wieder auf und nahm Herz und Sinn, insbesondere die aufstrebende Jugend gefangen. Luther hatte dieses Geistes Wehen schon in Eisenach, an der Lateinschule, der Pfarrschule von St. Georg, später in Erfurt, an einer ihrer hervorragendsten Pflegestätten, empfunden, es war Johann Trebonius und insbesondere Jodokus Trutvetter, die die neue Richtung,

Digitized by Google

dieser in ausgezeichneter Weise, vertraten und auf die Bildung Luthers ihren Einfluß ausgeübt haben werden. Wittenberg selbst aber war nach dem Sinn seines Gründers ganz diesem Geiste und dessen Verbreitung hingegeben: Philipp Melanchthon, der Neffe des großen Reuchlin, eines der Vorkämpfer in dem Ringen der Geister, war seine erste wissenschaftliche Zierde, „der Lehrer Deutschlands", dazu berufen, die junge Universität zur wirklichen Hochschule der neuen Richtung zu erheben. „Zu den Quellen zurück!" war der wissenschaftliche Ruf dieser Zeit, vom Abgeleiteten zum Ursprünglichen! Er mußte auch in der Kirche widerhallen, in den denkenden Köpfen, in den religiös bewegten Gemütern, die, unbefriedigt von den mittelalterlichen Satzungen, von den Auslegungen der Väter, sich danach sehnten, die Gestalt des Christentums zu schauen, wie es in der Zeit seiner Entstehung sich zeigte. So lebte das Studium der Sprachen wieder auf, des Hebräischen und des Griechischen. Wenn Luther das griechische neue Testament übersetzte, so folgte er damit dem wissenschaftlichen Zuge der Zeit und stand auf ihrer Bildungshöhe — und wir wissen, wie er auf die Kenntnis der alten Sprache dringt und die Jugend in den Schulen dazu will angehalten wissen.

Wenn die Bibel als das Palladium des christlichen Glaubens von der Reformation, von der in ihr zum Ausdruck gekommenen religiösen Bewegung aufgerichtet worden ist, und wenn dazu die erneuerte Wissenschaft wesentlich mitgeholfen hat — so läßt sich die Folgerung nicht abweisen, daß wir auf deren Dienste auch fernerhin nicht verzichten können, noch dürfen; so erscheint es als eine Forderung des Protestantismus, daß die Fortschritte in der Erforschung der heiligen Schrift seine Würdigung finden. So wird es auch einen Rückfall in einen mittelalterlichen, unprotestantischen Standpunkt bedeuten, wenn man die Übersetzung Luthers als eine unverbesserliche betrachten, sie für kanonisch erklären wollte, wie hoch wir auch ihren Wert einschätzen mögen; ihre Revision nach Verlauf von mehr als drei Jahrhunderten weiterer wissenschaftlicher Arbeit war durchaus berechtigt. Auch Luther hat sie nicht für unübertrefflich gehalten, er hat die eines Lange, die vor ihr erschien, anerkannt und gewünscht, daß immer mehr Übertragungen gemacht werden möchten — „nur hinein, ruft er, hinein, meine lieben Christen"; er hofft, daß auch seine Bücher immer mehr überflüssig und vergessen werden möchten vor dem heiligen Bibelwort. So wird eine fortgehende textkritische Forschung nicht minder unerläßlich sein, und davon ist gar nicht

Digitized by Google

zu trennen die Kritik des Kanons, seines Ursprungs, der Authentie der einzelnen Stücke. So steht die moderne kritische Forschung, soweit es sich um das Prinzip handelt, auf gut protestantischem Boden — es hieße gering denken von dem Wert der heiligen Schrift, wenn man sich gegen solche Untersuchung wehren wollte, gegen den Geist der Prüfung, der nun einmal der Geist des Protestantismus ist. Auch dies Buch will, so hoch es uns steht, und gerade deshalb, mit aller Gewissenhaftigkeit untersucht und erforscht sein — es ist die heilige Sache der Wahrheit, der damit gedient wird, möchten manche Resultate überlieferten Annahmen auch widersprechen. Wenn ferner das Evangelium in der griechischen Sprache, in der Weltsprache Alexanders des Großen zu uns gekommen ist und mit dem Wiedererwachen der Studien des klassischen Altertums aufs neue uns geschenkt ward — so mag uns das ein Hinweis sein auf den innigen Zusammenhang, in dem immerfort die beiden großen Bildungsepochen der Menschheit miteinander für den Protestantismus stehen werden, die das Griechentum und das Christentum bezeichnen. Es wird aber überhaupt als ein Wahrzeichen des echten Protestantismus zu gelten haben, daß, um ein Wort Schleiermachers zu brauchen, nicht so der Knoten der menschlichen Entwickelung sich löse, daß die Barbarei mit dem Glauben, die Bildung mit dem Unglauben gehe.

Wenn aber die Luthersche Bibelübersetzung ein Meisterwerk der Übersetzungskunst geworden ist, einzig in seiner Art, bis dahin unübertroffen, trotz allem, was im einzelnen die fortschreitende Wissenschaft berichtigt und verbessert haben mag — so lag der Grund dafür doch noch tiefer. Wer war der Mann, der dies Werk unternahm und es in so kurzem Zeitraum in so wesentlichem Stücke vollbrachte? — Er war eben von Worms gekommen, von jenem weltgeschichtlichen Tage, da er vor Kaiser und Reich, der geringe Augustinermönch, ein freudig begeistertes Bekenntnis abgelegt — es war der kühne Gottesstreiter, der wider eine Welt zu stehen wußte, wie er auch bei seinem Weggang von der Wartburg seinem Fürsten in jenem in Prophetenkraft geschriebenen Brief entgegentritt, da er sich weiß in einem viel höheren Schutz — vom Geist des Glaubens und des Gottvertrauens erfüllt, sein „Hier stehe ich, ich kann nicht anders" gesprochen — der, von seinem Gewissen getrieben, den ungeheuren Weltbrand mit seinen 95 Thesen angezündet hatte — der in der Klosterzelle zu Erfurt heißen Kampf in sich gekämpft bis zur Verzweiflung, bis er

Digitized by Google

Gottes Wort gefunden, in ihm Trost und Seligkeit: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben" — der seinen Psalter täglich betet, der in der Bibel lebt und in ihr heimisch ist mit seinem ganzen Denken und Empfinden, der mit manchen ihrer Gestalten verkehrt wie mit guten Bekannten, wie mit seinesgleichen, wie er z. B. den Apostel Paulus beschreibt als ein unansehnliches hageres Männlein wie D. Philippus. Es ist der Mann, der auf der Wartburg gerungen mit dämonischen Mächten; der in seinem Antlitz noch die Narben der Wunden trägt, die er in der Geisterfehde empfangen, die Züge des himmelanstürmenden Gebetes; der Heros, der es an sich selbst erfahren, was er in seiner Auslegung des „Evangeliums von den zehn Aussätzigen" hier sagt: „Aber hie siehest du, das gar ein lebendig-gewaltig Ding ist um den Glauben. Er macht ganz ein ander Herz, einen andern Menschen, das er sich zu Gott aller Gnade versieht." Welches war die geheimnisvolle Kraft, mit der er wie kein anderer für dies Werk ausgerüstet war? Es war der religiöse Genius, der das Buch der Religion übersetzte — es war die Kongenialität Luthers, die ihm wie keinem anderen das Verständnis der heiligen Schriften erschloß. So erscheint uns seine deutsche Bibel wie eine Neuschöpfung des christlichen Geistes. Es ist immer schon von der Kirche der Satz aufgestellt worden, daß die heilige Schrift nur vom heiligen Geist, der sie eingegeben, ausgelegt werden könne, von solchen, die von diesem Geist bewegt würden. Manche werden das vielleicht eine wunderliche Forderung nennen, und ich weiß, wie sehr sie gemißbraucht und gegen gesunde, unbefangene Auslegung verwandt worden ist — ich höre noch das salbungsvolle Pathos meines Lehrers Hengstenberg, der sie geltend machte gegen die philologische, die rationalistische Weise. Aber wenn wir von ihr das Verstiegene abziehen und den Kern festhalten — so ist doch damit nichts anderes verlangt, als was man auch anderswo als selbstverständlich ansieht, daß nämlich eine gewisse innere Beziehung, eine gewisse Geistesverwandtschaft vorhanden sei zwischen dem Objekt, dem einer seine reproduzierende Tätigkeit zuwendet, und diesem Subjekt selbst; wie man zur wirklichen Erfassung eines Kunstwerkes künstlerische Empfänglichkeit, ein künstlerisches Empfinden für eine nötige Voraussetzung halten wird. Mit Grammatik, Historie, Altertumswissenschaft allein läßt sich die Tiefe der heiligen Schrift nicht erschöpfen — es wird gewiß der heilige Geist nichts auslegen können, was ihren Gesetzen widerspricht; er wird nichts hineintragen, aber es gibt nicht bloß eine poetische,

Digitized by Google

sondern auch eine religiöse Intuition, und wer ein Wehen des Gottesgeistes nicht verspürt hat, dem wird bei aller wissenschaftlichen Ausrüstung die Bibel doch ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Ich brauche nicht näher auszuführen, wie viel hier gefehlt worden ist und noch gefehlt wird, wie fremdartige Maßstäbe an die Bibel angelegt worden sind — wie auch die Philosophie erst das Religiöse in seiner Eigenart zu verstehen hat, um es zu begreifen — wie das Bollwerk des Glaubens nicht überwunden werden kann von Entdeckungen irgend welcher Art, die nicht das Innerste treffen — wie man im Kampf der Geister hier vor allem die Waffen führen muß, die aus der Rüstkammer der Religion selbst genommen sind. Der Glaube ist nichts Äußerliches, sondern — wie es Luther auf der Wartburg an einer Stelle seiner Bibelerklärungen ausführt, „ein frei Ergeben und fröhlich Wagen auf Gottes unempfundene, unversuchte, unerkannte Güte."

Doch besinnen wir uns einen Augenblick!

Es ist die deutsche Bibel, die wir aus Luthers Händen empfangen haben, das deutsche neue Testament, das uns von der Wartburg gekommen ist. Die dichtende Sage hat die Wartburg geschmückt und ihre blumenreichen, duftenden Gewinde um jene althistorische Stätte gelegt für das deutsche Volksgemüt, für die nationale Erinnerung — immer wird uns aus dem Sängerkrieg der Wartburg der deutsche Volksgeist entgegentreten, deutsche Art und Kunst, deutsches Denken und Empfinden und die Gestalt des Thüringer Landgrafen verklären, der der Dichtung Sendboten als Gäste dort willkommen geheißen. Aber wenn Wolfram von Eschenbach, der fromme Sänger, das Haupt der ersten klassischen Literaturperiode der Deutschen, das hohe Lied der himmlischen Liebe gesungen und den Preis davongetragen — so war in Luther ein Gewaltiger, ja, ein Gewaltigerer ihm nachgefolgt, der ein unsterbliches Lied echter deutscher Gottesminne gedichtet, dem kein anderes an die Seite zu stellen ist, hier in seiner stillen Klause, da ihm der edle Friedrich der Weise Herberge geboten. Ja, was seitdem auf der deutschen Leier erklungen ist — ist nur möglich gewesen, weil unser Luther ihr neue Saiten aufgezogen, weil er ihr eine neue Stimmung gegeben. — Die zweite große klassische Literaturperiode ruht auf ihm, seine Sprache ist die eines Lessing und Herder, eines Goethe und eines Schiller. Luther ist der Neuschöpfer der deutschen Sprache gewesen, und diese reden nicht bloß die Protestanten, sondern auch die Katholiken; das ganze

Digitized by Google

deutsche Volk ohne Unterschied des Stammes und der Konfession ist ihm zu ewigem Danke verpflichtet. Auf der Wartburg weht ein Banner, aufgerichtet für alle Zeiten, das keine Macht der Welt herunterzuholen vermag — es ist das Banner des deutschen Volkstums, deutscher Nationalität. Wenn ich die Entwickelung deutschen Geistes überschaue von einem Heliand an, den Evangelienharmonien — so ist in der deutschen Lutherbibel ein Denkmal wie kein anderes gegeben, wie tief und innig sich christlicher und deutscher Geist miteinander verbunden; dieser Vermählung edelstes und herrlichstes Kind ist Luthers Bibelübersetzung. Es ist zugleich ein einzig Denkmal der deutschen Literatur, denn, daß ich es gleich sage, das ist keine Übersetzung mehr, auch hier tritt uns in diesem einzigen Werke eine Neuschöpfung entgegen, in der ein unvergleichlicher Sprachmeister das Christentum reden läßt in deutschen Zungen — eine der schönsten Erfüllungen der Pfingsterzählung, ein neues Pfingstwunder, in dem Gottes und der Menschengeist ineinander übergeflossen sind zu Lob und Preis des Höchsten. Die Sprache eines Volkes ist das Gefäß seines Geistes, die Form, in die sein Denken und Empfinden hineingegossen wird — ein Kunstwerk der menschlichen Natur, in dem der Volksgeist selbst sein inne wird, des Gehaltes, den er in sich trägt und in dem er sein eigen Wesen weiter entfaltet — sie ist zugleich etwas Flüssiges und zeigt im Verlauf der Zeiten bei den Deutschen eine reiche Entwickelung. Wer auf diese maßgebenden Einfluß ausübt, der wirkt damit auf den Volksgeist selbst. So ist Luther ein Regenerator und Organisator unseres Volkstums geworden, indem er die Sprache schuf, die wir jetzt sprechen und schreiben, das Neuhochdeutsch. Er war dazu wie selten einer befähigt, er hatte dazu von der Natur eine reiche Begabung empfangen. Um ein solches Werk zu vollbringen, muß eine innige Berührung zwischen dem, der es unternimmt, und der ursprünglichen Volkskraft vorhanden sein, aus ihrem heiligen Urquell muß er schöpfen, wenn es ihm gelingen soll. Luther hat mit Nachdruck darauf hingewiesen, „daß er eines rechten Bauern Sohn gewest"; er ist aus der Volksschicht hervorgegangen, die der Natur am nächsten steht, und es war eine starke Mitgift deutschen Bauerntums, die er für diesen besonderen Beruf erhalten. In dieser Atmosphäre haben, ob er frühe das Elternhaus verließ, doch entscheidende Einwirkungen die Bildung seines Charakters beeinflußt, und unser Donndorf hat ihn uns mit einem stark und breitknochigen Thüringer Bauernschädel dargestellt —

Digitized by Google

auch dem gereiften Manne, dem machtvollen Schriftsteller ist das Urwüchsige, das Derbe, auch das Grobe geblieben, wie wir es auch in seinen Schriften, die er auf der Wartburg geschrieben, spüren; wenn er z. B. die päpstliche Bulle De coena domini unter dem Titel „Vom Abendfressen des allerheiligsten Vaters" mit scharfen Glossen herausgibt, den Papst darin als einen Trunkenbold uns vor Augen führt, dessen Mund voll Fluchens ist; wenn er dem „Bock" Emser auf seine Angriffe erwidert und die geistlichen Herren der Fakultäten von Löwen und Paris mit der schärfsten Lauge seines Spottes übergießt. Er hatte dem Genius des deutschen Volkes die Sprache abgelauscht, und dieser ihm seine Weihe gegeben. Es ist bekannt, daß er seiner Übersetzung die kursächsische Kanzleisprache zugrunde gelegt hat, die auch für das Reich angenommen war. Es war wahrlich eine ungeheure Aufgabe, die ihm gestellt war, und die er glänzend gelöst hat. Gerade eine Kanzleisprache mit ihren künstlichen Wendungen und Verschränkungen scheint am wenigsten für ein solches, für alles Volk bestimmtes Werk geeignet zu sein. Was hat Luther aus ihr gemacht, zwischen dem Ober- und Niederdeutschen vermittelnd! Wie ist in seiner Übersetzung die ganze Tiefe und Innigkeit des deutschen Volksgemütes zum Ausdruck gekommen, die deutsche Weise, zu denken und zu empfinden! — er läßt die heilige Schrift deutsch reden und weiß die Töne anzuschlagen, die die deutsche Volksseele treffen. Was ist diese deutsche Bibel unserem Volke geworden! Langezeit das einzige Haus- und Familienbuch, aus dem so viel Generationen Erhebung des Geistes, Stärkung des Herzens gewonnen, auf dem sich die sittliche und religiöse Bildung auferbaut hat, ein hoher Idealismus, der es gehalten in den trübsten Tagen und ihm wunderbare Kraft verliehen — es war der geheimnisvolle Untergrund seiner Lebensentwickelung. Von hier aus hat das evangelische Kirchenlied seine Schwingen entfaltet, von hier aus die deutsche evangelische Predigt ihren Segensgang angetreten unter unser Volk.

Man hat unserem Luther vorgeworfen — u. a. Johannes Scherr — daß er kein Politiker gewesen, sondern doch nur der Wittenberger Professor, ein starrer, mittelalterlicher Dogmatiker, ein fanatischer Mönch, dem die Weite des politischen Gesichtskreises gefehlt habe — sonst hätte er vollbringen müssen bereits im 16. Jahrhundert, was uns im 19. geglückt ist — nachdem wir auf Tod und Leben darum gekämpft. Aber man kann von einem Manne nicht alles verlangen, und es ist immer leicht, eine Ge-

Digitized by Google

schichte nach der Geschichte zu konstruieren. Wir sollten doch nie vergessen, daß er ein kerndeutscher Mann gewesen, der die gewaltigsten deutschen Worte gegen Rom geschrieben, gegen die „dummen Deutschen, die sich von ihm äffen und narren lassen" — und seine gewaltigste nationale Tat hat er auf der Wartburg getan! Welches ist das stärkste Band gewesen, das die Deutschen in Nord und Süd, in den Tagen des größten nationalen Niederganges miteinander verknüpft, das in aller Zerrissenheit und Zerklüftung der deutschen Stämme nicht zerrissen ist? Es war das Band der gemeinsamen deutschen Sprache, in der die größten Geister der Nation zu allen Deutschen geredet! So ist unsere nationale Wiedergeburt vorbereitet worden, bis der Tag der Erfüllung uns erschienen ist. So ist die Wartburg uns die Geburtsstätte neuer deutscher Kraft und Herrlichkeit geworden, und es ist wohl zu verstehen, wenn eben hier soviel Jahrhunderte später die deutsche Jugend ihre patriotischen Ideale feierte und dem deutschesten Manne die Opfer des Dankes darbrachte.

Ist damit nicht eine hohe Aufgabe gezeichnet, die auch dem Christentum, der evangelischen Kirche der Gegenwart gestellt ist? Hat sie dieselbe nie aus dem Auge verloren, ist sie ihr immer gerecht geworden?

Es würde ein töricht und ungeschichtlich Beginnen sein, die Wurzel, die das Christentum im Judentum hat, herauszureißen — es ist der Plan des Ganges der Menschheitsgeschichte gewesen, den nicht Menschen gemacht — den wir dankbar zu verehren haben — daß uns das Heil aus Juda gekommen, auch den Deutschen Licht und Leben, das von keinem anderen bis jetzt überstrahlt worden ist, von keinem anderen bis jetzt hat ersetzt werden können. Aber es ist doch ein gutes Wort Bunsens, daß es unsere Aufgabe sei, „das Semitische ins Japhetische zu übersetzen". Es ist damit im Grunde das ausgesprochen, was schon einem Paulus Methode seines Wirkens war, wenn er sagt, daß er den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche sei. Das Christentum ist universeller Natur, es ist die Menschheitsreligion, es schließt das schlecht Partikulare aus, ob auch sein ewiger Kern von jüdischer Hülle umschlossen ist. Es kann aber darum, ohne sich selbst aufzugeben, in die Besonderheiten der einzelnen Volksgeister eingehen, ein Lebensferment werden in dem inneren Gärungsprozesse, die Volkskraft anregend, heiligend, um- und neubildend durchdringen. Ja, nicht das wird das Ziel sein können, äußerlich Fremdes zu übertragen, und man hat nicht mit Unrecht über die Sprache

Digitized by Google

Kanaans gespottet, die auf den Kanzeln geredet werde — das evangelische Christentum verträgt die deutsche — man muß sie nur zu sprechen wissen — ja, es fordert sie! Und wenn nach Chamberlains Meinung die germanische Rasse die des Protestantismus ist — so wird Evangelisch und Deutsch immer mehr zu einer Gleichung werden müssen. Auch wird es die evangelische Kirche, der Protestantismus verstehen müssen, den Pulsschlag des Volkslebens zu fühlen, es darf nichts wahrhaft Vaterländisches, nichts hohes Nationales geben, das nicht geweiht werden könnte von einem lichtvollen, weitherzigen Protestantismus, der seines weltgeschichtlichen Berufes eingedenk ist.

[Fortsetzung.]

Kant, Goethe, Schleiermacher.

Ein Beitrag zum Verständnis „Deutscher Kultur".

Von Karl Dunkmann.

[Teil II.]

Da, wo Hermann Grimm sich einmal die Frage vorlegt, welches der Unterschied der antiken griechischen und der modernen Kunst sei, sagt er mit Recht: „Eine seltsame Kälte haucht die Geschichte der antiken Welt aus"... „Etwas Starres hat das Leben, das sie führen, wie der Gang eines Uhrwerks ... Das aber fehlt, was das Element unserer Tage ist, was in seinem Extrem Schwärmerei, Melancholie, Schwermut; in sanfterem Grade, Stimmung, Sehnsucht, Ahnung genannt wird." (Michelangelo Bd. II S. 138/9.)

Wahrlich, wo ist dann eine Gestalt, die der Iphigenie gleichkäme an zartester Stimmung, ergreifender Sehnsucht? Und die Tasso, Egmont und abermals Faust, ferner die Gestalten seiner Romane, haben sie nicht Leben? Leben, das aus der Seele hervor-

Digitized by Google

drängt und nicht ruht, bis es in anderen gleichgestimmten Seelen zur Ruhe kommt!

Doch weiter: Wir Germanen sind dabei doch nicht verschwommene Gefühlsmenschen; es ist vielmehr ein Persönlichkeitsgefühl in uns, das im Zentrum unseres Geistes ruht. Eine bestimmte, individuell geartete, kraftvolle Abgrenzung von der gefühlig belebten Umgebung: „Ich" genannt. Etwas, das uns schützt trotz stärkster Versuchung dazu, in dem allgemeinen Mitgefühl mit allem, in dem „tat twam asi" der Inder unterzugehen. Darum sind wir nicht bloß die geborenen „Mystiker", sondern auch die geborenen „Protestanten". Und Goethe war Protestant; eine stark ausgeprägte autonome Persönlichkeit. Seine „Bekenntnisse" beweisen das. Und er hat uns ein gewaltiges Selbstbekenntnis hinterlassen: „Meine Werke, sagt er, sind Bruchstücke einer großen Konfession". Welches Bekenntnis allein sein „Faust"!

Eine grundehrliche, wahrhaftige Natur spricht zu uns! Und doch hat sie die Gabe der Akkomodation in seltenem Grade! Aber ich frage: ist das nicht abermals deutsche Geistesart?

Mehr noch! Der wesensgleichen Züge ist eine erstaunliche Zahl. Ich erinnere nunmehr an Goethes ausgeprägten Sinn für das „Geheimnis". Für das „Problematische" in Natur und Menschenseele! Eigentlich macht ihn dies erst zum Seher, also zum Künstler. Nirgends fühlen wir bei ihm jene engen Fesseln, in denen bei so vielen die „Welt" geschnürt liegt — ich meine jene Borniertheit, welche nach etlichen aprioristischen Regeln und Grundsätzen alles Vorkommende, ja selbst alles Mögliche zu beurteilen pflegt. Goethe bleibt sich selbst oft unergründlich; so wenn er von jener „Dumpfheit" redet, die auch ihn oft überkommt; und deren er nicht Herr werden kann. Er meinte das Naturhafte, Elementare, aus dem aller Geist sich geheimnisvoll losringt, um wieder in ihm zu versinken. Das Rätselhafte, „Dämonische", nicht bloß logisch gedacht, sondern elementar empfunden, erfüllt ihn, oft mit geheimer Ehrfurcht, oft mit innerem Beben. Es bewahrt seinen Riesengeist in einer kindlichen Demut; es läßt ihn sich selbst und den Menschen so klein, und die Gottheit so groß erscheinen!

Macht dieser Sinn für das Geheimnis nicht eine tatsächliche Eigentümlichkeit des deutschen Genius aus? Macht es uns nicht zum Volk der Denker, der Grübler, der Träumer; zu einer Gemeinschaft Suchender? Andere Völker mögen ein sichereres, prätentiöseres Auftreten haben; wir können ihnen darin nicht

Digitized by Google

nachkommen. Uns begleitet unbewußt bei allem Denken und Tun das Gefühl unserer Unzulänglichkeit angesichts der unendlichen und verborgenen Weltwirklichkeit.

Aber noch fehlt uns ein letzter bedeutsamster Zug der Wesensgleichheit mit Goethe. Das ist seine Liebe und Hingebung zur „Natur". Goethe fühlte sich ganz und gar als ein Kind der Natur. Sein Herz hing an ihr, wie das Herz eines Kindes an der Mutter. „Er vertraut ihr." Er weiß, „sie wird ihn nicht verlassen". „Ruhig" will er „ihr im Sterben das Haupt in den Schoß legen". Er forscht mit rastlosem Eifer ihren Schaffensgesetzen nach; er freut sich ihrer zahllosen Wunder. Er findet an ihrer Brust Frieden wieder; sie „löst seine Seele ganz". „Wanderers Nachtlied" und die „Oden" sind ja nichts als solche Naturfeiern. Es ist, als sei das germanische Naturgefühl nach jahrhundertelanger Einkerkerung in mittelalterlich-asketische Höhlen plötzlich wieder zum Durchbruch gekommen. Und seitdem läßt es uns nicht wieder los. Seit Goethe ist der Kampf gegen eine lediglich transzendente naturverachtende Weltanschauung in Deutschland akut geworden. Niemand hat mehr wie er dazu beigetragen, denn er hat den Natursinn in uns geweckt. Man denke an seine Reisebeschreibungen von Tirol und Italien!

In dieser Hinsicht war er Antikantianer und konnte Schiller nicht verstehen, der in der Natur nur einige „empirische Natürlichkeiten" erblickte und „kausale Verknüpfungen". Ihm ist die Natur eine lebendige Gottheit, ihm ist sie alles: Diesseits und Jenseits, Geist und Stoff, Begriffenes und Unbegreifliches zumal.

Wenn wir indessen uns die Frage vorlegen, woher zumal in den letzten Jahren der Enthusiasmus für Goethe stammt, so dünkt mich, kommen wir mit den gegebenen wesensgleichen Zügen nicht aus. Was uns „moderne Menschen" so magisch zu Goethe zieht, das ist ein Anderes, ein nach dem Gesetz polarer Anziehungskraft Ungleiches, eine Leere bei uns und eine überströmende Fülle dort. Darum geschieht uns Modernen gar zu leicht, was einem kleinen steuerlosen Fahrzeug geschieht, wenn es in die Nähe eines größeren Dampfers gelangt: es „läuft aus dem Ruder", es zerschellt an ihm. Wirklich laufen wir Gefahr, an unserem Goethe-Enthusiasmus Schaden zu nehmen.

Was aber ist es denn, das uns so mächtig hinzieht? Fangen wir bei uns an: Wir sind ein so ziemlich ratloses Geschlecht, inwendig und auswendig ohne Harmonien. Eine zermarternde Reflexion, die sich selbst die vergebliche Wahrheitsfrage stets von

Digitized by Google

neuem stellt, ein gelindes Verzagen an unserer berühmten „Wissenschaft", dazu soziale Krisen, ultramontane Schreckgespenster und — keine erhebende, befreiende Kunst, sondern eine niederziehende naturalistische Bühnenkunst; das alles charakterisiert uns. Raoul Francé hat uns kürzlich diese unsere Lage ergreifend und ehrlich geschildert in seinem Buch „Der Wert der Wissenschaft". Unsere innere Krisis ist aber am höchsten gestiegen seit Fr. Nietzsche Gehör gefunden hat. Dieser hat ein teilweis erlösendes, teilweis irrsinniges Wort gesprochen. Jenes war das Machtwort vom Willen, der sich aus aller quälenden Reflexion, aus allem öden Intellektualismus und Doktrinarismus kraftvoll selbst befreit. Dieses aber war das Mahnwort vom Herrenwillen, der die alten Grundsätze der Moral über den Haufen wirft und eine neue baut, deren höchster Wert: ‚Ich' lautet. So sehr uns nun Nietzsche mit dem ersten recht zu haben scheint, so sehr unrecht hat er mit dem zweiten. Das glaubt ihm einfach der deutsche Michel nicht! dazu hat er zuviel Sinn für das Geheimnis, zuviel Mitgefühl und Hingebung zugleich, welche freiwillige Unterordnung ist.

Hier nun ist uns der Rückblick auf Goethe zumal seit 1899 wie eine Erlösung aus den Wirren erschienen. Welche harmonische Persönlichkeit! Welch Sonntagskind der Natur!

Und dabei diese Unmittelbarkeit in allem! So gar keine Reflexion! Alles Reflektieren ist ihm fremd, und sein ganzes Geistleben unerschöpfliches Geben und Nehmen. Wie Kants ästhetisches Wohlgefallen lächelnd schwebt über der Kluft zwischen ohnmächtiger Vernunft, die an den Weltschranken sich stößt, und ohnmächtigem sittlichen Willen, der am „radikalen Bösen" seine beste Kraft verzehrt, so steht Goethe über allen Gegensätzen unserer zerrissenen Zeit. Was er spricht und dichtet, atmet Harmonie, und wenn er tragisch wird, wird er bald wieder freundlich und licht. Schiller verneigt sich vor ihm, der edle, hochstrebende Schiller! Er sagt: „Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzte Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu geraten, in den sowohl die Spekulation, als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt." Und Goethe selbst gesteht es vor Schiller: „Mein Element ist das Versöhnende. Ich bin nicht gemacht, Tragödien zu schreiben. Ich erschrecke vor dem bloßen Unternehmen. Ich bin beinahe überzeugt, daß der bloße Versuch mich zerstören würde."

Es ist einer der tragischesten Anblicke innerhalb der Literaturgeschichte, zu sehen, wie Schiller, bevor er sich mit Goethe vereint,

Digitized by Google

unter Goethe zu leiden hat, innerlich zu leiden, ohne daß dieser es ahnt. „Dieser Goethe, dieser Mensch ist mir nun einmal im Wege!“

Goethe wirkte eben erdrückend auf Deutschlands Künstler. Ich erinnere an Hebbel. Es ist Goethe, im Angesicht dessen er zu verzweifeln droht, weil er zum Dichter bestimmt ist, zum ach so winzig kleinen gegenüber Goethe. Was aber auf Künstler und Dichter erdrückend wirken muß, es bezaubert den Laien, der sich neidlos, ja dankbar, seinem gewaltigen Genius unterordnet. Wie der Anblick der ruhigen Alpengröße die stürmischen Leidenschaften in der kleinen Menschenbrust wortlos zum Schweigen bringt, so wirkte dieser Genius durch das versöhnende Element seines Wesens versöhnend auf uns. Sollten wieder glücklichere Zeiten kommen für uns, Zeiten der Ruhe, so zweifle ich nicht, daß dies Gestirn, das zur Nacht so hell scheint, an Glanz abnehmen würde.

Aber nun eine hochwichtige Frage: Ist eigentlich dies Element an Goethe, diese Harmonie und Versöhnung auf dem Grund unmittelbarer Naturanschauung, welches nur möglich war durch energische Ablehnung aller Reflexion, sowohl der philosophischen als der sittlichen — ist das deutsch zu nennen? Könnte es uns jemals ein Ideal werden? Das könnte es doch nur, falls wir dazu Begabung hätten. Nun aber liegt auf der Hand, daß Goethe in dieser Beziehung einzigartig in der deutschen Kulturgeschichte dasteht. Alle übrigen Heroen derselben zeichnen sich aus durch ein eigentümliches philosophierendes und moralisierendes Element. Ein echter deutscher Dichter kommt nun einmal von Reflexionen über den Sinn des Menschendaseins nicht hinweg und kann das Auge vor dem theoretischen und praktischen „Problem“ des Lebens nicht verschließen. Sie sind zu Tragöden geboren, unsere Dichter, und bevorzugen hier sittliche Konflikte vor den natürlichen. Sollte die scharfe Ausprägung gerade dieser Eigentümlichkeit unserem edlen Schiller nicht stets eine größere echte Popularität sichern, als Goethe? In der Tat: Ich komme davon nicht los. Es ist ein Fremdes, das mich aus Goethes Persönlichkeit anmutet. Ein Hebbel mit seinem ungeheuren Ringen — von Schiller zu schweigen — sie kommen mir in diesem Punkt deutscher vor.

Ja mehr! Es will mir doch scheinen, daß jene glückliche Heiterkeit und Seelenruhe des großen „Olympiers“ — schon mit dem Namen deuten wir unbewußt das griechische, uns eigentlich fremde Wesenselement Goethes an — doch keine ganz ungekünstelte

Digitized by Google

ist. Ja, wenn der spekulative grübelnde Tiefsinn und der innere sittliche Konflikt ihm nie nahe getreten wären! Aber sie sind ihm nahe genug getreten! Mehr! Unter allen Tragödiendichtern hat Goethe am erschütterndsten den Seelenzustand des also ringenden Menschen uns geschildert: im „Faust". Entspricht aber die Lösung dieser Tragödie zu einem Schauspiel, entspricht die Lösung des Tragischen, die da gegeben wird, dem fast übermenschlichen Aufwand inneren Unfriedens und verzweifelter Seelenzustände? Kann man wirklich mit der Selbstbesinnung auf praktische Kulturarbeit zu Nutz des physischen Weiterbestandes dieser Rasse Mensch den inneren, den geistigen Konflikt dieser Rasse überwinden?

Mich will doch dünken, daß geistige Störungen nur durch geistige Mittel gehoben werden. Und hat sich erst einmal das Gift der reflektierenden Selbstzersetzung einer Seele bemächtigt, ist ein Mensch erst zum „Faust" geworden, so findet er nicht dadurch Ruhe, daß er sich praktisch-nützlicher Tätigkeit hingibt — ihm ist ja die sinnliche Existenz der Menschheit eigentlich wertlos geworden — sondern nur dadurch, daß ihm „Friede" kommt, den Goethe selbst seiner zerrissenen Brust einmal vom Himmel herab erfleht und den „Faust" auch tatsächlich erlebt, als er sich beugt vor den Mysterien seines Daseins und der Welt, als er spricht: Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder.

In solchen Momenten tritt uns Goethe persönlich offenbar am nächsten — aber durch die bloße Ablehnung der grübelnden Vernunft, der sittlichen Not, durch die bloße Proklamierung der „produktiven Anschauung" und „Lebensbejahung" gewiß nicht.

Täuschen wir uns also nicht durch einen blinden Kultus! Nicht der „Olympier" Goethe darf uns Deutsche blenden — aber der wirkliche deutsche Dichter möge uns erheben! Es ist viel einzigartiges, viel deutsches Wesen in ihm — aber es ist nicht alles, und die Totalität des deutschen Genius ist reicher doch noch, als selbst seine Offenbarung bei Goethe, weil sie zu reich ist, als daß sie ihre Fülle in ein einziges Individuum gießen könnte. Wie dieser Genius in Goethe eine Ergänzung zu Kant schuf, so in Schleiermacher eine Ergänzung zu beiden. Und erst die Totalität dieser drei Geistesheroen aus Deutschlands glücklichster Blütezeit scheint mir alle wesenhaften Züge des deutschen Genius an sich zu tragen.

VI.

Seltsam für wahr! Und es zeugt von einer verborgenen Geistesleitung unserer Kultur, die nach Goethes Wort aus dem

Digitized by Google

Dunkeln ins Helle strebt, daß dem größten Philosophen und dem größten Dichter der größte Theologe zur Seite tritt.

Theologe? Man erschrecke nicht! Er war kein solcher im „engeren", im „kirchlichen" Sinn. Er war mehr. Was war er denn? Philosoph? Er lehnt es bescheiden selbst ab, darin mehr als nur „Dilettant" gewesen zu sein! Ästhetiker? Aber er hat nach eigenem Bekenntnis nie einen Vers gedichtet.

Was war er denn? Ein deutscher Mann, dem innerhalb eines eminenten Geisteslebens von erstaunlicher Vielseitigkeit die Religion die erste Stelle einnimmt und dessen rastloses Arbeiten dahin geht, Ordnung in seine psychologische Innenwelt zu gunsten der Priorität der Religion und nicht zu ungunsten der übrigen Geistesfunktionen zu bringen. Er war Psychologe, dieser dem deutschen Volk zum Segen geborene Schleiermacher.

Der „dunkle Mutterschoß, der ihn geboren" nach eigenem Worte war die Religion. Das Durchgangsstadium seiner Entwickelung war die Philosophie, speziell die Kantische. Die Krisis und den Höhepunkt seines Werdens erlebt er durch Aufnahme Goethescher Ideenwelt, als Anhänger der deutschen Romantik, als Freund Fr. Schlegels. Der Umschlag zur religiösen Selbstbesinnung erfolgt in Stolp, auf diesem damals weltverlorenen Fleck Erde, auf dem er vor gerade 100 Jahren, das „unglücklichste Jahr seines Lebens", doch auch das fruchtbarste verlebt. Von hier aus erhebt er sich, gesättigt an geistiger Ideenfülle, geklärt durch innere Krisen, um seinem Volk in schweren Nöten, in geistiger Zerfahrenheit ein sicherer Führer, ein getreuer Eckehart, zur Seite zu stehen. Dieser wunderbare Mann erscheint uns eine Synthese von Kant und Goethe, indes durch Zuhilfenahme eines dritten echt deutschen Elements, nämlich religiöser Mystik. Es gelingt ihm, deutsche Philosophie, deutsche Kunst friedlich neben deutsche Religiosität zu lagern. Auch er ist eine selten anziehende, weil harmonische Persönlichkeit; aber diese Harmonie ist nicht gewonnen durch einseitige Bevorzugung eines, und Unterdrückung eines anderen deutschen Elements, sondern sie ist errungen durch gleichmäßige Anerkennung und Ausbildung ihrer aller, jedoch um einen Mittelpunkt — um die Religion. Hier ist darum reichere, glücklichere Unmittelbarkeit!

Schleiermacher hat in seinem Leben einmal Kant und einmal Goethe besucht und gesehen. Vorher und nachher ging eine unaufhörliche Auseinandersetzung mit den Ideen beider. Seine Stellung zu Kant fixiert er früh, rein philosophisch; diejenige zu

Digitized by Google

Goethe viel später und mehr persönlich. Er spricht Goethe den Sinn für Religion ab; denn er urteilt üb er die „Bekenntnisse einer schönen Seele" im Wilhelm Meister: Goethe habe „dadurch eigentlich nichts verständlich gemacht, als daß er davon nichts versteht". An die Herz schreibt er weiterhin einmal: „Ich kann mir denken, daß er im gemeinen Leben eine gewisse Liebhaberei für das Triviale und Gemeine haben kann." Von Goethes Ehe mit Chr. Vulpius urteilt er: „Poetisieren Sie das, wie Sie wollen, es bleibt immer gemein." Aber dann lesen wir auch wieder andere Urteile: „Wie seine Werke immer etwas Herrliches sind, so ist er auch eine der edelsten und liebenswürdigsten Gestalten, die man sehen kann".

Will man Schleiermacher aber verstehen, so muß man ihn aus der deutschen Romantik, als ihre schönste Blüte begreifen. Die Romantik war das Kind, das aus der Verschmelzung Kant-Goetheſcher Ideen hervorging. Mit Kant philosophieren, mit Goethe dichten, das war die Eigenart romantischen Geistes, wie sie uns R. Heym in seinem unsterblichen Werk gezeichnet hat. Die Romantiker waren „universal" bis zur Verschwommenheit. Der Universalismus Goethes hatte es ihnen angetan, besonders in seinem „Wilhelm Meister". Schließlich zerfloß das Quodlibet ihrer Ideen in „Magie" und „Mystizismus", und der letztere ward zur Brücke zum Katholizismus. Nur in dieser „literarischen Sekte" wie Schiller sie entrüstet nannte, deren universales Interesse auch für das rein religiöse Element Raum hatte, konnte ein Schleiermacher in der Zeit seiner Gärung sich heimisch fühlen. Hier allein hatte man Verständnis für die Wertschätzung der Religion. Aus diesem Kreis gingen seine „Reden über die Religion" hervor, und wer sie zu schätzen wußte, wer sie enthusiastisch begrüßte, waren im Grunde wieder nur sie, die Romantiker. Weder Kant noch Goethe, noch Schiller, noch Fichte fanden Geschmack an diesen Reden; aber die Tieck, Novalis, beide Schlegel — Friedrich weniger, denn er war kritischer als Wilhelm — das waren die Bewunderer.

Aber Schleiermacher ließ die Romantik hinter sich. Er reifte. Er war der einzige in diesem Kreise, der zu innerer Reife, zur Klarheit gedieh. Die anderen blieben im Nebel stecken oder starben zu früh. Aber er rang sich zum Licht hindurch vermöge seines ausdauernden Fleißes. An ihm sieht man wieder einmal, daß niemand mehr Fleiß nötig hat, als das Genie. An Fr. Schlegel sieht man, was aus dem Genie wird, das nicht lernen will von anderen; es versandet. Solche Genies müssen schließlich

Digitized by Google

„katholisch werden". Fr. Schlegel hat einmal seine „Genialität" seine „Tugend" genannt; dabei sind aber beide elend in die Brüche gegangen, zuerst die Tugend, dann die Genialität. Schleiermacher entwickelt sich immer reiner, klarer, durch seinen unermüdlichen Fleiß, mit dem die Treue Hand in Hand geht. Er hält zähe fest an den einmal erwählten Gegenständen seiner Zuneigung, seien es nun Personen oder Studien. Seine Treue in der Freundschaft ist geradezu ergreifend; desgleichen in seiner Arbeit, wie z. B. in der Übersetzung des Plato. „Was für mich so unerschöpflich fruchtbar ist an dir — schreibt Fr. Schlegel an ihn — das ist, daß du existierst. Als Objekt würdest du mir für die Menschheit sein, was Goethe und Fichte für Poesie und Philosophie wären." Ja, er will in der Tat persönlich etwas sein, er will nichts „machen". Er will nicht bloß gelehrte Bücher schreiben — was für beißende Worte sind aus seinem Munde gegangen über „den erbärmlichen Beruf eines Gelehrten" — er will Mensch sein, Geistesmensch. Dazu gehört allererst innere Klarheit; einheitlich geordnete Ausbildung der Seelenkräfte. Wiederum dazu gehört Treue, Hingebung, Fleiß. Seine „Monologe" sind der klassische Ausdruck dieses Strebeziels, das Menschliche zur Darstellung zu bringen. Suchen wir nun einen Blick in seine innere Welt zu tun.

VII.

Im Religiösen liegt in alle Ewigkeit etwas Monistisches, die Bejahung einer einzigen höchsten Wirklichkeit, Gott genannt. Im Ethischen liegt in alle Ewigkeit etwas Dualistisches, die Bejahung des Sollens, des Ideals, im Gegensatz zum Sosein der sinnlichen Wirklichkeit. Ohne Monismus keine Religion; ohne Dualismus keine Moral. Schleiermacher war ein religiöser Genius; Kant ein sittlicher. In dieser Hinsicht stand Schleiermacher Goethe näher. Ihre beiderseitige Zuneigung zu Spinoza beweist es auch. Auch Goethe hatte ein ausgeprägt monistisches Empfinden, doch verwandelt sich ihm die Religion unbesehens in Naturstimmung und Naturfeier. Er, dessen Auge an den einzelnen Dingen hing, erblickte in ihnen doch auch unmittelbar die allbelebende Idee. Ideen sah Goethe, nicht Erscheinungen, wie Schiller ihm nachwies in jener denkwürdigen Nacht, wo sie Freundschaft schlossen.

Aber Schleiermachers Auge hängt unmittelbar am Universum. Er bedarf der Einzelheiten nicht, um dem Allgeist näher zu treten. Er setzt eine unmittelbare geistige Beziehung zu ihm, eine Be-

Digitized by Google

ziehung der Abhängigkeit, die im Gefühl erlebt wird. Und so hat die Religion bei Goethe ein nur kümmerliches Leben; sie kommt vom Zufall der einzelnen Wahrnehmungen nicht los, und dieselben verlieren in der Folge, wenn sie öfter sich wiederholen, ihre religiöse Beziehung zum All. Bei Schleiermacher ist Religion in sich selbständig, losgelöst von den Einzeldingen — sie stören ihn geradezu. Sie ist eine rein geistige, unmittelbare, elementare Funktion; jederzeit gegenwärtig, jederzeit gleich lebendig. Sie ist reines geistiges Erlebnis; sie ist „Mystik".

Aber sie hat ein ethisches Element in sich aufgenommen, zumal die christliche Religion. Kant hat nicht vergeblich gelebt, auch für Schleiermacher nicht. Nur sträubt er sich energisch gegen den schroffen Dualismus Kants, besonders gegen dessen einseitige Betonung des Pflichtcharakters der Moral. Auch er kennt Ideale, zumal ein höchstes: die Entfaltung der geistigen Persönlichkeit, der Individualität. Aber dies Ideal ist in uns angelegt, ist bereits da und braucht nur zur Reife zu kommen. An Stelle des kategorischen Imperativs tritt darum die sanfte Gewalt der Erziehung und ihr gilt . . . das Gebot: Wachsen zu lassen. Es wächst von selbst; — die Erziehung soll es nicht gewaltsam treiben; soll auch nicht störend eingreifen, künstlich zustutzen. Natürlich und Übernatürlich, Ideal und Wirklichkeit sind keine Gegensätze mehr. Natürliche Menschlichkeit ist auch reine Menschlichkeit — alles Unmoralische ist im Grunde Unnatur. So besteht alle Sittlichkeit im ewigen Werden und ist kein Kampf mehr. Es ist Streben geworden, aber ein geistiges Streben. Und nur dann wird es zum Kampf, wenn es gilt, unnatürliche Eindrücke wieder zu überwinden.

Deutlich sehen wir hier Schleiermacher in der Mitte zwischen Kant und Goethe. Mit jenem hat er das Festhalten am Wert der geistigen Persönlichkeit gemein, mit diesem den Entwickelungsgedanken und die „natürliche" Betrachtungsweise. Er versucht einen Monismus zu denken, in dem der Wert der menschlichen Persönlichkeit gerettet wird, in dem der Satz Christi bestehen bleibt von dem ewigen Wert der Menschenseele (Math. 16, 26). Schwierig bleibt hier nur eine Frage: die der Persönlichkeit Gottes. Aber erfreulich war doch und bleibt der gegebene Antrieb dieses Systems, einem Problem hier ins Auge zu sehen. Wie leicht ist man immer über das hinweggegangen, wie naiv hat eine „wissenschaftliche" Theologie das stets zum Ausgangspunkt genommen, was im Grunde der Gipfelpunkt aller Probleme ist. Seltsam: den

Digitized by Google

man „unbegreiflich", „unerforschlich" nennt, hält man doch zugleich für den allerbekanntesten. Schleiermacher war zu ehrlich, um dem ungeheuren Problem der Persönlichkeit Gottes aus dem Wege zu geben. „Persönlich" oder „unpersönlich" oder „überpersönlich". Worte, Worte! Schleiermacher blieb nur unerschütterlich bei seinem einen Grundsatz: allen „Anthropomorphismus" hier fortzudenken. Ihm war „Gott ein Geist" und Gottesdienst die „Anbetung im Geist und in der Wahrheit". Seine Theologie, auf mystischer Erfahrung beruhend, endet im Mysterium, ja sie lebt von ihm. Sie hat das „Wissenwollen" kirchlicher Dogmatik abgestreift. Sie weiß nur, was sie erfahren hat.

Eben darin besteht Schleiermachers Genialität, die es rechtfertigt, daß wir ihn ebenbürtig neben Kant und Goethe stellen. Denn alle Genialität ist nichts als der freie Sinn für die Wirklichkeit. Wie ein Blinder am Luftwiderstand auf der Stirn den Abstand einer Wand messen kann, so der Geniale an unwägbaren Eindrücken mit freiem Instinkt die Wirklichkeit seines Außen- oder Innenlebens. Derselbe durchbricht mittelst seines genialen Instinktes, dem immer eine scharfe Urteilskraft zur Seite geht, den einengenden Ring übererbter Vorstellungen, die intellektuelle Borniertheit und läßt die Weltwirklichkeit zu sich sprechen anstatt der beschränkten Worteweisheit der Menschen. So hatte Kant den genialen Instinkt für den tatsächlichen Unterschied zwischen Vernunft und Wille und für den reinen Gesinnungswert der Moral; so Goethe den feinen Natursinn und das große Auge für alle Wirklichkeit. So ist Schleiermacher ein religiöses Genie, indem er einer rationalistischen Zeit den Rückgang zu den klaren Quellen des Gemüts predigt.

Und dadurch ward er in ganz anderer Weise seinem Volk ein Beistand, als jene es sein konnten. Hat man wie Schleiermacher sein ganzes Interesse der geistigen Persönlichkeit des Menschen zugewandt, so wird man unmittelbar zur praktischen Betätigung sich getrieben sehen, aus dem Grunde, weil die geistige Persönlichkeit nicht ausreift durch theoretisches Verhalten, durch Forschen, Grübeln und Dichten, sondern vielmehr durch und in der Gemeinschaft der Persönlichkeiten. Welchen Wert erhalten jetzt erst durch Schleiermacher die sozialen Gemeinschaften wieder, die so urdeutsch gedacht, gefühlt werden: die Familien- und die Volksgemeinschaft! Weder bei Kant noch bei Goethe finden wir den uns Deutsche befriedigenden Familiensinn und das Gefühl bewußter Volkszugehörigkeit. Aber Schleiermacher führte ein

Digitized by Google

geradezu vorbildliches Familienleben; seine Briefe an seine Frau und Kinder sind Muster, die sich denjenigen Luthers, Bismarcks u. a. zur Seite stellen. Es ist erstaunlich, wieviel Geistes- und Ideenfülle neben einfachstem, natürlichstem Empfinden für „die zarten Kleinigkeiten des Lebens" in ihm ruhen! Und dann erst seine Liebe zum König, zum Vaterland. Ergreifend seine Briefe beim freiwilligen Fortgang aus Halle: Er denkt nicht an sich, nicht an seine zerstörte Karriere. Er hat nur einen Herzenswunsch: „Könnte ich den König und die Königin jetzt trösten!" „Wäre ich sein Soldat, um ihm meine Liebe zu zeigen — nun bin ich einfacher Gelehrter."

Und als er später endlich am Ziel aller Wünsche ist, als er eine Professur an der Berliner, durch ihn mit gegründeten Universität inne hat, wie durchaus persönlich faßt er seinen Beruf auf, pflegt persönliche Gemeinschaft mit den Studierenden und sucht ihr Herz und Gemüt gleichzeitig mit ihrem Denken und Wissen zu vertiefen. Dabei ein tiefer religiöser Sinn und eine freie Aufgeschlossenheit für alles Edle und Schöne; ein kritisch bohrender Geist von geradezu unerreichter Dialektik und ein kindliches Empfinden seines Gemüts wie damals im Elternhaus und in Niesky ungeschwächt.

Es waren mit dem Jahre 1806 andere Zeiten hereingebrochen. Das 19. Jahrhundert hatte begonnen; das Jahrhundert politischen Kampfes, praktischer Interessen. Das 18. sank ins Grab, das Jahrhundert der Ideen. Wer aber leitete den abgeklärten Strom reiner Ideen aus dem 18. ins 19? Hegel der Philosoph? Die Philosophie ging ihren einsamen Höhenpfad und verlor sich in den Schnee- und Eisregionen „reinen Denkens". Aber Schleiermacher hat das getan; und ich wüßte kaum einen zweiten, der es in dem Grade getan hat, wie ihn. Ich wüßte keinen zweiten aber, der so ausgeprägt doppeltes Interesse an „Idee und Wissenschaft" und Praxis und Gemeinschaft gehabt hätte. Das konnte auch damals wenigstens er ganz allein, weil alle seine Wissenschaft nur die „Persönlichkeit" freilegte, und alle Praxis sich ihrer Pflege zuwenden konnte. Er stand am Ende seiner inneren Entwickelung, als das deutsche Volk auch am Ende der seinen angelangt war, als Napoleon erschien, um die Axt an das morsche Gebäu deutschen Staatenlebens zu legen, und in der Hand der Vorsehung den Platz frei legen half, auf dem hernach das neue Staatsgebäude errichtet wurde. So konnte er nun mit Hand anlegen, nicht wie ein Gelehrter, sondern wie ein Volksmann. Bismarck

Digitized by Google

aber, der Baumeister des neuen Gebäudes, war einer von denen, die aus Schleiermachers Schule kamen.

Das gewaltige Drängen auf Leben, auf Tiefen und Höhen des Lebens, das im Gegensatz zur „Aufklärung" die letzte Generation des 18. Jahrhunderts beherrscht, kommt damit zu seinem Abschluß. Die Idee wird Tat; das Wort Fleisch. Kant hatte den moralischen Tatwillen entdeckt; Goethe das unmittelbare Lebensgefühl in der produktiven Anschauung; Schleiermacher in der praktischen Gemeinschaft der Persönlichkeiten. Die letztere ist die höchste Tathandlung, denn sie umfaßt das ganze Geistleben. Sie ist weitestes Interesse, aber zentriert um einen Zentralpunkt, um die gegenseitige sittlich-religiöse Hebung. Ja, darum bricht bei Schleiermacher auch ein leiser, köstlicher Humor hindurch, den wir weder bei Kant noch bei Goethe so vorfinden. Der Humor ist eben der lachende spielende Knabe auf dem gesättigten Lebensgrunde. Sättigen aber vermag uns nur das Höchste — die Hingebung zum Persönlichen. Das minder Hohe erweckt darum grenzenloses Begehren, weil es nicht zu Ende, zur Sättigung kommt. Grenzenlos ist darum das Begehren, zu wissen, wo es Anfang nahm; grenzenlos das Begehren des Künstlers zu allen Reichtümern der Welt. Man muß mehr sein als Gelehrter, Künstler, um die sonnige Höhe des Humors zu besteigen. Eine im tiefsten gesättigte, durch Kampf zum Frieden gekommene Seele. Schleiermacher fand das, was den Menschen zu höchst befriedigt; es ist nicht Wissen, nicht Kunst — es ist ein anderes, und dazu konnte er liebliche Scherze machen, wie nur ein Glücklicher, der einen „Schatz" sein eigen nennt.

Aber dieser Höhepunkt der geistigen Kultur, auf dem sie als Höchstes die Persönlichkeit findet, bedeutet zugleich ihren relativen Abschluß. Jetzt treten praktische Gesichtspunkte in den Vordergrund; das Zeitalter der politischen, sozialen Fragen beginnt. Immer mehr verliert die Idee und das Ideale ihre Führerstellung im Kampf, und der Egoismus, das Individuum mit seinen sinnlichen Begehrungen behält das Wort. Wenn es dann soweit gekommen ist, erschallt wieder der laute Ruf, getragen von dem sehnsuchtsvollen Rückblick zu „besseren" Zeiten: Zurück zur Idee! Zurück zur Metaphysik! Zurück zur Kunst! Zurück zur Religion! Das ist der wunderbare Kreislauf der Kultur. Solche Wendepunkte von dem Wissen zur Praxis sind ähnlich Schleiermacher, Sokrates, Luther und am einschlagendsten Christus. Umgekehrt

Digitized by Google

aber: Die Wendepunkte von der Praxis zum Wissen, zur Idee: Plato, Augustin und für den Protestantismus Melanchthon.

Und der Weg von Kant zu Schleiermacher ist der Weg aus dem Rationalismus zur Freilegung der Persönlichkeit in vollem Umfang. Kant hatte zuerst den sittlichen Willen freigelegt, Goethe die ästhetische Hingebung an Kunst und Wissenschaft, Schleiermacher den religiösen Trieb. Lauter unmittelbare spontane Geisteskräfte, deren Summe die ganze deutsche Persönlichkeit bedeutet. Und was am meisten dabei Interesse erweckt, das ist die eigentümliche Rolle, welche die Ästhetik in diesem Werdeprozeß spielt. Von Kant gefordert zur rechten Aussöhnung mit dem Leben, von Goethe ins Unermeßliche erweitert, die ganze Persönlichkeit erfüllend, wird sie von Schleiermacher auf ein gewisses Maß innerhalb der Persönlichkeit reduziert. Denn Schleiermacher erkennt nur ein bestimmtes Schönes, das ist nicht die unpersönliche Natur, sondern die freie, geistige Individualität. Auch dieser ist eigentlich Künstler, aber ein Bildner der Persönlichkeit. Auch diesem ist „Gefühl alles" wie Goethe — aber nicht alle Gefühle werden bejaht, genossen, sondern bestimmte Gefühle, religiöse, sittliche. Und dadurch ist Schleiermacher entschieden deutscher als Goethe. Gerade das deutsche Gefühl ist ein bestimmt gerichtetes, gefärbtes: „Gemüt" genannt, ein Wort, für das andere Sprachen keine Übersetzung haben. Und was bei Goethe ästhetisches Gefühl, das ist bei Schleiermacher deutsches Gemüt.

Auf der anderen Seite ist aber auch eine Einseitigkeit bei Schleiermacher nicht zu verkennen. Kant ist energischer, wo er oftmals zu weichlich erscheint. Die Aufhebung des sittlichen Dualismus ist für die Mannheit immer eine Gefahr. Darum wirkt Kant kräftiger, wie die nordische Seeluft, die er einatmete. Und Goethe gegenüber ist er theoretisch einseitiger, weniger Polyhistor, zu ausschließlich dem Geistleben zugewandt, hingegen den Naturwissenschaften weniger, gewissen sogar abhold. Je mehr er dann mit Bewußtsein praktisch der „Kirche" zu dienen strebt, je mehr er im besten Sinn „praktische Theologie" treibt, desto mehr entfernt er sich von der außertheologischen, zumal naturwissenschaftlichen Sphäre der Kulturentwickelung. Und doch stieg schon zu seinen Lebzeiten das Gewölk empor, das den Kampf zwischen Naturwissenschaften und Religion sowie Metaphysik in seinem Schoße barg.

Digitized by Google

VIII.

Ein Stück deutscher Geistesgeschichte haben wir vor uns aufgerollt. Wie mächtig ist doch deutsches Geistesleben! Jene drei wahrhaft großen Geister erschöpfen es nicht in ihrer Vereinzelung. Ihre geistige Totalität erschöpft es erst annähernd. Welch eine Genugtuung für uns und Ursache zu starkem Vertrauen auf Deutschlands Kulturmission unter den Völkern. Diese providentielle Aufgabe verheißt uns den Sieg im gegenwärtigen Kampf um unsere Kultur.

Nur daß wir geschlossen eintreten für diese Kultur. Und dazu die allzu engen Gesichtswinkel preisgeben, unter denen wir bis dahin so oft deutsche Kultur betrachteten; die einseitig philosophischen, einseitig ästhetischen und theologischen; und am meisten die noch kleinlicheren: Anti . . . Es gibt doch nur ein Anti . . . was undeutsch ist. Undeutsch ist die Vergewaltigung der freien Wissenschaft; und die Verkümmerung und Einengung künstlerischen Genießens; undeutsch erst recht, keine Religion haben oder aber eine solche Religion, die nicht im Herzen, im Gemüt wurzelt . . .

„Wir Deutsche haben der Welt noch viel zu sagen." Zweifellos! nur daß wir erst wieder ganz Deutsche *werden*.

Noch sind Millionen Deutsche „Ultramontane". Kant, Goethe, Schleiermacher und viele andere Heroen gehören zu denen, davor sie sich bekreuzigen. Arme deutsche Brüder!

Aber wenn wir nur persönlich uns erst füllten mit deutschem Wesen und das kleinliche Streiten untereinander ließen, dann würden jene inne werden, wie viel ärmer sie sind, und würden zu uns kommen und sagen: „Lehret uns auch deutsche Geistesart!"

Digitized by Google

Der Aberglaube unserer Vorfahren und die Kirche.

Von M. Manitius.

Wie nahe sich Glaube und Aberglaube miteinander berühren, davon haben die meisten Menschen nur eine ganz unbestimmte Vorstellung. Unsere Zeit geht zwar allen Wahngebilden der menschlichen Phantasie scharf zu Leibe, und es ist nicht mehr der Teufel in Menschengestalt, es sind nicht mehr die Punktierbücher vergangener Zeiten oder der Hexenwahn, die unseren Verstand in Fesseln halten. Aber das unabweisbare metaphysische Bedürfnis hat durch unsere Einbildungskraft dem Aberglauben eine sehr große Zahl von Handhaben geschaffen, an denen er sich immer wieder von neuem anklammern kann. Wie wäre es sonst z. B. möglich, daß die spiritistischen Betrügereien weite Kreise gerade der Gebildeten in ihren Bannkreis zögen? Und doch hat schon vor fünfundzwanzig Jahren Wilhelm Wundt kurz vor der Entlarvung des amerikanischen Mediums Slade es deutlich und klar ausgesprochen, daß der Glauben an das Allvermögen der Spirits nichts anderes sei als die Wiederkehr des alten Hexenglaubens! Welche merkwürdig verkehrten Anschauungen waren damals in einem kleinen Teile der deutschen Gelehrtenwelt aufgekommen, als der bekannte Astrophysiker Zöllner aus dem angeblichen Vorhandensein der Spirits die mögliche Existenz vierdimensionaler Wesen konstruierte, und der feinsinnige Shakespeareforscher Ulrici durch diese Geister die Unsterblichkeit der Seele bewiesen sah! Was der geniale Spott Wundts gegenüber diesen Dingen genützt hat, das haben wir ja erst kürzlich beim Prozesse gegen das Berliner Blumenmedium klar erkennen können.

Hauptsächlich sind es die Religionen vergangener Perioden gewesen, deren Grundlage die abergläubischen menschlichen Vorstellungen bildeten, und hier liegen Glaube und Aberglaube ganz eng zusammen. Solchem Wahn scheint der Buddhismus zuerst entgegengetreten zu sein, denn es heißt in dem vortrefflichen Lehrgedicht Dhammapada 16. Vers 188 (übersetzt von Th. Schultze, Leipzig 1885, S. 27):

Digitized by Google

„Mancherlei Zufluchtsorte die Menschen suchen von Angst getrieben wohl auf,
Fliehn in den Wald, auf Berge, von heil'gen Hainen und Bäumen hoffen sie Schutz.
Doch da ist sichrer Schutz nicht zu finden, das ist der beste Zufluchtsort nicht;
Dorthin gelangen bringet dem Menschen nicht die ersehnte Freiheit vom Leid."

Und mit ewig eindringlichem Wort zog Sokrates als das Haupt der griechischen Sophisten gegen die Wahnvorstellungen der Menschen zu Felde. Aber dem Buddhismus, der auf die Anwendung von Gewalt grundsätzlich verzichtete, konnte es nicht gegeben sein, auf solchem Gebiete weltbestimmend einzuwirken; er verfiel ja schließlich selbst völligem Formalismus und starrem Aberglauben. Und der Weiterentwickelung des griechischen Geistes arbeiteten ja frühzeitig die freiheitvernichtenden Einflüsse des Orients entgegen, und als das Griechentum später unter die Gewalt der Römer kam, wurden die Stoa und die Lehre Epikurs auf das niedrigere Niveau römischer Geisteserkenntnis herabgedrückt. So fiel schließlich dem Christentum die große Aufgabe zu, die menschlichen Vorstellungen langsam vom Aberglauben zu läutern.

Es möchte uns heute fast scheinen, als habe die christliche Kirche zur Bewältigung der Schwierigkeiten, die mit dieser Aufgabe verknüpft waren, einen neuen, von ihr selbst genährten Aberglauben zu Hilfe nehmen müssen. Längst hatte nämlich in der Weltstadt Rom der alte naive Götterglaube rationalistischer Auffassung Platz gemacht, und je intensiver diese wurde, einen um so besser vorbereiteten Boden gewann das Christentum, dessen im geheimen betriebener Kult die nach Erlösung aus dem sozialen Egoismus ringende römische Welt in hohem Maße reizte. Und als dann die zahlreichen Martyrien, die sich bei der Verfolgung ergaben, dem Wunderglauben Tür und Tor öffneten, da war der Sieg des Christentums auf römischem Boden entschieden. Denn hier fielen die Wundertaten der Heiligen auf das fruchtbarste Land, und schon am Ende des vierten Jahrhunderts steigerte sich in manchen Teilen des großen Reiches die Wundersucht bis zur Exaltation und zur Hellseherei. So verfaßte Sulpicius Severus den ersten Heiligenroman auf das Leben und die Wunder Martins von Tours, der das orientalische Mönchswesen ins Abendland verpflanzt hatte, und Paulin von Nola, der Freund des begabten gallischen Dichters Ausonius, schrieb auf seinen

Digitized by Google

Heiligen, Felix von Nola, eine große Anzahl von breiten und weitschweifigen Epen, die sämtlich der Verherrlichung der Wunder jenes Heiligen dienen. Soviel steht fest, daß der römische Volksaberglauben, der durch den Dienst staatlich eingesetzter Priesterkollegien in ein festes System gebracht worden war, vom Christentum nicht überwunden worden ist, sondern nur in andere Formen gebracht wurde. Wenn man z. B. bedenkt, wie die hochentwickelte medizinische Wissenschaft der Griechen auf römischem Boden in schnellen Verfall kam und hier der lächerlichste Aberglauben waltete, auch nachdem das Christentum in Rom längst seinen Sieg errungen hatte, so wird man obige Tatsache gelten lassen müssen. Oder man braucht nur in den Origines des Bischofs Isidor von Sevilla zu lesen, um von jenem nationalen Fehler der Römer eine richtige Vorstellung zu gewinnen.

Als nun unsere germanischen Vorfahren während der Völkerwanderung den großen römischen Reichskörper langsam zertrümmerten, war an keine Besserung, sondern eher an das Gegenteil zu denken. Allerdings waren jene Völkerschaften aus dem Norden den Römern weit überlegen, sowohl durch das enge persönliche Verhältnis, welches sie mit ihren Stammeshäuptern verband, als auch durch ihre Tapferkeit, aber mit gerechtem Staunen betrachteten sie die uralte, hohe Kultur des von ihnen unterworfenen Reiches. Und außerdem brachten sie ihren heimischen Volksaberglauben mit nach dem Süden. Sehr weit kann man hier überhaupt nicht in die Tiefe sehen, denn es fehlt durchaus an germanischer Überlieferung, man ist ja ganz an römische Berichte gebunden. Aus diesem Grunde sind wir auch viel zu wenig über die persönlichen Eigenschaften der germanischen Fürsten und über ihre Staatsverwaltung auf römischem Boden unterrichtet: Das Detail ihrer inneren Regierung wird von den zeitgenössischen Geschichtsschreibern nur selten berührt, und sie treten uns hier meist nur typisch, aber nicht persönlich entgegen. Wie wenig weiß man doch eigentlich von Männern wie Alarich oder Geiserich, trotzdem ihre Namen im Munde aller sind! Und dann wieder brachte es ja der Niedergang der Bildung mit sich, daß seit dem sechsten Jahrhundert nur noch der Geistliche Geschichtsschreiber war. Daher mußte das Bild des germanischen Großen und des Germanen schlechthin in der historischen Darstellung einseitig werden. Die geistigen Interessen traten überhaupt mehr und mehr in den Hintergrund, und wären wir für die Geschichte des mächtigen Ostgotenkönigs Theoderich nur auf Jordanis angewiesen,

Digitized by Google

so würde man von ihm nicht viel erfahren. So umfangreich ferner die Frankengeschichte des Bischofs Gregor von Tours ist, so gibt das Werk selbst doch den besten Beweis für den unglaublich tiefen Bildungsstand auch der höchsten kirchlichen Kreise im Abendland. Und so bleibt es die nächsten hundertundfünfzig Jahre. Viel reichlicher fließen dagegen die Quellen in der Zeit Karls des Großen, dessen weitausgedehnte Gesetzgebung uns noch vorliegt; auch manche seiner Briefe und ein großer Teil der Korrespondenz der bedeutendsten zeitgenössischen Gelehrten haben sich erhalten.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Karls Persönlichkeit wie auf allen anderen Gebieten des geistigen Lebens so auch auf dem kirchlichen einen nicht geringen Impuls gegeben hat. Vor allem ist es klar, Karl hat den überhandnehmenden Wunderglauben einzuschränken gesucht. Er spricht es ganz unverholen in einem Kapitular aus, daß er die Herbeischaffung von neuen Heiligen ins Frankenreich nicht billige, da er wisse, daß es dabei doch besonders auf die Vermehrung der kirchlichen Einkünfte abgesehen sei. Er traf hier mit seinem tüchtigen und praktischen Laienverstand ohne Zweifel den Nagel auf den Kopf. Und der König beeinflußte auch seine Umgebung. Sogar der strenggläubige Alkuin wandte sich gegen die eingerissene Unsitte, denn in seinem Leben des heiligen Willibrord glaubt er die Hinzufügung von Wundern entschuldigen zu müssen, und in einem Briefe schreibt er, es sei besser das Beispiel der Heiligen im Herzen nachzuahmen, als ihre Knochen umherzutragen. Paulus Diakonus überging in seinem Leben Gregors des Großen die Wunder gänzlich. So wurde denn mehrfach auf Synoden die Heiligenverehrung eingeschränkt, als aber Ludwig der Fromme seinem Vater gefolgt war, wurden die Regierungsmaximen Karls schnell vergessen, und es half nichts, daß Claudius von Turin den ganzen Heiligenkultus überhaupt verwarf.

Zu jener Zeit befand sich die Kirche im allgemeinen in einer merkwürdigen Lage. Ihre vornehmste Tätigkeit scheint nämlich darin bestanden zu haben, daß sie das noch überall im Frankenreiche fortwuchernde Heidentum auszurotten suchte und gegen allen sonstigen Aberglauben kämpfend vorging. Es war ihr aber gar nicht möglich, letzteren ganz zu entbehren, sie mußte sich sogar teilweise den alten Volksüberlieferungen anschließen, da deren Gewohnheit mächtiger war, als sie selbst — oder sie kapitulierte, als Kind ihrer Zeit, vor den herrschenden Vorstellungen und über-

Digitized by Google

nahm sie einfach aus dem Volksbewußtsein. Es ist z. B. bemerkenswert, daß König Karl in seinem sächsischen Kapitular bei Todesstrafe verbietet, an Hexen zu glauben und das verbrannte Fleisch von Hexen zu essen oder anderen Menschen zu essen zu geben, während auf der anderen Seite das Gottesurteil zu einer von der Kirche geleiteten Handlung wurde. Mag bei Karl jenes Verbot auch nur dem Kampfe gegen das sächsische Heidentum entspringen, er ist dadurch seiner Zeit bald um ein Jahrtausend vorausgeeilt. Das besonders macht uns jenen Frankenherrscher so verehrungswürdig, ja liebenswert, daß man in allen seinen Erlassen, welche der Aufklärung und Bildung des Volkes gewidmet sind, ein festes System sieht, welches weder vor dem Großen zurückschreckt, noch auch das Kleine als bedeutungslos verachtet. Welche Kluft aber gähnt zwischen diesem Erlasse und der Leitung der Gottesurteile durch die Kirche! Man sieht hier so deutlich, daß Glaube und Aberglaube zuweilen dicht beieinander liegen und daß der letztere trotz und neben der Kirche ein unbehelligtes Dasein fristete.

Bei ihrem Vernichtungskampfe gegen das Heidentum hätte nun die Kirche keineswegs die nötige Kraft aus sich heraus finden können, sie mußte sich unbedingt an den Staat anlehnen, und Karl lieh ihr seinen starken Arm hierzu. Und notwendig war dieser Kampf für ihre Selbsterhaltung; das sieht man unter anderem recht deutlich aus der Tatsache, daß die beiden berühmten Merseburger Zaubersprüche von durchaus kunstgeübter, also doch wahrscheinlich geistlicher Hand noch im zehnten Jahrhundert aufgeschrieben werden konnten. Es sind das die einzigen heidnischen Gedichte in deutscher Sprache, von denen das eine den verrenkten Fuß eines Pferdes heilen, das andere einen Gefangenen befreien soll.

Wie die Kirche gegen das Heidentum vorging, das ergibt sich aus den Synodal- und Kapitularbeschlüssen Karls des Großen. Den deutlichsten Einblick in diese Verhältnisse aber gewähren drei zufällig erhaltene Schriften von teilweise sehr kleinem Umfang. Zuerst das Taufgelöbnis, welches man in dem eroberten Sachsen zur Anwendung brachte. Der Täufling mußte geloben: „Ich entsage allen Teufelswerken und -worten, ich entsage Thonar und Wodan und Saxnote und allen Unholden, die ihre Genossen sind.“ Weitere Aufschlüsse gewährt das „Verzeichnis von abergläubischen und heidnischen Gebräuchen“, das jedenfalls auch zur Zeit der Sachsenmission entstand und vielleicht zum Gebrauche der königs-

Digitized by Google

lichen Missi*) für ihre Visitationsreisen aufgesetzt wurde. Es besteht nämlich eigentlich nur aus Stichworten, indem die Bezeichnungen von dreißig verschiedenen, der Kirche anstößigen Volksgebräuchen aufgeführt werden, und zwar mit so wenig Worten, daß nur der völlig Eingeweihte ihren Sinn fassen konnte. Die zu rügenden Vorkommnisse sind folgende: Totenkult, Frühlingsbräuche, Götter- und Dämonenkult, Zauberei, Weissagung und Zeichendeuterei, Vermischung von Heidnischem und Christlichem, Heilighaltung von Mittwoch (Wodanstag, engl. wednesday) und Donnerstag, Bräuche zur Abwehr drohender Naturereignisse, das Graben von Furchen um die Häuser, Feldlauf zur Erhaltung der Fruchtbarkeit der Erde, Bilder und bildliche Darstellung von Göttern, endlich der Glaube, daß Frauen durch Mondzauber dem Menschen das Herz herausnehmen. Diese verschiedenen Arten des Aberglaubens werden nun in einer dritten Schrift meist erklärt, nämlich in der „Predigt über heidnische Gebräuche", die man bis vor kurzem fälschlich dem Augustin beilegte, jetzt aber dem 8. Jahrhundert zuschreibt. Sie ist wahrscheinlich von einem Kleriker in den nördlichen Gegenden des Frankenreiches verfaßt worden. Aus den reichhaltigen Erklärungen, welche diese Homilie gibt, geht hervor, daß das Leben unserer Vorfahren noch in jener Zeit wie mit einem Netz von Aberglauben dicht übersponnen war.

Hat es nun die Kirche vermocht, dieses Netz zu zerreißen? Die Antwort muß zunächst verneinend lauten. Wohl lernte man, wie es Karls Wille vorschrieb, den Glauben und das Vaterunser, aber die neuen Heiligtümer, mochten es die kirchlichen Gebäude oder biblische Sprüche oder die Verehrung von Heiligen sein, wurden mehr oder minder in den Bereich des Volksaberglaubens hineingezogen. Die Kirche konnte hiergegen nicht auftreten, sie mußte zufrieden sein, wenn das Christentum sich langsam und zunächst auch nur äußerlich in das Volksbewußtsein hineinlebte. Und sie kam ja auch mit dem Heiligen- und Marienkultus dem auf Symbole so begierigen Sinn der Germanen entgegen. Es bildete sich daher nach und nach im Volke ein neuer Zustand aus. Er läßt sich dadurch charakterisieren, daß man etwa zwischen Heidentum und Christentum in der Mitte lebte, eine Menge heidnischer Anschauungen beibehielt und die christlichen Symbole sich in seiner Art umdeutete. Und das bezieht sich nicht etwa

*) Zu Deutsch Königsboten. Es sind die obersten Kontrollbeamten der fränkischen Krone.

Digitized by Google

nur auf die Sachsen, auch die Franken waren solchem Wesen ergeben.

Als dann mit dem Jahre 792 der sächsische Aufstand von neuem begann und Karl mit unbeugsamer Härte in den nächsten zehn Jahren alles vor sich niederwarf, da offenbarte es sich, daß die Annahme des Christentums rein äußerlich geblieben war. Nach dem Tode Karls jedoch erhob sich die römische Kurie langsam aber sicher zur alleinigen in Rom gebietenden Macht, und da Ludwig die Kirche ungleich freier walten ließ, als es sein Vater für gut befunden hatte, so verschmolz der Aberglaube in dem großen Germanenreiche mit den echten Bestandteilen christlicher Frömmigkeit zur unauflöslichen Einheit. Und damit beginnt recht eigentlich das, was man das geistige Leben des Mittelalters nennt.

Der Wunderglaube stieg jetzt auf eine früher nie erreichte Höhe, am meisten in Sachsen, gleich als ob das dortige Volk sich für die zwangsweise erfolgte Einführung des Christentums hätte schadlos halten wollen. Überall glaubte man Wundererscheinungen zu sehen, und in den Jahrbüchern, die zu jener Zeit geschrieben wurden, hat man das meist treulich gebucht, so daß der Leser oft glauben konnte, er habe einen altrömischen Annalisten vor sich, der die Prodigien und Wundereignisse jährlich in sein Werk, und zwar an bevorzugter Stelle, eintrug. Selbst die gebildetsten Leute nehmen an diesem Treiben Anteil, wie der Abt Hilduin und Einhart, der Biograph Karls des Großen. Gerade bei letzterem ist die Sinnesänderung höchst charakteristisch. Noch vor wenig Jahren war er als der bedeutendste Geschichtsschreiber aufgetreten; denn da Karl ihn mit seinem besonderen Vertrauen beehrte, so war es Einhart möglich gewesen, in der Lebensbeschreibung Karls ein dem Kaiser in jeder Beziehung würdiges Denkmal zu setzen. Jetzt zog er sich vom Hofleben, in dem er eine große Rolle gespielt hatte, ganz in seine Stiftung Mühlheim (später Seligenstadt) zurück und veranlaßte die Entwendung der Leiber der Heiligen Marcellinus und Petrus aus ihrer römischen Gruft durch seinen Notar Ratleik. Die Erhebung beider Heiligen beschrieb er dann im Jahre 830 und fügte dieser Schrift eine Menge von Wundern hinzu, die sich an der neuen Grabstätte zugetragen haben. Man wird hierbei durchaus an die römischen Wundergeschichten und Heiligenromane erinnert, in denen die Wunder Christi und seiner Jünger noch wesentlich übertroffen werden. Und man muß es als eine merkwürdige, aber

Digitized by Google

zeitgemäße Verirrung betrachten, daß ein geistig hochstehender Mann wie Einhart in dieser Schrift genau so wundergläubig erscheint, wie seine Klosterleute und die umwohnende bäuerliche Bevölkerung. Man liest hier nämlich geradezu haarsträubende Wundergeschichten, und der Kontrast ist um so größer, als Einhart nicht Kleriker, sondern Laie war; er hatte erst später von Karl wie von Ludwig einige Abteien aus Dankbarkeit erhalten. Laienäbte aber waren seit der merowingischen Zeit im Frankenreiche keine ungewöhnliche Erscheinung.

Durch dies und ähnliches schwand der alte naive Wunderglaube mehr und mehr dahin, ein abergläubisches Moment bemächtigt sich seiner, und die Kluft, welche solche Auffassung vom früheren Heidentum trennte, war eben nicht sehr tief. Dieser Unterschied von der jüngsten Vergangenheit äußert sich besonders scharf bei der eben gekennzeichneten Literaturgattung, welche der Verehrung der Heiligen gewidmet ist. So hatte Bonifatius, der eigentliche Stifter der ostfränkischen Kirche, bald nach seinem Tode in Willibald von Mainz einen Biographen gefunden, der es nicht für nötig hielt, seinem Helden Wunder zuzuschreiben und die gläubigen Leser der Biographie damit zu unterhalten. Ebenso verzichtete Abt Eigil von Fulda in seiner Lebensbeschreibung Sturms fast vollständig auf Wundergeschichten, und Einharts Schüler Bruun, der das Leben der Fuldaer Äbte Baugulf und Eigil beschrieb, hat in dem letzteren Werke bewiesen, daß er sich mehr den Historiker als den Wunderdarsteller Einhart zum Vorbilde erkoren hatte. Gerade der entgegengesetzte Standpunkt tritt wenig später bei Rudolf von Fulda hervor; er gießt in der Biographie der heiligen Leobgyth, einer Verwandten von Bonifatius, sowie in einem zweiten ähnlichen Werke einen wahren Schwall von Wundern über den Leser aus. Und solches Gebaren setzt sich in der späteren karolingischen Zeit fort, die früheren schlichten Biographien von Männern, die den Zeitgenossen für heilig gegolten hatten, wurden im wundergläubigen Sinne noch einmal überarbeitet. Schließlich mußte die Masse von Wundern und Erscheinungen einfach den Mangel an wirklichen Nachrichten über das Leben des Heiligen verdecken. Somit brauchte die moderne deutsche Wissenschaft einen sehr bedeutenden Aufwand an Gelehrsamkeit, um den meist sehr geringen geschichtlichen Gehalt der Heiligenleben auf sein richtiges Maß zurückzuführen. Denn auf diesem Gebiete der Forschung sind die Deutschen vorangegangen, nur zögernd folgten die Franzosen und Italiener.

Digitized by Google

Soviel also steht fest, daß die Kirche in der karolingischen Zeit an die Stelle des alten heidnischen Aberglaubens, bewußt oder unbewußt, einen neuen, denjenigen der Heiligenverehrung, gesetzt hat. Einsichtige Männer haben allerdings hiergegen ihre warnende Stimme erhoben. Aber solche Stimmen waren zu selten, es gab keine öffentliche Meinung, und der Zug der Zeit ging unaufhaltsam dem Wunderglauben zu, so daß es heute erscheinen möchte, als ob die Kirche damals gerade durch dieses Mittel ihren größten Einfluß auf die Menschen ausgeübt habe. Dabei fragt sich nur, ob es ihr auch wirklich gelang, hierdurch den alten Aberglauben ganz zu vernichten. Die beste Antwort auf diese Frage geben die späteren Pönitentiale oder Bußbücher. Solche Werke, die zur Aufrechterhaltung der Kirchenzucht gegenüber den Laien entstanden, sind nicht selten. Sie kommen schon in sehr früher Zeit vor, und es zeugt von der eindringlichen Sorge Karls des Großen für die Hebung der Sittlichkeit, daß er jedem Geistlichen den Besitz eines solchen Buches anbefahl, wenn er auch anderseits darauf verzichtete, die Beichte zu gebieten. Vielleicht hat sein aufgeklärter Laienverstand sich gegen die letztere gekehrt, indem er das weltliche Gericht für genügend hielt und der Kirche eine nicht allzu große Macht einräumen wollte; hierdurch erklärt es sich wohl am einfachsten, daß der große König den Laien den Beichtzwang nicht auferlegte, wohl aber die Geistlichen verpflichtete, die Beichte zu hören. — Unter den Pönitentialbüchern ist nun besonders wichtig die Bußordnung, welche der gelehrte Kanonist Bischof Burchard von Worms im Anfang des 11. Jahrhunderts als 19. Buch in seine berühmte Dekretalensammlung aufnahm. Man hat allerdings nachgewiesen, daß die in dem großen Werke vereinigten Gesetze und Ordnungen sich teilweise auf andere als deutsche Verhältnisse beziehen. Aber gerade die Festsetzungen, die uns hier interessieren, sind augenscheinlich nur für deutsche Zustände vorgesehen. Denn ihr Inhalt deckt sich sehr häufig mit zwei schon oben erwähnten Schriften, dem „Verzeichnis von abergläubischen und heidnischen Gebräuchen“ und der „Predigt über heidnische Gebräuche“.

Für das Fortwuchern des Aberglaubens unter dem Volke ist es höchst bezeichnend, daß der erste hierauf bezügliche Abschnitt bei Burchard so lautet: „Wenn du heidnische Gebräuche beobachtest hast, die sich mit Hilfe des Teufels geradezu erbrechtlich bis auf diese Zeit vom Vater auf den Sohn überliefert haben, und zwar so, daß du Himmelserscheinungen verehrst, nämlich den

Digitized by Google

Mond und die Mondfinsternis, indem du mit deinem Geschrei oder sonstigen Hilfsmitteln seinen Glanz wiederherstellen konntest, oder daß dir die Himmelserscheinungen zu Diensten standen oder du ihnen, ferner, daß du für den Bau eines Hauses oder für das Eingehen der Ehe den Neumond beobachtetest, dann sollst du zwei Jahre lang an den gewöhnlichen Tagen Buße tun."

Hierbei fällt zweierlei auf. Nämlich einmal, daß von einem wirklichen Fortleben heidnischer Anschauungen die Rede ist, und dann, daß Burchard sagt: „Wenn du das getan hast" und nicht „wenn du das zu können glaubst". Nach dem einfachen Wortlaut möchte man dann wirklich annehmen, daß der Wormser Bischof selbst an die Möglichkeit glaubt, die Mondfinsternis beschreien zu können. Hiermit möchte man vergleichen, was die Äbtissin Hildegard von Bingen, die im 12. Jahrhundert lebte, über die Verfinsterung des Mondes sagt. Sie meint nämlich, daß die Mondfinsternis durch den Kampf der Elemente mit den Unwettern entsteht, und setzt naiv genug hinzu: „Der Mond wird aber dadurch nicht ausgelöscht oder vernichtet, sondern die Unwetter verdunkeln ihn nur zu solcher Zeit, und seine Kraft ist so groß, daß er die Unwetter überwindet und von neuem seinen Glanz erstrahlen läßt." Hier haben wir es augenscheinlich mit einer Volksanschauung zu tun, aber daß Burchard, der gelehrte Zeitgenosse der Ottonen, solche Dinge für wahr hielt, ist kaum zu glauben. Und es tritt auch bei anderen Bestimmungen das angedeutete Verhältnis nicht so schroff entgegen. Freilich bleibt es immer zweifelhaft, ob die mit dem heidnischen Wesen noch hart ringende Kirche nicht selbst an der Realität von allerhand Zauberei festhielt und letzterer hierdurch unabsichtlich Vorschub leistete.

Sehr verbreitet im Volke waren die Orakel zur Erforschung der Zukunft, und die beste Zeit, solche anzustellen, war die Neujahrsnacht, denn hier glaubte man am sichersten Auskunft für das folgende Jahr zu erhalten. Zu solchem Zwecke bedeckte man im Hause den Tisch mit Speisen oder mit Steinen und führte eine Menge von fahrenden Leuten durch Straßen und Dörfer. Oder man saß auf dem Dach des Hauses und zog mit dem Schwerte in der Luft Kreise um sich. Ferner hüllte man sich in eine Ochsenhaut und legte sich so auf einen Kreuzweg. In der Nacht buk man in seinem Namen Brot und glaubte im kommenden Jahre Glück zu haben, wenn die Brote gut gingen und hoch buken. Auch zog man in dieser Nacht Fäden und nähte und

Digitized by Google

begann andere Arbeiten, gleichsam, um für das künftige Jahr das Werk zu guter Stunde beginnen zu lassen.

Aber noch andere merkwürdige Formen des Orakels finden sich. Man kehrte die Feuerstelle mit dem Besen rein und warf Gerstenkörner darauf, so lange sie heiß war. Blieben die Körner ruhig liegen, so nahm man das als gute Vorbedeutung, sprangen sie aber in die Höhe, so war es ein schlechtes Zeichen. Überaus kindlich, aber echt germanisch war folgendes Krankheitsorakel. Wollte man einen Kranken besuchen und näherte sich dem Hause, wo er lag, dann mußte man einen Stein unweit des Hauses finden. Man kehrte den Stein um und suchte, ob sich etwas Lebendiges unter ihm befand. Kam nun ein kleines Kriechtier oder eine Fliege, eine Ameise oder sonst etwas Bewegliches zum Vorschein, dann war man überzeugt, daß der Kranke gesund werden würde. Fand man hingegen nichts von dem, was kriecht oder fliegt, so wußte man, daß der Kranke nicht genesen könne.

Mit dem Orakelglauben hing ein Gebrauch zusammen, der die äußerliche Auffassung des Christentums von seiten der Vorfahren in klares Licht rückt und zugleich die enge Verbindung von Christentum mit Heidnischem darstellt. Schon früh hatte man damit begonnen, Vergilverse auf Christliches zu deuten, sowie aus Vergil und anderen römischen Autoren die Zukunft zu lesen. Das mag mit dem Werfen des Loses bei den Germanen in Verbindung zu bringen sein. Die Kirche mußte natürlich gegen das Loswerfen scharf auftreten, und so wird sich in dem kindlichen Sinn der Vorfahren die Meinung festgesetzt haben, durch Aufschlagen irgend einer Stelle aus der Heiligen Schrift die Zukunft erfahren zu können. Man gebrauchte daher den Psalter und die Evangelien oder auch andere biblische Bücher einfach als Spruchorakel an Stelle des alten Loses, das mit Runen geritzt war.

Die Geistlichkeit wußte ferner, daß man vielfach Heilkräuter mit anderer Rede suchte, als mit den Worten des Glaubensbekenntnisses oder des Vaterunsers, solches geschah jedenfalls unter dem Murmeln alter Zauber- und Beschwörungsformeln. Für heilkräftig bei Wunden hielt man besonders die Totensalbe: Vor der Bestattung wurde dem Toten eine gewisse Salbe in die Hand gegeben und diese hatte die Eigenschaft, alle Wunden zu heilen.

Sonderbar waren die Gebräuche, mit deren Hilfe man Vorteil für sich und Schaden für den Nächsten erreichen wollte. Nämlich der Sohn oder die Tochter des Hauses wurde zur Er-

Digitized by Google

langung von Gesundheit auf das Dach oder auf den Backofen gesetzt, und an der Stelle, wo ein Mensch gestorben war, verbrannte man Korn. Um einem anderen Menschen zu schaden, wurde der Gürtel eines Toten in Knoten gebracht, oder es wurden Kämme, mit denen Frauen die Wolle zu kämmen pflegten, über einem Toten zusammengebunden. Die Bahre, auf welcher eine Leiche hinausgetragen werden sollte, wurde in zwei Teile gespalten und die Leiche dann mitten durch die beiden Teile fortgeschafft. Frauen glaubten auf folgende Weise Gesundheit zu erlangen: Lag die Leiche eines Verstorbenen noch im Hause, so liefen die Frauen zum Brunnen und brachten unter vollständigem Schweigen ein Gefäß mit Wasser herein; wurde der Tote erhoben, so sprengten sie das Wasser unter die Bahre und gaben genau darauf acht, daß die Bahre nur bis zur Kniehöhe gehoben wurde, wenn man den Toten hinaustrug.

Auch bediente man sich, um anderer Leute Gut zu erlangen, einer Sitte, welche dem Glauben an Wichte und Kobolde entsprang. Man schnitzte nämlich kleine Kinderbogen und verfertigte Schuhe für Kinder und stellte sie in den Keller oder in die Scheune; denn man meinte, die Wichte und Zwerge würden mit ihnen spielen und die Habe anderer Menschen in den Keller oder in die Scheune zusammentragen. Das war der Dank, den diese Kleinen für das Spielzeug abstatteten (vgl. Kopischs Gedicht Tomte i Garden).

Häufig war noch das Abhalten der heidnischen Leichenwacht. Es wurden bei christlichen Verstorbenen Wachen nach heidnischer Art aufgestellt und dabei Begrüßungsformeln abgesungen, deren Erfindung die Kirche dem Teufel zuschrieb. Die zur Wache Versammelten feierten dann Trinkgelage und lachten und jubelten unmäßig. Das wurde zur Belustigung der Seele vorgenommen, da sie noch im Hause war. Die Kirche aber sah hierin die Verletzung aller Pietät und christlichen Liebe, indem man sich gleichsam über den Tod des Nächsten ausgelassen freute. Auch genoß man von den Opfergaben, welche mancherorts auf den Gräbern der Toten oder unter Bäumen, auch an Felsen oder auf Kreuzwegen hingelegt wurden. An den Kreuzen, welche auf solchen Kreuzwegen standen, legte man auch Kopfbinden in Menge nieder. Solcher Seelenkult wurde von der Kirche schwer bestraft.

Sehr verbreitet war der Glaube an Hexen, der sich in mannigfachen Formen kundgab. Manche Frauen gaben vor, daß sie gezwungen würden, mit einer Schar von Geistern in Weiber-

Digitized by Google

form — den Unholden — in bestimmten Nächten auf gewissen Tieren zu reiten, und daß sie in die Genossenschaft dieser Unholde wirklich aufgenommen seien. Natürlich war das Vieh der Verhexung häufig ausgesetzt, ein Glaube, der bei der Wichtigkeit des Viehstandes bei unseren doch hauptsächlich bäuerlichen Vorfahren aufkommen mußte. Allerhand loses Volk, wie Schweine- und Rinderhirten, aber auch Jäger, waren daran besonders beteiligt. Die Kirche wußte nämlich, daß solche Leute Amulette gebrauchten und teuflische Beschwörungsformeln über Brot oder über Kräuter und Amulette sprachen und diese dann unter einem Baum, auch auf einem Kreuz- oder Dreiweg vergruben und damit ihr Vieh und ihre Hunde vor Krankheit schützten, dagegen anderer Menschen Vieh verdürben. Solcher Glaube ist noch nicht einmal in den südlichen Gegenden unseres Vaterlandes ausgestorben.

Außerdem wußte man, daß es Frauen gab, die durch ihre Beschwörungen einen Menschen behexen konnten. Sie verwandelten Haß in Liebe und Liebe in Haß und belegten durch ihre Zauberkünste den Besitz der Menschen mit Fluch und waren sogar imstande, ihn zu rauben. So gab es natürlich auch Wettermacher. Sie konnten angeblich durch Beschwörung von Geistern Gewitter machen und Menschen behexen. Alle diese Hexereien wurden von der Kirche mit schwerer Strafe belegt, sie mußten mit mindestens einem Jahre Kirchenbuße gesühnt werden. Aus dem Wortlaute bei Burchard möchte man hier allerdings entnehmen, daß die Kirche des 11. Jahrhunderts solche Dinge nicht für ganz unmöglich hielt.

Sogar der alte Götterkult war damals noch unmittelbar vertreten. Man stellte sich Amulette her und ritzte in die Haut allerhand Zeichen ein, man verehrte Kräuter und heilbringende Säfte und weihte den Donnerstag dem Jupiter, wie es bei Burchard heißt, nämlich dem Donar. Der Donnerstag galt den Germanen als Sonntag; an ihm war zwar die gewöhnliche Arbeit untersagt, aber es wurden doch allerhand Beschäftigungen vorgenommen, für welche der Segen Donars notwendig war. Selbstverständlich war solcher Glauben der Kirche ein Dorn im Auge, denn bei allen Synoden und in den Bestimmungen der Kapitularien war seit den Tagen Karls die Sonntagsfeier als besonders wichtige Forderung von seiten der Kirche erhoben worden. Und immer wieder mußte im 11. Jahrhundert die Feier des Donnerstags verboten werden.

Ebenso wie Donar verehrt wurde, war auch der Glaube an

Digitized by Google

Frija noch lebendig; sie wurde von der Kirche meist als Diana bezeichnet. Aus Burchards Worten geht hervor, daß es gottlose Weiber gab, welche durch die Gewalt des Teufels rückwärts gekehrt und durch gespenstische Erscheinungen höllischer Geister getäuscht wurden. Sie ritten in Gesellschaft der Heidengöttin Diana und mit einer zahllosen Weiberschar auf gewissen Tieren und legten bei tiefer, totenstiller Nacht ungeheure Länderstrecken zurück. Dabei mußten sie den Befehlen der Diana wie einer Herrin folgen und wurden in bestimmten Nächten zu deren Dienst berufen. Burchard setzt hinzu, daß es der Teufel sei, der sich in verschiedenartigen Gestalten zeige und den menschlichen Sinn, den er gefangen, in Traumgebilden und mit Truggespenstern täusche.

Man erkennt aus alledem, wie schnell die Kirche mit dem Teufel bei der Hand war, er wurde an die Stelle des heidnischen Aberglaubens eingesetzt, er erzeugte denselben. So hat man sich ja auch in späten Jahrhunderten die Hexen stets in Verbindung mit dem Teufel vorgestellt; denn der Glaube, den die Kirche genährt hatte, war volkstümlich geworden, und es ist keineswegs wunderbar, daß der Teufelsglaube in allen Schriften der Bevölkerung christlicher Reiche eine so außerordentliche Verbreitung gefunden hat.

Aber auch diese strengen Bußordnungen Burchards und anderer Geistlichen haben keinen durchgreifenden Erfolg gehabt; denn ungefähr drei Jahrhunderte später wurde der berühmte Münchener Nachtsegen geschrieben, in welchem ein Christ zu allen möglichen Mitteln seiner Religion greift, um ein ganzes Heer von Hexen, Nachtgeistern und Göttern zu beschwören und unschädlich zu machen. Die Menge der hier erwähnten und verwünschten Dämonen und Götter beweist, wie weitreichend das Heidentum noch im 14. Jahrhundert war. Zugleich aber sieht man, daß sich nichts so schwer ausrotten läßt als altererbter Aberglaube, der mit der Natur zusammenhängt. Hiergegen konnten alle Kirchenstrafen nichts ausrichten, da solche Vorstellungen aufs engste mit dem Gemütsleben unseres Volkes verknüpft waren. Das einzige Heilmittel war die Hebung der Intelligenz durch erweiterte Volksbildung. Diese aber hat erst das Reformationszeitalter gebracht, und zwar auf einem doppelten Wege. Den romanischen Nationen war es vorbehalten, die Grenzen der bekannten Welt durch Entdeckungen zu erweitern und so auf einem sehr realen Boden alte Wahnvorstellungen zu beseitigen, während die germanischen Völker durch ihre Losreißung von der geistlichen

Digitized by Google

Oberherrschaft Roms das Walten eines freieren Geistes und damit die Entwickelung der modernen Wissenschaft vorbereiteten. Beides zusammen hat dem 16. Jahrhundert gegenüber dem Mittelalter seinen revolutionären Geist aufgeprägt, und nur diese Befreiung des Menschen von den mittelalterlichen Schranken hat dem Aberglauben zwar sehr langsam, aber doch sicher die Wurzeln untergraben.

Die Landerziehungsheime.

Von Marg. N. Zepler, Berlin.

[Nachdruck nur mit Genehmigung d. Verf. gestattet.]

Unter allen bedeutenden Lebensfragen der Menschheit ist die Erziehung der heranwachsenden Generation eine der wichtigsten. Erziehen heißt entwickeln, kräftigen; die besten angeborenen Eigenschaften gehen oft verloren oder verkümmern, wenn ihnen diese erziehliche Entwickelung fehlt, und eine richtige Erziehung muß es sich zum Ziel setzen, die in der Menschenblüte vorhandenen Keime und Anlagen zwecks unbegrenzter allseitiger Vervollkommnung der Menschennatur zu gesunder Entfaltung und Reife zu bringen.

Natürlich nicht nach Art der Massenerziehung mit einem bestimmten Ziel für alle, vielmehr mit gewissenhafter Berücksichtigung der individuellen Besonderheiten des Erziehungsobjekts, unter dem Gesichtspunkt seiner organischen Einheit.

Und das ist ja gerade der Kern aller Erziehung: Der Individualität und den gegebenen Verhältnissen Rechnung zu tragen. Nicht schablonenhaft nachtun oder auch nur „mitmachen“, weil es Sitte oder Mode ist, sondern, den jeweiligen Bedürfnissen angepaßt, das Geeignete aus den großen Erziehlehren herauszuwählen und in Verbindung mit eigener Lebenserfahrung, mit eigener Weltanschauung weise und mit Bedacht zu verwenden. Von allen Künsten der Welt ist die Erziehungskunst wohl die aller schwerste, und man kann sie weder in Schulen, noch in

Digitized by Google

Akademien, noch sonst irgendwo erlernen. Man kann sich Wissen und Sachkenntnisse aneignen, man kann unterrichten (das allerdings dem „abrichten" oft erschreckend ähnlich sieht) lernen; der Menschenerzieher, der berufene Pädagoge wird geboren und nur selten geboren, und deshalb findet man an Stelle vollwertiger Erzieher soviel „gelernte Lehrer".

Die Vollentwickelung der Menschennatur durch Erziehung wird erst erreicht, wenn ihr nach allen Seiten hin gleiche Würdigung zuteil wird: nach der intellektuellen, nach der physischen und nach der moralischen Seite hin. Die Fortschritte der Kulturvölker haben fast immer wieder den Schwerpunkt einseitig auf die intellektuelle Entwickelung gelegt, und von der Blütezeit des klassischen Zeitalters in Griechenland abgesehen, können wir von einer harmonischen Gesamterziehung einer Nation nichts oder nur wenig berichten, wenngleich zugegeben werden muß, daß, nachdem Mahner immer wieder aufgetreten sind, sporadisch von einzelnen der besseren Einsicht Folge geleistet wurde.

Michael Montaigne (1533) hat in seinen „Gedanken und Meinungen" *) die Forderung der Gesamterziehung knapp und klar in folgende Worte gefaßt: „Es ist nicht eine Seele, es ist nicht ein Körper, den wir erziehen, es ist ein Mensch. Aus dem dürfen wir keine zwei machen."

Zu den bestimmten Dingen, die von bedeutenden Pädagogen der verschiedenen Länder und Nationen als notwendige Grundlage immer wieder gefordert werden, gehört auch die Forderung eines engen innigen Lebens der Kinder in und mit der Natur, die Rückkehr zur Einfachheit, zur Natürlichkeit. Auch unsere vornehmsten deutschen Pädagogen, Comenius, Pestalozzi, Basedow, Fröbel u. a. m. haben sie (die Forderung) in ihren Schriften, begründend, klargelegt.

Die Kritik an unseren bestehenden Schulsystemen und Erziehungsweisen, die allerdings leider meist verdammt, einreißt und verurteilt, ohne geeignete Vorschläge zur Besserung zu bringen, hat auch zu einigen praktischen Neugestaltungsversuchen geführt, von denen die „Deutschen Landerziehungsheime" weitgehendste Beachtung heischen, und die trotz der Kürze ihres Bestehens bei allen Beteiligten volle Anerkennung genießen. Sie haben sich, nach Notwendigkeit heutiger Zeitforderungen, die Anlagen unseres Volkes in die notwendigen neuen Bahnen zu lenken, um das

*) Deutsche Übersetzung von Bode. Berlin 1793.

Digitized by Google

Menschenmaterial zu verbessern, zu veredeln, die dankenswerte Aufgabe gestellt, Körper und Geist gleiches Recht einzuräumen und Gemüt und Willen, Verstand und Gedächtnis, praktische Anschauung und praktische Betätigung gleichmäßig zu pflegen, in engem Leben in und mit der Natur.

So liegt der Wert eines Landerziehungsheims in erster Linie nicht in der Erwerbung von Kenntnissen und Berechtigungen, sondern in der harmonischen Ausbildung zu tüchtigen Charakteren.

Damit sind wir bei dem Kernpunkt des Mangels in der deutschen Erziehung angekommen. Uns fehlt, wie Ludwig Gurlitt in seinem trefflichen Büchlein „der Deutsche und sein Vaterland" (Wiegand und Grieben, Berlin) es so plastisch und in so heldenmütiger Offenheit geschildert hat, „der wahre, sittliche Mut, die sittliche Freiheit, das Selbstbewußtsein, dies stärkste, natürliche Gesetz, das uns die Originalität der Naturen erhalten würde, anstatt so viele beschränkte oder gar verkrüppelte Geister zu schaffen."

Die Erhaltung der Originalität der Naturen, die Entwickelung zu freier Selbstbestimmung des Individuums gehören zu den hervorragenden Zielen, die die Landerziehungsheime anstreben.

Wie neue Ideen oft in der Luft zu liegen scheinen und die Zeitströmung ihre Keimkörnchen in alle vier Winde hinausträgt, so wurde die Gründung von Landerziehungsheimen an verschiedenen Orten fast zu gleicher Zeit geplant. Dr. Hermann Lietz war derjenige, der sie als erster in Deutschland praktisch verwirklichte; sein unmittelbares Vorbild fand er in dem von Dr. Cecil Reddie gegründeten Institut in Abbotsholme (Staffordshire) in England, das wiederum, in letzter Linie, auf Anregungen, die Ruskin, Disraeli, Carlyle, Spencer gegeben, zurückzuführen ist.

Weniger glücklich mit der Umsetzung seiner schon vor zwanzig Jahren begonnenen Pläne in die Praxis war der Theoretiker Dr. Hugo Göring. Aus Berka a. d. Werra gebürtig, hat er neben alten und neuen Sprachen, neben Philologie, Philosophie und Theologie auch noch viele Semester dem Studium von Medizin und Psychiatrie gewidmet, um, wie er sich selbst ausdrückt, „die Richtung der Schulreform, die ich als meine Lebensaufgabe seit 1881 festgehalten habe, nach allen Seiten wissenschaftlich begründen zu können".

Sein Programm einer durchgreifenden Schulreform hat Dr. Göring in zahlreichen Schriften niedergelegt, die sich um den Haupttitel: „Die neue deutsche Schule. Ein Weg zur Verwirk-

Digitized by Google

lichung vaterländischer Erziehung" (Leipzig, Voigtländer 1890) gruppieren.*)

Wenn Göring meint, daß „der Segen einer umfassenden Schulreform dem deutschen Geiste erst gebracht werden wird, wenn eine Erziehung zur Geltung kommt, die auf der breitesten Basis des wirklichen und gegenwärtigen Lebens alle Kräfte des Kindes gleichmäßig zur Entfaltung bringt und seinen Geist für die Aufnahme aller Kulturarbeit der Neuzeit empfänglich macht," Erkenntnisse, die den Geist seiner demnächst zu eröffnenden „Neuen deutschen Schule" ausmachen, so ruhen die „Landerziehungsheime" auf derselben Grundlage. Hundert Jahre früher hat Ph. Emanuel Fellenberg (1771 — 1844) zu Hofwyl Erziehungsanstalten mit gleichen Prinzipien geschaffen, die allerbeste Resultate zeitigten.

Goethe schwebt ebenfalls ähnliches als Ideal vor, wie man aus seinen diesbezüglichen Ausführungen in Wilhelm Meisters Wanderjahren (die pädagogische Provinz) entnehmen kann. Greifbar deutlich sieht man dabei das heutige „Landerziehungsheim" vor sich, mit seinen Wäldern, Wiesen, Wässern und seiner ökonomischen Bewirtschaftung durch die Schüler. (Allerdings hat Goethe nur die Knaben im Auge.)

Vor ihm, wenn auch aus anderen Motiven dazu gekommen, hatte Johann Heinrich Pestalozzi seine neue Pädagogik der Welt gebracht: Für die Arbeit durch die Arbeit erziehen" lautete sein Programm, und Joh. Gottlieb Fichte versuchte es begeisterungsvoll, auf deutsche Verhältnisse zu übertragen. In seinen „Reden an die deutsche Nation" (1807 Berlin) wies er energisch und von echter Vaterlandsliebe getrieben darauf hin, daß das gesunkene deutsche Volkstum nur durch eine ganz neue Erziehung wieder herzustellen und zu heben sei.

Alle Lehrfächer, überhaupt alle Tätigkeit wird nichts weniger als „totes Wissen" in den L. E. H. betrieben, nicht als mechanische Fertigkeit, vielmehr stehen Tun und Lernen in engster Beziehung zum Leben selbst. Körperpflege, Körperausbildung ist das gleiche Recht zuerkannt wie Geistesbildung, so daß der allseitigen Veredelung des ganzen Menschen die Wege geebnet werden.

Im innigen Umgang in und mit der Natur, in Wald, Feld, Haus, Hof und Garten geht der wissenschaftliche Unterricht, der die Kinder genau soweit fördert, wie es die Lehrpläne der höheren

*) Siehe auch „Ernstes Wollen" Nr. 113 und 114. Gose und Tetzlaff, Berlin. 1904.

Digitized by Google

Schulen heute verlangen, mit dem der Sinnenwelt Hand in Hand. Baſedows Lehrmethode: daß der Unterricht mit der Sinnenwelt beginnen müſſe, daß die Kindesſeele mit ſinnlichen Vorſtellungen, nicht aber mit überſinnlichen Begriffen und bloßen Worten anzufüllen ſei, findet hier, naturgemäß beſonders bei den jüngeren Kindern, ſeine Anwendung. Durch jedweden praktiſchen Unterricht reſp. Gelegenheit zu praktiſcher Betätigung wird dieſe Erziehungsweiſe ergänzt, teils um die Zöglinge wirtſchaftlich unabhängig, teils um ſie zu tüchtigen Mitgliedern der menſchlichen Geſellſchaft, teils um ſie von vornherein zu einem künftigen Beruf geſchickt zu machen.

Letzteres gilt für die Knaben wie für die Mädchen, möge die Hauptbegabung auf geiſtigem oder künſtleriſchem Gebiete liegen, möge ſie der Geſchicklichkeit der Hände entſprechen, oder einer beſonderen Neigung entſpringen.

Es war im Frühjahr vergangenen Jahres, als ich im „Deutſchen Landerziehungsheim für Knaben in Haubinda“ zwecks augenſcheinlicher Prüfung mich einfand.

Mein Beſuch war zwar vorher in Ausſicht geſtellt worden, indeſſen kam ich ſchließlich unerwartet, wenngleich nicht unangemeldet. Die „Landpoſt“ wäre verantwortlich zu machen, deren ſich Haubinda — erfreut. Die Poſt trifft nämlich dort mindeſtens 24 Stunden ſpäter ein, als Durchſchnittsmenſchen mit Durchſchnittserfahrung zu taxieren pflegen.

Haubinda erfüllt die Vorbedingung für eine Erziehungsanſtalt mit den bereits geſchilderten Tendenzen glänzend: in völliger Abgeſchiedenheit liegt es da, in der herrlichen Ausdehnung ſeiner Wälder, Wieſen, Felder und des Gutshofs mit geſamt 1360 Morgen Umfang, eine Welt für ſich, ein kleinſtaatliches Gemeinweſen. Und dafür halten es die Zugehörigen auch, reden von ihrem „Staate“, ihrer „Regierung“ und ihrem „Parlament“ und nennen ſich „Bürger“.

Aber Haubinda liegt nicht abſeits genug, um Beſucher fernzuhalten. Edle, frohe Gaſtfreundſchaft, nach urſprünglichem Sinne, hat in den L. E. H. ihre Heimſtätte, und wer einmal in dieſen Mauern geweilt, dieſes einfach-natürliche, anregende und beglückende Leben kennen gelernt hat, kommt ſicher gern wieder, trotz ſchlechter Wege und Zugänge.

Bei gutem Wetter mag man ja weniger von letzteren etwas merken, wenn man aber nach gründlich voraufgegangenem Landregen die Bahnſtation Streufdorf (Linie Hilburghauſen—Meinin-

Digitized by Google

gen—Grimmenthal) verläßt, muß man sich — auf seine Füße und deren Bekleidung absolut verlassen können.

Unerwartet wie ich kam, war ich glücklich genug, den hand- und fußfesten Postknecht Streufdorfs zur Begleitung nach dem eine Stunde entfernten Haubinda bereit zu finden, dessen vielseitige praktische Verwendbarkeit ich reichlich Gelegenheit hatte zu erproben, denn stellenweise mußte er mich buchstäblich aus dem aufgeweichten, schlüpfrigen Lehmboden herausziehen. Schließlich gingen wir wie weiland Brüderlein und Schwesterlein Hand in Hand, und er führte mich auf schmalen Waldpfaden, deren kräftiger Humusboden im Vergleich mit der Chaussee trocken war, meinem Ziele zu.

Man sieht, von diesem Wege kommend, das Hauptgebäude (die Rückseite, wie ich später merkte) erst, wenn man unmittelbar davor steht. Dazu war die Dunkelheit weit vorgeschritten, und die Innenbeleuchtung ließ zwar eine offenstehende Tür, aber keinen Zugang erkennen. Da mein Begleiter mir bedeutete, daß „das der Eingang sei" und dabei diskret verschwand, blieb mir in der Finsternis nichts anders übrig, als über die Einzäunung aus Naturholz zu klettern.

So begann mein Einzug in Haubinda.

Mit der Helle des anderen Tages zeigte man mir mit Genugtuung den offiziellen schönen Haupteingang des stattlichen dreistöckigen Schulhauses. Man verlangt also auch bei dieser Reformerziehungsweise nicht von seinen Besuchern, daß sie ihren Eingang über Hindernisse nehmen.

Auf mein Klopfen an eine Tür, hinter welcher ich Stimmen vernahm, erschien eine Gestalt, die mich, bei all meinen Naturerwartungen dennoch etwas — unvorbereitet traf. Einem Waldgeiste nicht unähnlich. Aber die freundliche Frage nach meinem Begehr, ließ ihn mich wenigstens als einen guten erkennen. Es war einer der Lehrer und zwar einer der enragierten „Naturmenschen", barfuß, barhäuptig, mit Kniehosen und loser Joppe. Nicht alle Haubindaer Lehrer kleiden sich so, einige sogar ganz „städtisch"; es existiert keine vorgeschriebene Tracht für sie, vielmehr kann jeder „nach seiner Façon selig werden". Die Basis dieser Fasson ist: „Jeder nach eigenem Willen."

Das wurde mir bei meinem Eintritt ins „Lehrerwohnzimmer" klar, woselbst, wer will, sich abends zum Plauderstündchen einzufinden pflegt, Anstaltszugehörige und Besucher. Letztere waren bei meiner Ankunft durch die Mutter eines Knaben vertreten, die

Digitized by Google

auf einige Tage kam, sich von dem Wohlergehen ihres Sohnes zu überzeugen. Oft aber beherbergt Haubinda Gäste in großer Zahl und ist, wie ich bald einsah, gut darauf eingerichtet. Mein Erscheinen zu so später Stunde brachte weder Störung noch — Aufregung. Man quartierte mich in eines der bereitstehenden Fremdenzimmer ein. Einfach und praktisch sind sie eingerichtet, nichts Überflüssiges findet sich da, man verspürt Haubindas Geistes Hauch, sobald man sie betritt.

Die jungen „Bürger", die seit Eröffnung des „ersten deutschen Landerziehungsheims" (in Ilsenburg 1898) bereits drei Jahre lang den Segen dieser Erziehung genossen, hatten bei Gründung dieses neuen „Staates", in den sie nun übersiedeln sollten und für den sich Dr. Lietz entschloß, da der erste sich dem Andrang zu klein erwies, gemäß den Prinzipien, überall selbsttätig mit Hand anzulegen. Von der Urbarmachung des Bodens an bis zur letzten Ausschmückung der Innenräume sind sie an dem Zustandekommen des neuen Heims beteiligt.

Da darf es natürlich nicht wundernehmen, wenn mal eine Tür nicht ganz lotrecht eingehängt ist, die Fenster ein bißchen schief stehen oder die Decke nicht tadellos verputzt ist, wie ich es in meinem Stübchen fand. Aber schadet das dem Haus oder dem Bewohner?

Die Jungen haben den Wert, die Freude und die Befriedigung praktischer Arbeit kennen gelernt, besser und eindrücklicher als hundert Beispiele und tausend Bücher ihnen dies hätten beibringen können; sie haben das Bewußtsein ihrer Nützlichkeit empfunden, und die Achtung vor der Arbeit, vor jeder, auch der geringsten, hat sich ihnen tief eingegraben. Last not least haben sie ihre Kräfte, Glieder und Sinne geübt.

Wie bei den vorbereitenden Erdarbeiten und dem Hausbau haben die Schüler bei der Inneneinrichtung überall geholfen und ergänzen, verschönen, basteln fortgesetzt daran weiter. Ihren eigenen Wünschen und Geschmack wird weitgehend Rechnung getragen, Handfertigkeitsunterricht von kompetenten und lehrbefähigten Handwerksmeistern gibt die nötige vorbereitende Unterweisung und Unterstützung. Zweckmäßig eingerichtete Werkstätten gehören jedem der Landerziehungsheime als fester Bestand an, in Haubinda befindet sich eine Tischlerei, eine Schlosserei, die mit den nötigen Werkzeugen und Maschinen (u. a. eine Eisendrehbank) auch für Klempner- und Mechanikerarbeiten eingerichtet ist. Den Anstaltsbedürfnissen zu genügen wird außerdem daselbst eine eigene

Digitized by Google

Schneiderwerkstatt, eine Schuhmacherei und eine Bäckerei dauernd unterhalten. Elektrizität und Dampfkraft werden neben ihrer Anwendung zur Beleuchtung auch zum Inbetriebsetzen der Maschinen gebraucht.

In ihren eigenen Zimmern, die die älteren Schüler zu zweien und dreien bewohnen, und deren Inventar sie nach eigenem Ermessen sich herstellen, zeigen sich die Resultate der konzentrierenden Unterrichtsmethode bisweilen in drolliger Weise verkörpert: So wählte ein Knabe als Seitenwände seines Bücherregals die lebensgroße Silhouette Napoleons, die er aus Holz ausschnitt und anmalte. Die verschiedenartigen Gemütsanlagen der jungen Eigentümer lassen sich nach diesen Innendekorationen meist unschwer erkennen; der größere Teil hat recht annehmbaren Geschmack entwickelt, ebenso Sinn zur Wohnlichkeit, der nicht nur mancher Hausfrau zur Ehre reichen gewürde, sondern auch die Seite der Kunstpflege, die diese Erziehungsweise ihr gebührend einräumt, dokumentiert.

So sehr die Selbständigkeit, praktischer Blick, Selbsttätigkeit und Fürsorge für andere indessen gepflegt und gefördert werden, darf man nicht sich zu dem falschen Schluß verleiten lassen, daß die Wissenschaft irgendwie vernachlässigt werde. Sie kommt zu ihrem vollen Recht; der Lehrplan entspricht dem behördlich geforderten einer Oberrealschule und ist durch die große Wertlegung auf künstlerische Erziehung noch wesentlich vertieft und erweitert. Das wird durch äußerst geschickte Zeiteinteilung, sorgsame Ausnutzung der Minute, durch weises Ausscheiden jedweden unnützen Lernballastes möglich.

Der Unterricht umfaßt (nach Dr. Lietz eigenem Ausspruch)*) zwei große Gebiete, die vergleichbar sind zwei einander berührenden exzentrischen Kreisen, das Gebiet des Menschenlebens und das des Naturlebens. Zur Gruppe „Menschenleben" gehören Sprache und Geschichte; zur Gruppe „Naturleben" gehören Naturkunde und Mathematik resp. Rechnen; beide Gruppen werden verbunden, einerseits durch die Erdkunde (Kulturkunde), die eben den Schauplatz des Menschenlebens behandelt, anderseits durch das große Gebiet der Kunst, die Vorbilder entnimmt dem Natur- sowie dem Menschenleben.

Besondere Sorgfalt wird auf Auswahl des Unterrichtsstoffes gelegt. Dieser muß erzieherisch wertvoll und für die Altersstufe

*) „Unterricht in deutschen Landerziehungsheimen". Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin.

Digitized by Google

passend sein. Auf Selbstdenken und Selbstfinden kommt es natürlich mehr an, als auf Einpauken, und was der Zögling selbst finden kann, wird ihm nicht mitgeteilt. Ein erfreulicher Gegensatz zu der bei uns üblichen Lehrmethode.

Auch beim Geschichtsunterricht wird der zusammenhängende Vortrag des Lehrers möglichst vermieden. In den Mittelpunkt je eines Zeitabschnittes wird auf der Unterstufe z. B. eine charakteristische, bedeutende Persönlichkeit gestellt, deren Biographie allerdings vorgetragen wird; anderseits wird der Stoff durch gemeinsame Denkarbeit von Lehrer und Schüler entwickelt, durch Frage und Antwort erörtert.

Lehrbücher werden erst auf der Oberstufe, z. T. auf der Mittelstufe, seitens der Schüler benutzt, dazu geschichtliche Urkunden, Quellen und klassische Darstellungen herangezogen. Es ist üblich, eine kurze Zusammenfassung des in der Stunde Gebotenen in ein Heft zusammenzutragen, so daß mit der Zeit jeder Schüler sein eigenes Geschichtsbuch sich schafft.

Der Geschichtsunterricht bietet dem deutschen Aufsatz viele und vorzügliche Themata; Sprech-, Sprach- und Kunstunterricht gehen eng Hand in Hand. Einige Themata, die ich willkürlich herausgreife, werden das veranschaulichen: Friedrich der Große im Verhältnis zu seinem Vater. Ulrich von Hutten, ein Ritter mit Schwert und Feder. Wallenstein. Der Nibelungen Schuld und Strafe. Die Königin Luise als gnädige Frau von Paretz u. a. m. Uhlands „Schloß am Meer" gab Veranlassung zum Vergleich mit Böcklins „Villa am Meere", Goethes „Fischer" mit Böcklins „Nymphen und Nixen".

Wie lebendig wirken diese Stunden im Vergleich mit dem „hergebrachten, landläufigen" Unterricht! Ich wohnte einer Unterrichtsstunde bei, in der „Wallenstein" „dran" war. Gewiß wird auch in anderen Schulen das Historische des Entstehens des Wallenstein besprochen; gewiß die Schüler darauf aufmerksam gemacht und durch Vergleich bewiesen, wie die Kapuzinerpredigt so wörtlich, als man eine Wiederholung in Reime bringen kann, auf Abraham a Sankta Claras Dichtung zurückzuführen sei, wie Goethe ihm hierzu den Rat gegeben und ihm das Exemplar aus der Weimarer Bibliothek verschaffte; gewiß wird den Knaben von dem Eindruck erzählt, den diese Predigt auf Wallensteins Soldaten machen mußte. Aber dennoch, wie schien mir alles anders!

In dem vorzüglichen Ausdruck, mit dem diese Schüler die

Digitized by Google

verteilten Rollen dieses „dramatischen Gedichts“ lasen, ließ sich unschwer das Verständnis desselben erkennen.

Eine Stunde der „Kunstbetrachtung“ brachte in guten Reproduktionen Böcklins „Vita somnium breve“ (im Anschluß daran wurde vom Lehrer Goethes „Des Menschen Seele gleicht den Wassern“ vorgetragen), Michel Angelos „Erschaffung des Adam“, die zum Vergleich mit der biblischen Auffassung führte und nach der technischen Seite hin zu einer kurzen Besprechung der Entstehung eines Freskenbildes. Die Schüler wurden auch hier zum Selbstfinden, zum Selbstäußern angeleitet, aber es scheint mir doch, daß diese an sich so herrlichen Vorbilder „zu hoch gegriffen“ waren. (U III.) Auch wäre ich persönlich auf dieser Stufe nicht für den planvollen Unterricht und überhaupt nicht dafür, nur das Allerbeste zu zeigen. Gelegenheit zu Vergleichen darf nicht fehlen. Wichtiger dünkt es mich, in mit edlen Kunstwerken ausgestatteten Räumen zu weilen.

Das berücksichtigt man übrigens in den L. E. H. nach Möglichkeit, wie man ja in letzter Zeit auch mit der künstlerischen Ausschmückung unserer öffentlichen Schulen erfreulicherweise begonnen hat.

Im fremdsprachlichen Unterricht ist Beherrschung der Sprache im Sprechen und Schreiben, Erschließung der Kultur und Literatur des betreffenden Landes das Ziel. Nationale Lehrer sind angestellt, und Ferienreisen ins Ausland und die ausländischen Mitschüler unterstützen den Unterricht zweckmäßig. Die Bezeichnung „Deutsche L. E. H.“ darf nicht zu dem Trugschluß verführen, daß nur deutschnationale Schüler aufgenommen werden. Vielmehr stellt das Ausland, in den Knabenheimen wenigstens, ein erhebliches Kontingent. Es macht für die L. E. H. keinen Unterschied, ob seine Bürger aus dieser oder jener Heimat stammen, ob sie diesem oder jenem Bekenntnisse angehören, wenngleich das deutsch-protestantische überwiegt; denn wie Dr. Lietz in einem der „Jahresberichte“ *) anführt, „die Aufgaben der Menschheit, zu denen wir erziehen, sind überall dieselben“.

Die „Kapelle“ sehen wir denn auch mit Fahnen vieler Nationen geschmückt. Die Bezeichnung „Kapelle“ ist dem der „chapel“ in Abbotsholme nachgebildet, doch deckt sich unser Begriff mit dem der Engländer nicht ganz. Die „Kapelle“ ist allerdings hier wie dort der Sammelplatz zu Erhebung und Erbauung, aber „drüben“

*) Dümmlers Verlag, Berlin.

Digitized by Google

verbindet der Begriff durch Familientraditionen und -gewohnheit eine andere Praxis als bei uns, trotz gleicher Ziele (wie in diesem Fall).

Die Kapelle dient der „religiösen Erziehung" in des Wortes weitester und schönster Bedeutung. Hier werden nicht nur an Sonn- und Festtagen Ansprachen von Leiter und Lehrern gehalten, die aus religiös-sittlichen Grundsätzen zur Bildung einer Lebens- und Weltanschauung anzuleiten suchen, hier wird nichttheologische Literatur der verschiedensten Art benutzt, unter strengster Vermeidung von Einseitigkeit, um zum Edlen, zum Ernst, zur Selbsterziehung anzuregen. Hier finden täglich kurze Musikvorträge des Musiklehrers statt, zu denen sich Schüler und Lehrer freiwillig einfinden. Vorträge seitens illustrer Besucher werden hier geboten und Schulfeste hier eingeleitet.

„Für den Menschen kommt es darauf an," sagt Dr. Lietz einmal, „daß er ein möglichst wertvolles, lebenswertes Leben lebt, ein Leben, das einer innerlich reichen, gediegenen Persönlichkeit entspringt, daß er sich selbst zur möglichst allseitigen Vollkommenheit entwickelt und dabei auch zugleich zur Entwickelung des Menschengeschlechts beiträgt. Sein Innenleben muß tief, vielseitig, reich gestaltet werden; er muß fähig werden, sich und andere treffend und gerecht zu beurteilen, fähig werden, an sich und anderen die Mängel herauszufinden und zu beseitigen."

Mit diesem Ausspruche hat er das Charakteristische der L. E. H.-Erziehung gekennzeichnet.

Neben den „Andachten", die der Gemütsbildung dienen, gibt es natürlich auch, nach Maßgabe der Schulbehörden, Religionsunterricht, der indessen ebenfalls recht verschieden vom üblichen ist. Er bemüht sich, über allen dogmatischen Parteigegensätzen zu stehen. Das Kind wird mit der Verkündigung Jesu und der übrigen großen Propheten der Menschheit bekannt gemacht. Ein großer Teil in Schulen behandelten alttestamentlichen Stoffes wird weggelassen. Wegen der Stoffverteilung möchte ich wieder auf die „Jahrbücher" verweisen.

Weicht die Unterrichtsmethode obiger Fächer aus dem „Menschenleben" schon erheblich von dem landläufigen unserer öffentlichen Schulen ab, so der des „Naturlebens" ganz und gar. Er basiert auf Selbstschauen, Selbstprüfen, Selbstversuchen, und die erste Notwendigkeit ist die, die Kinder „sehend" zu machen. Wer irgendwie in dieser Richtung mit jungem oder älterem

Digitized by Google

Menschenmaterial sich je beschäftigte, wird, traurigerweise, Dr. Lietz zugeben müssen, daß den „unverbildeten Kleinen" die Augen zu öffnen eine Freude und ein Kinderspiel ist, im Vergleich mit den Größeren oder gar Herangewachsenen. Der Klassenunterricht, der, abgesehen von Physik und Chemie, soviel als möglich im Freien stattfindet, wird durch kleine Ausflüge und durch, zuweilen recht ausgedehnte, Reisen ergänzt. Während die kleinen Ilsenburger z. B. ihre nächste Umgebung durchstreifen und damit ihre Heimatskenntnisse praktisch bereichern und erweitern, haben die Haubindaer nach und nach im Fichtel- und Erzgebirge, in den rheinischen Industrie- und Kunstdistrikten, in Böhmen, in der Schweiz, in Holland, Frankreich, England und den nordischen Ländern sich umgesehen.

Sie haben wirklich etwas *gesehen*, diese Knaben. Mit offenen Augen, mit warmem, fröhlichem Herzen, bescheidenen, natürlichen Sinnes gehen sie umher und lernen durch ihre Beobachtungen und praktischen Erfahrungen. Auch den rabiatesten Skeptiker müßten die köstlich frischen, selbstgeschriebenen, bis ins kleinste Detail ausführlichen Berichte davon überzeugen, wenn ihm die frohmachende Gelegenheit fehlt, selbst mal „mitzumachen", wie Schreiberin es erprobte.

Fast sämtliche „Lernfächer" erhalten durch diese Reisen den lebendigsten Anschauungs-Ergänzungsunterricht. Wie leicht zeichnen sich die geographischen Karten eines selbst durchwanderten Gebietes, wie lernt man geologische Gesetze verstehen und würdigen! Wie lebendig treten einem große Ereignisse und ihre Helden auf dem historischen Boden entgegen! Wie lernt man anders und einzig die Menschen im eigenen Lande kennen, würdigen, verstehen und lieben! Welch gewaltiger Schritt vorwärts zur Verbrüderung der Menschheit!

Und bei all diesen aufgezählten Vorzügen habe ich noch nichts von der veredelnden körperlichen Kultur gesagt. Wie Entbehrungen, Strapazen, Klima- und Witterungswechsel ertragen werden müssen, von unausbleiblichen zufälligen Mißhelligkeiten ganz abgesehen. Unsere „Bürger" fahren nicht „wohl behütet" und „wohl geborgen" mit Fahrkarte versehen, von Angehörigen be- oder geleitet, sondern in freier Selbstbestimmung und Selbstverantwortung, mit Lehrer oder auch in Abteilungen allein, per pedes, per Rad, Bahn oder Boot, nach selbstgewählter, selbst ausgearbeiteter Route. „Billig und gut" ist die Devise.

Digitized by Google

Körperliche Ausbildung und Abhärtung nimmt natürlich auch „zu Hause" einen breiten Raum ein. Bei offenen Fenstern und ohne Federbetten wird geschlafen, Spiel, Sport und Turnen tüchtig geübt. Neben dem Handfertigkeitsunterricht ist auch dem Zeichnen und Modellieren ein breiter Platz eingeräumt.

Das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern ist ein echt kameradschaftliches; sie lernen gegenseitig voneinander und fühlen sich mit- und untereinander als gute Freunde. In der Lebensweise herrscht gesunde, keineswegs übertriebene Einfachheit. Die Kost ist einfach, kräftig und sehr reichlich und ist inkl. der vorzüglichen Milch und des Honigs Gutsertrag.

Alkoholgenuß ist streng ausgeschlossen; von den „Haubindaern" wurde ein Abstinenzverein gegründet, der sich als „Schülerbund" bereits über ganz Deutschland erstreckt.

In der „herzoglichen Realschule in Sonneberg" (Meiningen) wird das „einjährige" Examen abgelegt, Abiturienten bereitet erst das L. E. H. Bieberstein vor. Die Zeit im L. E. H. verteilt sich für die Mittelklassen täglich ungefähr so: wissenschaftlicher Unterricht 5 Stunden, körperliche Arbeit 2 Std. 50 Min., Frei- und Zwischenzeit, Spiel 5 Std. 10 Min., Mahlzeiten 1 Std. 30 Min., Schlaf 9 Std. 30 Min.

Zurzeit existieren von deutschen Landerziehungsheimen drei für Knaben und zwei für Mädchen, die, je untereinander verbunden, eines sich auf das andere aufbauen. Für Knaben: I. Ilsenburg (Harz), die Unterstufe für kleine Knaben vom 8. Jahre ab; II. Haubinda (Sachsen-Meiningen), von Quarta aufwärts (1901); III. Schloß Bieberstein (Werra), 1904 eröffnet, zum Abschluß der Erziehung, ab Obersekunda bis Prima.

Für Mädchen: 1900 zu Stolpe am Wannsee. 1904 siedelte die Gründerin, Frau Prof. von Petersenn, mit den herangewachsenen Mädchen nach Schloß Gaienhofen am Bodensee über; die Unterstufe findet nach wie vor in Stolpe Aufnahme.

Ein anderes L. E. H. für Mädchen mit gleichen Tendenzen, aber, wie mir scheint, auf vorwiegend praktischer Basis, wurde am 1. Mai 1904 in Breitbrunn am Ammersee (Oberbayern), unter Leitung der bestbekannten Barbara und Amalie Wolf und Franz Utz, eröffnet.

Zwei frühere, wohlbewährte Lietzsche Lehrer, Zuberbühler und Dr. Frei, halten eines für Knaben auf Schloß Glarisberg in der Schweiz (Bodensee) (gegründet 1902), das ebenso wie die

Digitized by Google

deutschen L. E. H. sich gesunder Entwickelung und regen, verdienten Zuspruchs erfreut.

Die größten Erfolge hat, nach der Länge der Zeit natürlich (ca. sechzehn Jahre Bestehen), und im Grunde genommen nur eine wesentliche Erweiterung und Ausgestaltung vorhandener englischer Einrichtungen, „The new School Abbotsholme (bei Rochester)" aufzuweisen, die auch in England und Frankreich für ähnliche Schulen maßgebend geworden.

Eine neue, höchst bemerkenswerte Etappe in dieser Seite der Jugenderziehung bedeutet zweifellos Herrn Hoffmanns in Laubegast Versuch eines L. E. H. mit Koëdukation, nach meinem Dafürhalten erst das ideale Prinzip. Ganz besonders in einem Erziehungsheim, das doch die Familie ersetzen soll, gehören Knaben und Mädchen zusammen. Mit aus diesem letzteren Grunde wird sich die Idee der L. E. H. niemals soweit verallgemeinern lassen, um zur Volkserziehung zu werden, wünschenswert, wie es sein könnte.

Genau betrachtet erfüllen die L. E. H. die Ansprüche an eine Erziehungsweise, die Sache eines guten, geordneten Elternhauses wären, die aber hier, selbst bei Voraussetzung feinsten Verständnisses und genügender Geldmittel, sich nur in den seltensten Fällen in befriedigend konsequenter Weise wird durchführen lassen.

Wo deutsche Eltern durch die Verhältnisse genötigt oder aus inneren Gründen veranlaßt werden, ihre Kinder zur Erziehung fortzugeben, da können sie kaum Besseres tun, als sie einem der Landerziehungsheime anzuvertrauen.

Ihre rechte Mission werden diese letzteren erst erfüllen, wenn sie nicht nur den bevorzugten Sprößlingen der Finanzwelt vorbehalten bleiben. Ein Stipendienwesen nach englischem oder amerikanischem Vorbild könnte viel und segensreich dazu beitragen.

Digitized by Google

Die gegenwärtige Lage des Deutschtums in den Ländern zwischen Drau und Adria.

Von von Bothmer.

[Teil I.]

Eine Linie, die man sich von Pontafel an der italienischen Grenze über Villach nach Radkersburg an der Mur gezogen zu denken hat, scheidet ungefähr die rein deutschen Bezirke Kärntens und Steiermarks von den gemischtsprachigen. Südlich dieser Linie überwiegen besonders unter der Landbevölkerung die slawischen Winden oder Slowenen. In Krain bilden diese heutzutage eine erdrückende Mehrheit, und im Küstenland sinkt die Zahl der Deutschen sogar auf 2 Prozent der Gesamtbevölkerung. Im übrigen halten sich hier Slawen und Romanen ungefähr das Gleichgewicht. Jede dieser beiden Rassen ist aber wieder in sich geteilt. Von den beiden Slawenstämmen bewohnen die Slowenen hauptsächlich den Karst, die Julischen Alpen und das obere Isonzotal, die Kroaten dagegen Istrien und die Inseln. Italiener bilden die Mehrheit der Bevölkerung in den Städten Triest und Goerz, sowie in den istrischen Küstenplätzen, während in der Isonzoebene das Volk der Friauler oder Furlaner ansässig ist. Diese gehören zwar zur romanischen Rasse, ihre Sprache ist aber, wie die der tirolischen Ladiner, der italienischen nur ziemlich entfernt verwandt. Nach der Volkszählung von 1891 setzte sich die Bevölkerung vom Küstenland, abgesehen von den wenigen Deutschen, aus etwa 207000 Slowenen, 141000 Kroaten, 231000 Italienern und 63000 Furlanern zusammen.

Mit Ausnahme der Markgrafschaft Istrien haben alle hier in Betracht zu ziehenden Gebiete länger als tausend Jahre zum Deutschen Reiche gehört, von einer Geschichte derselben außerhalb dieses staatsrechtlichen Verhältnisses kann überhaupt nicht die Rede sein, und eine andere nachrömische Kultur als die deutsche hat es in ihnen niemals gegeben, wenigstens nicht diesseits der adriatischen Wasserscheide. Was Küstenland betrifft, so begegneten sich dort von alters her deutsche und italienische Kultureinflüsse, aber auch hier war das Deutschtum einstmals alleinherrschend, in

Digitized by Google

politischem wie in sozialem Sinne. Deutsche Geschlechter walteten reichlich vier Jahrhunderte lang nicht bloß am Isonzo und in Istrien, sondern auch in der ganzen Mark Friaul, und alles, was die Geschichte des Patriarchates von Aquileja an Bedeutungsvollem zu erzählen weiß, beruhte allein auf der Stellung der deutschen Kaiser zu diesem Lande und auf dem politischen Wirken deutscher Patriarchen und ihrer Verwandten aus den vornehmsten Geschlechtern Bayerns und Österreichs. In dem ganzen Gebiete vom quarnerischen Golfe bis zu den Ufern des Tagliamento stoßen wir noch heute auf zahlreiche Burgruinen, deren deutsche, durch welsche Verdrehung freilich oft entstellten Namen auf jene Vergangenheit zurückweisen. Die Mehrheit der Bevölkerung zwischen Drau und Adria ist indessen von jeher slawisch gewesen. Schon seit Ende des sechsten Jahrhunderts begannen die Winden längs der Flußläufe in die Südostalpen einzudringen, aber nicht erobernd und staatenbildend, sondern im Gefolge des wilden Steppenvolkes der Awaren, denen sie untertänig waren. So wenig als ein Jahrtausend später die Magyaren das Türkenjoch, ebensowenig vermochten diese Alpenslawen die drückende Herrschaft ihrer mongolischen Tyrannen aus eigner Kraft abzuschütteln. In ihrer Not riefen sie die Bayern zu Hilfe; diese verjagten die Awaren und verbreiteten in der Folge das Evangelium in jenen Gegenden. Mit dem deutschen Priester erschien der deutsche Ansiedler, der die Wälder rodete, Sümpfe entwässerte, den Boden ackerte, Bergwerke erschloß, Wege anlegte. So gingen Christentum und deutsche Kultur Hand in Hand, und auch diese Deutschen verdienen die Anerkennung, die der magyarische Geschichtsschreiber Horvath ihren ungarischen Stammesgenossen mit den Worten zollt: „Einzig und allein die Deutschen waren Schöpfer der Industrie und Beförderer der Zivilisation im Lande, nur sie betrieben mit Einsicht und Fleiß Gewerbe und Handwerk, Acker- und Bergbau, Handel und Wissenschaft, kurz alles, wodurch man der Natur ihre Schätze entlockt."

Die Bischöfe von Brixen, Freising und Bamberg, die in Kärnten und Krain reich begütert waren, zogen eine Masse deutscher Ansiedler ins Land; dagegen wurden dem dortigen Deutschtum durch die verheerenden Einfälle der Magyaren im 10. Jahrhundert und später durch die Türkenkriege tiefe Wunden geschlagen. Noch bevor die Türken selbst erschienen, überschwemmten kroatische Flüchtlinge, sogenannte Uskoken, das Land, wo sie mit den stammverwandten Winden leicht verschmolzen und

Digitized by Google

deren numerisches Übergewicht verstärkten. Die nachdrängenden Türken aber zerstörten eine große Anzahl deutscher Ortschaften; besonders Goltschen hat unter ihnen schwer gelitten. Noch weit mehr als diese Barbareneinfälle hat die Gegenreformation um die Wende des 17. Jahrhunderts das Deutschtum in jenen Gegenden geschädigt. Die aus dem Lande vertriebenen Protestanten waren fast ausschließlich Deutsche, und anderseits errichtete man damals zwischen Österreich und dem übrigen Deutschland jene geistigen Schranken, die dazu bestimmt waren, das mit Gewalt wieder katholisch gemachte Habsburgerreich durch ängstliche, luftdichte Absperrung gegen erneutes Eindringen ketzerischer Ideen zu schützen. Infolgedessen blieben jene Länder in ihrer kulturellen Entwickelung zurück, ihre Bewohner konnten mit den deutschen Bewohnern des Westens und Nordens nicht mehr Schritt halten, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, die lebendigen Beziehungen zu den Stammesgenossen jenseits der schwarz-gelben Grenzpfähle wichen mehr und mehr einem Zustande nationaler Entfremdung. Erst in neuester Zeit gelingt es, vielfach im Kampfe mit Verständnislosigkeit und Vorurteil, die Fäden des geistigen Zusammenhanges, der vordem zum Heile beider Teile bestanden hatte, wieder anzuknüpfen. Aber allen diesen Schwierigkeiten und Stürmen zum Trotz hat das innerösterreichische Deutschtum niemals aufgehört, seine ererbte Herrenstellung auch südlich der Drau zu behaupten. Eine Besiedelung des Landes mit deutschen Bauern vermochte dort zwar nur stellenweise dauernd Wurzel zu fassen, der grundbesitzende Adel aber, die wohlhabende Stadtbürgerschaft und alles, was hohe Abgaben leistet und feinerer Bildung angehört, ist deutsch geblieben bis auf den heutigen Tag.

Die Slowenen ihrerseits fühlten sich jahrhundertelang wohl unter der geistigen Vormundschaft des Deutschtums. Ihre Sprache, die sich auf einer äußerst niedrigen Entwickelungsstufe befand, als sie mit den Deutschen zum ersten Male in Berührung traten, hat seitdem fast gar keine selbständigen Fortschritte gemacht, sondern sich nur durch die Aufnahme unzähliger deutscher Ausdrücke bereichert. Sogar der Satzbau erhielt mehr und mehr ein deutsches Gepräge. So entstand schließlich ein Kauderwelsch, das man beinahe ebensogut für ein verdorbenes Deutsch, wie für eine slawische Sprache halten kann. In slowenischen Zeitungen stößt man oft auf längere Redesätze, deren Sinn auch für einen des

Digitized by Google

Slowenischen völlig unkundigen Deutschen leidlich verständlich ist. Eine Probe dieses seltsamen Gemisches möge das beweisen:

Zu Röttlach in Kärnten hatte die slowenisch-klerikale Partei bei den Gemeindewahlen eine empfindliche Niederlage erlitten. Ein dortiger Ortseinwohner slowenischer Zunge machte hierauf seinem gepreßten Herzen dadurch Luft, daß er an das slowenische Blatt „Mir" folgende Zuschrift richtete:

„Jes morem Vam pa traurig najigkejt bekont dati; da smo mi slovenci v našej gmajndi per aušuswoli (Ausschußwahlen) an verdamani niderlog erlajdali, in da so liberalci v sah treh wolkörpra (in allen drei Wahlkörpern) šlolfeld (Schlachtfeld) behauptali in še ana ersocmana (Ersatzmann) niso nam bewilligali (bewilligt). Uržah (Ursache) ot de niderloge je pa umštond (Umstand), da do se noše onfirarij cmao bekimrali (bekümmert), da bi biv Ciril-Verajn tuka ano versomlengo (Versammlung) veranštoltov. Mi smo möli burhermastra (Bürgermeister) ana gutsbesicarja v voršlogo (in Vorschlag), kje s tajčlondo perbandrov (aus Deutschland eingewandert) in res čas znami haltov in se tudi berajt erklerov vse šribarije (Schreibereien) per gmajndi unentgeltlich besorgati, kaj unca kše? (was nützt das?) nobene štime za aušusa ei derholtov (nicht eine einzige Stimme im Ausschusse hat er erhalten).

Und diesen schauerlichen Mischmasch unterfangen sich die Slowenentümler der Sprache Goethes als ebenbürtig gegenüber zu stellen!

Jener hier wiedergegebene slowenische Schmerzensschrei enthält aber leider auch eine für uns Deutsche tief beschämende Nebenerscheinung. Wir ersehen daraus, daß ein aus Deutschland eingewanderter deutscher Gutsbesitzer die Schamlosigkeit besitzt, sich freiwillig in den Dienst deutschfeindlicher slawischer Bestrebungen zu stellen. Leute dieser verächtlichen Sorte sind ja leider keine Seltenheit. Wir begegnen ihnen zur Schmach unseres Volkes in allen feindlichen Heerlagern, nicht allein bei den Slowenen, sondern auch bei den Magyaren, Tschechen, Polen und Franzosen.

Die Führer der Slowenen sind nun schon seit längerer Zeit bemüht, ihre wunderliche Mischsprache zu einer rein slawischen umzugestalten. Da sie aber die zahlreichen Ausdrücke deutschen Ursprunges, welche weit mehr als die Hälfte ihres gesamten Sprachschatzes ausmachen, durch slowenische nicht zu ersetzen vermögen, so suchen sie diesem Mangel durch Anleihen bei anderen

Digitized by Google

slawischen Sprachen abzuhelfen. So entstand die sogenannte neuslowenische Sprache. Deren Ausdrücke werden aber vom Volke abgelehnt, nicht einmal allen gebildeten Slowenen sind sie geläufig. Sie ist ein künstliches Machwerk ohne Lebenskraft; denn wenn eine Sprache nicht aus sich selbst herauswächst, so teilt sie das Schicksal des Volapük, sie kann niemals wirklich ins Leben treten. Zu diesen unfruchtbaren Bemühungen wurde übrigens komischerweise Staatshilfe angerufen. Als ob die Regierung dazu da wäre, kleinen Volksindividualitäten, deren Bestrebungen zunächst zwar nur auf geistige Absonderung gerichtet sind, auf die Dauer aber auch die politische Trennung bezwecken, zu einer Lebensfähigkeit zu verhelfen, die sie an sich nicht besitzen. Die Anfertigung einer slowenischen Literatur, ja sogar die einer slowenischen Literatursprache wurde bei der österreichischen Regierung förmlich bestellt, und diese in ihrer zärtlichen Slawenliebe ließ sich auch wirklich dazu bereit finden, durch Spendung von einigen hundert Gulden dem lächerlichen Ansinnen wenigstens der Form nach entgegen zu kommen. So wurde — billig und schlecht — eine Art bureaukratischer Literaturentwickelung veranstaltet, eine Schrifttumserzeugung auf Bestellung und Staatsunkosten. Regierungskommissionen stellten neuerfundene Ausdrücke fest, Lehrer wurden beurlaubt, die, statt Unterricht zu erteilen, Literatur verfertigen mußten, d. h. entweder ein deutsches Buch einfach zu übersetzen, oder aus drei deutschen Büchern ein viertes zusammenzustoppeln und dieses dann in das „Slowenische" zu übertragen hatten. Wenn bei so mechanischer Herstellung eines slowenischen Schrifttums hier und da auch wirklich einmal eine Arbeit aus Selbsttätigkeit und tieferem Triebe hervorging, so konnte diese nach allen kulturgeschichtlichen Vorbedingungen doch kaum etwas anderes sein, als auch wieder ein wenn auch unbewußtes Einkleiden deutscher Gedanken in slowenische Worte. Auch ihrer Masse nach ist die slowenische Literatur unendlich unbedeutend. Bisher konnte das ganze jährlich hervorgebrachte geistige Eigentum der Slowenen, soweit diese Bezeichnung überhaupt anwendbar ist, für 20 Gulden gekauft werden, und der unter dem Dichternamen Anastasius Grün bekannte Fürst Auersperg, der für die Slowenen viel Wohlwollen besaß, äußerte im Reichsrate einmal, das ganze Schrifttum dieses Volkes ließe sich in einem Taschentuche davontragen. Die Vormünder und Gönner des kleinen Slawenstammes, unter denen deutsche Überläufer das große Wort zu führen pflegen, wagen die Berechtigung zu so geringschätzigen

Digitized by Google

Urteilen auch gar nicht in Abrede zu stellen, sie suchen aber ihren kleinen Schützling durch die Behauptung zu entschuldigen, er stecke noch in den Kinderschuhen; man müsse nur Geduld haben, er werde schon seine eigenartige Kultur entwickeln. Nun, Zeit genug hätten die Slowenen wohl gehabt, um sich endlich einmal kulturell auf eigene Füße zu stellen. Seit mehr als tausend Jahren sind sie unmittelbare Nachbaren von Italienern und Deutschen, aber die vorgeschrittene Zivilisation dieser großen Völker hat auf ihre eigene kulturelle Leistungsfähigkeit bisher so gut wie gar keinen befruchtenden Einfluß gehabt. Und ein solches Volk hat die Vermessenheit, seine kümmerliche Individualität auf Kosten eines so hoch stehenden Volkes wie des deutschen vergrößern zu wollen!

Auch ihrer Kopfzahl nach sind die Slowenen eine der unbedeutendsten Völkerschaften in ganz Europa. Es gibt ihrer im ganzen etwa 1 175 000. Aber das hindert ihre Wortführer nicht, die slowenische Begehrlichkeit zu den kühnsten Hoffnungen zu entflammen. Krain, Küstenland, Untersteiermark und das südliche, vielleicht auch ganz Kärnten sollen nach ihren Plänen zu einem bisher noch nie dagewesenen Königreiche vereinigt und in diesem sodann alle Wurzeln deutscher Kultur so weit wie möglich ausgerottet werden. Diese Bestrebungen sind leider nicht erfolglos geblieben, das Deutschtum hat unter ihnen schon schwere Einbuße erlitten und erleidet sie fortgesetzt weiter. Viele einstmals vorhandene deutsche Sprachinseln sind verschwunden, in anderen bilden sich starke, stets wachsende slawische Minderheiten, die sich zum Teil schon in Mehrheiten verwandelt haben. Selbst an der Grenze des reindeutschen Sprachgebietes sind stellenweise die Slowenen im Vorrücken begriffen.

Angesichts dieser höchst bedauerlichen Sachlage drängt sich die Frage auf: Wie ist es nur möglich, daß ein geschichtsloses, halbbarbarisches, winzig kleines Volk, das in düsteren moderigen Blockhütten ein troglodytisches Dasein führt, ohne jemals auch nur den allerbescheidensten Beitrag zu der Kultur der Menschheit zu liefern, ein so großes, hochgebildetes Volk wie das deutsche in dessen uraltem, vererbtem Besitzstande ernstlich zu bedrohen vermag?!

Die Lösung dieses Rätsels fällt nicht ganz so schwer, als es auf den ersten Blick den Anschein haben mag, wenn man alle Verhältnisse, die hierbei in Betracht zu ziehen sind, ohne Voreingenommenheit ins Auge faßt. Zunächst beachte man, daß die Slowenen in ihren nationalen Bestrebungen eine ungleich größere

Digitized by Google

Energie entfalten, als die Deutschen in ihren Verteidigungsmaßregeln. In dieser Hinsicht erweisen die ersteren sich unzweifelhaft als die Stärkeren. Sie verfolgen ihre nationalen Ziele mit einer Begeisterung und Opferwilligkeit, die ihresgleichen sucht. Die Deutschen ihrerseits sind teilweise selbst schuld an der leidenschaftlichen Erregung ihrer Gegner, da sie es lieben, deren kulturelle Bestrebungen zu verhöhnen und sie durch unvorsichtige Herausforderungen zur Wut zn reizen. Auf diese Weise führt man ihrem Deutschenhasse nur neue Nahrung zu, was doch gewiß nicht im Interesse des ohnehin gefährdeten Deutschtums gelegen ist. Haß, grimmiger, fanatischer Haß gegen alles Deutsche erfüllt ohnedies die Brust des Slowenen, man sollte es deshalb vermeiden, ihn mutwillig noch mehr anzufachen, indem man die kulturelle Unfähigkeit der Slowenen erbarmungslos verspottet. Denn der Fanatismus des Hasses ist eine wilde, unbändige Kraft, er stählt jeden Nerv, jede Muskel und macht das Unmögliche erreichbar. Nur aus der Tiefe einer solchen Volksleidenschaft läßt es sich erklären, daß die Slowenen imstande sind, der Hebung ihrer nationalen Interessen Geldopfer zu bringen, deren Höhe zu der geringen Finanzkraft des kleinen Volkes in keinem Verhältnisse steht. So kostete u. a. der „Narodni dom“ (Volkshaus) in Cilli 100000 und die slowenische Schule zu Mölkermarkt in Kärnten 40000 Gulden. Diese beträchtlichen Summen wurden allein durch freiwillige Beiträge aufgebracht, und als 1897 ein slowenischer Studentenunterstützungsverein gegründet werden sollte, waren im Handumdrehen 12000 Gulden gesammelt. Nunmehr ist auch für Marburg in Steiermark der Bau eines Narodni dom geplant, dessen Kosten sich gar auf eine Viertelmillion belaufen sollen.

Wie verhält sich nun das Deutschtum gegenüber der zielbewußten Tatkraft des kleinen fanatisierten Gegners? Leider gibt es auf diese unendlich wichtige Frage nur eine wenig befriedigende Antwort. Das deutsche Volk ist bekanntlich in Österreich, wie ja leider überall in der Welt, politisch und gesellschaftlich tief zerklüftet, seine Parteien bekämpfen einander mit einer Leidenschaft, die sie die allen drohende slawische Gefahr nur zu leicht aus dem Auge verlieren läßt und die nationale Widerstandskraft ihrer Gesamtheit in hohem Grade beeinträchtigt. Wäre es anders, so hätte den Deutschen die jahrhundertelang von ihnen behauptete Herrscher- und Führerstellung trotz ihrer Zahlenminderheit von den Slawen niemals entrissen werden können. Die klerikale Partei

Digitized by Google

zunächst ist in ihrer Weltanschauung ganz und gar mit einseitig lateinischem Geiste durchtränkt, ein deutsches Volksbewußtsein liegt ihr vollkommen fern. Trägt sie ein solches zuweilen äußerlich zur Schau, so ist dies nicht ernst zu nehmen, sondern nur auf Täuschung derer berechnet, die aufrichtig bestrebt sind, kirchliche Gesinnung und Pflege des eigenen Volkstums in Einklang miteinander zu bringen. In Wirklichkeit weht das Banner des Ultramontanismus stets und überall in den Heerlagern der verbissensten Deutschenfeinde. Das neue Römerreich scheint eben gleich seinem antiken Vorläufer die Deutschen als seine gefährlichsten Feinde zu betrachten, selbst dann noch, wenn diese dem römischen Glauben angehören. Wie das Reich der alten Römer die Gallier gegen die Germanen ausspielte, so bringt das auf veränderter Grundlage aufgebaute neurömische das gesamte Slawentum von der Ostsee bis zum Adriatischen Meere gegen die Deutschen auf die Beine; sogar die Tschechen werden im Kampfe gegen streng katholische Deutsche grundsätzlich unterstützt, obwohl sie im Grunde ihres Herzens Hussiten sind. Und wie im Altertum germanische Männer und ganze Stämme sich dazu mißbrauchen ließen, an der Seite von Römern und Galliern ihr eigenes Blut zu bekämpfen, so finden — Gott sei's geklagt — auch die neuen Römer unter den Deutschen Österreichs Bundesgenossen, deren ganzes Dichten und Trachten darauf gerichtet ist, ihre deutschen Brüder der Slawisierung ans Messer zu liefern. So entartet germanisches Blut unter dem Einflusse romanischer Erziehung.

Nicht gerade grundsätzlich für die Slawen Partei ergreifend wie die Klerikalen, aber mindestens doch mit gefühlloser Gleichgültigkeit verhalten sich die deutschen Radikaldemokraten angesichts der schweren Kämpfe, die ihre Stammesgenossen um ihr nationales Dasein zu führen gezwungen sind. Bis zu einem gewissen Grade ist die waschechte Demokratie aller Völker, welchen Parteinamen sie auch führen mag, national geschlechtslos, diejenige deutscher Zunge steht in dieser Hinsicht aber wohl an der Spitze aller anderen. Nationale Bewegungen stören ihre weltbürgerlichen Ideenkreise und sind ihr deshalb verhaßt. Das Schicksal des eigenen Volkstums erscheint ihr als Nebensache, die sie preisgibt, ohne mit der Wimper zu zucken. Das ließ sich im Reichsrate bei den Abstimmungen über die wichtigsten nationalen Fragen in unzähligen Fällen beobachten. So bleibt also die Verteidigung des Deutschtums wesentlich nur den gebildeten mittleren Ständen

Digitized by Google

überlassen, und auch dieser kleine Bruchteil der deutschen Gesellschaft zersplittert sich noch in Parteien und Fraktionen, die einander heftig bekämpfen, oft aus den kleinlichsten persönlichen Beweggründen. Groß ist auch die Zahl charakterloser Streber und solcher, die, ohne Gewissensbisse zu empfinden, ihr Deutschtum verleugnen, um nicht bei der Regierung oder mächtigen Slawenfreunden, von denen sie materiell abhängig sind, Anstoß zu erregen. In den gemischtsprachigen Gegenden, wo der nationale Kampf am lautesten tobt, werfen manche Deutsche der führenden Klassen vor dem Feinde die Flinte ins Korn, indem sie den freilich oft unerquicklichen Zuständen ihrer engeren Heimat den Rücken kehren, um in rein deutschen Gegenden ein weniger dornenvolles Feld ihrer Berufstätigkeit zu suchen. Das ist Fahnenflucht, deren sich ein Deutscher niemals schuldig machen sollte. Für die Abgewanderten, seien dies nun Beamte, Lehrer, Ärzte, Rechtsanwälte oder auch nur Schreiber, treten dann meistens Slowenen oder Slowenenfreunde ein, die an der Verslawung ihrer Umgangskreise ihrerseits sofort rüstig weiterarbeiten. Sehr bezeichnend für die nationale Schlappheit vieler Deutscher ist auch die beklagenswerte Erscheinung, daß die Kinder der zahlreich vorkommenden Mischehen zwischen Deutschen und Slowenen fast immer dem Slawentum verfallen.

Einen anderen Umstand, der zur Verslawung deutscher und gemischtsprachiger Gegenden viel beiträgt, hat man in der großen Genügsamkeit der slowenischen Arbeiter zu suchen, die ja auch alle anderen Slawen kennzeichnet. Das auf niederer Kulturstufe stehende Volk ist immer bedürfnisloser und härter als das höher gebildete. Die slowenische Arbeitskraft ist billiger als die deutsche, sie verdrängt deshalb diese überall durch ihren Wettbewerb, gerade so wie der Pole den norddeutschen und wie der chinesische Kuli den Arbeiter angelsächsischer oder deutscher Rasse verdrängt. Das ist die Stärke des Halbbarbaren gegenüber der höheren Kultur.

Sehr wesentlich ferner kommt es den Slowenen in ihrem Kampfe gegen das Deutschtum zustatten, daß mindestens die Gebildeten unter ihnen der deutschen Sprache immer vollkommen mächtig sind. Das macht sie, die Erfüllung der sonst hierzu erforderlichen Bedingungen vorausgesetzt, ohne weiteres für alle Anstellungen verwendbar, für welche die Kenntnis beider Sprachen verlangt wird. Da die Deutschen ihrerseits nur ausnahmsweise slowenisch verstehen, so bleiben viele der einflußreichsten Beamtenstellen für sie von vornherein unerreichbar. Es ist deshalb dringend

Digitized by Google

zu wünschen, daß auch in den deutschen höheren und mittleren Schulen zur Erlernung der slowenischen Sprache Gelegenheit gegeben werde. In gemischtsprachigen Gegenden verlangt man von jedem Buchhalter, jedem Handlungsgehilfen die Kenntnis beider Sprachen. Deshalb setze man die Deutschen nicht schon von Kindheit an den Slowenen gegenüber in Nachteil, indem man ihnen die Gelegenheit vorenthält, sich die zweite Landessprache gleichfalls anzueignen. Wie in Untersteiermark, Krain und dem südlichen Kärnten die Dinge nun einmal liegen, ist das Slowenische aus dem Gebrauch in Schule, Amt und Gericht nicht zu verdrängen. Der Inhaber eines öffentlichen Amtes muß dort slowenisch verstehen, und es handelt sich nur darum, ob er auch der Rasse und Gesinnung nach ein Slowene ist, der dann für den Sieg der Sache seines Volkes weiter wirken kann und wird, oder ob ein deutsch gesinnter Mann die betreffende Stellung einnimmt. Einem solchen würde sich in zahlreichen Fällen Gelegenheit bieten, für die Erhaltung seines Volkstums tatkräftig einzutreten. Den Deutschen ist es freilich eine lästige und anspruchsvolle Zumutung, daß sie aus Gründen, die ihren persönlichen Interessen meistens fern liegen, sich mit der Erlernung einer so wenig entwickelten und verbreiteten Mundart abquälen sollen, während sie mit dem gleichen Aufwande an Zeit und Mühe wichtige und reich ausgestaltete Kultur- und Verkehrssprachen sich aneignen könnten. Auch in dieser Hinsicht ist das weniger gebildete Volk dem höher stehenden, die Minderheit der Mehrheit gegenüber im Vorteil.

Die Erfolge der slowenischen Bewegung beruhen also zum Teil wenigstens auf den Fehlern ihrer deutschen Gegner, anderseits auch auf solchen Eigenschaften der Slowenen, die nicht zu tadeln sind, teilweise sogar Anerkennung verdienen. Wir werden demnächst sehen, daß ihnen im Kampfe gegen das Deutschtum außerdem mächtige Verbündete zur Seite stehen, und daß ferner auch Zufälligkeiten ihre Bestrebungen zu Hilfe kommen.

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Vaterrecht oder Mutterfamilie?

Von Henriette Fürth.

Vor einigen Jahren sprang eine Bewegung auf, die neben der ökonomischen, sozialen und politischen Gleichberechtigung auch die sexuelle Gleichstellung des Weibes mit dem Manne forderte. Die Tatsache, daß diese Bewegung sowohl in erotischen Hervorbringungen der belletristischen Literatur wie auch in mehr oder minder wissenschaftlichen Broschüren und Streitschriften nach Ausdruck rang und in raschem Auflodern eine große Zahl ehrenfester Frauen und Männer zu Verständnis und Teilnahme begeisterte, tut dar, daß es sich weder um eine flüchtige Seifenblase der Mode, noch um die Giftblüte perverser Entartung handelte.

Freilich haben sich die Vertreter der reaktionären und angesichts der ökonomischen Entwickelung völlig unhaltbaren These, daß die Frau ins Haus gehöre, die schöne Gelegenheit nicht entgehen lassen, an der Hand dieser Literatur und aller einschlägigen Äußerungen nachzuweisen, zu welch moralischem Tiefstand die Frau gelange, sobald sie sich mit ihren Taten oder selbst nur mit ihren Gedanken von dem stillen Frieden und sicheren Schutz des Hauses loslöse und hinauswage auf das uferlose Meer des sturmbewegten Lebens.

Diese Auffassung ist ebenso ungerecht wie kurzsichtig, und wer die Dinge im Lichte der Wirklichkeit betrachtet, der muß erkennen, daß auch diese Bewegung die notwendige Resultante all der Komponenten ist, aus denen das moderne Leben sich zusammensetzt. Da ist zuerst für Millionen von Frauen die Nötigung, sich ihr Brot selbst zu verdienen oder gar noch die Sorge für eine Familie auf sich zu nehmen. Das treibt sie, gleichviel ob freiwillig oder widerstrebend, hinaus auf den Markt des Lebens. Hand in Hand damit geht die sich ständig vermindernde Ehefrequenz, die in den Klassen des mittleren und oberen Bürgertums geradezu zu einer Kalamität wird. Fügen wir zu alledem die wachsende Differenzierung, die sich innerhalb der Kulturmenschheit in bezug auf das geistige und sittliche Leben vollzieht, die Verschärfung und Verfeinerung des Gedanken- und Empfindungslebens, die wir täglich an uns selbst erfahren, so kommen wir zu der Einsicht, daß die Entwickelung auch vor den Tatsachen des Sexuallebens nicht Halt machen kann, sondern sie in ihren Fluß einbeziehen muß.

Digitized by Google

Die Frau, die nicht mehr in althergebrachter Weise Gattin und Mutter werden und im engen Kreis ein allseitig umfriedetes und geschütztes Dasein führen kann, es auf der anderen Seite aber ablehnt, als verächtliches Lustwerkzeug des Mannes zu dienen, fängt an, auch auf diesem Gebiet über sich selbst zu grübeln, das ihr hier zugebilligte Recht gegen das des Mannes abzuwägen und auf das Ergebnis ihrer Erwägungen einen neuen Anspruch zu gründen.

Nun stellt sich bei der Formulierung dieses Anspruchs ein Doppeltes heraus. Die Ruferinnen in dem neuen Streit sind einmal die kühnsten und furchtlosesten der Frauen. Es sind weiter jene vulkanischen Naturen, die, bis dahin niedergehalten durch die Macht überkommener Sitte, in gewaltsamem Ausbruch ihr Empfinden und Begehren als die Richtschnur alles Wollens und Geschehens proklamieren. So steigert sich die Forderung ins Maßlose und manchmal ins Bizarre. Und ein anderes kommt hinzu, um die Sachlage zu erschweren:

„Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Manne erzittre nicht."

Das Weib, solange eine Puppe in der Hand des Mannes, kann sich nur schwer in die veränderte Lage finden. Ihrer jungen Freiheit noch ungewohnt, jeder Nerv belastet von dem, was war, gespannt auf das, was sein wird, geht sie mit ihrer Verneinung wie mit ihrer Forderung ins Extrem. Noch fehlt ihr die Höhe der Auffassung, die über den Dingen steht, die Weite des Blicks, die das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Bleibende vom Vorübergehenden zu scheiden vermag. So erklärt sich sowohl die Überspannung wie auch die Kurzsichtigkeit und Einseitigkeit der neuen Erotik des Weibes.

Da springen Schlagwörter auf: „Dem Weibe dasselbe Sexualrecht wie dem Mann!" Die es fordern, bedenken nicht, daß dies Recht des Mannes ein angemaßtes ist, ein Unrecht, eine Vergewaltigung der Natur, das, wennschon verständlich aus den gegebenen Gesellschaftszuständen und darum verzeihlich, nie und nimmer zur Grundlage einer Bewegung werden darf, die dem Weibe und mit ihm der ganzen Menschheit eine Regeneration an Haupt und Gliedern bringen soll. Wer hier fordern will, der gehe zunächst zur Natur zurück, der befrage sie um ihre letzten Zwecke und Absichten und nehme die Antwort, die ihm dann wird, als Grundlage des Neuen, das da werden soll.

Digitized by Google

Und weiter verlangen sie: „Ein Kind und Arbeit!“ Ein Kind, um dem mütterlichen Empfinden genug zu tun, das die Natur in jedes rechte Weib legte. Arbeit, um ökonomisch unabhängig vom Manne das Dasein gestalten zu können. Es liegt ein so tief sittlicher und darum so berechtigter und begrüßenswerter Kern in alledem. Die Mutterschaft soll von dem Makel befreit werden, den ihr nicht die Natur, sondern die monogamische, auf privatwirtschaftlichen Erwägungen beruhende Ehe- und Staatsordnung aufgeprägt hat. Jeder Mensch, in Liebe empfangen und geboren, soll einhergehen dürfen mit dem Adelszeichen echten Menschentums und so selbstverständlich ins Kulturganze eingereiht, daß selbst der vorüberhuschende Gedanke moralischer Minderwertigkeit fortan ausgeschlossen ist. Das wäre in der Tat ein Gipfelpunkt sittlicher Kulturentwickelung, und gelingt es uns erst, uns alle zu solch hoher Auffassung zu erziehen, dann werden nicht nur wir selbst ein freieres, schöneres und stolzeres Leben führen, dann wird uns auch ein adlig Geschlecht erblühen, das, in Leibes- und Seelenschönheit heranreifend, nicht schon vor der Geburt durch Sorge, Not und das, was man heute Schande nennt, um seine besten Entwickelungsmöglichkeiten betrogen wurde.

So weit, so gut! Nun aber kommt die Überspannung, die Torheit, das Extrem. Höchst bedauerlich, aber auch nur das Ergebnis der vorhandenen Entwickelungsfaktoren. Die geltende Moral verurteilte das Weib zur sexuellen Indifferenz oder zumindest dazu, eine solche vorzutäuschen. Da entspricht es nur den auch im Leben der Psyche wirksamen physikalischen Gesetzen, daß eine plötzliche Gegenströmung weit über ihr Ziel hinausfluten mußte. Auf den Despotismus antwortet die Anarchie, und so ist es recht begreiflich, daß man die ungerechte Oberherrschaft und Bevormundung des Mannes auf allen Lebensgebieten mit einer Kriegserklärung an den Mann beantwortete. Erklärlich, wie nochmals betont sein mag, freilich nur aus den gegebenen Verhältnissen und vom Standpunkt der bereits von uns gekennzeichneten Un- oder Überreife, denn wer sachlich zu denken versteht, der muß es als töricht und als einen Rückschritt empfinden, wenn der absoluten Vor- und Übermachtstellung des Mannes nun die uneingeschränkte Suprematie des Weibes folgen soll.

Das aber verlangen viele, und das verlangt Ruth Bré in ihrem jüngsten Buch: „Staatskinder oder Mutterrecht?“ — Leipzig 1904, Verlag W. Malende. Sie macht sich darin nicht nur zum Sprachrohr, sondern geradezu zur Führerin der Anti-

Digitized by Google

Mannbewegung und geht selbst so weit, die Berechtigung einer mutterrechtlichen Neuordnung der Gesellschaft aus der Behauptung abzuleiten, daß $\frac{39549}{39550}$ des Kindes das Erbe der Mutter seien, daß, wie Ruth Bré sich ausdrückt, die Mutter so viel zu dem Kind „liefere", dieweil der Anteil des Mannes am Kind sich auf ein armselig $\frac{1}{39550}$ beziffere. Was soll man zu solcher Art von Beweisführung sagen? So etwas ist undiskutierbar, ganz abgesehen davon, daß selbst bei minder törichten Unterstellungen eine derartige Kontroverse zwischen Laien mit Fug und Recht dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen würde. Aber selbst dem Laien muß sich die Frage aufdrängen, wie es möglich sein sollte, daß dies arme $\frac{1}{39550}$ imstande sein könnte, im Leben des Kindes eine so große Rolle zu spielen und sich so mächtig durchzusetzen, wie dies zweifellos bei Millionen von Kindern der Fall ist, und dies selbst da, wo der persönliche Einfluß des Vaters, wie bei den unehelichen Kindern, völlig ausgeschaltet ist? Und sollte uns nicht das einfachste Nachdenken darüber belehren können, daß in der Pflanzen- und Tierwelt der Keim an sich allemal das Primäre und Wesensentscheidende ist, während dem Nährboden eine allerdings äußerst wichtige, aber immerhin erst sekundäre Bedeutung zuerkannt werden muß.

Ruth Bré läßt sich durch diese ihre schiefe Auffassung zu den ungereimtesten Forderungen verleiten, die ihr in vielen Stücken so wahres und beherzigenswertes und in allem so ehrliches und tapferes Buch stark beeinträchtigen und es um seine besten Wirkungen bringen. Der Mann ist ihr völlig „quantité négligeable". Er bedarf der Vaterschaft nicht, während die Mutterschaft für das Weib alleiniger Daseinszweck und Lebensinhalt ist. Darum fort mit der vaterrechtlichen Gesellschaftsordnung. Die neue Daseinsgestaltung muß sich auf dem mütterlichen Gemeinschaftshaushalt aufbauen, in den nach matriarchalischer Gepflogenheit der Ehemann eintritt. Führt ihn sein Beruf dann eines Tags in die Fremde: ei, so mag er gehen; Weib und Kinder bleiben im mütterlichen Gemeinschaftshaushalt zurück, und der arme Strohwitwer da draußen mag sehen, wie er zurecht kommt. Ebenso wird man künftig die berufstätige Frau mindestens gerade so hoch oder gar in Anbetracht der Familienverpflichtung höher entlohnen müssen als den Mann. Ruth

Digitized by Google

Bré vergißt hier, daß Lohn — Äquivalent — Entgelt für eine aufgewandte Kraft und daraus folgende Leistung bedeutet und daß daher auch Frauen nur den Anspruch erheben können, in Gemäßheit ihrer Leistungen entlohnt zu werden. Daß aber Frauen in allen Zweigen menschlicher Betätigung und neben der Mutterschaft ebenso viel oder gar mehr leisten können als der Mann, ist doch wohl ausgeschlossen.

Ruth Bré vergißt noch etwas. Sie beruft sich darauf, daß das alles schon einmal dagewesen sei, übersieht aber völlig, daß die mutterrechtliche Ordnung früherer Zeiten in allen Stücken dem Stand der damaligen wirtschaftlichen Entwickelung entsprach. Der Boden mit allen seinen Erzeugnissen, mit Mensch und Vieh, der einzige Besitz, um den sich alles schloß, aus dem alles hervorwuchs, die naturgegebene Gesellschaftsordnung, die sich eng an den Boden knüpfte. Keine Spur von ethischen, keine auch von erotischen Gesichtspunkten, keine zweckbewußte Verfassung im heutigen Sinn, sondern eine Ordnung, die mit den Dingen geworden war und mit ihrer Fortentwickelung und Umwandlung verschwand, ein durchaus organisches Werden und Vergehen, das man nicht willkürlich zu neuem Leben galvanisieren kann.

Heute regiert das Privateigentum. Auf der einen Seite erhebt sich das Kapital, das nicht mehr ausschließlich an den Boden geknüpft, sondern ungemein beweglich ist, auf der anderen steht die Ware: Arbeitskraft. Sie haben die einzelnen Teile des Weltbildes gründlich durcheinander gewirbelt und mit der Loslösung vom Boden jede Seßhaftigkeit zerstört und jede Gesellschaftsordnung, die mit einer solchen rechnen muß, unmöglich gemacht.

Das, was not tut, ist daher, sich der veränderten Sachlage anzupassen, und da die veränderten Produktions- und Erwerbsbedingungen auch das weibliche Geschlecht in ungeahntem Maße in die Erwerbstätigkeit einbezogen haben, muß eine Neuordnung der gesellschaftlichen und innerhalb ihres Rahmens der geschlechtlichen Beziehungen darauf bedacht sein, diesem Neuen Rechnung zu tragen, indem es als Grundlage auch hier die in unserem ganzen Wirtschaftsleben so schwerwiegende Kooperation, das Mit- und Füreinandersein in ökonomischer wie in geistig-sittlicher Hinsicht nimmt. Dies und nicht eine auf erotisch-ethischen Phantastereien aufgebaute mutterrechtliche Utopie sollte die Grundlage aller Forderungen auch auf dem Gebiete des Geschlechtslebens sein.

Und schließlich ist noch eines zu den Ausführungen von Ruth

Digitized by Google

Bré zu bemerken. Ein Buch, das dem Weh der Stummen einen Mund verleiht, das hinausschreit, was die scheue Sehnsucht von Hunderttausenden als ihr Menschenrecht zu empfinden beginnt, sollte etwas vorsichtiger im Ausdruck und etwas vornehmer im Ton sein. Das muß sich weder mit Feigheit noch mit Heuchelei paaren. Wenn Frauen in den Krieg ziehen, um die Welt von Vorurteil und geistig-sittlicher Knechtschaft zu befreien, so muß das nicht notwendig unter Verzicht auf die mit Recht so geschätzten Eigenschaften weiblicher Zartheit und Vornehmheit geschehen. Gerade in solchen Fällen bietet sich Gelegenheit und Anlaß, zu zeigen, daß sich auch letzte Dinge und daß sie sich in feinfühliger und unantastbarer und gerade darum um so wirksamerer Form sagen lassen.

Eine gute Sache sollte der starken Worte nicht bedürfen. Sie muß durch sich selbst wirken. Und das ist zweifellos hier der Fall. Wir alle fühlen, daß unsere heutigen Moral- und Eheanschauungen vor dem Richterstuhl wirklicher d. i. natürlicher Sittlichkeit nicht bestehen können, und die Besten und Tapfersten unter uns haben bereits begonnen, nach einer neuen und vorbildlichen Moral zu leben, nach jener naturgebotenen Sittlichkeit, die sich gleichfalls um das Kind kristallisiert, die die Aufwärtsentwickelung des Menschengeschlechtes auf ihre Fahne geschrieben hat und die Bekämpfung der heutigen unmoralischen Moral und Eheordnung als ihre vornehmste Aufgabe betrachtet. Unmoralisch ist im Licht der neuen Sittlichkeit jeder, der sein Selbstbestimmungs- und Geschlechtsrecht zum Gegenstand niedrigen Schachers macht, und heilig ist ihr das Weib, das in Liebe Mutter wurde, gleichviel ob unter der Sanktion des Gesetzes oder nicht. Aber diese Heiligsprechung der Mutter mit dem Kinde muß nicht notwendig zum Kampf wider den Mann führen.

Denn das Weib kann so wenig des Mannes entraten wie dieser des Weibes und dies nicht nur vom Standpunkt der Erotik, sondern von dem einer allgemeinen Lebenserfüllung und Bereicherung. Und erst recht darf das Kind nicht des Vaters beraubt werden. Das Kind ist beider Eltern, und beide sollen dafür sorgen müssen und wollen in der Regel dafür sorgen. Denn auch der Mann ist nur in Ausnahmefällen der egoistische Wollüstling, zu dem er da gestempelt werden soll, er ist ganz einfach ein Mensch, der seine Impulse, die guten, aber auch die schlechten, vom andern Geschlecht empfängt, just wie es bei diesem auch der Fall ist.

Digitized by Google

Wer, der in einer guten Ehe lebt, wird mir nicht darin beistimmen, daß das ein ständiges Empfangen und Geben bedeutet, eine ständige gegenseitige Bereicherung und Erziehung. Im unglücklichen Fall freilich eine ebensolche Beraubung und Herabwürdigung, einen Guerillakrieg bedauerlichster und beschämendster Art.

Und daraus erhellt eines: Es kann sich gar nicht darum handeln, die Rechtssphäre der Geschlechter in Dingen des Geschlechtslebens in der Art neu abzugrenzen, daß aus der bisherigen ungerechten Zurücksetzung und Mißhandlung des Weibes eine ebensolche Bevorzugung wird, sondern lediglich darum, beide Geschlechter zu der wahren neuen Sittlichkeit zu erziehen, die auf gegenseitige Achtung begründet, Wahrhaftigkeit und Urteilsfähigkeit ebenso wie Selbstbeherrschung und Selbstverantwortlichkeit und darum Selbstachtung in sich begreift. Und deren Sexualethik von der Erkenntnis befruchtet wird, daß es sich beim Verhältnis der Geschlechter zueinander weder um ein müßiges Spiel der Sinne, noch um eine tierische Herabwürdigung, sondern um eine Lebenserfüllung höchster Art, um ein Hinausbauen in die Zukunft freien und schönen Menschentums handelt und handeln darf.

Wer so denken und fühlen gelernt hat, der wird die sexuelle Suprematie des Weibes ebenso ablehnen wie die des Mannes, und der wird die Hypertrophie der Erotik ebenso störend empfinden, wie ihre Verkümmerung und Verleugnung. Und dem setzt sich die Mosaik des Lebens aus der bunten Mannigfaltigkeit physischer und psychischer Bausteine zusammen, denen die Erotik Wert, aber zugleich auch Weihe gibt.

Ein welkes Blatt im Ruhmeskranze Friedrichs des Großen.

Von Georg M. Kietz

Neuerdings ist wiederholt die Ansicht geäußert worden, Friedrich der Große sei ein Gönner der Jesuiten gewesen, weil er sie nach der Aufhebung ihres Ordens noch in seinem Lande geduldet hätte. Er hätte gehofft, aus dem Vermögen des Ordens

Digitized by Google

Nutzen für die neu gewonnenen Provinzen zu ziehen, auch wohl die Fürsorge für den Unterricht seiner katholischen Untertanen im Auge gehabt. In der Tat waren die Staatskasse und das Nationalvermögen infolge der langwierigen Kriege erschöpft, das platte Land war entvölkert und verwüstet, so daß sich Friedrich bereits nach den harten Kämpfen der Jahre 1757 und 1758, während welcher der Feind bereits in Berlin eingedrungen war, nach Ruhe und Frieden sehnte. „Dauert dieser Krieg noch fort" — schrieb er im Jahre der größten Not 1759 — „so muß Europa in die Finsternis der Unwissenheit zurücksinken, und unsere Zeitgenossen werden wilde Tiere. Es ist Zeit, diesen Scheußlichkeiten ein Ende zu machen. Dies ganze Unglück ist eine Folge der Ehrsucht Frankreichs und Österreichs. Laß sie ihren ungeheuren Projekten Grenze setzen; laß, wenn die Vernunft sie nicht weise machen kann, sie durch die Erschöpfung ihrer Finanzen . . . weise werden! Erröten mögen sie, wenn sie hören, daß der Himmel, der die Schwachen gegen den Anfall der Starken unterstützt hat, den ersten auch Mäßigung genug verlieh, um von ihrem Glücke keinen Mißbrauch zu machen und diesen den Frieden angetragen. Das ist alles, was ein armer, ermatteter, gereizter, gekratzter, gebissener, hinkender und geknickter Löwe Euch sagen kann." — Aber aus dem von ihm ersehnten Frieden wurde nichts; er klagt deshalb im folgenden Jahre wieder: „Schwert und Tod haben unter uns abscheulich gewütet; und was das traurigste ist, wir sind noch nicht am Ende der Tragödie . . . Wenn Ihr mich sehen solltet, würdet Ihr mich kaum wiedererkennen. Ich bin alt, verfallen, greis, voll Runzeln; ich verliere Zähne und Lustigkeit. Wenn das so fortgeht, wird an mir nichts übrig bleiben, als die Tollheit, Verse zu machen, und eine unverletzbare Anhänglichkeit an meine Pflichten und an die wenigen tugendhaften Menschen, die ich kenne. Meine Laufbahn ist schwer, voller Dornen und Disteln. Ich habe allen Gram erprobt, der irgend die Menschheit kränken kann."

Dennoch brach der so hart bedrängte, auch in die Reichsacht erklärte König nicht kraft- und mutlos zusammen. Mit seiner kleinen Armee focht er in unerhörter Bravour um Sein oder Nichtsein gegen Österreich-Ungarn, Frankreich, Rußland, Schweden, Sachsen und die von Frankreich bezahlte deutsche Reichsarmee. Ja — man gewinnt aus seinen hinterlassenen Schriften die Überzeugung, daß sich gerade in dieser Zeit der höchsten Not Friedrichs großer Geist aus aller Gefahr und Prüfung nur um so herrlicher

Digitized by Google

zu weiteren Ruhmestaten erhoben hat, wie sie bis dahin beispiellos in der Weltgeschichte waren. In ihm selbst aber hatte sich doch eine tiefgehende Wandlung vollzogen. Er, der von Jugend auf aus Neigung Poet und Philosoph gewesen und nur aus Pflichtgefühl Staatsmann und Regent war, war aus bitterem Zwange — Realpolitiker geworden. Nach dem Siebenjährigen Kriege mußte es naturgemäß seine vornehmste Aufgabe sein, die Fortdauer seiner Macht nach innen und außen hin sicherzustellen und die Wunden zu heilen, die ländergierige, ränkevolle Machthaber seinem Erbland geschlagen hatten. Zwar erfüllte ihn die Ethik Kants, noch bevor sie überhaupt einmal gedacht und geschrieben war, seit seinem Regierungsantritte. Der kategorische Imperativ der Pflicht und Ehre war stets der helle Leitstern gewesen, der ihn durch die verworrenen Pfade seiner dornenvollen Laufbahn geführt hatte. Und dennoch sah sich Friedrich in der Folgezeit öfter genötigt, Mittel und Wege einzuschlagen, die er unter weniger widrigen politischen Verhältnissen sicherlich niemals gewählt haben würde.

So allein ist auch sein indifferentes Verhalten gegenüber den Jesuiten zu verstehen, die noch während des Siebenjährigen Krieges aus den spezifisch katholischen Ländern, wie Portugal, Frankreich und Spanien, später auch Österreich, Neapel und Parma, vertrieben und aller ihrer Güter beraubt wurden.

Das kleine Portugal führte den ersten entscheidenden Schlag. Eine Revolution im Jesuitenstaate Paraguay, vor allem aber ein Attentat auf den König Joseph Emanuel wurde auf ihr Konto gesetzt, so daß es dem Minister Pombal, dessen Reformplänen sich der herrschsüchtige Orden widersetzte, ein Leichtes war, seine Mitglieder 1759 auszuweisen und ihre Güter konfiszieren zu lassen. Zwar protestierte der Papst dagegen in einer Bulle; Pombal aber verbot deren Bekanntmachung, schob kurz entschlossen den päpstlichen Nuntius über die Grenze und sandte zum großen Entzücken der Spanier und Franzosen ganze Schiffsladungen von Jesuiten nach Rom. — In Frankreich hatte sich der Orden längst gründlich verhaßt gemacht. Bereits unter Ludwig XIV., der aus demselben seine Beichtväter wählte, hatten Arnauld in seiner Schrift über die Moraltheologie der Jesuiten und vor allem der geistreiche Pascal durch seine berühmten Lettres provinciales (1665) die staats- und gemeingefährlichen Moralgrundsätze vieler angesehener Jesuiten klargelegt. Pascals Buch erregte weit über Frankreich hinaus ungeheures Aufsehen. Die

Digitized by Google

Jesuiten waren mit einem Male vor der gebildeten Welt in ihrer ganzen Zweideutigkeit und laxen Observanz bloßgestellt. Vor der gesunden Vernunft konnte ihr sittliches Trugsystem, womit sie sich der herrschenden Zeitrichtung und der Interessen- und Maitressenpolitik an den Höfen unter möglichster Wahrung der Tendenzen ihres Ordens anzupassen suchten, nicht bestehen. Und obwohl das Raffinement ihrer anrüchigen Kasuistik ein förmliches Gewebe von Heuchelei, Doppelzüngigkeit und moralischer Verkommenheit geschaffen hatte, verfing es doch nirgends mehr. Denn die Aufklärungsphilosophie, die in Frankreich, England und Deutschland die gebildetsten Stände lebhaft interessierte, hatte bereits zu tiefe Wurzeln geschlagen und dem Zeitgeist ihr Gepräge aufgedrückt. Das philosophische Denken hatte sich endgültig vom Zwange des kirchlichen Systems befreit.

Je heftiger aber die römischen Päpste und der Klerus dagegen eiferten, um so schneller verhalfen sie den neuen Ideen zum Siege. Für die Anschauungen Friedrichs des Großen ist die Entwickelung und Weiterbildung dieser philosophischen Probleme von größter Bedeutung geworden. Er lebte förmlich in ihnen und leitete sich daraus sein eigenes System, seine Weltanschauung ab. Schon Descartes hatte die Aufklärungsphilosophie in ein förmliches System gebracht. Von der geoffenbarten Wahrheit des christlichen Dogmas hatte er sich bereits völlig emanzipiert. Allein im Ich des denkenden Menschen suchte er den Grund aller Wahrheit. Sein berühmtes Wort: Cogito, ergo sum — wurde der Grundstein der neueren Philosophie, die Gott zwar noch als Urheber der Welt und aller Dinge gelten ließ, jedoch nur soweit, als ihn das Ich, d. h. der denkende Mensch, zu begreifen vermochte. Descartes plaidierte also nur noch für einen Glauben unter Vorbehalt. Diese Lehre gefiel Friedrich nicht recht; weit mehr interessierten ihn die Schriften des englischen Philosophen Locke, der noch weiter ging als Descartes. Locke verwarf ebenfalls das christliche Dogma gänzlich und glaubte, es durch ein auf Erfahrung, nämlich sinnlicher Empfindung oder Reflexion, begründetes Wissen ersetzen zu können. Indem er aber das Christentum vernünftig machen wollte, drückte er es zugleich auf das Niveau des gesunden Menschenverstandes herab. Da Friedrich selbst durch und durch Verstandesmensch war, entsprach diese Lehre seiner Überzeugung. Er selbst sagt einmal in einem Briefe vom Jahre 1739: „Unter Hunderten, die zu

Digitized by Google

denken glauben, ist kaum einer, der selbst denkt . . . und auch dieser eine unter den Hunderten denkt vielleicht, was ein anderer gedacht hat; sein Genie, seine Einbildungskraft ist nicht schaffend. Ein schöpferischer Geist vervielfältigt Ideen, faßt zwischen Gegenständen Beziehungen auf, die der unaufmerksame Mensch kaum bemerkt. Stärke des gesunden Verstandes ist nach meiner Meinung der wesentliche Teil eines Mannes von Genie." — Shaftesbury und die Skeptiker in England und Frankreich — ich erwähne vor allen Bayle, weil Friedrich ihn besonders schätzte und sogar in seinem Briefe an Jordan (1742) bekennt, er habe von ihm das Denken gelernt — suchten Lockes Sensualismus noch zu überbieten, indem sie das Christentum und seine Moral als etwas Überlebtes direkt verspotteten. Lord Chesterfield stellte sogar ein förmliches System der Immoralität auf, wofür er in den Schriften Macchiavellis und der Jesuiten überreiches Material vorfand.

Diesen verneinenden Geistern schloß sich auch Voltaire an. Mit seinen von beißendem Sarkasmus förmlich durchtränkten Schriften hatte er bereits durchschlagende Erfolge erzielt, weil sie dem Zeitgeiste, dem herrschenden Skeptizismus in Frankreich entsprachen. Durch Spottverse über die Regierung Ludwigs XIV. hatte er zuerst von sich reden gemacht, wurde dafür aber in die Bastille gesteckt. Dann schrieb er ein Spottgedicht gegen das Christentum, und da er ebenso um die Gunst der Großen, wie um die der Masse buhlte, verfaßte er 1723 seine Henriade, um sich dem Hause Bourbon zu empfehlen. Es folgten seine philosophischen Briefe. Der Kardinal Fleury, der gerade damals für den stumpfsinnigen, ganz dem Laster ergebenen Ludwig XV. die Staatsgeschäfte leitete, ließ sie alsbald durch den Henker verbrennen. Das aber steigerte in den Augen der Freigeister nur noch Voltaires Ruf; seine Schadenfreude feierte jedoch den höchsten Triumph, als ihm sogar der Papst ein Dankschreiben für die Übersendung des „Mahomed" sandte, worin Voltaire den Aberglauben und den kirchlichen Fanatismus gegeißelt hatte. Einen Haupttreffer erzielte er mit seiner „Pucelle", einer unglaublich schamlosen Travestie in scharfgeschliffenen, eleganten Versen, worin er nicht bloß der Jeanne d'Arc die obszönsten Dinge andichtete, sondern in gewohnter Weise wieder das Christentum, die Moral, vor allem aber das entartete Königtum, den Klerus und den Adel mit Gift und Galle überschüttete. Den gebildeten Franzosen war die „Pucelle" wie aus der Seele geschrieben; man jubelte

Digitized by Google

dem von Natur abschreckend häßlichen Manne, der einem Bildhauer Modell für einen Satyr hätte stehen können, überdies noch eine wahre Affenphysiognomie hatte, zu. Voltaire war aber auch so falsch wie ein Affe, und hat die Güte Friedrichs später mit Undank und Verleumdung gelohnt.

Friedrich hielt sich damals in Rheinsberg auf, wo er sich in seinen Mußestunden mit Poesie und Musik, vor allem aber mit dem Studium der Philosophie und Geschichte beschäftigte. Aus seinen Briefen sind wir genau über jene Zeit unterrichtet; sie sind ein Spiegel seiner Seelenstimmungen und Eindrücke und zeugen für die seltene Herzlichkeit der Empfindungen, den edlen Freimut und das Freundschaftsbedürfnis, das ihm eigen war. Er brannte darauf, Voltaire aus seinen Schriften kennen zu lernen. Dem Zeitgeiste entsprechend, wollte er selbst zur Klarheit hindurchdringen, indem er sich mit einer für seine Umgebung bemerkenswerten Entschlossenheit von jenen einfältigen, im Grunde aber doch köstlich-naiven Vorurteilen und hausbackenen Gebräuchen emanzipierte, denen sein Vater sein Leben lang anhing. Friedrich hatte, wie er selbst schreibt, schon seit seinen jüngeren Jahren einen unwiderstehlichen Hang zum Guten und Schönen; er haßte „jene närrische Eitelkeit" als „das lächerlichste aller Laster, welches einen Sterblichen erniedrigen" kann, und wünschte, „gelehrte und rechtschaffene, aber keine vollkommenen Männer" um sich zu haben. In seinem geliebten Tusculum forscht er nach Wahrheit, die „doch gewiß den eiteln und rauschenden Vergnügungen der Welt weit vorzuziehen" ist. So wird er denn — wie er an Suhm im Juni 1737 schreibt — täglich geiziger mit den Augenblicken; er legt sich Rechenschaft davon ab und verliert jeden mit dem größten Bedauern. „Mein ganze Seele ist jetzt auf die Philosophie gerichtet . . . O, schön sind die Grundsätze des Widerspruchs und des zureichenden Grundes! Sie verbreiten Licht und Klarheit in meiner Seele, auf sie gründe ich meine Urteile." — Und wenige Monate später schreibt er ebenfalls an Suhm: „Was mich betrifft, so studiere ich aus allen Kräften und tue alles, was ich kann, um diejenigen Kenntnisse zu erwerben, die mir notwendig sind, um alle die Dinge, deren Führung mir vielleicht dereinst zum Heil werden möchte, mit Würde durchzusetzen und zu Ende zu bringen. Endlich arbeite ich auch, mich besser zu machen und meinen Geist mit den Geschichten der größten und herrlichsten Beispiele, die das Altertum und die neuen Zeiten uns liefern, zu nähren." — Er

Digitized by Google

fühlt, daß er in keinem Stücke groß ist; „nur mein Fleiß kann mich vielleicht eines Tages meinem Vaterlande nützlich machen. Das ist der ganze Ruhm, wonach ich strebe."

Diese und ähnliche Gedanken, die ich noch in beliebiger Anzahl aus seinen Briefen vermehren könnte, bringen uns den durch und durch ideell veranlagten jugendlichen Prinzen näher, als es seine späteren Ruhmestaten vermögen. Als unerschütterliche Fundamente liegen diese Grundsätze in seiner Seele; sie sind seine treuen Gefährten durchs Leben geblieben, auf die er seine Erfolge in letzter Hinsicht zurückführt. Suhm hatte ihn auf die Schriften des Hallenser Philosophen Wolf hingewiesen, der noch in rein verstandesmäßiger Methode Philosophie und Christentum miteinander in Einklang zu bringen suchte, in logischer Konsequenz seiner Anschauungen aber die Offenbarung und Mysterien leugnete. Das traurige Schicksal Wolfs, der beschuldigt war, Atheist zu sein, und deshalb 1723 durch Friedrich Wilhelm I. sans façon seines Amtes entsetzt und bei Strafe des Stranges aus Preußen ausgewiesen wurde, mag wohl noch dazu beigetragen haben, seine Lehre dem mitfühlenden Herzen Friedrichs näher zu bringen. Hatte er doch selbst die despotische Strenge seines Vaters fühlen müssen. Aus Friedrichs Briefen geht hervor, mit welcher innigen Verehrung er an „seinem Wolf" hing, und es gereicht ihm zur Ehre, daß er unmittelbar nach seinem Regierungsantritte Wolf zurückberief und ihn unter Ehrenbezeugungen wieder in sein Amt einsetzte. Ja, als er im August 1736 Voltaire um Übersendung seiner Schriften und um Belehrung durch Briefe bat, da sandte er ihm als Gegengabe seinen Wolf. Heute berührt es uns eigenartig, wenn wir sehen, in welcher Form Friedrich damals seine Bitte einkleidete: „Leider weiß ich" — schreibt er ihm — „daß zu unserer Zeit das Wort des Fürsten wenig geachtet wird; aber dennoch hoffe ich, Sie werden sich nicht von allgemeinen Vorurteilen einnehmen lassen und mir zum besten eine Ausnahme von der Regel machen." — In einem späteren Briefe schreibt ihm Friedrich: „Ich würde mich glücklich schätzen, wenn man gegen meine Fehler ebenso nachsichtig wäre, als ich es gegen die Fehler anderer bin ... Ich bin weit entfernt von dem törichten Dünkel, mich zum Richter Ihrer Werke aufwerfen zu wollen, und beschränke mich darauf, sie zu bewundern. Bei meiner Lektüre habe ich nur die Absicht, mich zu unterrichten. Gleich den Bienen sauge ich Honig aus den Blumen und überlasse das Gift darin den Spinnen." — Friedrich hatte damit nur zu recht.

Digitized by Google

Voltaires eitle Satyrseele saugte Gift aus allen staatlichen, kirchlichen und sozialen Einrichtungen und kochte, wie ein Zeitgenosse einmal sagt, dann schale Epigramme aus diesem Gifte. Und obwohl er gelegentlich selbst gegen den Atheismus und für die Gottheit, d. h. seinen Götzen eiferte, wie er ihn sich zurecht konstruiert hatte, war er im Grunde doch ein Gottesleugner der schlimmsten Sorte. Spöttelnder Unglaube, Zweifel und berechnende Weltklugheit, gepaart mit Selbstsucht, Eigendünkel und frivoler Überhebung waren sein eigentliches Element. „Voltaire erexit deo" lautete die bezeichnende Inschrift an der Kapelle seiner Besitzung in Ferney. Ja, selbst in seinem sog. Glaubensbekenntnis, das er einige Wochen vor seinem Tode im Jahre 1778 niederschrieb, heißt es noch in echtem Pharisäismus: „Ich sterbe in Anbetung Gottes." Mit solcher Lüge, die einzig und allein für die Nachwelt berechnet war, ging er hinüber. Wenn Friedrich dennoch dieser Ausgeburt von Witz und infernalischer Bosheit einmal schreibt: „Meine Moral paßt vollkommen zu der Ihrigen" — so ist das nur cum grano salis zu verstehen; denn er hat niemals die christliche Moral als solche verspottet, wie dies Voltaire tat, wenn ihm auch die philosophische Spekulation, die auf die Denktätigkeit des Verstandes gegründete Beweisführung den christlichen Glauben und den erhebenden und herzstärkenden Trost der Religion ersetzen mußte. Bezüglich der Moral stand Friedrich turmhoch über Voltaire. Und selbst wenn wir kein Zeugnis von ihm über die wurmstichige Moral und die staatsgefährlichen hierokratischen Machtbestrebungen der Jesuiten hätten, so wären wir doch berechtigt, aus Friedrichs ganzer Denkart und sittlichen Weltanschauung zu folgern, daß er durchaus nicht aus übertriebener Toleranz den Orden auch nach der 1773 erfolgten Aufhebung desselben in seinem Lande geduldet hat. Wenn je aber einem Fürsten von Welt- und Menschenkenntnis finstrer Gewissenszwang, Möncherei und ultramontane Anmaßung von Grund der Seele zuwider waren, so ist es Friedrich gewesen; und in dieser Beziehung ist der Einfluß Voltaires und der Enzyklopädisten auf Friedrich nicht zu unterschätzen. Als unermüdliche Pioniere gegen römische Unduldsamkeit haben sie — ich möchte sagen — epochemachend gewirkt, manchen krassen Aberglauben beseitigt und manches unschuldige Opfer dem klerikalen Fanatismus entrissen. Voltaires berühmte Maxime: Écrasez l'infame, die auf den Papst als Inbegriff des Aberglaubens gemünzt war, hatte die Bedeutung eines geflügelten Wortes erlangt, das in

Digitized by Google

ganz Europa wie ein hell leuchtendes Fanal wirkte. Wenn man aber heute in Zentrumskreisen glaubt, sich auf Friedrich als Schildhalter oder Gönner der Jesuiten und des von ihnen vertretenen ultramontanen Prinzips berufen zu können, so irrt man gewaltig. Friedrichs Bestrebungen zur Förderung der Humanität und Aufklärung waren gewiß keine eitle Prahlerei, wie die der lasterhaften Katharina II., die ihrem großen Gegner nur nachäffte, als sie Diderot an ihren Hof berief, mit Voltaire, d'Alembert und anderen führenden Geistern korrespondierte, um auch als „Philosophin auf dem Thron" gefeiert zu werden. Friedrich war es bitterer Ernst. Sein herrliches Wort: „Vivre et mourir en roi" entsprach seinem innersten Fühlen und Denken; er affektierte nicht bloß Begeisterung für Freiheit, Menschenwürde und Gerechtigkeit wie Katharina, die ihren Gatten erdrosseln und den rechtmäßigen Kronprätendenten Iwan im Kerker ermorden ließ. Ja, man weiß aus seinem „Antimacchiavell" und seinen späteren staatsphilosophischen Schriften, wie sehr er die von Macchiavelli inaugurierte welsche Praktik der vollendeten Tyrannei und Heuchelei verachtete. Und doch hatte Macchiavelli mit seinem „Principe" einen hohen patriotischen Zweck im Auge, wenn auch die Mittel, die er anpries, um sein zerrissenes Vaterland vom Joch der inneren und äußeren Feinde zu befreien und die nationale Wiedergeburt und Einigung Italiens vorzubereiten, infam waren. Wie viel mehr aber mußte Friedrich die Jesuiten hassen und verabscheuen, die nicht aus glühender Vaterlandsliebe handelten, als sie ihre verrufenen Moralgrundsätze zu einem vollständigen System ausbauten, um danach unter dem Deckmantel der Religion Fürsten und Völker zu beherrschen!

Und Friedrich hat sie verabscheut. Am 6. Juli 1737 schreibt er: „Ich verachte die Jesuiten zu sehr, als daß ich ihre Schriften lesen sollte; ein schlechtes Herz verdunkelt bei mir die Fähigkeiten des Geistes . . ." — Ein besonderer Stein des Anstoßes war Friedrich Clemens XIII. Als der König 1758 bei Hochkirch rund 9000 Mann, 101 Kanonen, 30 Fahnen und Standarten verloren und, was ihm am schmerzlichsten war, auch noch den Tod des tapferen Marschalls Keith zu beklagen hatte, legte der Papst aus Freude über diesen Überfall dem Hause Habsburg-Lothringen das Prädikat „apostolisch" bei, wie er denn auch bemüht war, den Krieg gegen das protestantische Preußen als Religionskrieg hinzustellen, um die katholischen Mächte noch mehr gegen Friedrich aufzureizen. Dieser blinde Eifer amüsierte

Digitized by Google

den König; er schrieb eine köstliche Satire auf seinen Widersacher in Rom. An den Marquis d'Argens aber sandte Friedrich eine geharnischte Epistel, in der er „dem Publikum die Schmach des Papstes, wie der Fürsten Laster" aufdeckt. Gallenbitter ist sein Spott über den „tollen Pfaffen", der auf ihn „den ganzen Tag mit seinem Banne blitzt, der eine Gonorrhoe in seinem ..., Zepter und Rauchfaß in den Händen hat." — Ferner schreibt Friedrich im Oktober 1760 an Voltaire: „Ihr eifert gegen Jesuiten und Aberglauben. Es ist gut, gegen den Irrtum zu streiten ... Mehr als drei Viertel der Menschen sind zu Sklaven des ungereimtesten Fanatismus geboren. Die Furcht vor Hölle und Teufel benebelt ihnen die Augen; sie verabscheuen den Weisen, der ihnen Licht schaffen will. Der große Haufe unseres Geschlechts ist dumm und boshaft ..." — Und im Jahre 1771 schreibt Friedrich: „Der Vicegott der sieben Berge hat Avignon wiederbekommen. Ganganelli (so hieß der Papst) wird darüber in die Faust lachen ... Ein Andächtler an der Spitze des Staates, ein Ehrsüchtiger, den sein Interesse mit dem der Kirche bindet, wirft an einem Tage um, was zwanzig Jahre Eurer Arbeiten kaum vollführt haben." — Im Juni desselben Jahres äußert sich Friedrich wieder über den Papst: „... Man kann ein guter Katholik sein und doch dem Statthalter Gottes seine zeitlichen Besitztümer nehmen, die ihn zu sehr von seinen geistlichen Pflichten abziehen und ihn oft in Gefahr seiner Seligkeit setzen ... Laß einen Schelm sich vorsetzen, Menschen zu betrügen, er wird Gläubige finden ..." — Sehr bezeichnend aber ist folgender Brief an Voltaire: „Was Ihr von unseren deutschen Bischöfen sagt, ist nur zu wahr; sie sind fett wie Schweine vom Zehnten aus Zion. (Ce sont des porcs engraissés des dîmes de Sion.) Aber im heiligen römischen Reich machen das Herkommen, die goldene Bulle und dergleichen alte Torheiten die eingeführten Mißbräuche ehrwürdig. Man sieht sie, zuckt die Achseln, und die Dinge gehen ihren Gang fort. Um den Fanatismus zu vermindern, muß man an die Bischöfe noch nicht rühren; aber die Mönche, insonderheit die Bettelmönche muß man vermindern. Damit wird das Volk kühler, wird weniger abergläubisch und bleibt den Mächtigen überlassen, über die Bischöfe allmählich zum Besten des Staates zu disponieren. Dies ist der gangbare Weg. Allmählich und ohne alles Geräusch das Gebäude der Unvernunft zu untergraben, heißt, es selbst fallen machen ... Wenn an der Spitze der Nationen nur

Digitized by Google

einige Minister sind, die sich über die gemeinen Vorurteile erheben, so macht der Papst bankrott. Schon sind seine Wechsel und Papiere zur Hälfte in Mißkredit; ohne Zweifel aber wird die Nachwelt den Vorteil genießen, frei denken zu können ..."

Kommt nicht Macchiavelli, der nur von einem aufgeklärten Fürsten mit absoluter Gewalt Rettung für Italien hoffte, zu ganz ähnlichen Schlüssen, wie circa 250 Jahre später Friedrich der Große? Macchiavelli hatte schon ganz richtig erkannt, daß die Ursache der selbst verschuldeten Ohnmacht und Zersplitterung Italiens in eine Menge von Republiken und Fürstentümern „die Kirche — und die Kirche allein" wäre. Niemals aber sei ein Land einig und glücklich gewesen, wenn es nicht einem Fürsten oder einer Republik gehorcht hätte. Die beiden Endziele des Macchiavellismus gipfelten in der Vernichtung der weltlichen Papstgewalt und der Begründung des einheitlichen Nationalstaates. Diese Bahnen seinem Volke gewiesen zu haben, ist das Verdienst des viel verkannten Mannes, über den selbst ein Friedrich noch mit den Worten, wie: „Le plus méchant", „le plus scélérat des hommes", „ce sophiste des crimes", „ce monstre" usw. abgeurteilt hat. — Hätte Friedrich nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges die einmütige Haltung der katholischen Mächte gegen Papstherrschaft und Jesuitismus mit weitem politischen Scharfblick auszunützen verstanden, er hätte sich unvergängliche Verdienste nicht bloß um Deutschland und den Protestantismus, sondern um die gesamte westeuropäische Kulturwelt erworben und sich im wahrsten Sinne des Wortes ein monumentum aere perennius errichtet. Das aber hat er nicht getan, im Gegenteil! Die schönste Frucht der Aufklärungsphilosophie: die Erkenntnis des wahren Wesens des Ultramontanismus, die Voltaire in die zwei Worte „Écrasez l'infame" zusammenfaßte, hat Friedrich, der aufgeklärteste und angesehenste Fürst seiner Zeit, welk zu Boden fallen lassen. Er, der für Denk- und Gewissensfreiheit schwärmte, hat selbst mit dem Jesuitismus, dem eigentlichen Vertreter des „ungereimtesten Fanatismus" und der weltlichen Papstgewalt, paktiert und ihm noch Vorschub geleistet, als bereits die katholischen Mächte beim Papst die Aufhebung des verhaßten Ordens durchgesetzt hatten. Friedrichs Kirchenpolitik ist ein welkes Blatt in seinem Ruhmeskranze. Seine von höfischen Geschichtsschreibern viel gerühmte „Toleranz" gegenüber dem Ultramontanismus — denn der

Digitized by Google

allein kommt hier in Frage — war nichts als Schwäche und kleinliche politische Eifersüchtelei gegen Österreich, gegen Joseph II., der in seinem Lande mit fester Hand ins ultramontane Wespennest griff und die Staatskirche proklamierte, selbst ihren Kultus eigenmächtig abänderte und vieles abschaffte, ohne neues dafür an die Stelle zu setzen. Friedrich beobachtete ihn mit Argusaugen; in jedem Zimmer des Schlosses in Sanssouci ließ er Josephs Bild aufhängen, um ihn ja im Auge zu behalten. Sonst tat er nichts. — Joseph führte energisch seine weltlichen Reformen durch, säkularisierte an 700 Klöster, weil er vom physiokratischen Standpunkte aus mit Recht die Anhäufung von Kapitalien in der toten Hand für schädlich hielt; er hob ferner die Bettelorden auf, verbot alle Kundmachungen des Papstes, sofern sie nicht durch ein besonderes Placet des Kaisers gestattet wurden. Dem Papst wurden alle Kompetenzen genommen und den Bischöfen des Landes übertragen. Aus den Kirchen ließ er allen überflüssigen Prunk entfernen und versilbern, was ihm allein über zehn Millionen Gulden einbrachte. Kurz, Joseph ging mit einer Energie zu Werke wie einst Herakles, als er den Stall des Augias reinigte.

Joseph II. wurde denn auch vom gesamten Klerus, den er so scharf aufs Korn nahm, bitter gehaßt. Tatsache ist, daß die Jesuiten zu Friedrich, der zeitlebens der größte Gegner Österreichs geblieben ist, in nähere Beziehungen traten, und die Vermutung liegt nahe, daß sie ihn gründlich hinters Licht geführt haben. Wie wäre sonst der Widerspruch zwischen seinen Ansichten und seinem völlig passiven Verhalten zu erklären! Nur deutsche Gutmütigkeit kann glauben, daß Friedrich die geschworenen Feinde des Protestantismus und jeglicher Denkfreiheit, die notorischen Vertreter des Ultramontanismus als „Erzieher" der Jugend in Schlesien und den neu erworbenen polnischen Landesteilen nötig gehabt habe. Denn schroffere Gegensätze, wie preußisches Nationalgefühl und dynastische Anhänglichkeit einerseits und ultramontane Weltanschauung anderseits, hat es selbst zu Friedrichs Zeiten nicht gegeben. Über die wahre Gesinnung des Klerus in Schlesien konnte Friedrich auch nicht im Zweifel sein; hatte ihn doch während des Siebenjährigen Krieges der Fürstbischof Graf Schaffgotsch in Breslau öffentlich verhöhnt und den ihm verliehenen Schwarzen Adlerorden sogar mit Füßen getreten. Trotz allem beging Friedrich, der so oft die „elende Staatsklugheit" verwünscht hatte, den schweren politischen Fehler und ließ die selten

Digitized by Google

günstige Gelegenheit vorübergehen, sich die Jesuiten vom Halse zu schaffen. Hätte er's getan, wer weiß, ob wir heute überhaupt eine polnische Frage hätten! — Natürlich äffte ihm Katharina II. auch darin wieder nach; auch sie gestattete den Jesuiten den Aufenthalt in den ihr nach der Teilung Polens zugefallenen Ländern. Nun, die Saat, die sie dort gesät haben, hat ja im Laufe des 19. Jahrhunderts ihre Früchte gezeitigt. Bei allen polnischen Insurrektionen in Rußland, auch 1848 in Preußen, hat der ultramontane Klerus nachweislich eine sehr bedeutende Rolle gespielt.

Die Lynchjustiz.

Von Mary Church-Terrel.*)

Deutsch von Anna Sussmann-Ludwig.

Die Häufigkeit der in jüngster Zeit vorgekommenen Lynchgerichte (in den ersten drei Monaten vorigen Jahres fielen in den Südstaaten allein 31 Neger der Volkswut zum Opfer), die die Gefahr mit sich bringt, daß diese durchaus ungesetzlichen Scheußlichkeiten gewissermaßen zu feststehenden Punkten der

*) Mary Church-Terrel wurde unmittelbar nach der Beendigung des Befreiungskrieges in Memphis, Tennessee, geboren. Ihr Vater, einer der reichsten Farbigen der ganzen Gegend, ließ sie im Oberlin-College in Ohio erziehen, wo sie auch ihr Examen ablegte. Ihre weiteren Studien führten sie dann auf einige Jahre nach Deutschland, Frankreich und Italien. Nach ihrer Rückkehr in die Heimat heiratete sie Mr. H. Terrel, einen farbigen Advokaten, der unter Roosevelts Regime seine Anstellung am höchsten Gerichtshof von Washington erhielt. Ihre soziale Aufgabe erblickt diese Frau, die glückliche Gattin und Mutter ist, in der Aufklärung und Belehrung ihrer schwarzen Schwestern, für die sie jetzt als Ehrenpräsidentin der National Association of Coloured Women wirkt. Dies Amt brachte ihr auch die Gelegenheit, beim internationalen Kongreß des Bundes deutscher Frauenvereine, Berlin Juni 1904, zum ersten Male vor einem größeren Kreis Weißer zu sprechen. Sie entledigte sich dieser Aufgabe mit großer Gewandtheit in der Beherrschung der deutschen Sprache und sehr sachlicher Behandlung ihres Themas.

Digitized by Google

öffentlichen Tagesordnung werden, denen nichts Sensationelles mehr anhaftet, beweist besser als alles andere die Notwendigkeit einer energischen Stellungnahme all derer, denen an der Ehre und dem Ruhm Amerikas gelegen.

Aufklärung der großen Massen über die Ursachen des Lynchsystems ist das A und O alles Erstrebenswerten. Weshalb diese, selbst von denen, die in die Verhältnisse eingeweiht, bisher nicht gegeben wurde, ist sehr leicht verständlich. Man muß bedenken, daß auch hier, im freien Amerika eine Auflehnung gegen den herrschenden Kurs, ein Schwimmen gegen den Strom, eine Tollkühnheit ist, die sich fast immer sehr schwer rächt. Da nun sehr selten jemand das Verlangen besitzt, um der Schwarzen willen ein wirkliches, Karriere und Existenz gefährdendes Martyrium auf sich zu nehmen, so bleibt trotz vieler frommen Wünsche alles beim alten.

Bei dieser Aufklärung bezugsweise der Beurteilung des Lynchings handelt es sich um vier Momente. Zuerst gilt es, sich von der völlig irrigen Ansicht frei zu machen, daß die Mehrzahl aller Lynchakte als Sühne für die an weißen Frauen vollführte Schändung durch Neger von den Südstaatlern inszeniert werden. Dies Verbrechen ist der Vorwand, aber nicht die Ursache. Man verfährt eben auch hier nach der Methode des Kuklux-Clan*) und ihrer Nachfolger. Man verdächtigt, wo man nicht anklagen kann. Kaum die Hälfte aller Gelynchten wird der Schändung angeklagt und noch nicht ein Viertel dieses Verbrechens überführt.

Wie weit entfernt, selbst von der ganz willkürlichen Annahme jenes Deliktes, die Ursache eines Lynchings sein kann, mag folgendes zeigen: In Doddsville (Mississippi) wurde im März v. J. ein weißer Pflanzer ermordet. Der des Mordes beschuldigte Neger floh. Mit ihm seine Frau, die ganz genau wußte, welches Schicksal ihrer harrte, wenn sie in der Gegend der Mordtat verblieb, obgleich sie nicht einmal unter dem Verdachte der Mitwisserschaft stand. Beide Flüchtlinge wurden verfolgt und ergriffen. Das Schlußkapitel dieses Trauerspiels schildert ein Augenzeuge in der „Evening Post", einer demokratischen Tageszeitung im Territorium Mississippi in folgenden Sätzen:

*) Kuklux-Clan ist eine bald nach der Freilassung der Neger gegründete politische Geheimverbindung der Weißen, die das Niederhalten der Schwarzen mit allen nur irgendwie zu Gebote stehenden Machtmitteln durchsetzte.

Digitized by Google

„Beide Neger wurden an Baumstämmen festgebunden und während der Vorbereitungen für ihre Verbrennung in teuflischster Art gemartert. Zuerst hackte man ihnen von jeder Hand einen Finger ab und verteilte sie als Trophäen unter die Anwesenden. Dann folgte die Prozedur des Ohrenabschneidens und das Ausstoßen eines Auges, das bei Holbert, dem Manne, bald wie ein formloser Klumpen aus der Augenhöhle heraushing. Trotz all dieser Qualen bat aber keiner der Delinquenten um Gnade, oder stieß auch nur einen einzigen Wehlaut aus. Als die Peiniger sich hierauf dahin einigten, daß auch die sämtlichen anderen Finger ihren Vorgängern folgen sollten, streckte Holbert unaufgefordert seine Hände aus. Den Schluß der Folterungen vollzog man mit dem allergrausamsten Werkzeug, das man sich denken kann. Lange Korkzieher wurden den armen Opfern in die Backen, Arme, Beine so tief als möglich hineingebohrt und dann mit einem plötzlichen Ruck, der große Fleischfetzen abriß, wieder herausgezogen. Als endlich ein helloderndes Feuer die Körper der gräßlich Verstümmelten verzehrte, schienen die Flammen diese armen Märtyrer einer vertierten Volkswut wie eine Gloriole zu umstrahlen."

Daß der Mob in den Nordstaaten häufig genug mit dem Pöbel aus dem Süden in dieser Hinsicht völlig sympathisiert, hat seinen Grund darin, daß der Irrwahn von der Vergewaltigung weißer Frauen immer weiter um sich greift. Diesem Umstand ist auch die von ganz hervorragenden Südstaatlern auf Kongressen oder ähnlichen Gelegenheiten fast ohne Widerspruch aufgenommene Äußerung zuzuschreiben, daß mit der Ursache auch die Folgeerscheinungen schwinden würden.

Nur einige wenige, ganz besonders Mutige wagten in den letzten Jahren ein offenes Bekenntnis der Wahrheit, deren Verschleierung und Entstellung ihnen eine Entehrung des ganzen Volkes deuchte. So sagte z. B. vor ungefähr zwei Jahren Andrew Sledd, Professor an einer der Hochschulen des Südens, in einem vorzüglichen Vortrag über das „Rassenproblem" mit Bezug auf das Lynching ungefähr folgendes:

„Nur ein offenes Darlegen der Tatsachen, die nackte Wahrheit, gleichviel ob diese unserem Staate und seinen Lenkern willkommen ist oder nicht, kann zu der Erkenntnis führen und untrügliche Beweise dafür erbringen, daß die allermeisten Lynchexzesse aus ganz gemeiner, scheußlicher und unerhörter Bestialität hervorgehen." . . .

Digitized by Google

Diese offenen Worte bestraften sich sehr hart. Sledd wurde seiner Stellung entsetzt und im ganzen Territorium unmöglich gemacht.

Einige Monate später versuchte ein Geistlicher für die armen Schwarzen einzutreten. Candler, der Bischof von Georgia, unterzog sich der Mühe, 128 im Jahre 1901 vollzogene sogenannte Volksgerichte zu untersuchen und mit dem hierbei sich ergebenden Resultate vor die Öffentlichkeit zu treten. Noch nicht einmal jeder zehnte all der durch den Pöbel Gemordeten, war überhaupt des Verbrechens der Vergewaltigung oder Schändung angeklagt!!

Ein weiterer Trugschluß bei der Verteidigung des Lynchsystems ist die Behauptung, daß der Neger nach Gleichberechtigung trachte. Dem stehen sowohl sämtliche Charakteristiken der der Schändung Überführten gegenüber, die diese als Kreaturen schildern auf der allerniedrigsten Entwickelungsstufe und die nur ihren ungebändigten Trieben nachgehen, als auch die Tatsache, daß kaum einer von all jenen Verbrechern jemals etwas von sozialer Gleichheit und ähnlichem gehört hat. Und hätte er auch durch irgend einen Zufall einmal etwas von diesem Problem vernommen, so würde er genau soviel davon verstehen wie von dem binomischen Lehrsatz.

Von den in den Schulen und Instituten der Nordstaaten mit weißen Kindern zusammen erzogenen Negern, denen jener Begriff doch schon erheblich näher liegt, ist nachweislich niemals ein solches Sittlichkeitsdelikt begangen worden. Noch sind sie in irgend einer Weise stärker an der allgemeinen Kriminalität beteiligt als ihre hellfarbigen Lebensgenossen. Des weiteren haben auch ganz genaue Ermittelungen die völlige Grundlosigkeit all jener infamen Verleumdungen bewiesen, mit denen die Ehrenmänner aus den Südstaaten von Zeit zu Zeit die im Norden zu Ansehen, zu Amt und Würden gelangten Schwarzen, wie auch die verschiedenen farbigen Zeitungsverleger um Name und Ruf zu bringen versuchen.

Neben all dem erscheint es fast wie eine Ironie, daß gerade im Süden der völlig ungebildete Schwarze verwöhnt und verhätschelt wird. Wie oft wird er, der einzige, dem man dies Verbrechen zutrauen kann, selbst den gebildeten, hochzivilisierten Rassegenossen als Muster aufgestellt. Welch seltsame Vorstellungen die Bewunderung für solch eine „old mammy“ oder einen treuen alten „Onkel“, die weder lesen noch schreiben können, bei ihren weißen Freunden bisweilen hervorbringt, ist nur schwer zu

Digitized by Google

glauben. Auf der anderen Seite gibt es aber auch kaum eine Bezeichnung, die kaustisch oder hart genug wäre, um die Mißgunst, den Neid und den Haß auszudrücken, den die Südstaatler gegen den „New Issue“ hegen, das heißt gegen die gebildeten, zivilisierten Schwarzen, denen Wissen und Bildung auch Sinn und Streben nach den höchsten, idealsten Gütern des Lebens gegeben haben. Gerade ihnen werden alle Sünden und Verfehlungen der ganzen Rasse vorgeworfen und angerechnet, und zwar wird dies in ganz zweckbewußter, konsequenter Art durchgeführt. So tauchen von Zeit zu Zeit hier und dort in den Kreisen, zu denen auch Vertreter des „New Issue“ gehören, irgend welche „Gerüchte“ auf. Niemand weiß, wo sie entstanden oder wer sie zuerst erzählt, und die davon Betroffenen sind diesem Treiben gegenüber ganz machtlos.

Das einzige kleine Zipfelchen sozialer Gleichberechtigung, das man, besonders im Süden, der schwarzen Rasse von jeher eingeräumt hat und auch heute noch uneingeschränkt bewilligt, liegt in der Herablassung der weißen Gebieter zu ihren Sklavinnen! Hierin sehen die Republikaner unseres demokratisch gesinnten Landes eben etwas ganz anderes als in den ähnlichen Verbrechen der dicken, starkknochigen, schwarzen Brut, von der man sogar behauptet, daß sie dank ihrer verkümmerten, laxen Moralbegriffe die Scheußlichkeit der Vergewaltigung und Schändung der weißen Weiblichkeit gar nicht ahnt. Daß schwarze Prediger und Lehrer und mit ihnen alle, die den Vorzug besserer Bildung genießen, mit aller Macht, durch Wort und Schrift die Tilgung dieses Schandfleckes ihrer ganzen Rasse zu erstreben versuchen, wird von ihren Widersachern ebenso übersehen wie die Tatsache, daß gar manche der Gelynchten durch die nachherige gerichtliche Untersuchung oder irgend einen Zufall völlig entlastet werden. Der Durst nach Negerblut ist einmal im Süden so groß, daß schon der Schatten eines Verdachts genügt, um die Glut des Hasses, der in der Brust dieser Teufel schlummert, die den typischen Mob bilden, zu heller, alles verzehrender Flamme anzufachen. Und wie oft büßen Neger die Taten von Weißen!

So gestand erst im März vorigen Jahres ein Weißer aus Charleston in Südkarolina auf seinem Sterbebette ein, daß er der Mörder seiner Frau gewesen, deren Tod im Mai 1902 ein großes, an drei Negern vollzogenes Lynchfest inszeniert hatte. Ein andermal lynchte man im Staate Mississippi eine Frau, ihren Sohn und Tochter als Sühne für die angebliche Mitwisserschaft der Mutter an einem Morde. So könnte man unzählige Beispiele

Digitized by Google

für die Ungesetzlichkeit und Scheußlichkeit der meist noch durch bestialische Qualen und Foltern erhöhten Verbrechen erbringen, die Racheluſt und Grauſamkeit eines ſinnlos gewordenen Pöbels verüben. Schon aus Achtung vor dem Geſetz, das der Weiße derartig mit Füßen tritt, heißt es auch für den Neger, beſonders den gebildeten, in beſſerer Poſition befindlichen, hier energiſch und laut Proteſt erheben. Sehr unterſtützen werden ihn hierbei die offen zutage tretenden Abweichungen zwiſchen Wirklichkeit und Zeitungsdarſtellung. Wie oft bringen dieſe die Tatſachen abſichtlich oder unabſichtlich entſtellt, wenn nicht gar direkt gefälſcht. Wie raffiniert hierbei bisweilen zu Werke gegangen wird, zeigt der Fall Jan Hoſe, der auf alle Fälle dazu dienen ſollte, in einer ſonſt ereigniſloſen, ſtillen Zeit den Leſern eine zugkräftige Senſation zu verſchaffen. So wurde zuerſt die an ſich ganz klare, einfache Sachlage, daß der Neger Jan Hoſe in einem Lohnſtreit ſeinen geizigen weißen Herrn erſchlagen hatte, mit allen erdenklichen Mitteln zu einem myſteriöſen Roman ausgeſchlachtet, deſſen Pointe in einer Auslobung der ſehr bekannten, vielgeleſenen Zeitung über £ 500 für die Ergreifung des Verbrechers beſtand. Gleichzeitig ſprach man in äußerſt beredten Worten von dem ſteten Anwachſen der gärenden Volkswut, die ſich unzweifelhaft in einem ſpontanen Lynchakt entladen würde. Natürlich hieß es nun auch, recht behalten. Nichts war leichter als das, denn es gab ja gar keinen erſichtlichen Grund für die Annahme, daß ein Mörder nicht auch ein Frauenſchänder ſein ſollte. Alſo mußte Jan Hoſe auch das Weib des Ermordeten vergewaltigt haben. Hiermit war ſein Schickſal beſiegelt, und man konnte alle Anſtalten für ein fröhliches Feuerſchauſpiel vor der Stadt treffen. Zur Erleichterung des Maſſenverkehrs nach dem Platz dieſer ſonntäglichen Volksbeluſtigung ſtellte man Extrazüge ein, deren letzter unmittelbar nach Kirchenſchluß die chriſtlichen Bewohner von Atalanta noch gerade rechtzeitig zum Anfang der Tragödie an Ort und Stelle brachte. Wie gewöhnlich wurde auch hier nach Beendigung der Verbrennungsprozedur die erkaltete Aſche nach Knochenreſten durchſucht, die man den daheimgebliebenen Freunden als „Andenken“ mitbrachte. So verlief alles programmäßig bis auf einen kleinen, nicht vorausgeſehenen Zufall. Die am Tatorte durch einen tüchtigen und wahrheitsliebenden Chicagoer Detektiv unternommene Unterſuchung ergab nämlich, daß von einer Schändung abſolut nicht die Rede ſein konnte, da die Frau nicht einen Augenblick allein geweſen war. Obenein wußte ſie ſelbſt auch gar nichts von

Digitized by Google

einem solchen Akte. Doch über solche Kleinigkeiten setzte sich die in der Zuverlässigkeit ihrer Berichterstattung etwas diskreditierte Zeitung ebenso leicht hinweg wie das düpierte Publikum. Ähnlich genau mit der Wahrheit nahm es ein Teil der Presse bei der Kunde, daß in Georgia in Atalanta vier weiße Polizisten von einem Neger erschossen worden seien. So schwarz wie dieses Wüterichs Seele und Moral geschildert wurde, kann selbst der schwärzeste Neger nicht sein. Obenein war dieser Richardson in Wirklichkeit ein sehr ruhiger Mensch, geachteter Kaufmann und zuverlässiger Staatsbürger gewesen. Aber er hatte das unerhörte Verbrechen begangen, einen verabschiedeten weißen Staatsbeamten, der mit einer verheirateten Schwarzen im Konkubinat lebte, öffentlich zu tadeln. Das war dem Sheriff zu Ohren gekommen und er hatte die sofortige Verhaftung Richardsons verfügt. Doch dieser wollte, als er plötzlich sein Haus von Bewaffneten umzingelt sah und ihm sein Urteil verkündet wurde, leicht begreiflicherweise sich nicht gutwillig der Gewalt fügen und wenigstens sein Leben so teuer als möglich verkaufen. In verzweifelter Notwehr erschoß er zwei weiße Polizisten und verwundete noch mehrere. Nur eine einzige Zeitung, der „Telegraph" brachte die nackte Wahrheit, während die anderen allen erdenklichen Unterschiebungen und Inspirationen Raum gaben.

Die krasseste Illustration der haßerfüllten Gewalttätigkeit der Weißen gibt eine Tragikomödie, deren Konflikt die Angst und Furcht eines jungen Mädchens heraufbeschwor. Dies wurde bei einem Spaziergang durch ein aus den Feldern dringendes Geräusch erschreckt. Umherspähend, erblickt sie einen Schwarzen, der, wie sie meint, mit irgend welchen Waffen drohend umherfuchtelt. Sie ergreift die Flucht und berichtet, atemlos zu Hause anlangend, das, was sie gesehen. Sofort bewaffnen sich eine Anzahl Weiße und marschieren zu dem leicht aufzufindenden Tatort, wo sie auch den ruhig weitermähenden Neger finden. Obgleich dieser keine Ahnung von dem ihm zur Last gelegten Verbrechen hat und trotzdem er beteuert, daß er das junge Mädchen überhaupt nicht gesehen habe, gehen seine weißen Richter zu einem abgekürzten Verfahren über und erhängen ihn am nächsten Baume. — Der Lokalberichterstatter der dortigen Zeitung sprach von der gerechten Bestrafung eines im Augenblick des Vergewaltigungsversuchs ertappten Missetäters!

Forscht man nun den Ursachen und dem Wesen des Lynchsystems etwas gründlicher nach, so erkennt man bald, daß einer-

Digitized by Google

seits ein Ausfluß von Rassenhaß, anderseits eine gerade in jenen Gegenden, wo $^9/_{10}$ aller Lynchakte sich abspielen, herrschende Gesetzlosigkeit die treibenden Faktoren sind. Derselbe Geist der Intoleranz und Mißachtung gegen den früheren Sklaven, der hier in so entsetzlicher Weise zur Geltung kommt, zeigt sich auch in verschiedenen anderen Unterdrückungsmaßregeln, die das Schicksal des schwarzen Südstaatlers völlig rechtlos und schier unerträglich machen. Zu diesen gehören neben den meisten Paragraphen des Kuklux Clan auch die in der Praxis kautschukartig dehnbaren Jim Crow Car-Gesetze, die unter dem Titel „Dienstbarkeit" eine neue Sklaverei züchten, ferner die Ausschließung vom Wahlrecht und manches andere.

In dem Lynchgedanken lebt noch ein gut Teil von dem Wesen der Sklaverei fort. Die weißen Männer, die heute die Neger totschießen und nach allen Regeln der Kunst martern und schinden, und die weißen Frauen, die brennende Fackeln an die mit Öl begossenen Körper ihrer Opfer bringen, sie sind zum großen Teil die Söhne und Töchter früherer Sklavenhalter, obgleich dies von vielen Seiten geleugnet wird. Und selbst, wo dies nicht der Fall ist und wo die armen Weißen, das Volk sich zu Vollstreckern seiner eigenen Justiz macht, auch da ist das Verfahren als ein ganz rechtmäßiger Sprößling der Sklaverei zu bezeichnen, weil es eine Folge der Verrohung ist, der die gesamte weiße Bevölkerung durch jene Zustände unterworfen war. Darum sollte man bei einer Polemik über das Lynchen Vererbung und Umgebung, Vergangenheit und Gegenwart auf ihren richtigen Wert einschätzen.

Woher soll den Sprößlingen jener Frauen, die die Kinder der dunkler gefärbten Rasse als Kaufobjekte, als Lasttiere betrachten, Mitleid oder Gerechtigkeit für die heutige Negergeneration kommen? Wieviel Einsicht und Aufklärung muß dazu erst den weißen Frauen der Jetztzeit werden. Wieviel Segen aber könnten sie stiften, wenn sie ihren Einfluß auf ihre Väter, Männer und Söhne, die ihre Hände mit dem Blut der Schwarzen besudeln, zugunsten jener armen, seit undenklichen Zeiten von der weißen Rasse Verfolgten geltend machten.

Müßte nicht schon die Erinnerung an die geradezu rührende Treue, mit der die Schwarzen sie während den Kriegszeiten umgaben, sie zu ihren heutigen Beschützern machen!

Darum, ihr Vertreterinnen der Kultur und der Menschlichkeit, denkt daran, daß es Schwarze waren, eben jene Schwarzen,

Digitized by Google

um deren Weiterknechtung eure Männer kämpften, denen die Sorge für euer Wohl oblag. Und in all jener Zeit wurde keiner einzigen Weißen auch nur das allergeringste Leid zugefügt.

Und wenn es noch ein ganz besonderes Verbrechen wäre, daß ein erbittertes Volk an einem anderen Stamm rächte, oder wenn man fürchten könnte, daß die dunkelfarbigen Missetäter sich der gerechten, gesetzlichen Strafe entziehen würden, dann könnte man vielleicht wirklich einmal den Versuch wagen, die Ursache des Lynchens in irgend etwas Anderem, als ganz einfachem, elementarem Rassenhaß zu suchen. Aber wie sollte sich je ein Neger dem von Weißen gemachten Gesetz entziehen, dessen Aufrechterhaltung und Befolgung einzig und allein in den Händen seiner Gegner liegt. Wird im Süden ein Gesetz mißachtet, gedehnt oder gebeugt, so kann dies nur durch einen Weißen geschehen, und daß der so etwas aus Liebe oder Sympathie für einen Schwarzen tut, ist ebenso unwahrscheinlich, wie die Befreiung eines Menschen aus der Umarmung einer Riesenschlange oder aus dem Rachen eines Haifisches.

Fast möchte man annehmen, daß sich die weiße Bevölkerung der Südstaaten zur Ausrottung und Knebelung der Schwarzen prädestiniert glaubt. Dies würde manches, wenn auch nicht verständlich, so doch erklärlich machen. Oder sollte es doch noch irgend einen anderen logischen Grund für folgendes Vorkommnis geben?

Im Januar vorigen Jahres stand einer der reichsten Pflanzer, dessen unermeßlich großes Vermögen nachweislich aus dem Sklavenhandel herrührte, unter der Anklage, Negerkinder im Alter von 6—12 Jahren unmenschlich und grausam behandelt zu haben. Der Regierungsinspizient hatte diese Kinder barfuß und fast nackt bei der Arbeit in der völlig verschneiten Plantage angetroffen. Ihre Körper zeigten blutunterlaufene Striemen und offene Wunden, die sie beim Auspeitschen wegen nicht völlig erledigten Arbeitspensums erhalten hatten. Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß jener weiße Barbar vor mehreren Jahren den Vater der Kinder ermordet hatte. Auch damals war er, genau nach der Praxis, die auch den Weißen, der sich an einer Negerin vergeht, straffrei läßt, völlig frei ausgegangen. Ob er diesmal auch nur die geringste Sühne für seine verschiedenen Verbrechen wird leisten müssen, scheint mehr als fraglich, wenn man hört, wie geringfügig die von ihm geforderte Bürgschaftshinterlegung ist.

Ähnliche Prinzipien zur Niederhaltung und Rechtlosmachung

Digitized by Google

der Schwarzen treffen sich auf verschiedenen Gebieten. Besonders dort, wo es sich um Erziehung und Unterricht der Negerkinder handelt. Ein Staat hat jüngst den Erlaß gegeben, daß die Negerkinder vom Unterricht der Mittel- und Oberklassen der öffentlichen Schulen auszuschließen sind. Diesem löblichen Beispiel werden bald genug andere Territorien folgen. Der offenen, unerbittlichen Opposition gegen jede Bildungsgelegenheit für die schwarze Jugend verdankt auch einer der Gouverneure in den Südstaaten Amt und festbasierte Popularität. So reiht sich Glied an Glied, um den unversöhnlichen Haß und die blinde Feindschaft gegen die Neger des Südens zu schüren und zu den brutalsten und vertiertesten Konsequenzen ausarten zu lassen. Wie weit diese gehen, zeigten einige Artikel im „Nashville American", in denen nachgewiesen wurde, daß die Art der Blutrache, wie sie z. B. in Karolina herrscht, bei einer Verbreitung über die Union im Jahre 1902 mehr Opfer gefordert haben würde, als der spanisch-amerikanische Krieg auf seiten der Amerikaner.

Aber weder derartige unverblümte Mahnungen, noch die statistischen Erhebungen, die weder eine größere Beteiligung der Neger an der allgemeinen Kriminalität noch an den direkten Sittlichkeitsdelikten ergeben, können hier irgend welchen Wandel schaffen. Sie verhallen ebenso nutzlos, wie die Worte jenes weißen, zur Episkopalkirche gehörigen Predigers, der bei der Besprechung des Rassenproblems seiner Ansicht folgendermaßen Ausdruck verlieh:

„Man verwechselt hier nur allzuhäufig Ursache und Wirkung. Des Negers Lehrer und Lehrherren waren seit mehr als zwei Jahrhunderten die Bleichgesichter. Von ihnen hat er lügen und stehlen gelernt. Den besten Beweis für die Quelle, aus der des Negers Verlogenheit stammt, gibt das Antlitz von tausenden von Mulatten. Bedenkt man ferner, bis zu welchem Grade der Schwarze während der Sklaverei erniedrigt wurde und wie erschwert, wenn nicht direkt verboten, Heiraten unter Sklaven waren, und setzt zum Schluß noch das Beispiel der weißen Herren mit auf das Konto, deren Gewohnheitsrecht der Mißbrauch der Negerweiber war, von dem sie auch heute nicht lassen, so muß man die Selbstbeherrschung und das Betragen der Freigelassenen fast wie ein Wunder ansehen. Die Südstaatler, die so hohe Anforderungen an die Negerbevölkerung stellen und eine so hohe Moralität von ihr erwarten, leben selbst, trotzdem sie als

Digitized by Google

eine geistig höher und feiner differenzierte Wesenschaft gelten wollen, in ganz rückständigen Zivilisationsverhältnissen."

Nicht viel milder urteilte und schrieb die Presse des Nordens bei Gelegenheit der Interpellation des Sekretärs Hay wegen der rumänischen Judenverfolgungen. Damals regnete es förmlich spitze Vergleiche und sarkastische Bemerkungen, die nicht gerade zum Vorteil der südamerikanischen Verhältnisse in bezug auf die Negerbehandlung ausfielen. Von wirklichem Nutzen könnte hier ein energisches Auftreten der Kirche sein, und es wäre entschieden ratsamer, wenn sie, die jährlich Tausende von Dollars für Missionszwecke in fernen Gegenden verausgabt, einmal einen Teil dieser Summe zu einem Kreuzzug gegen die Barbarei im eigenen Lande verwendete, die hunderte ihrer eigenen weißen Frauen und Kinder in Wilde umwandelt, weil sie ihren Geist verwirrt und ihre Augen blendet gegen das, was unzähligen wehrlosen Schwarzen das Herz bricht. Die Lauheit und Gleichgültigkeit der meisten Geistlichen gegen diesen Krebsschaden wird nicht nur geschützt, sondern auch in manchen Fällen sogar noch von den Kongregationen und oberen Behörden kräftig unterstützt. So riet z. B. der geistliche Gerichtshof einem Priester in Delaware, der den Pöbel durch eine Hetzpredigt zu einem Lynchakt aufgereizt haben sollte, ein andermal „etwas vorsichtiger zu sein".

Einer solchen kläglichen Indifferenz der Kirche gegen jene Mordtaten sollte man das Beispiel Abraham Lincolns entgegenhalten, der sich weigerte, der Kirchengemeinde in Springfield, Illinois, beizutreten, weil von den dortigen 22 Geistlichen drei seinen Bestrebungen für die Befreiung der Sklaven entgegenstanden.

Nach alledem kommt man unweigerlich immer mehr zu der Ansicht, daß von allen Seiten und mit allen Mitteln Schritte zur Aufklärung der in Wahn- und Unbildung dahinlebenden Südstaatler gemacht werden müssen, wenn die Greuel der Lynchjustiz überhaupt jemals ein Ende finden sollen. Wer jene Gegenden nicht genau kennt, wird sich überhaupt kaum vorstellen können, welcher trostlose Tiefstand der Sitten dort herrscht. Ein gut orientierter, lange Zeit im Süden lebender weißer Schriftsteller charakterisierte erst vor wenigen Monaten seine dortigen Rassegenossen als absolut unwissend, ungebildet und ohne die geringste Fähigkeit, sich für irgend etwas Höheres und Idealeres zu

Digitized by Google

interessieren. Wenn jener weiße Pöbel, der eine Schande für den gesamten kaukasischen Stamm ist, so fährt er in seiner wenig schmeichelhaften Skizzierung fort, in Leidenschaft und Wut gerät, dann bildet er eine so wilde, brutale Masse, wie sie glücklicherweise sonst nirgends auf Erden zu finden ist.

Die bedeutungsvollsten Streiflichter über den allgemeinen Kulturfortschritt des Südens geben die einzelnen Rubriken der Volkszählung. Danach gibt es heute bei den Weißen noch ebensoviel Analphabeten über 21 Jahre, als vor mehr als einem halben Jahrhundert, während in der gleichen Zeit das Analphabetentum bei den Negern um mehr als 44% zurückgegangen ist. Auf diesem geistigen Fortschritt der Schwarzen, mit dem der wirtschaftliche Hand in Hand geht, basiert der Haß der Weißen weit mehr, als auf manchen anderen, ganz willkürlich angenommenen Motiven. Wirkt doch schon der bloße Anblick eines gut gekleideten, sich tadellos benehmenden Negers aufreizend und alle schlimmen Leidenschaften entfesselnd auf den weißen Mob, der nicht nur unfähig ist, den Gefahren jener bösartigen, seuchenähnlichen Krankheit zu trotzen, sondern der ihre Übertragbarkeit im ausgedehntesten Maße fördert. Denn weder Grausamkeit noch allgemeine Gleichgültigkeit des Amerikaners gegen die Schwarzen sind die Triebfedern zu den meisten der unbestraft bleibenden Ausschreitungen, sondern die Unkenntnis über ihre Entstehung und ihre Konsequenzen. Der Süden hat so raffiniert und beredt, so energisch und unentwegt die Minderwertigkeit des Negers proklamiert, daß schließlich auch der Norden sich zu dieser Auffassung bekehrte, ganz ungeachtet der Tausende von wohlhabenden, geistig und moralisch sehr hoch stehenden und sehr patriotisch gesinnten Schwarzen in ihrer Mitte.

Zu all dem kommt anscheinend eine Verflachung und allmähliche Verschiebung des Grundgedankens des amerikanischen Regierungsprinzips. Und ist an dem Tage, an dem die Begriffe von Freiheit und Gleichheit wieder ihre alte Macht und Reinheit erlangen wird, auch der Anfang vom Ende für alle die Schrecken gekommen, die den Neger immer weiter knechten und erniedrigen, dann wird das Lynchgericht verschwinden und mit ihm das Convict Lease-System, die Jim Crow Car-Gesetze und die Ausnahmebestimmungen im Wahlrecht, mit denen einzelne Verfügungen über Berufs- und Handelsangelegenheiten der Schwarzen an Ungerechtigkeit wetteifern. Wann dies geschehen wird, kann noch kein Mensch sagen. Nur das eine steht fest, vorerst gilt es, das

Digitized by Google

ganze Land aufzurütteln aus seiner Gleichgültigkeit gegen die Leiden und Qualen der Schwarzen in den Südstaaten, an denen sie weit weniger Anteil nehmen als an dem Unrecht, das den Irländern, Armeniern, Rumänen und russischen Juden oder irgend welchen Bedrückten und Verfolgten irgendwo auf dem Erdenrund zugefügt wird.

Das Marionettentheater.

Von Joseph Aug. Lux, Wien-Döbling.

Man muß der Vorstellung eines Marionettentheaters beigewohnt haben, um das anmutige Abenteuer Don Quijotes mit dem Puppenspieler zu begreifen. In der Schenke stand der Puppenkasten, fertig und abgedeckt, mit brennenden Wachskerzchen besteckt, hübsch und glänzend anzusehen, und Meister Peter regierte die Drahtpuppen, während vorn ein junger Mann mit einem Stäbchen auf die Figuren zeigte und die Geheimnisse des Spieles erklärte. Das Drama, französischen Chroniken und spanischen Romanzen entnommen, handelt von der Befreiung der Melisendra durch ihren Gemahl, Herrn Don Gaiferos.

Gaiferos bei dem Brettspiel saß,
Und Melisendra ganz vergaß.

Die Zeitgeschichte spiegelte sich in der kleinen Bühne, Karl der Große und der rasende Roland gehen über die Szene; der Waffenlärm der Maurenkämpfe hallt nach, und an herzerquickenden Prügeleien ist kein Mangel. Es regnet Hiebe. Gaiferos hat die schöne Melisendra aus der Gewalt der Mauren befreit. Lärm und Getümmel erhebt sich hinter den Fliehenden. Das Maurenvolk. Da konnte Don Quijote nicht länger mehr zusehen. „Nimmermehr werde ich zugeben, daß, so lange ich lebe, vor meinen Augen einem so berühmten Ritter und herzhaft Liebenden wie Don Gaiferos Gewalt angetan werde. Haltet ein, ihr Lumpengesindel.“ Schrie es und hieb mit dem Schwerte ein, zerschmetterte,

Digitized by Google

köpfte, verstümmelte, zerstückelte, als ob es nicht Puppen wären, sondern ein wirkliches Maurenheer. Sancho Panza beteuerte, nie habe er seinen Herrn so wütend und zornig gesehen.

Dieser tragikomische Ausgang ist durchaus nicht allein der etwas ausschweifenden Phantasie des fahrenden Ritters zuzuschreiben. Wenn der Puppenspieler versichert, sechzigtausend nagelneue Sachen gäbe es in seinem Kasten zu sehen, so war er noch nicht allzu unbescheiden. Er hätte auch sagen können, sein Kasten sei das Reich der unbegrenzten Möglichkeiten. Wirkungen lägen darin verborgen, die von keiner großen Schaubühne erreichbar sind. Ein Puppenspiel ist mehr als bloßes Kinderspiel. Der Geist Don Quijotes lebt darin bis heutigentags. Während das große Theater immer größere Wirklichkeitstreue sucht und solcherart die Grenzen des Darstellbaren verengert, hält sich das Puppenspiel mit seinen unzulänglichen Mitteln von dem Wettbewerb mit der Wirklichkeit fern zugunsten größerer Illusionsmöglichkeiten. Seine Vollendung liegt in der Unzulänglichkeit. Die Gliederpuppen sind ganz allgemeine Größen, menschliche Gleichnisse ohne Persönlichkeitswert, Symbole. Alle Märchenkünste machen sie wahr. An den Absichten der Dichtung können sie nichts verderben. Sie laufen nie Gefahr, zu vergessen, daß sie bloß Stoff sind, unbelebte Materie, keinen anderen Gesetzen untertan, als denen ihrer Natur und des Spiels. Sie haben zum Glück für die Darstellung kein eigenes Bewußtsein. Sie haben eine Seele, die physikalisches Gesetz ist und Schwerpunkt heißt, der sich im Innern der Puppe befindet. Jede Bewegung, jede Erschütterung dieser Seele löst ein rhythmisches Spiel der Glieder aus, pendelartige Kurven, die sie um den Körper beschreiben. So klingt jede Erregung in Harmonie aus, jede Linie ist Wohllaut, Schritt und Gebärde ist Tanz, sichtbare Musik. Und weil alles auf ganz natürliche, einfache Weise geschieht, liegt eine Unschuld in diesen Bewegungen, die, wie Heinrich von Kleist sagt, nur Körpern zukommt, die entweder gar kein Bewußtsein haben oder ein unendliches, dem Gliedermann oder einem Gott. An Drähten gehoben ist der Gliedermann antigrav, wie ein Gott der Erdenschwere entlastet, von geheimnisvollen Kräften bewegt, und befähigt, Dinge zu verrichten, die dem Sterblichen versagt sind. Das Wunder, die Sage und wohl auch die Satire fanden im Marionettentheater die überzeugendste Darstellung, und es hat Epochen gegeben, wo die elendesten Figuren mehr Erfolg hatten als die besten Schauspieler ihrer Zeit. Die heiligen Mysterien,

Digitized by Google

Rabelais' Gargantua und Pantagruel, die Faustsage gehörten zum beliebtesten Repertoire und fanden ein begeisterungsfähiges und dankbares Publikum. Goethe, der im Puppenspiel auf der Frankfurter Messe 1773 die lebhafteste Anregung zur Faust-Idee gefunden, spricht noch im Alter mit Wärme von dem kleinen Theater. Die freundlichsten Erinnerungen seiner Knabenzeit gehören dem Puppenspiel an, das ein Freund des Hauses gefertigt und der Familie zum Weihnachtsgeschenk gemacht hat. Ein billiger Stoff ward verwendet; David erschlägt den Goliath. Das Staunen bei der ersten Vorstellung war groß; später kam die Lust des Forschens hinzu. „Wie das zugehe? war jetzt mein Anliegen. Daß die Puppen nicht selbst redeten, hatte ich schon das erstemal gesehen, daß sie sich nicht selbst bewegten, vermutete ich auch; aber warum das alles so hübsch war? Und es doch aussah, als ob sie sich selbst bewegten und selbst redeten. Und wo die Lichter und die Leute sein mochten?" Die Sehnsucht war mächtig, zugleich unter den Bezauberten und Zauberern zu sein, zugleich die Hände im verdeckten Spiel zu haben und als Zuschauer die Freude der Illusion zu genießen. Die kleine Truppe wurde gemustert, König Saul im schwarzen Samtrock mit der goldenen Krone sah steif und pedantisch aus. Jonathan mit glattem Kinn und seinem gelb und roten Kleid und Turban sah artiger aus. Der Prophet Samuel trug einen Leibrock, dessen Schillertaft einem alten Kleide der Großmutter entnommen war. Bald ging's an ein Umgestalten. Die Puppen sollten bewegliche Kleider haben. Man trennte die Läppchen vom Leibe und schaffte eine winzige Theatergarderobe an, wo die Reifröcke der Damen nicht vergessen waren. Auch hier liegt eine Warnung. Der Naturalismus führt über die Grenzen des Spiels, und die Erweiterung der Pläne zerstörte den Grund des kleinen Gebäudes. Das Puppenspiel hat eben auch seine Ästhetik, seinen eigenen Stil.

Daß gerade in dem kleinen Rahmen und mit den harmlosen, primitiven Mitteln sich die ungeheuersten Dinge darstellen lassen, daß Mächte beschworen werden können, die auf der großen Bühne versagen, daß die höchste Kraft im kleinsten Maß liegt, ein ungeheurer Zündstoff, ist eine Erkenntnis, die früh genug aufdämmerte und zu den Verboten führte, welche sich im sechzehnten Jahrhundert sowohl bei den Protestanten als bei den Katholiken gegen die Puppenspiele richteten. Aber gerade damals stand das Puppenspiel in der Blüte und hielt sich bis Ende des 18. Jahrhunderts auf gleicher Höhe. Schon das hohe Altertum kannte die Glieder-

Digitized by Google

puppen und liebte sie. In Athen war zu Perikles Zeit das Theater des Bacchus der Schauplatz ihrer Handlungen, und Aristoteles beschreibt ausführlich die komplizierten Bewegungen, welche diese Puppen ausführten. Dieser Beschreibung zufolge werden die Glieder an Fäden gezogen, „der Kopf bewegt sich, die Augen wenden sich, die Hände führen die verlangte Geste aus und das Ganze stellt ziemlich vollkommen ein menschliches Wesen dar." Es ist leicht möglich, daß die Marionetten zur altheidnischen Gottesdarstellung zurückführen und in den Götzen und Götterbildern ihren Ursprung haben. Soviel steht fest, daß zu Römerzeiten bei den prozessionellen Umzügen unter den großen grotesken Marionetten jene des Manducus bemerkt wurde, ein Schreckgespenst mit großen Zähnen und beweglichen Kinnladen, das, aus dem Range der Götter herabgestürzt, als Nußknacker ein verlachtes und verächtliches Dasein führt. Der Name Marionette kam indessen erst im Beginne des Mittelalters auf. Seit dem zehnten Jahrhundert fand in Venedig eine jährliche Zeremonie statt, „la festa della Maria" zur Erinnerung an den von den Piraten verübten Raub von zwölf Bräuten. Die alsbald wieder befreiten Jungfrauen wurden durch acht Tage mit großem Pomp gefeiert. Jedes Jahr wurde die gleiche Anzahl Marien auf öffentliche Kosten ausgestattet. Die Kosten kamen schließlich zu hoch, man beschränkte sich auf vier, und zuletzt begnügte man sich mit der leeren Zeremonie, indem man die Jungfrauen durch Holzpuppen ersetzte. Der Name Maria ging auf die Puppe über und veränderte sich durch die der italienischen Sprache eigentümlichen Diminutiven in Marote, Mariotte, Mariole, Mariette, Marion und endlich in Marionette.

Seit dem 12. Jahrhundert ist das Marionettentheater beliebtes Mittel der Volksbelustigung und Erbauung. Der Marionettenspieler wird eine typische Erscheinung der Landstraße. Der primitive Apparat, der von den ältesten Zeiten bis heutzutage im wesenlichen gleichgeblieben, gab dem Volke einen Zeitspiegel für Schimpf und Scherz, im Rahmen der kleinen Szenen eine „affenteuerliche, naupengeheuerliche Geschichtsklitterung", daran der ungewaschene Volkswitz sein Mütchen kühlen und der Weise, der sich an den Torheiten der Welt krank ärgert, sich wieder gesund lachen konnte. Von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an war das Marionettentheater sogar hoffähig geworden und in den menus-plaisirs Ludwig XIV. kommt ein bedeutender Posten vor für Jean Brioché, dem Puppen-Impresario und Zahnbrecher, zwei Geschäfte, die

Digitized by Google

sich in früheren Zeiten wohl miteinander vertrugen. Der Sohn und Nachfolger, Briochè der Jüngere, trug den Ruhm des Puppenspieles ins 18. Jahrhundert. Die königlichen Schauspieler führten eine kleine Parodie, betitelt: „Briochè oder der Ursprung der Marionette" auf. Die Szene zeigt das Atelier, wo Briochè seine Puppen fertigt, die da und dort aufgehäuft sind. In der Mitte steht eine Marionette, in die sich der Verfertiger unseligerweise verliebt hat. Seine Pygmalionssehnsucht klagt in den Versen:

L'ouvrage de mes mains une marionette.
A donc pu m'enflammer! Ma folie est complète:
Ah! si j'avais prévu le tort que j'en reçois
Le bois pour qui je brûle, aurait brûlé pour moi.

Er nähert sich dem leblosen Gegenstand seiner Liebe, da setzt eine ungemein sanfte und hinreißende Symphonie ein, die Marionette gewinnt Leben. Allmählich enthüllt sie ihre Gedanken, ihre Gefühle. Zwei Meister hat sie nun: Briochè und Gott Hymen. Wahrscheinlich dürfen wir in ihr die Ahnfrau der Olympia in E. Th. A. Hoffmanns Erzählungen verehren. Nicht nur für das klassische Theater war das Puppenspiel ein gefährlicher Konkurrent. Auf der Messe zu St. Germain wurde in einer Bude ein wolfähnliches Monstrum mit einem langen Bart und ein Rhinozeros gezeigt. Der Zulauf war ungeheuer. Ein Marionettenspieler bemächtigte sich des Gedankens. Er bildete kleine automatische Figuren nach dem Vorbild dieses lebenden Ungeheuers, ließ unter der Führung des allzeit lustigen Kasperls allerlei Kunststücke ausführen, Pistolenabschießen, Kartenspielen, Wahrsagen. Die künstliche Menagerie fand solchen Beifall, daß der glückliche Besitzer die Bude erweitern mußte, um den Zulauf zu fassen. Er ließ ein Amphitheater bauen mit Logen und Balkons. Aber der empfindlich geschädigte Besitzer der lebenden Kuriositäten, die allen Anwert neben den künstlichen verloren hatten, ließ heimlich die Balken absägen, und am folgenden Tage brach das Gerüst bei übervollem Hause ein. Das frohe Spiel hatte einen tragischen Abschluß gefunden. Schließlich hatte sich das Puppenspiel die Literatur erobert. Daß Voltaire ein Liebhaber desselben war, will weniger sagen, als daß einer der vierzig Unsterblichen, ein Mitglied der französischen Akademie es nicht verschmähte, Theaterstücke für die winzige Bühne zu schreiben.

Die heimliche Zauberkraft der Puppen ist mit dem Ergötzen,

Digitized by Google

das sie in volkstümlichen Marionettentheatern den kindlichen Seelen gewähren, noch lange nicht erschöpft. Sie harrt der Wiederbelebung. Wir wissen, daß Maeterlincks mystische Spiele, deren Zartheit und tiefe Symbolik von der Erdenschwere des Naturalismus auf der Bühne geradezu erdrückt werden, keine geeigneteren Interpreten finden können als die Puppen, für die sie ja ursprünglich auch gedacht waren. Aber vielleicht auch Shakespeares Dramen, namentlich die Stücke, wo gleichgestaltete Personen mit raschem Szenenwechsel einander gegenübertreten, wie in der „Komödie der Irrungen", können im Marionettentheater zu unerhörten Wirkungen gelangen. Anderseits könnte von hier aus der dem Puppenspiel angeborene Stil des Einfachen und impressionistisch Dekorativen auch für die große Bühne, die im Banne des Naturalismus liegt, zurückwirken, und das sicherlich nicht zu ihrem Nachteil. Ich könnte mir in diesem Stile ein Theater denken, wo große einfache und klare Farben im Hintergrunde stehen, darauf sich die handelnden Gestalten in bleichen Gobelintönen und mit einfachen großen Gesten flächenartig und fast unwirklich und übermenschlich abheben, und die ganze Szenerie eine ungemein sanfte symphonische Begleitung der gesprochenen Dichtung bildet, auf die die ganze Aufmerksamkeit des Zuhörers hingelenkt werden müßte. Wie es auch damit gehalten werden möge, eine gewisse Gattung von dichterischen Werken, die eine solche Bühne verlangen würde, ist vorderhand nur im Puppenspiel darstellbar. Denn gerade das Erschütterndste, das Übermenschliche, das Tiefsinnigste läßt sich am besten in der kleinsten Projektion und in der größten Vereinfachung begreifen, also im Marionettentheater.

Digitized by Google

Epauletten.

Ein Beitrag zur Schlachtenpsychologie aus dem Jahr 1870. Wahrheitsgetreu erzählt.

Von Hans von Wentzel.

[Teil 1.]

Ach, daß auch wir schliefen!
Die blühenden Tiefen,
Die Ströme, die Auen,
So heimlich aufschauen,
Als ob sie all' riefen:
„Dein Bruder ist tot!
Unter Rosen rot
Ach, daß auch wir schliefen!"

Eichendorff (Nachruf an meinen Bruder).

Das 71. Regiment zog in den großen Krieg.

Sein Weg führte es zunächst über Gießen, Frankfurt a. M., Mannheim, Kaiserslautern, Château-Salins, Bar-le Duc.

Am 2. August hatte König Wilhelm das Oberkommando über die gesamte Armee übernommen und aus dem großen Hauptquartier zu Mainz folgende Proklamation „An die Armee" erlassen:

„Ganz Deutschland steht einmütig in Waffen gegen einen Nachbarfeind, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes, unsere Ehre, die des eigenen Herdes. Ich übernehme heute das Kommando über die gesamten Armeen und ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter einst ruhmvoll bestanden.

Mit mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein."

(gez.) Wilhelm.

Am 7. August überschritt das Regiment, in dem sich mein Bruder befand, mit Hurraruf die französische Grenze. Ohne zunächst gekämpft zu haben, erhielt es die Siegesbotschaften von Weißenburg, Wörth, Spicheren, Vionville, Gravelotte und brannte vor Begierde, auch endlich an den Feind zu kommen.

* * *

Digitized by Google

Ich selbst war unmittelbar nach dem Ausmarsch der 71er aus Erfurt, da meine Ferien beendet waren, wieder in das Kadettenkorps zurückgekehrt, wo infolge der kriegerischen Vorgänge unter uns Jugend nunmehr eine begreifliche Aufregung Platz griff.

An unsere Schularbeiten dachten wir damals blitzwenig, umsomehr an die Truppen, die im Felde und vor dem Feinde standen.

In der Arbeitsstunde verfolgten wir auf unseren Atlanten den Weg, den die Truppenteile in Feindesland zurücklegten.

Wir träumten von Turkos und Zuaven, die wir in Weinbergen abschlachteten, von Geschützen, Mitrailleusen und zerfetzten Adlern, auf denen hundert französische Siege verzeichnet standen, und die wir nun beim Sturm auf eine hoch in die Wolken ragende Schanze erbeuteten; wir zerzupften das Hemd, das wir auf dem Leibe trugen, zu Charpie, so daß schließlich fast nur noch der Hemdkragen übrig blieb und wir wegen „mutwilliger Zerstörung königlichen Eigentums" in den „Kasten" gesteckt wurden.

Unter allen Kriegsbildern aber, die unsere Phantasie umgaukelten, blieb mir eines am eindruckvollsten in der Seele, weil ich es selbst geschaut hatte: jene Nacht des 26. Juli, wo ich Zeuge des herzbrechenden Abschiedes einer Mutter von ihrem Kinde gewesen war.

„Sage mir noch eins," hatte sie ihn damals zu allerletzt noch gefragt.

„Was, Mutter?"

„Gehst du gern in den Krieg? Sage es mir ganz offen."

Da war eine lange Pause eingetreten. Mein Bruder war im Grunde eine sanft geartete, friedfertige Natur und das fühlte er auch selbst, ganz instinktiv. Sein Herz wußte nichts vom Kriege, vom Raufen und der Lust am Kampf. So wurde es ihm schwer, die Frage der Mutter wahrheitsgetreu zu beantworten. Er verbiß die Tränen, aber seine Augen schwammen und seine Mundwinkel zuckten. Endlich sagte er:

„Ich muß doch, Mutter, — es ist doch meine Pflicht. — Und jetzt, wo der König das eiserne Kreuz gestiftet hat, ganz wie in den Befreiungskriegen; und siehst du, Papa hatte es doch 1813 auch bekommen und war so stolz darauf — und vielleicht — vielleicht komme ich doch auch glücklich durch, — nicht wahr?"

„Gott gebe es, mein Herzensjunge," hatte sie damals gesagt. „Gott gebe es in seiner Gnade! — Er segne dich tausend und

Digitized by Google

tausendmal, mein lieber, lieber Junge; er behüte dich auf allen deinen Wegen!"

Dann hatte die Nacht ihn ihren Augen entrückt.

Bei meiner Rückreise von Erfurt nach Potsdam hatte ich, in Anbetracht des eingetretenen Kriegsfahrplans, eine außerordentlich lange Eisenbahnfahrt in einem der vom Kriegsschauplatz zurückkehrenden, leeren Züge. An jeder Station wurden mir, dem Kadetten, Liebesgaben der verschiedensten Art fast aufgedrängt, wohl weil die Wohltaten nicht immer sofort die rechte Verwendung finden konnten. Sie galten der Uniform, ohne Unterschied. Natürlich war ich sehr stolz, als Soldat und Krieger angesehen zu werden, und erwies den mir angebotenen Zigarren, Butterbroten, Würsteln und Schnäpsen die wohlverdiente Ehre.

Mitten in der Nacht kamen wir durch Halle, wo gerade ein Militärzug einfuhr, der Truppen des 1. Garderegiments zu Fuß beförderte.

Ein Teil der Offiziere stieg einen Augenblick aus. Sonst war der Bahnhofsperron ganz leer. Nächtige Dunkelheit und Stille. Im fahlen Licht des Laternenscheines blasse, übernächtigte Offiziersgesichter über goldgestickten Kragen.

Mich beschlich ein Gefühl, als seien all diese Menschen unfehlbar dem Tode geweiht. Der Aufenthalt währte nicht lange. Während meiner Weiterfahrt sausten unaufhörlich Truppenzüge an mir vorüber. Gegen Morgen hielten wir bei Lichterfelde. Gerade passierte ein Zug mit Gardedragonern. In den oben offenen Eisenbahnwagen erblickte man die Köpfe der Pferde, die wohl an solche Fahrt noch nicht gewöhnt waren. Eins, das sich auf irgend welche Art seiner Halfter entledigt haben mochte, hob sich plötzlich, während der Zug in vollem Rasen war, kerzengerade auf der Hinterhand, und mit einem prachtvollen Satz übersprang es die Wand der Lowry. Beim Sprung überschlug es sich natürlich in der Luft und blieb mit gebrochenem Genick auf dem Bahnkörper liegen. Der Zug raste weiter. Wir liefen hinzu und betrachteten das schöne, ca. siebenjährige Tier, einen Braunen, der kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Dann wurde der Kadaver von den Schienen entfernt.

Im Kadettenkorps feierten wir natürlich jeden Sieg unserer Truppen gebührend. Als die Nachricht von Spicheren eintraf, teilte mir mein Hauptmann den Tod meines Schwagers, des Generalmajors Bruno von François (Gatten meiner Stiefschwester) mit, der beim Sturm auf die Spicherer Höhen, von

Digitized by Google

mehreren Kugeln durchbohrt, den Heldentod gestorben. Ein preußischer General, der mit der Fahne in der Hand, am glorreichen 6. August für seinen König und das Vaterland gefallen war! Wir begeisterten uns dafür. Mit Recht verglichen wir ihn dem Helden Schwerin vor Prag, denn auch er — der erste General, dessen Leben ein Opfer dieses großen Krieges wurde — hatte durch seinen Angriff und Heldentod das Schicksal des Tages zu unseren Gunsten entschieden. Sein Ruhm tönte in ganz Deutschland von aller Munde.

Nachrichten von meinem Bruder liefen nur spärlich ein. Natürlich erhielt ich sie durch meine Mutter. Die Gute hatte in jener Zeit viel zu erdulden. Nur wer ein Mutterherz ganz versteht, kann sich davon eine entfernte Vorstellung machen.

Ihr religiöses Empfinden half ihr freilich gnädig über manches Schwere dieser gewaltigen Krisis hinweg; aber trotz allem — so lange Wochen unausgesetzt auf dem Auslug angstvoller Erwartung zu stehen, in banger Sorge auszuschauen und zu spähen, ob einem sein Liebstes in der Welt erhalten bleiben, oder ob die nächste Stunde es einem entreißen wird für immer, das übersteigt mitunter die Kraft eines tief empfindenden Menschen, der sich die Dinge zu Herzen nimmt, wie — wie — nun eben wie eine richtige Mutter. Dazu quälte es sie, ob sie damals, als ihr der Oberst anbot, den Sohn zu Hause zu lassen, das Anerbieten nicht doch hätte annehmen sollen.

„Mein Herzensjunge," schrieb sie mir in jenen schweren Tagen, „ich bin glücklich, daß es wenigstens Dir gut geht, wie Du schreibst. Das erleichtert mich sehr. Ich gräme mich um den Jungen da draußen im Felde. Denke nur, wenn er nicht wiederkehrte. Bei der Vorstellung überkommt mich oft eine unsägliche Herzensangst. Ich überhäufe mich dann mit Selbstvorwürfen. Mir ist, als hätte ich damals, als Oberst von Roehl mich fragte, eine Binde vor den Augen getragen, und doch, wenn ich heute noch einmal auf seine Frage antworten müßte, was könnte ich sagen! — Ich habe damals meine eigenen Wünsche zum Schweigen gebracht — mußte ich nicht?

„Mein lieber Junge läßt mich ohne Nachricht. Ich will zu Gott hoffen, daß es ihm gut geht. Wenn er nun gesund zurückkehrte, dann hätte ich doch Recht behalten ihn ziehen zu lassen. Aber oft ist es mir, als wäre solch ein Glück gar nicht für mich möglich. Oft ist in meiner Seele keine Hoffnung, und mich er-

Digitized by Google

greift dann ein verzweifeltes Verzagen. Schlafen kann ich längst nicht mehr.

„Dein Briefchen erhielt ich gestern nachmittag. Es kam meiner Sehnsucht gerade recht. Ich wüßte nicht, daß ich Dir „sentimentale Briefe" schreibe, wie Du sagst. Mir strömt das Wort aus dem Herzen in die Feder. Aber seit Dein Bruder fort ist, kann ich die Welt und mein Leben nicht mehr so sorglos betrachten, als Du meinst, daß ich es sollte. Du hast da gut reden. Dein junges Herz hat Dir zum Glück noch nichts vom Schmerzensspender erzählt und das soll es auch nicht. Gott erhalte Dir Deine Heiterkeit und Frische. Du stehst jetzt noch an der Küste des Lebens, auf festem, sicherem Boden, aber Dein Bruder lebt auf der hohen See, wo die Stürme tosen und die Wellen ihm über Kopf und Seele fluten.

„Von den Zeitungen kann ich Dir weiter auch nichts mitteilen, sie enthalten seit acht Tagen nur die verschiedensten Raisonnements über die Siege bei Weißenburg, Saarbrücken und Wörth. Es ist jetzt eine drückende Stille und Schwüle in der Kriegsluft. Die Franzosen, das weißt Du, konzentrieren sich bei Metz. Der Kaiser hat das Oberkommando niedergelegt, Marschall Bazaine hat es übernommen. Die Kaiserlichen bereiten heimlich die Flucht Eugenies aus Paris vor. Onkel Victor meint, die Südarmee werde die Franzosen bei Metz beschäftigen, und die beiden anderen Armeen — also Dein Bruder mit — diese Stellung umgehen und in Eilmärschen auf Paris marschieren. Das würde aber alles heimlich betrieben, deshalb brächten die Zeitungen nichts. Die Franzosen weiter zu verfolgen und zurückzudrängen, soll jetzt unsere Kavallerie losgelassen sein. Wer weiß, was an allem richtig ist.

„Ich habe diese ganzen Tage sehr gelitten, will aber versuchen, nicht traurig zu sein. Der große Gott lebt ja und liebt seine Kinder. Darauf muß man sich verlassen. Möchte er uns allen gnädig sein. Ich denke Deiner mit großer Zärtlichkeit; hätte ich Dich doch wenigstens bei mir und an meinem Herzen.

Kommen Nachrichten, teile ich sie Dir sogleich mit, aber ich fürchte, es kommt wieder nichts. Leb wohl, mein lieber Junge. Es ist eine schwere Zeit, die wir durchmachen, aber darum ist dieses Leben so grausam und hart, daß wir veredelt und fähig werden, droben selig zu sein.

— — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

„Diesen Augenblick ist ein Brief von ihm in meine Hände gelangt und hat ein Freudenlicht in meinem Herzen entzündet. Der Brief ist freilich vom 3. August datiert und heute ist schon der 11. Was kann seitdem alles geschehen sein. Ich kopiere Dir den Brief:

5. Brief.

›Biwak zu Hochmühlbach, den 3. August.

Liebe, gute Mutter!

Hoffentlich sind meine vier vorhergegangenen Briefe richtig angekommen. Ich bin gesund. Heute früh erwarteten wir das erste Zusammentreffen mit den Rothosen. Ich mußte mit meinem Schützenzuge als Vortreffen den einen, Leutnant von Loefen mit seinem Zuge den anderen Teil des Bahnhofes von Hochmühlbach besetzen. Ich ließ in die Mauern der Häuser meines Rayons Scharten brechen. Auch in das Dach, durch Abheben der Ziegelsteine. Außerdem errichteten wir im Umsehen eine anständige Barrikade, und jeder Schütze richtete sich in seiner Position möglichst ein. Ich war, als ich die Aufgabe der Besetzung bekam, natürlich sehr aufgeregt. Es war das erstemal, daß ich im Felde mit solcher Aufgabe betraut wurde. Wir lagen ca. eine Stunde in dieser Position fertig, leider aber vergeblich, denn der Gegner erschien nicht. — Die Halunken, sie haben das von Truppen entblößte Saarbrücken bombardiert, was vielen Einwohnern das Leben gekostet hat. Es beunruhigt mich, von Dir noch kein Schreiben erhalten zu haben (ich schrieb bereits 5 mal) und bestätigt anderseits leider meine üble Meinung über die Feldpost. Von unserem Biwak haben wir vor uns, nach der französischen Grenze zu, den Blick auf eine waldige Bergpartie, welche die freie Umsicht bedeutend beschränkt. Auf einer der waldlosen Kuppen aber sieht man durchs Fernrohr deutlich Truppen sich bewegen. Details nicht erkennbar. Wir haben bei unserer Kompagnie einen Reserveoffizier, und einen Vizefeldwebel, Richter mit Namen, einen sehr netten und tüchtigen Menschen. Ich sitze augenblicklich in unserem Zelt, habe einen Tornister auf den Knien, auf dem das Papier liegt, sitze selbst auf einem Koffer. Die Verpflegung war bis jetzt vorzüglich; selbst im Biwak haben wir noch nicht über Mangel klagen können. Benkenstein macht sich als Bursche recht nett. Ich gebe ihm monatlich 2 Taler Zulage, in Anbetracht der Kriegsverhältnisse. Es ist härter als man glaubt, todmüde im Quartier angekommen und fast unfähig für

Digitized by Google

sich selbst etwas zu tun, auch noch für andere sorgen zu müssen. Der mitgenommene Zehrpfennig in Gold blieb bisher unangetastet. Die hohen Stiefel sind unpraktischer, als ich dachte; reichten sie nur bis zur halben Wade, wie die Husaren sie tragen und nicht bis zum Knie, so erfüllten sie besser ihren Zweck. Die Einwohner der Pfalz sind höchst patriotisch gesinnt und wollen durchaus für die gute Verpflegung nichts nehmen. Ich habe mein Notizbuch als Kriegstagebuch eingerichtet, um späterhin bei glücklicher Heimkehr meine Erlebnisse detaillierter mitteilen zu können.

Adieu, liebes Muttchen, hoffentlich hilft mir Dein Segen durch alle Gefahren des Krieges. Ich lebe in fester Zuversicht auf Gottes Barmherzigkeit, die alles zum Besten lenken wird, wenn uns auch vielleicht das, was er tun wird, nicht sogleich als bestes einleuchtet. In herzlicher Liebe Dein Sohn

Manfred.

P. S.

In Kaiserslautern habe ich mich mit Leutnant von Loefen in kriegerischer Stellung photographieren lassen. Das Bild muß in diesen Tagen bei Euch eintreffen. Notar Slyen, unser prächtiger Wirt, wird es senden.« —

„Es ist auch soeben eingetroffen, mit einem liebenswürdigen Briefe des Notar Slyen; es heißt unter anderem darin: ›Freue mich, mitteilen zu können, daß der junge Fähnrich in bestem Wohlsein hier angekommen (11. August) und nach zweitägiger Rast am verflossenen Dienstag weitergezogen ist. Er hat sich während seines kurzen Aufenthaltes in meinem Hause sehr beliebt gemacht, und ich hoffe, daß er die hier verlebten Tage zu seinen angenehmen Erinnerungen rechnen wird. Bei glücklicher Heimkehr hat er mir seinen Besuch nach dem Kriege zugesagt.‹ —

„Das Bild ist mir sehr lieb. Es ist ja nicht besonders schön ausgefallen, aber als ich seine vier gesunden Glieder darauf sah, habe ich doch vor Freude geweint. Gott helfe weiter.

Mit zärtlichstem Gruß Deine alte, treue Mutter."

In einem nächsten Briefe erhielt ich wiederum Abschrift eines aus Azeycourt, den 25. August 1870 datierten Feldpostbriefes.

Es hieß darin:

›Wir stehen mitten in Frankreich und erwarten nur noch eine Schlacht, die Entscheidungsschlacht, die, wie wir bis heute dachten, bei Châlons sur Marne, auf den Katalaunischen Feldern ausgefochten werden sollte. Heute kam jedoch die Botschaft, Châlons sei verlassen, alles habe sich auf Paris zurückgezogen.

Digitized by Google

Infolgedessen glaubt hier jeder an Frieden, denn man meint, daß die Eifersucht der europäischen Großmächte uns den unendlich großen Triumph des Einzuges in Paris nicht gönnen werde.

»Die Dörfer, durch die wir hier kommen, sind meist von den Einwohnern verlassen, die sich aus Furcht vor den „preußischen Barbaren" in die Wälder geflüchtet haben. Die Lebensmittel sind daher knapp. Wir haben bisher 17 Biwaks gehabt, 17 Nächte unter freiem Himmel zugebracht, wo die Decke der Stube, in der man sich befindet, das Himmelsgewölbe, und der eigene Rücken das Zudeck des Körpers bildet. Dennoch haben die Feldzugsstrapazen bisher noch nicht nachteilig auf meine Gesundheit gewirkt. Ich nehme mich auch sehr in acht. Es wäre doch zu störend, wegen Krankheit zurückbleiben zu müssen, wenn es vorn zischte.

»Liebe Mutter, ich habe Dir beim Abschied eingestanden, daß ich den Krieg nicht liebe, in dem Menschen zu jagdbarem Wild werden. Das ist auch nicht nach meinem Geschmack. Ich fühle nun einmal darin anders als die enthusiastische Allgemeinheit, was eigentlich wunderbar ist, da ich doch aus einer alten Soldatenfamilie stamme, deren Privileg es allzeit gewesen ist, auf preußischen Schlachtfeldern ihr Blut zu verspritzen. Trotzdem wirst Du mich hoffentlich nicht mißverstehen. Gegen meine Natur kann ich nun einmal nicht empfinden, aber ich bin darum doch kein Feigling. Ich werde alles tun und alles wagen, was der König und der Soldatenberuf von mir verlangten und wenn es auch mein Leben kostet. Feige wird mich niemand finden, verlaß Dich darauf. Ich werde der Fahne, auf die ich geschworen habe, treulich in Kampf und Tod folgen, als berufener und würdiger Verteidiger des Vaterlandes.

»Ich habe aber eine instinktive Abneigung gegen das Handwerk des Krieges, der zur Vergewaltigung der Menschennatur führt. Der Gedanke, Blut zu vergießen, oder gar einen Menschen zu töten, der mir nichts getan hat, der vielleicht ein sehr guter, brauchbarer, vielleicht ein viel besserer, wertvollerer Mensch ist als ich, erweckt mir ein Dir wohl begreifliches Grauen.

»Menschen bleiben, auch wenn sie uns als Feinde entgegentreten, doch immer uns ebenbürtige Gottesgeschöpfe. Sie zu vernichten ist unter allen Umständen gegen die Kultur und auch gegen das gesunde Empfinden der Menschennatur.

»Die Bibel sagt darüber: Wer Menschenblut vergießet, des Blut soll wieder vergossen werden. Sie sagt auch: Du sollst

Digitized by Google

nicht töten, und: Stecke dein Schwert ein, denn wer das Schwert zieht, soll durch dasselbe umkommen.

»Wie reimt sich also der Krieg mit ihrem höchsten Gebot zusammen: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst? — Nein, der Krieg ist ein Übel, das schlimmste vielleicht, das es auf der Welt gibt. Er ist eine Furie, ein Dämon des Bösen und an sich niemals gut, auch wenn er das Gute bezweckt. Entfesselt er doch stets die Raubtierinstinkte des Menschen: Willkür, Rachsucht, Mord und oft noch viel Schlimmeres, statt die Menschlichkeit der Menschennatur zu befördern. Er läuft daher auf alle Fälle dem Sittengesetz und dem höchsten christlichen Ideal schnurstracks zuwider, welches, wie schon Friedrich der Große erkannte — die Menschenliebe ist; und derselbe König erkannte auch, daß der Ölbaum mehr wert sei als der Lorbeer.

»Über die Grundlehren der christlichen Moralanschauung kann kein Mensch von geschärftem Gewissen sich leichtfertig oder mit Hurragebrüll hinwegsetzen; ich wenigstens kann es nicht. Aber in meinem Handeln soll mich dieses Empfinden darum doch keineswegs beirren.

»Ich werde die mir übertragenen Pflichten mit Energie erfüllen, so zuverlässig und hingebend als möglich, denn schließlich gilt es wie 1813 doch die Unabhängigkeit und sogar mehr noch, es gilt auch die Einigung des deutschen Vaterlandes; es gilt seine Freiheit und sein Gedeihen.

»Dafür, so meine ich, muß man, wenn's not tut, den Mut der bewußten Sünde finden. Ich glaube indessen auch, daß der einzelne für seine Mitwirkung in dieser großen Völkerbewegung kaum eine Verantwortung tragen kann, denn er hat ja keine freie Entscheidung darüber.

»Siehst Du, so betrachte ich es und freue mich dabei über mich selbst, daß die Wogen der Begeisterung um mich herum auch mich zu begeistern anfangen. Ich habe mich in das Empfinden der anderen schneller hineingelebt, als ich es für möglich hielt.

»Den Siegesjubel über Wörth und Weißenburg hättest Du hören sollen. Ich stimmte frisch mit in den Rausch der Verzückung ein. Ich habe nicht allzuviel Soldatenblut in den Adern, nicht wahr, oder man merkt es wenigstens nicht; aber siehst Du, hier erwachte doch das Soldatenkind in mir. Alles was machtvoll in der Tradition unserer Familie wurzelt, begann sich zu regen.

Digitized by Google

»Der Sturm, der Bayern, Preußen, Württemberger, Badenser, kurz alle deutschen Stämme brüderlich vereint hat, der Sturm des Tages, eigentlich des Zeitalters, reißt einen unwiderstehlich mit sich fort und das ist ein Segen.

»Es ist doch eine große Zeit, die wir erleben. 1813 bis 1815 war ein Befreiungs-, dies scheint mir ein Einigungskrieg zu sein. Wenn man bedenkt, daß alle deutschen Stämme diesmal zusammenstehen, und wenn man dagegen an ihre frühere Haltung, an den Rheinbund ꝛc. denkt; ist es da nicht heute wie Barbarossas Erwachen? — König Wilhelm, unser ehrwürdiger Heldenkönig, ist Barbarossa. — Wenn ich denke, daß Vater bei Großbeeren noch gegen die mit den Franzosen vereinten Sachsen kämpfte! Wie ist das alles jetzt anders geworden.

»François' Tod, der Schwester Marie des Gatten, und ihre Kinder des Vaters beraubte, tut mir in der Seele weh. Aber der General hat gezeigt, wie man im Kampfe sterben muß. Sein ruhmvoller Tod hat der Armee ein herrliches, unsterbliches Beispiel gegeben. Ehre dem Andenken des Helden!

»Ich warte täglich auf meine Ernennung zum Leutnant. Gewählt bin ich vom Offizierkorps schon vor einigen Tagen. Mit meinen Offizieren stehe ich in fast freundschaftlichem Verhältnis, obwohl ich doch eigentlich noch Unteroffizier bin.

»Man lernt einander schnell und genau kennen in diesem unruhigen, wechselvollen Leben, angesichts der Kriegsverhängnisse, die über jedem schweben. Wir sollen ja Schulter an Schulter kämpfen, frieren, hungern, dürsten und wenn's not tut, als treue Kriegskameraden miteinander sterben. Das sind doch Bande, nicht wahr? — Der Dienst kommt dabei natürlich nicht zu kurz.

»Ich hoffe, mit den Epauletten zu Dir zurückzukehren und, wenn ich leben bleiben sollte, auch mit dem eisernen Kreuz auf der Brust. Das bin ich mir selbst und meiner Ehre, aber wohl auch dem Andenken des Vaters schuldig, der vor einem halben Jahrhundert bei Großbeeren, Dennewitz und Ligny so tapfer gekämpft und sich auch das Kreuz errungen hat, nicht wahr?

»Mit dem Lebenbleiben ist es aber so eine Sache. Ich wäre nicht der erste Wentzel, der die napoleonische Legende mit dem Tode bezahlte. Denk nur an Carl von Wentzel, der 1815 im Hospital der barmherzigen Schwestern zu Versailles seinen vor Paris erhaltenen Wunden erlag, und an seinen Vater Ludwig, der in demselben Kampfe die rechte Hand einbüßte. — Wer kann

Digitized by Google

wissen, was morgen oder übermorgen sein wird. Da kann man nichts tun, als das Beste hoffen. Schließlich ist es doch unsere Pflicht, Kanonenfutter zu sein, denn die Welt will nun einmal nicht vernünftig werden.

»Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenrosse der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch. Uns bleibt nichts, als mutig gefaßt die Zügel festzuhalten, bald rechts bald links, vom Steine hier, vom Sturze dort die Räder abzulenken. Wohin es geht, — wer weiß es! Erinnert er sich doch kaum, woher er kam. — — Vater hat damals Glück gehabt. Trotzdem er vier Schlachten und mehrere blutige Gefechte erlebte, ist er mit leichteren Schußwunden davongekommen. Vielleicht habe ich sein Glück, vielleicht auch nicht. Gott allein weiß es!

»Dies, geliebte Mutter, ist der treue Ausdruck meines Empfindens, aber ich will Dich nicht mit einem Dichterzitat abspeisen, wenn es gleich noch so erhaben und schön ist. Ich will versuchen, Dir mein ureigenstes Gefühl kondensiert zu geben, wenngleich mit viel viel schwächeren Worten. Hier hast Du es:

Soll ich in diesem Kriege
Zugrunde gehen,
So sei es, wenn zum Siege
Die Banner wehn.
Wenn durch des Pulvers Wolke
Die Fackel glüht,
Draus meinem deutschen Volke
Einheit erblüht.
Wenn heilge Fahnen wallen,
Wenn Schlachtenblitze sprühn,
Wenn Trommelwirbel schallen,
Und wenn die Feinde fliehn,
Dann mag die Kugel sausen
Und nicht ihr Ziel verfehlen;
Das Hurra hör' ich brausen
Aus Millionen Kehlen.
Durch dieses Hurra dringe
Gellend ein Todesschrei:
„Heil Deutschland!" — Erklinge. —
Aus und vorbei!

Kämen wir doch nun endlich zum Handeln.«

„Dies, lieber Junge, der wesentliche Inhalt aus dem Brief Deines Bruders vom 25. August. Der Himmel verhüte in Gnaden, daß sein Gedicht sich bewahrheitet.

„Nimm's recht aufs Herz, was Dein Bruder schreibt. Ich

Digitized by Google

weiß nicht, woher dieses Kind all seine Reflexionen nimmt, aber wie richtig ist alles, was er fühlt, in seiner tiefer veranlagten Natur. Seine Kameraden haben, so scheint mir, alle nur 5 Sinne, aber er hat noch einen sechsten: seine schöne, menschliche Seele. Möchte sie wachsen in einem reichen, glücklichen Leben.

„Die Soldaterei ist wohl eigentlich nicht seine richtige Laufbahn, das sehe ich jetzt deutlich. Vielleicht hätte er etwas anderes werden sollen, studieren oder dergleichen, aber das Vaterland hätte ihn ja trotzdem gebraucht in dieser kritischen Zeit und wo anders als in der Armee ist schließlich der Platz für einen Jungen aus alter Soldatenfamilie?

„Verstehst Du seine Gedanken? — So fühlt ein ehrenfester Mensch. Er ging nicht gern in den Krieg, aber er wird vor Gott und seinem Gewissen überall das Rechte tun, und das bringt immer Segen.

„Nimm Dir ein Beispiel daran, und sei stolz auf Deinen Bruder, mein lieber Junge. Gehe immer den rechten Weg, auch wenn Du den Weg nicht gehen kannst, den Du möchtest.

„Ich befehle uns alle und unsere Gebete dem gnädigen Gott. Schreibe bald Deiner besorgten Mutter und schreibe auch einmal an ihn. Seine Adresse ist: Fähnrich v. W., 4. Armeekorps, 8. Division, 15. Infanterie-Brigade, III. Thüringisches Infanterie-Regiment Nr. 71."

Tout est chez l'un triomphe et chez l'autre décombre.
O Guerre! le hazard passe sur un char d'ombre.
Par d'effrayants chevaux invisibles traîné.

Victor Hugo. (Sédan.)

Die Schlachten von Metz waren geschlagen. Der 18. August hatte der Heimat allein 20 000 Tote und Verwundete gekostet. Prinz Friedrich Karl hielt den in die Festung Metz gedrängten Bazaine mit eisernen Armen umklammert.

Mac Mahon hatte Châlons verlassen und sich nach Montmédy gewandt, um von Norden aus dem eingeschlossenen Bazaine die Hand zu reichen.

Die Armeen des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und des Kronprinzen Albert von Sachsen (Maasarmee) hatten daher die berühmte Rechtsschwenkung vollzogen und wandten sich nun nach Norden, um den Herzog von Magenta, den Helden vom Malakoff, aufzusuchen und mit seinem Heere abzurechnen. Bei der Maasarmee befand sich das 71. Regiment.

Digitized by Google

Am 30. August wurde die Sehnsucht der Thüringer erfüllt. Bei Beaumont kamen sie zum erstenmal ins Gefecht. Das 5. französische Korps Failly, das die Nachhut der Armee des Marschalls gebildet und Tags zuvor bei Nouart gefochten hatte, wurde hier in seinem Lager überfallen und völlig geschlagen auf Mouzon zurückgeworfen.

Mit fliegenden Fahnen waren die Thüringer dem überraschten Gegner auf den Pelz gerückt, hatten ihn aus seinem Biwak verdrängt, den ganzen Tag über gegen ihn gekämpft und biwakierten nachts auf dem siegreich eroberten Boden des Schlachtfeldes.

Erst am 12. September gelangte der vom 31. August datierte Brief meines Bruders über die Schlacht von Beaumont, nach Erfurt, in die Hände meiner Mutter. Er lautete:

»Beaumont und Mousson, den 31. August 1870.

Geliebte Mutter, gestern große Schlacht bei Beaumont, um $1\,^1/_2$ Uhr beginnend und erst am Abend endend. Unser Armeekorps war am heftigsten im Feuer, außerdem noch sächsische und bayrische Truppen. Das Feuer war in der Tat schrecklich zu nennen. Wir warfen die Franzosen aus ihrem festen Lager bei Beaumont, wohl $1\,^1/_2$ Meilen weit, von Position zu Position. Das Gefecht, finde ich, strengt einen mehr seelisch als körperlich an. Bin gesund und munter. Unser Regiment bekam ein fürchterliches Granat- und Schrapnellfeuer, jedoch unser unbeschreibliches Glück ließ alles vor- oder hinter uns einschlagen, so daß wir nur einige Verwundete hatten.*)

»Wir erwarten heute den Kronprinzen und zwei Armeekorps von Metz. Adieu, liebe Mutter, lebe wohl und behalte lieb Deinen Sohn Manfred.

P. S.

Diese Schlacht wird wohl die entscheidende des ganzen Krieges sein. (sic!)«

Die Nachschrift beweist, wie wenig man meist in der Truppe über die großen Kriegsoperationen orientiert ist. Mein Bruder und mit ihm wohl alle Offiziere seines Truppenteils hielten Beaumont für eine Entscheidungsschlacht, während es doch in Wahrheit nur eine Ouvertüre war, das Vorspiel zu dem gigantischen Ringkampf der Nationen, der am 1. September, also zwei

*) Die Maasarmee verlor an diesem Tage 3500 Mann.

Digitized by Google

Tage später den Thron der Bonaparte umstürzte, die Napoleonische Dynastie begrub, den Kaiser aber, samt seiner Armee der Kriegsgefangenschaft überlieferte.

An jenem verhängnisvollen 1. September hatte die 8. Division — von Schöler — Befehl erhalten, zur Unterstützung des ersten bayrischen Korps vorzugehen.

Die Bayern, unter General von der Tann, hatten bekanntlich den großen Waffentanz von Sedan eröffnet. Schon beim Morgengrauen, als noch dichter Nebel die herbstlich umlaubten Höhen und Täler der Maasniederung verschleierte, hatten sie auf selbstgebauten Pontonbrücken den Fluß überschritten und den Angriff auf das von 12000 Mann französischer Marineinfanterie unter Martin de Pallières besetzte, stark verbarrikadierte Bazeilles, ohne Hilfe der Artillerie, also ausschließlich mit ihrer Infanterie begonnen.

Bazeilles bestand vorwiegend aus steinernen Gebäuden mit starken, taktischen Stützpunkten, wie die Villa Beurmann und das Schloß Monvillers, die nicht nur seine Verteidigungsfähigkeit garantierten, sondern dem Ort sogar den Charakter eines schwer einnehmbaren, festen Platzes verliehen. Trotzdem war der Platz um 11 Uhr vormittags in der Hand der Deutschen.

Was die Bayern an diesem ewig denkwürdigen Tage hier an todesverachtendem Kampfesmut, an erbitterter Kampfeswut und an draufgängerischer Energie geleistet haben, gehört zu den bedeutendsten Taten echt soldatischen Geistes, die in der Weltgeschichte anzutreffen sind. Natürlich wurden die heißumstrittenen Orte Bazeilles und Balan, die den ganzen Tag über Angel- und Schlüsselpunkte der Schlacht gebildet hatten, in deren Verlauf zu einer rauchgeschwärzten, Blitz und Feuer sprühenden Hölle, deren Schrecknisse auszumalen es der Feder eines Dante bedürfte.

Wir wissen, daß auch die Bevölkerung an der zähen Verteidigung der Orte den wildleidenschaftlichsten Anteil nahm, daß Weiber, gleich besessenen Furien in den Häusern mitkämpften, so daß beispielsweise eine noch junge, zarte Frau einem bayrischen Offizier, der, nachdem die Tür erbrochen war, in den Hausflur als erster eindrang, die Mündung eines Jagdgewehres gegen das Gesicht drückte und dann losschoß.

Daß solch ein Kampf ein unmenschlicher werden mußte, in dem alle wilden Instinkte entfesselt waren, deren die Bestie Mensch in Momenten äußerster Erregung fähig ist, liegt auf der Hand

Digitized by Google

und bedarf weder einer Erklärung, noch einer Rechtfertigung. Der Krieg ist die Rechtfertigung, das sagt alles.

Die aus Bazeilles hinausgeworfenen Rothosen hatten sich auf Balan und nordwestlich davon gegen die Festung Sedan zurückgezogen. Mit verzweifeltem Mut deckten sie nun das zur Verteidigung eingerichtete, schon im Bereich der Festungsgeschütze liegende Dorf Balan, auch hier von der Bevölkerung mit teuflischem Fanatismus unterstützt.

Mac Mahon war durch einen Granatsplitter schon in der Morgenfrühe schwer verwundet worden. Trotzdem behielt er mit äußerster Selbstüberwindung den Oberbefehl in der Hand, solange er es irgend vermochte. Ducrot, der sodann das Kommando übernahm, hatte, um die bereits umzingelte französische Armee zu retten, sofortigen Rückzug auf Mezières befohlen, der unter dem Schutz eines energischen Vorstoßes gegen Balan-Bazeilles ins Werk gesetzt wurde.

Dann aber hatte der alte Haudegen Wimpfen, für den es kein Rückwärts gab, unter Vorzeigung eines Dekretes des Kriegsministers als älterer General unvorhergesehenerweise das Oberkommando reklamiert, hatte den Rückzugsbefehl Ducrots aufgehoben und den Durchbruch der Armee durch die eiserne Kette des deutschen Heeres befohlen. Er kam direkt aus Algier, kannte die Verhältnisse der Kriegführung dieses europäischen Kriegsschauplatzes wenig und meinte, daß mit der Bravour alles zu leisten sei. Auf der Straße Sedan—Carignan, d. h. bei Balan und Bazeilles, sollte sein ungeplanter Durchbruch erfolgen. Das erste, fünfte und zwölfte französische Korps hatten Befehl, ihn zu bewerkstelligen.

Um 3 Uhr nachmittags wurde der Vorstoß begonnen, der das zermörtelnde Feuer der deutschen, auf den Höhen des Plateaus von Givonne postierten Artillerien auf sich zog und vorwiegend durch die Überlegenheit dieser Waffe zum Scheitern kam.

Die Bayern wurden indessen wirklich aus dem schon eroberten Balan vertrieben. Ihre Lage war kritisch. Seit 4 Uhr früh hatten sie ununterbrochen gekämpft. Die 6. bayerische Brigade hatte namhafte Verluste erlitten, die 5. hatte sich fast völlig verschossen, so daß sie aus dem Gefecht zurückgezogen werden mußte.

Die vom General von der Tann erbetenen preußischen Verstärkungen wurden zunächst dem 71. Regiment entnommen. Es geriet also mitten hinein in die entfesselte, todumsprühte Hölle von Balan. Teile des Regiments, die bisher nordwestlich von La

Digitized by Google

Moncelle auf den Höhen von Givonne zur Bedeckung der sächsischen und preußischen Artillerien gestanden hatten, wurden hinter der Artilleriestellung durch und auf dem Wege La Moncelle—Balan gegen letzteren Ort vorgezogen. Es galt, das von den Franzosen genommene Dorf wieder zu erobern.

In vorderster Linie der Verstärkungen befand sich die 9. Kompagnie der 71er. Ihr Chef, Premierleutnant von Sczymborski, ließ zunächst seinen Offizier, Leutnant von Loefen, mit dem zweiten Zuge der Kompagnie gegen Balan ausschwärmen. Der Zug eröffnete das Feuer gegen die Südostlisiere des feuerspeienden Dorfes, mußte jedoch sogleich durch einen ferneren, den Schützenzug der Kompagnie unter Führung meines Bruders verstärkt werden.

Die Regimentsgeschichte der 71er (Berlin 1883, E. S. Mittler u. Sohn) sagt darüber folgendes:

„Zur Verstärkung der Tirailleurkette schob der Führer der 9. Kompagnie den ersten Schützenzug unter Portepeefähnrich von Wentzel auf der Straße gegen das Dorf vor, und drangen die Füsiliere, dem Beispiel ihres jugendlichen, heldenmütigen Führers folgend, in dasselbe ein. Das feindliche Feuer nahm an Heftigkeit zu, weshalb erneut der Kampf um das Dorf aufgenommen wurde. Haus für Haus wurde gestürmt, die Besatzung niedergemacht. Die Füsiliere erhielten im weiteren Vordringen aus einer Seitengasse des Dorfes Mitrailleusenfeuer, infolgedessen der Fähnrich von Wentzel durch Schuß ins Knie tödlich, auch viele Leute verwundet wurden. Dem Vizefeldwebel der Reserve Richter riß eine Granate den Kopf ab."

Beim Häuserkampf in Balan hatte die heimtückische Kugel den armen Jungen zu Boden gerissen, in dem Moment, als er an der Spitze seines Zuges, den Leuten um 10 Schritt vorauf, durch die Hauptstraße vorgestürmt war. Beim Überschreiten einer Seitengasse hatte der Zug aus einer Mitrailleusenbatterie, die bei dem dichten Pulverdampf, dem Rauch der brennenden Häuser und der fieberhaften Erregung des Straßenkampfes nicht sogleich bemerkt worden war, eine Ladung in seine Flanke bekommen.

Eine der Mitrailleusenkugeln war auf dem Pflaster der Dorfstraße abgeprallt und hatte ihren verhängnisschweren Weg längs durch sein linkes Bein genommen. Am Unterschenkel war sie eingedrungen, an der Kniescheibe wieder herausgekommen.

Der schwergetroffene Jüngling war zu Boden gestürzt, aber sogleich wieder aufgesprungen. „Nur immer vorwärts! —

Digitized by Google

vorwärts!“ — hatte er seinen Leuten zugerufen, dann war er bei dem nächsten Schritt von neuem auf dem Straßenpflaster niedergebrochen. Er hatte die Besinnung verloren, wobei ihm sein Säbel entglitten war, den er, solange ihn seine Füße zu tragen vermochten, in Ehren geführt hatte.

Ein paar Füsiliere seines Zuges hatten ihren Führer aufgehoben und in die nächste Scheune getragen, während der Zug auf eigene Faust den Kampf im Dorfe fortsetzte. Die Träger hatten dann die Scheune wieder verlassen, um am Kampf teilzunehmen, der heftiger denn je weiter tobte.

Die Scheune, in die ihn seine Leute geschleppt hatten, lag leider durchaus im Bereich der Gefechtszone und insbesondere des furchtbaren Artilleriefeuers. Sie war erfüllt mit Leidensgefährten, Bayern wie Preußen und Franzosen, die in ähnlicher Weise Opfer des Kampfes geworden waren und die man hier niedergelegt hatte.

Während die Truppen draußen weiterkämpften, sauste ein Hagel von Granaten auf das Dorf hernieder. Einzelne fielen durch das Dach der Scheune und explodierten mitten unter den zerschossenen Leibern der hier am Boden liegenden Verwundeten. Das Scheunendach hatte Feuer gefangen, und all die Unglücklichen, die in diesem Raume zusammengepfercht lagen, schienen nun dem Feuertode unentrinnbar verfallen, denn sie waren außerstande sich zu regen, und die brennenden Balken des Daches stürzten bereits einer nach dem anderen auf sie herab und zerschlugen, wen sie trafen.

Aber nicht genug des Jammers und des Entsetzens, das die Einwirkungen der Schlacht in diesen engen Raum warfen, die menschliche Bestialität tat noch ein übriges, das Elend der Wehrlosen zu krönen. Ein altes Weib hatte sich in die Scheune geschlichen, anscheinend unter dem Vorwande, ihren verwundeten Landsleuten in der Not beizustehen. In Wahrheit ging dieser Teufel in Menschengestalt aber mit einem Messer umher, mit dem sie die verwundeten Feinde einen nach dem anderen abschlachtete. Die Franzosen ließ sie unbehelligt liegen, den bayerischen und preußischen Verwundeten stach dieser Satan mit rachefunkelndem Blick die Augen aus und beraubte sie ihrer Uhren, Ringe und Geldbeutel.

Mein Bruder sah voller Entsetzen, wie dieses entmenschte Weib, das niemand zu töten die Kraft hatte, bei ihrer mörderischen Arbeit auch ihm näher und näher rückte. Als sie ihm schon

Digitized by Google

ganz nahe war und zudem das Dach der Scheune über seinem Kopf zusammenzustürzen drohte, kamen zum Glück ein paar Leute der Unseren, bei deren Annäherung die Megäre aus der Scheune entwischte. Es waren Mannschaften des 71. Regiments, die hier passierten und auf das Hilfe- und Entsetzengeschrei der Blessierten die Scheune betraten. Sie legten sofort Hand an, die Verwundeten aus ihrer schauerlichen Lage zu befreien.

Auch mein Bruder wurde jetzt aus der Scheune gezogen, deren brennendes Dach unmittelbar darauf zusammenbrach. Dann wurde er auf Befehl eines Offiziers weiter rückwärts nach Bazeilles geschafft. Auf dem Transport nach dem hier aufgeschlagenen bayerischen Feldlazarett sah er das alte Weib, deren Messer er in der Scheune mit knapper Not entgangen war, an einem Baume hängen. Man hatte ihr Treiben entdeckt und Justiz geübt.

Mein junges Leben, — und keine Rettung!
Und muß ich schon jetzt dahin?
Kabale und Liebe.

Wie ein Lauffeuer durchflog die Siegesbotschaft der Schlacht von Sedan die deutschen Gaue. Die Nachrichten von der Gefangennahme des Kaisers und seines Heeres erfüllten alle Gemüter, zunächst freilich mit ungläubigem Staunen, dann, als sie sich bestätigten, mit grenzenlosem Jubel.

Auch wir Kadetten schwelgten selbstverständlich in stürmischer Begeisterung: Der Kaiser, der Kaiser gefangen! Seine Armee gefangen! 40 Generale, an 3000 Offiziere, über 80000 Mann, über 500 Festungs-, Feldgeschütze und Mitrailleusen, zahllose Adler, Fahnen und sonstige Trophäen. — Überwältigend! — Natürlich keine Schule. Es wurde Viktoria geschossen. Von den Kirchtürmen erklang der Choral: „Nun danket alle Gott.“ Überall brausender Hurraruf. Auf aller Lippen „Die Wacht am Rhein“, „Ich bin ein Preuße“, „Heil dir im Siegerkranz“. — Festtage, hehrer Begeisterung voll. Auch uns brachte das große, weltgeschichtliche Ereignis außer Rand und Band. Erst ganz allmählich kamen wir wieder ins Gleichgewicht.

„Es ist eine Schlacht gewesen,“ schrieb meine Mutter, „noch weiß ich nichts von Deinem Bruder. — Ob er noch lebt? — Gott im Himmel, wenn ich es ahnen könnte! — Mir tut die Brust so weh. Mein ganzer Sinn ist von der bangen Frage erfüllt. Käme doch nur ein Brief! — —“

Die Arme! Sie mußte ihr zuckendes Herz noch lange ge-

Digitized by Google

duldig bescheiden. Jeder Tag eine qualvolle, endlose Wartezeit. In den Verlustlisten stand mein Bruder unter den Leichtverwundeten. Seinen Aufenthalt erfuhr aber niemand; der Gedanke hätte sonst nahe gelegen, ihn zu holen.

„Keine Nachrichten, gute Nachrichten", sagt man gewöhnlich. Hier aber traf das Wort nicht zu.

Erst nach mehreren Tagen kamen auf Feldpostkarten die ersten Berichte von ihm und über ihn. Danach hätte er schon längst in Erfurt eingetroffen sein müssen; jedenfalls mußte man sein Eintreffen jetzt täglich gewärtigen.

Wiederum erhielt ich in einem Brief meiner Mutter vom 12. September Abschrift der eingetroffenen Nachrichten:

»Bazeilles bei Sedan, den 2. September.

Liebe Mutter! Bin gestern in der Schlacht bei Sedan leicht am linken Bein verwundet worden. Eine Kugel traf mich, vom Erdboden abprallend, an der Wade und ging rechts der Kniescheibe wieder heraus. Die Wunde ist nicht ganz schmerzlos. Ich liege im bayerischen Feldlararett zu Bazeilles und werde, da es mein Wunsch ist, mich bei euch in Erfurt auszuheilen, sobald Gelegenheit zum Transport sich bietet (es gibt hier weder Achse noch Pferd), in ca. 4 Tagen wohl, nach der nächsten Eisenbahnverbindung geschafft werden. Manfred.«

»Bazeilles bei Sedan, den 5. September 1870.

Liebe Mutter, das bayerische Feldlazarett, wo ich mich befinde, ist in Château Dorival, an der Südostecke von Bazeilles etabliert. Kann leider das Ende des Feldzugs nicht mit meinem Regimente mitmachen. Durch die unendliche Güte des Herrn Oberforstmeisters von Alvensleben ist es mir geglückt, diese Zeilen sicher in Deine Hände zu befördern. Ich hoffe bald bei euch zu sein. Dein Manfred.«

Unter den sonst noch einlaufenden Briefen über den Jungen befindet sich einer von seinem Kompagniechef, ein fernerer von seinem Burschen. Der erste hat folgenden Wortlaut:

»Kriegskantonnement Raucourt, den 3. September 1870.

Gnädigste Exzellenz.

Von ganzem Herzen drücke ich Ihnen, gnädige Frau, mein tiefgefühltes Bedauern aus, zu dem Unfall, den Ihr Herr Sohn erlitten hat. Beim Vorrücken gegen das Dorf Balan wurde er von einer Kugel am rechten (?) Bein in der Nähe des Knies getroffen. Er hat den Schmerz mannhaft ertragen, raffte sich noch

Digitized by Google

einmal auf und feuerte seine Leute durch den Zuruf „Nur immer vorwärts!“ zum Draufgehen an. Ich habe ihn deshalb zur wohlverdienten Dekoration vorgeschlagen und hoffe, daß es meiner Fürsprache gelingen wird, ihm diesen Balsam auf seine Wunde zu schaffen.

›In der kurzen Zeit des Zusammenlebens habe ich Ihren Herrn Sohn so lieb gewonnen, daß ich von tiefem Schmerze beseelt bin, ihn jetzt entbehren zu müssen. Ganz verwaist stehe ich da, da ich, mit Ausnahme eines, alle Kompagnieoffiziere verloren habe. Leutnant von Loefen hat einen Streifschuß über dem linken Auge. Vizefeldwebel Richter, der jetzt Offizier werden sollte, ist tot. Die Kompagnie hat viel verloren, und erscheint es mir heute noch wunderbar, heil davongekommen zu sein.

›Möge Gott unser Gebet um Wiederherstellung Ihres Sohnes gnädig erhören. Kann ich nützlich sein, so bitte ich, mich mit Ihrem Vertrauen zu beehren.

Ich bin, gnädigste Exzellenz, ꝛc.

v. Sczymborski.‹

Der Bataillonskommandeur, Major von Wolfersdorff, schrieb an seine Frau: „Wentzel sehr brav gewesen.“

Der Brief des Burschen, des Füsilier Benkenstein lautet:

›Ich muß Ihnen die traurige Nachricht durch diese paar Zeilen bringen, daß der Herr Fähnrich gestern in der Schlacht bei Balan verwundet worden ist und zwar durch einen Schuß in den Unterschenkel. Das tut mir in der Seele leid, und daß ich den Herrn Fähnrich nicht mehr gefunden habe, denn es war ein Straßenkampf, aus allen Häusern wurde geschossen, und als ich es erfuhr, war er schon fort.

›Ich habe denselben Abend mit einem Lazarettgehilfen in allen Lazaretten gesucht, aber vergebens, bin auch den anderen Morgen bis Mittag wieder herumgelaufen, aber vergebens. Ich erfuhr, daß der Herr Fähnrich weiter reingeschafft worden sind; den Herrn Leutnant von Loefen habe ich mit ins Lazarett geschafft, er hat eine Kopfwunde. Den Herrn Fähnrich seine Sachen sind gut aufgehoben und stehen auf dem Kompagniekarren.

Füsilier Benkenstein.‹

(Fortsetzung.)

Digitized by Google

Kunstberichte.

Berliner Kunst-Ausstellungen.

Von Max Osborn.

Alles, was sich auf dem Gebiete der bildenden Kunst im Verlaufe des letzten Monats in Berlin abgespielt hat, tritt weit zurück gegen das große Ereignis, das nicht nur die Reichshauptstadt, sondern ganz Deutschland, ja die ganze gebildete Welt beschäftigt hat: gegen den Tod Menzels. Niemals, so lange die Erde sich dreht, hat der Hingang eines deutschen Malers eine so allgemeine Teilnahme gefunden; nie und nirgends ist einem Künstler ein Begräbnis von so fürstlichem Prunk bereitet worden wie diesem kleinen Riesen. Gewiß sprach hierbei ein äußerer Umstand mit: die außerordentliche Verehrung, die der Kaiser dem Historiker Friedrichs II. und Wilhelms I. entgegengebracht hat. Aber die tiefe Trauer, die der Tod dieses größten deutschen Künstlers seit Albrecht Dürers Tagen (wenn wir von Böcklin, dem Schweizer, einmal absehen) hervorgerufen hat, war doch nur möglich durch die schrankenlose Bewunderung, die der Meister in den letzten Jahrzehnten seines Lebens in Deutschland genossen hat. Vor diesem Gewaltigen verstummten der Kampf und Haß der künstlerischen Parteien, und es war wunderlich zu sehen, wie die Vertreter ganz entgegengesetzter, ja einander feindlich gesinnter Kunstanschauungen sich gleichermaßen auf Menzel beriefen. Die Staatsgewalt schmückte ihn mit den höchsten Ehren, die sie überhaupt zu vergeben hat; aber — das muß heute immerhin mit einem „aber" hinzugefügt werden — auch die jungen Künstler und Kunstfreunde brachten ihm jubelnde Huldigungen dar. Denn wenn Menzel bei seinem Tode von offizieller Seite — namentlich in dem Nachruf des „Reichsanzeigers" kam das deutlich zum Ausdruck — fast lediglich als der Historienmaler gefeiert wurde, der mit unsterblichen Werken dem Ruhm des Hohenzollernhauses und der Armee des großen Preußenkönigs (das wurde besonders betont) gedient hatte, die weite Gemeinde der deutschen Kunstfreunde sieht in ihm doch mehr. Sie erblickt in ihm den Begründer der modernen deutschen Malerei, dessen kunsthistorische Mission sich auf die beiden großen Probleme erstreckte, die es für die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts zu lösen galt: auf die Eroberung der Wirklichkeit und der Gegenwart als eines der wichtigsten Stoffgebiete für die Kunst, und auf die Umgestaltung der malerischen, technischen Mittel, die notwendig war, um jene neue Welt künstlerisch zu bewältigen. Das war, geschichtlich gesehen, seine Tat und sein Werk. Und so wenig man je Menzels großartige Tätigkeit für die Zeit Friedrichs des Großen unterschätzen wird, die Zukunft wird doch die Gemälde und Zeichnungen des Meisters, die in dies Kapitel gehören, hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt betrachten, daß er auch hier, auf einem Stoffgebiet, das sonst fast auf der ganzen Linie zu einer äußerlichen und theatermäßigen Effektmalerei verleitete, seine fabelhafte Kraft schärfer, realistischer, auf Grund eingehendsten Studiums aufgebauter Beobachtung und seine enormen malerischen Fähigkeiten bewährt hat. Wenn Menzel jetzt im Elysium droben, wie es ein

Digitized by Google

Gedicht Theodor Fontanes vor zwanzig Jahren ausmalt, seinen Platz an der Tafelrunde des großen Königs eingenommen hat, so werden die deutschen Künstler heute und in aller Zukunft mit unvergänglicher Ehrfurcht zu ihm emporblicken als zu dem großen, gottbegnadeten Lehrer und Verkünder echter, erdfester Wahrheitskunst, dem ersten mutigen Vertreter einer neuen malerischen Anschauung, dem glorreichen Schilderer unserer Gegenwart, der klassischen Verkörperung strebenden, ringenden, allein der Stimme in der eigenen Brust folgenden, um Lob und Tadel unbekümmerten Künstlergeistes.

Der Tod Menzels, der trotz des hohen Alters des Meisters doch fast überraschend kam, hat naturgemäß sofort allerlei Ausstellungspläne ausgelöst. Am raschesten war das Königl. Kupferstichkabinett auf dem Platze, dessen neuer Direktor Geheimrat Max Lehrs sich mit einer schnell arrangierten Ausstellung der besten und seltensten Blätter aus der nunmehr seiner Leitung anvertrauten Sammlung in dem umgestalteten Vorraum des Studiensaales vorteilhaft einführte. Daneben kündigte die Nationalgalerie sogleich ein weitausgreifendes Unternehmen an: eine große und umfassende Ausstellung, die einen Überblick über des Meisters ganzes Lebenswerk gewähren soll. Ein Zufall wollte es überdies, daß kurz vor dem Hingang Menzels im Salon Cassirer einige seiner ältesten Arbeiten auftauchten, darunter ein Werk, das wohl noch niemals in Berlin allgemein zugänglich war: der große sogen. „Kasseler Karton", der vor nahezu sechzig Jahren entstanden ist. Dieser Karton ist die bewundernswerte Vorarbeit zu einem nie ausgeführten monumentalen Historienbilde, das der Kasseler Kunstverein 1847 bei Menzel bestellt hatte; es sollte den langatmigen Titel führen: „Der Einzug der Herzogin Sophie von Brabant, Tochter der heiligen Elisabeth, und ihres Söhnchens Heinrich, des nachmaligen ersten Landgrafen von Hessen, in Marburg". Über die Gründe, die Menzel seinerzeit verhinderten, in seiner Arbeit über den mit Kohle und Kreide gezeichneten Karton hinauszukommen, hat der Meister sich selbst in einem ungemein charakteristischen Briefe an den Kunstverein aus dem April 1848 ausgesprochen, in dem er, unter dem unmittelbaren Eindruck der eben vorübergebrausten Märzstürme, offen darlegt, jetzt, wo die Zeit wieder einen Inhalt bekommen habe, sei es ihm unmöglich, sich in eine historische Komposition zu versenken, die keine Beziehung zum Leben der Gegenwart habe, jetzt müsse jeder vor allem ein Verhältnis zu seiner Zeit gewinnen, „diese Forderung an sich muß jeder einzelne fühlen". So unterblieb denn die Ausführung, und der sechs Meter breite, über drei Meter hohe Karton wanderte in die ständische Landesbibliothek in Kassel. Er wurde dort jedoch so wenig beachtet, daß Menzel ihn 1866 wieder zurückkaufte; nun ist er in den Handel gekommen und auf diese Weise bei Cassirer gelandet. Die Komposition der geschichtlichen Szene erinnert natürlich vielfach an die „großen Schinken" der Historienmalerei aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Aber sie ist doch fast in jedem Zuge so sehr von sprühendem Leben erfüllt, so ohne Zwang aus einem überraschend realen Gefühl für Ereignisse längst vergangener Zeiten entstanden, daß sie auch heute noch, wo uns das Thema womöglich noch gleichgültiger geworden ist als damals dem Künstler selbst, eine starke Wirkung ausübt. Und zugleich bewundern wir aufs neue den enormen Fleiß und die eiserne Selbstzucht, mit der Menzel sich durch die Konventionen seiner Zeit durchgearbeitet hat, um ins Neuland zu gelangen.

Digitized by Google

Daneben sah man bei Cassirer vor allem Kollektionen neuer Arbeiten von zwei jüngeren Berliner Künstlern: von Walter Leistikow und Curt Herrmann. Mit Freuden konstatierte man, daß Leistikow die Zwischenperiode einer gewissen Ermattung, die, wie man weiß, mit körperlichem Unbehagen in Verbindung stand, völlig überwunden und seine alte ruhige Sicherheit wiedergefunden hat. Aufs neue erglänzen nun, nach der malerischen wie nach der Stimmungsseite hin gleich sorgsam und reif durchgearbeitet, seine Bilder aus dem Grunewald, aus der weiteren Mark, aus südlicheren und nördlicheren Gegenden in schöner Frische. Abermals blicken wir über die Spiegel ruhiger Wasserflächen zu Baumgruppen und Waldpartien, über welliges Vorgebirgsland, über majestätische Höhenzüge, zwischen denen grüne Täler aufleuchten. Am schönsten erschienen drei Gouachebilder vom winterlichen Meran, die von einem Zweiklang von bräunlich-schwarzem Dunkel und schneeigem Weiß beherrscht sind. Hier verbindet sich liebevollstes Naturstudium mit einer klaren und sicheren Kunst der Komposition zu außerordentlichen Wirkungen. Leistikows Welt ist und bleibt eine auf Grund der modernen Farbenanschauung erwachsene, aber doch abseits von dem analytischen Impressionismus liegende Synthese, die das Naturbild einem feinen lyrischen Subjektivismus unterwirft. Curt Herrmann dagegen ist gerade auf dem Wege der Analyse vorwärts gekommen, und zwar der konsequenten, unbarmherzigen Analyse der Neoimpressionismus. Aber Herrmann ist über den pedantischen Doktrinarismus der Pointilliererei hinausgelangt. Mit Fleiß und Ernst hat er den Kampf mit der Leuchtkraft und den Reflexen der ungebrochenen Sonnenstrahlen aufgenommen und jetzt in manchen Blumenstücken, Stilleben und Gartenausschnitten tatsächlich Ausgezeichnetes erreicht.

Der Salon Schulte führte eine sehr bemerkenswerte Sammlung neuer Werke von Heinrich Zügel vor, der seit anderthalb Jahrzehnten den Ehrenplatz an der Spitze der jüngeren deutschen Tiermaler inne hat. Durch Zügels ganzes Schaffen geht das unablässige Streben, der leidenschaftlich gesuchten farbigen Wahrheit der Natur näher und näher zu kommen. Denn durchaus im Sinne der modernen Anschauung geht Zügel weniger von der Charakteristik des Tieres als von der Wiedergabe seiner malerischen Erscheinung aus, und er wirbt um das Farbenspiel, das diese bunteren Erdgenossen des Menschen in Sonnenglanz und Mittagsschatten, in Morgennebel und Abenddämmer aufführen, mit derselben Eindringlichkeit, mit der die großen französischen Impressionisten ihre Lieblingsstoffe bis in ihre letzten malerischen Geheimnisse zu erforschen suchten und suchen. Man darf hier nicht von einer „Wiederholung der Motive" sprechen, weil ja das Motiv, auf das es dem Künstler ankommt, nicht der Gegenstand ist, nicht die Gruppen der Rinder, Schafe und Schweine, sondern eben der Eindruck, den diese Tiere in wechselnder Umgebung, Beleuchtung, Witterung auf sein Auge machen. Und dieser Eindruck ist in dem ewigen Wandel des Lichts, der Luft, der atmosphärischen Einwirkungen nie der gleiche, selbst wenn die Landschaft ringsum unverändert bliebe. Zügel ist unerschöpflich in seinen Schilderungen aus diesem Stoffkreise. Mit einer wunderbar gesunden Kraft und Malerlust zeigt er uns den Reichtum, den die Natur hier offenbart. Wenn sich die Kühe etwa am heißen Sommertag unter den Schatten der Bäume flüchten, durch deren Blätter die Sonne ihre fetten Leiber mit

Digitized by Google

einzelnen Strahlen doch noch zu treffen weiß. Wenn die Schafe in der Heide in gewissenhafter Pflichterfüllung ihr Futter am Boden suchen. Wenn die Herde, geleitet von ihrem wachsamen Hunde, auf trockener Straße, von Staubwolken umwogt, vor dem niedergelassenen Schlagbaum Halt macht. Wenn sie am Abend vor dem Stalle sich drängt, den der Hirt öffnen will, und ein silbriger Schimmer über ihre weichen, rundlichen Leiber hinschwebt, daß sie wie ein seltsames, wolliges Meer aussehen. Wenn die Schweine im Waldrevier am Sumpf und Wasser lagern und auf ihrem feisten Fleisch die lustigsten Reflexe sich ein Rendezvous geben. Ein besonderes Leben erhalten diese Schilderungen durch die Vorliebe des Künstlers, die Tiere gewissermaßen aus dem Bilde auf den Beschauer zukommen zu lassen. Wir blicken ihnen dann gerade auf die en face gestellten Köpfe, aus denen uns ein paar gutmütig-unbewußte Augen anblicken, und es ergeben sich Verkürzungen, die in der vollendeten zeichnerischen Beherrschung, mit der Zügel sie vorträgt, den unmittelbaren Eindruck des Natürlichen reizvoll steigern. Wo wir hinblickten in dieser Schulteschen Ausstellung, begegnete uns eine starke, freie, sichere und stolze Kunst.

Im Künstlerhause stellte sich der Dresdener Maler Karl Mediz dem Berliner Publikum einmal mit einer umfassenden Sammlung von Arbeiten seiner Hand vor. Er ist ein Künstler, der seine Entwickelung abseits von Schulen und Lehrsatzsystemen genommen hat, ein Mann, der mit großem Ernst und offenbar mit scharfer Strenge gegen sich selbst seinen Weg geht. Seine Kunst ist herb und keusch, gleich weit entfernt von irgend welchem Geistreichtum im Linienaufbau seiner sehr sorgsam erwogenen Kompositionen wie von sinnlicher Farbenkraft. Es ist eine bedächtige Art darin, wie er Strich neben Strich setzt und seine dem Anschein nach in erster Linie zeichnerisch gesehenen Darstellungen mit einem kühlen Kolorit belebt. Mediz' Bilder wären unmöglich, hätte nicht die moderne Farbenanschauung das Auge unserer Zeit für zarte helle Werte und ihr Verhältnis untereinander geschärft. Aber das eigentliche Ziel des Impressionismus: die mannigfaltige farbige Bewegtheit und das unaufhörliche Leben der Natur festzuhalten, reizt ihn nicht. Er strebt nach dekorativen und monumentalen Wirkungen und deshalb nach absoluter Ruhe. Darum waren ihm auch die beiden größten Bilder seiner Ausstellung: die „Eismänner" und die „Gottscheerinnen" am besten gelungen. Jene vier Greise mit ihren schneeweißen Bärten, die, in weite Mäntel gehüllt und auf derbe Knotenstöcke gestützt, auf hoher Bergwacht Ausschau in die Ferne halten, waren prachtvolle Gestalten, majestätische Verkörperungen der Weltentrücktheit schweigender Gletscherregionen. Die „Gottscheerinnen" bildeten das Gegenstück zu diesem Gemälde. Es ist ein Zug junger Frauen und Mädchen durch die weite Landschaft Krains, wo sich die Ortschaften der deutschen Sprachinsel Gottschee ihr heimatliches Idiom, ihre Sitten und Trachten durch die Jahrhunderte hindurch erhalten haben. Die schmucken Dörflerinnen sind sonntäglich geputzt, und Mediz hat mit liebevoller Sorgfalt ihre Mieder und Hauben, ihre gestickten und gewebten Tücher studiert. Die Anordnung der von rechts nach links schreitenden, eng aneinander gerückten Gestalten hat in ihrer dekorativen Flächigkeit fast etwas Quattrocentohaftes. Doch das verteilte Licht, das auf ihnen ruht und die Farben ihres bäuerischen Schmucks in gemilderten Kontrasten einander gegenüberstellt, deutet in seiner gedämpften Helligkeit auf das malerische Empfinden der Gegenwart.

Digitized by Google

Zwei Ausstellungen von besonderer Bedeutung und Wichtigkeit hat uns in den letzten Monaten das Kunstgewerbemuseum geschenkt, beide ins Leben gerufen durch den unermüdlichen Direktor der Bibliothek des Museums, Dr. Peter Jessen. Die eine war eine Ausstellung, „Die Kunst im Buchdruck", eine Veranstaltung zu Ehren des silbernen Jubiläums der Berliner Typographischen Gesellschaft, wieder eine der kostbaren Übersichten über ein bestimmtes abgeschlossenes Gebiet, die uns die Leitung des Kunstgewerbemuseums seit Jahren zum Geschenk zu machen pflegt. Die eigentliche Illustration und das, was sich auf ihre technische Herstellung bezieht, hatte man diesmal ausgeschaltet, um sie einer späteren Ausstellung vorzubehalten. Aber die Kunst steht ja heute nicht nur durch Vermittelung der Illustration mit dem Buchdruck in Verbindung. Der ganze Betrieb unserer Druckoffizinen und Werkstätten für die typographische Ausstattung des Buches ist seit geraumer Zeit von einem neuen künstlerischen Geiste durchtränkt, der in moderner Weise wieder den Anschluß an die Lehren der großen Meister des Buchdrucks in vergangenen Jahrhunderten zu gewinnen sucht. Wie in den meisten Provinzen der angewandten Kunst kam auch hier die entscheidende Anregung aus England, und mit einer gewissen Ehrfurcht betrachteten wir auf der Ausstellung die stattliche Anzahl von Druckwerken William Morris', der die edle Kunst des Buches zuerst wieder aus dem Dornröschenschlaf geweckt hat. Es ist noch gar nicht lange her, etwas über ein Dezennium, daß Morris seine vorbildlichen Arbeiten herausgab. Aber seine Prinzipien: schöne und scharfgeschnittene, ausdrucksvolle Lettern zu wählen, schmückende Initialen, Leisten und Zierstücke mehr bildartigen Charakters, die dem Satz eingefügt werden, durchaus im flächigen Holzschnittstil alten Gepräges zu halten, daß sie sich dem Bilde des gedruckten Satzspiegels ohne weiteres organisch eingliedern, auf Papier, Anordnung der Zeilen, Einband, auf alles, was die handwerkliche Seite der Buchherstellung angeht, eine erhöhte Sorgfalt zu legen, haben im Sturmschritt die Welt erobert. Die Ausstellung führte uns nun die Bemühungen der Künstler aller Länder vor, Morris' Anregungen weiter auszubauen. Wir konnten zumal den Weg verfolgen, der in Deutschland zurückgelegt worden ist, von den schon zwanzig Jahre alten Renaissancebestrebungen der Münchener Buchkünstler, die eine Art von Vorkämpferberuf erfüllten, bis zu den graziösen und preziösen Erzeugnissen der jüngsten Zeit. Wir sahen die charakteristischen Arbeiten unserer besten Buchkünstler, die kraftvolle Holzschnittart Josef Sattlers, die gotische Feierlichkeit Melchior Lechters, die Empire- und Biedermeierlinien von Th. Th. Heine, von dem Worpsweder Vogeler, von Franz Christophe, den ornamentalen Erfindungsreichtum des zu früh abberufenen Otto Eckmann, der mit Peter Behrens im Entwerfen neuer Schriften konkurrierte. Wir sahen die wetteifernden Bemühungen der jüngeren deutschen Verleger, die Erzeugnisse der führenden Offizinen, und dann die Arbeiten der anderen Länder, unter denen Dänemark überraschend schöne Dinge hervorbringt. Frankreich seltsam konservativ an der Manier aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts festhält und zurückbleibt. Die Ausstellung des Kunstgewerbemuseums, die dieser folgte, hat den Titel „Die Kunst auf dem Lande" und bringt eine höchst originelle, in dieser Weise früher noch nie versuchte Zusammenstellung von all den tausend Dingen künstlerischen Wertes, die in unseren

Digitized by Google

Dörfern und unserer ländlichen Bevölkerung zu finden sind. Die altheilige Bauweise unseres Bauernhauses, die Gerätschaften, Trachten, einfachen Schmuckstücke, Spielsachen, Gegenstände zum Gebrauch bei Festen usw., die man dort antrifft, bergen ja einen ungeheuer reichen Schatz wertvollster Volkskunst, der nur zu sehr der Zerstörungswut des skrupellos und ohne Pietät vordringenden modernen Lebens ausgesetzt ist und darum besonderer Liebe und Schonung bedarf. Ohne Zweifel ist eine Ausstellung wie diese in hervorragendem Maße geeignet, die Aufmerksamkeit der beteiligten Kreise — der Beginn der Veranstaltung traf gerade zusammen mit der „agrarischen Woche" —, aber auch der Behörden, der Kunstfreunde und der weiteren Kreise des Publikums auf dieses schöne Besitztum unseres Volkes zu lenken.

Musik.

Von Gustav Dippe.

Bernhard Stavenhagen zeigte sich den Berlinern wieder einmal als vorzüglicher Orchesterleiter. Er brachte mehrere Neuheiten. Eine „symphonische Phantasie" von R. Louis, der das gedankenschwere Gedicht „Proteus" von Hebbel zugrunde gelegt ist. Louis hat sich als Musikschriftsteller einen geachteten Namen erworben. Er sitzt auf der linken Seite des musikkritischen Parlamentes. So auch als Komponist. Den gesteigerten Orchesterklang, dieses Ausdrucksmittel, nach dem der musikalische Fortschritt mit Vorliebe greift, beherrscht er mit voller Sicherheit. Die Erfindnng erschien — soweit man nach einmaligem Hören urteilen darf — von ungleichem Wert: der Anfang geradezu verblüffend markig und charaktervoll; der Schluß glänzend und rauschend mit einem kleinen Einschlag pompösen Lärms; dazwischen manches Hübsche und auch manche Länge, vielleicht ein wenig zu viel absichtlicher Tonmalerei. Im ganzen eine Bekanntschaft, die man fortzusetzen wünscht.

Sodann gab es in diesem „Orchesterkonzert" Lieder mit Begleitung des Orchesters. Richard Strauß hat diese Kunstform in Mode gebracht: sie ist der diffizilsten eine. Bei der krampfhaft „richtigen" Deklamation, die zurzeit an die Stelle der musikalisch-melodischen Linie getreten ist, hat sich die Stilreinheit der Begleitung als notwendiges Korrelat herausgebildet. Was soll nun aber zu den Lenauschen tief violetten Versen: „Weil' auf mir, du dunkles Auge" usw. der vielfarbige Klang des Orchesters. Als Begleitung dieser monologisierenden keuschen Zärtlichkeit wäre das weltfremde, verlorene Rauschen einer fernen Äolsharfe schon übergenug. Von demselben Komponisten — Klaus Pringsheim — war auch das Lied „Venedig" zu einem Text von Nietzsche. Hier will das Orchester als begleitendes Instrument schon besser passen. Es war viel zierliches und geschickt zusammengebasteltes in dem Orchesterpart; hin und her wohl ein wenig zu deutliche Kontur für die in Stimmung zerfließenden Verse. Von zwei Liedern von Hermann Bischoff ist das erste „Der Schlaf" ein ziemlich gequältes, mühseliges Produkt, das zweite dagegen, „Bewegte See", auf einen temperamentschäumenden Text von Richard Dehmel, ein Treffer ersten Ranges. Ja, dazu war das Orchester durchaus nötig! Wie die kleine Flöte den salzigen Gischt übermütig in den Sturm hinausspritzte, das wirkte über-

Digitized by Google

zeugend! Die Lieder wurden von Joseph Loritz aus München mit gewaltiger Stimme und großem Können gesungen.

Eine Neuheit war auch „Die Insel der Kirke" von dem jugendlichen Münchener Komponisten Ernst Boehe: Nikisch führte sie in dem siebenten philharmonischen Konzert vor. „Aus Odysseus' Fahrten, vier Episoden für großes Orchester" heißt das Gesamtwerk, aus dem uns diese zweite Nummer beschert wurde; eins und drei gab es im vergangenen Winter zu hören. Boehes Streben geht nach raffiniertem Orchesterklang zum Zwecke einer eindringlichen Charakterisierung. Das „leuchtend im Glanze der strahlenden Sonne sich aus des Meeres Fluten erhebende wundersame Eiland, die Insel der zaubergewaltigen Kirke" ist sehr hübsch getroffen: ein zitterndes, flimmerndes, leicht gekräuseltes, horizontloses E-dur, aus dem ein mit harmoniefremden Tönen reich durchsetztes Motiv in fremdartigem Klange (Englisch Horn) und fremdartigem Rhythmus ($^5/_4$-Takt) hervorschimmert. Eine goldige Arabeske auf gesättigt blauem Grunde. Die Kraft derartiger musikalischer Charakterisierung ist eine suggestive; und für jede Suggestion ist der Gläubige ein gutes, der Zweifler ein schlechtes Objekt. Wer da sagt: auf mich wirkt die Musik nicht so deutliche Vorstellungen heranziehend oder gegebene festhaltend, der ist nicht zu überzeugen. Solchen Geschmacks- und Empfindungsangelegenheiten läßt sich mit Beweisgründen nicht beikommen. Töricht aber wäre es, in diesem Falle von einem Mangel an Verständnis zu sprechen. Dem Weniger an gegenständlicher Vorstellungsfähigkeit muß notwendig ein Mehr an rein musikalischem Erfassen entsprechen. Diese zwei Arten des Hörens sind gleichberechtigt.

In der Singakademie veranstaltete Fini Henriques ein Konzert mit eigenen Kompositionen. Eine Symphonie in C-dur hatte den Vorzug, sehr klar und übersichtlich gestaltet zu sein und sich in angenehm knappen Maßen zu halten. Eine gewisse energische Herbigkeit soll ihr außerdem noch zuerkannt werden. Im übrigen war sie uninteressant: es fehlte ihr an den Kontrasten, die zu all dem borstigen und eckigen von sinnlich reizvollen Momenten ausgegangen wären. Besonders trübe und von säuerlichem Geschmack war der Scherzosatz, der doch sonst das Glanzstück moderner Symphonien zu bilden pflegt. Eine „Legende für Orchester" mutete schon erheblich besser an. Wirklich hübsch aber war eine Romanze für Violine mit Orchesterbegleitung, vom Komponisten mit guter Absicht aber nur mäßigem Gelingen gespielt. Hier störte die Manier, die gleiche Phrase beständig hintereinander mit mehr oder weniger Varianten zu bringen, nicht so sehr wie bei den andern Werken. Uninteressant waren Vorspiel, Liebestraum und Elfentanz aus „Völund der Schmied". Tanzen die dänischen Elfen wirklich in Schmierstiefeln? Anderenorts pflegen doch diese Wesen gegen nasse Füße nicht so empfindlich zu sein.

Vielleicht, daß die Kompositionen sich in einem größeren Raume besser ausgenommen hätten. Die Singakademie ist für einen starken Orchestersatz zu klein und bei dünngesäter Zuhörerschaft zu widerhallend. Die kurze Flöte, die Henriques mit Vorliebe auf das Forte hinaufsetzt, war kaum erträglich in ihrem brutalen schartigen Gepfeife. Daß der Konzertgeber aber auch kein sonderlich feinfühliger Instrumentierer ist, bewies der Gebrauch des Glockenspiels. Selbst in den langsamen Satz der Symphonie läutete dieser billige Klingeleffekt hinein.

Digitized by Google

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

Der Graf von Charolais, das fünfaktige Trauerspiel von Richard Beer-Hofmann, dessen ich in meiner letzten Monatsschau bereits andeutend gedachte, ist bisher der künstlerisch stärkste Erfolg dieses an Mißerfolgen und halben Erfolgen so überreichen Theaterwinters. Die große und reine Wirkung dieser Dichtung geht einem auch dann nicht verloren, wenn man den Bruch willig anerkennt, der zwischen den drei ersten und den beiden letzten Akten vorhanden ist. Wir sind in der Hauptstadt Burgunds „vor mehreren hundert Jahren", also in einer freien Vergangenheit. Aber der rigoristische Rechtssinn Altenglands schwebt unheilvoll über dem Ganzen. Der junge Graf von Charolais darf die Leiche seines unmittelbar vor dem Friedensschluß durch feindliche Tücke getöteten Vaters nicht bestatten, weil dieser Leichnam den Gläubigern des Toten rechtlich zugehört. Der edle Patriot hat Blut und Gut dem Vaterland geopfert; der Staat konnte die Truppen des Landes nicht verpflegen. Aber der Friede, den der Feldherr allen erstritten, bleibt ihm allein versagt. Um die gepfändete Leiche im Schuldturm kämpft der Sohn mit den hartherzigen Gläubigern, als deren Sprecher der rote Itzig auftritt. Der Ausgang des Prozesses erscheint hoffnungslos für den Grafen. In letzter Stunde aber tritt der reiche und weise Präsident des Parlamentsgerichtshofes für den Bedrängten ein. Denn Rochfort faßt seinen Beruf in hohem Sinne. In der väterlichen Sorge um das Glück seiner reinen Tochter Desirée, der er den Mann seines unbedingten Vertrauens zum Gatten wählen will, tritt durch den peinlichen Prozeß der charaktervolle junge Graf in seinen Gesichtskreis. Er löst dessen Verpflichtungen und nimmt ihn in Herz und Haus auf.

Sehen wir diese drei Akte etwas genauer an. Mit seinem blinden Vater zusammen treibt der Wirt in seiner übelberüchtigten Herberge sein lichtscheues Wesen. Von Barmitteln entblößt, sieht sich der Graf und sein treuer Freund, der Hauptmann Romont, genötigt, in der Kuppelkneipe abzusteigen. Aus Romonts Munde hören wir, wie es zum Tode des alten Grafen gekommen ist. Vergeblich hat er bei der Furt des Flüßchens als General dem Feind zugerufen:

Herr Leutnant, irr' ich nicht, so war'n's Soldaten,
Wogegen ich all diese Jahre focht,
Und mit Soldaten schloß ich den Vertrag;
So denk ich, wird er ehrlich auch gehalten!

— die Kugel hat ihn zu Boden gestreckt. Und nun hat ihn der Sohn entehrt im Schuldturm liegen sehen. Der Tote gönnte sich keine Freude und den Seinen keine Heimat, um seine Pflicht zu tun —

Er tat's für mich, daß ich beizeiten lerne,
Arm, ohne Glück, fast hoffnungslos zu leben,
Mit dürrer Pflicht geschnürt an jede Stunde.

Digitized by Google

Doch sollt' an seinem Beispiel ich erfahren,
Und dies Gefühl gab er mir mit ins Leben:
Langsamem Siechtum, Armut, Sorge, Tod
Kann Eintritt in mein Leben ich nicht wehren.
Ich weiß — Gebieter sind sie, und sie lenken!
Doch nie darf Reue auf der Stirn mir steh'n,
Nie Ekel sich auf meine Lippen legen —
Ich mein', vor mir, vor meinem Tun und Denken.
Herr ist das Schicksal über allen Dingen —
Doch hier bin ich's! Dazu kann's mich nicht zwingen.

Weder die Stände noch der Herzog wollen für die Ehre des Toten einstehen. Es ist ein geschickter Griff vom Dichter, daß er uns in dem roten Itzig, den kalten Geschäftsjuden, den Menschen nahe zu bringen weiß. Für ihn hängt wirklich am Geld das Leben, denn nur durch die Mittel zu äußerer Unabhängigkeit kann er sich gegen die Verachtung behaupten, die seinem Stamme allenthalben begegnet. Seinen Vater hat man bei einer Judenverfolgung auf den Holzstoß geschleppt und verbrannt. — „Nun? Wollt's Ihr noch, Herr Graf, ich soll an meinen Vater denken, damit Ihr mir jetzt leid tut's, weil der tote Vater von Euch jetzt faulen muß?" Der Graf soll ihm das Herz herausnehmen, das zusammengekrampft ist von dem gebrannten Leid, das man ihm angetan, die Augen, die entzündet sind vom vielen Weinen, den krummen Buckel, der sich vor den anderen ducken mußte; andere Füße möge er ihm geben, einen neuen Kopf ohne das quälende Gehirn, das nicht vergessen kann, neue Adern ohne das Blut der Väter mit all der Bitternis ihres Lebens: „Und wenn Ihr alles das getan, Herr Graf — und ich dann noch lebendig bin — dann will ich mit Euch so reden, wie e Mensch — ich mein' e guter Mensch — soll zu e Menschen reden! Bis dahin laßt's mich sein, was ich für Euch, — und wenn ich wär', ich weiß nicht was — doch bleib: e Jud', e Jud', e ganz gemeiner Jud'!" Sehnend geht der Blick des jungen Grafen zurück ins Kinderland, und schmerzlich denkt er in reichlichen Worten voll Poesie an das bißchen Glück, das ihm im Vergleich zu anderen zuteil geworden und das ihn doch so reich gemacht. Voll keuscher Schönheit ist der zweite Akt mit dem Gabentisch am Geburtstag Desirées und mit den Rückblicken und Ausblicken des Vaters, der Ehrfurcht hat vor seinem Amt und Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Lebens, in das Werden und in die Zukunft seiner Tochter. Der dritte Akt bringt die Gerichtsszene und das Glück für Charolais. Die Nacht weicht, die Sonne der Freiheit und der Liebe strahlt ihm auf.

Drei Jahre später weisen uns die beiden Schlußakte. Graf von Charolais ist glücklicher Ehemann. Er waltet über die Güter des Präsidenten. Und all sein Glück schlägt ihm ein dunkler Tag in Scherben. Der Neffe des Alten, Philipp, nähert sich der Spielgenossin der Jugend als wilder Lüstling — und entführt die von seiner lodernden Gier gebannte Desirée, die ihn erst zurückgestoßen. Der aus allen Himmeln gestürzte Gatte findet die Treulose in jenem Wirtshaus des ersten Aktes. Er erwürgt den Galan mit seinen Händen. Desirée erwacht aus ihrer unseligen Verwirrung und gibt sich selbst den Tod, um sterbend der Liebe ihres

Digitized by Google

Gatten wieder wert zu sein. Der Graf wandert mit gebrochenem Herzen einsam und arm in die Fremde. — Mit dem ins Gemach schlüpfenden Vetter Philipp weicht die klare Verständlichkeit aus dem Stück. Desirée schüttelt den Frechling ab, aber sie klingelt nicht, um den Unverschämten zum Hause hinauswerfen zu lassen. Sie ist in seinem unerklärlichen Bann, wie eine Hypnotisierte. Der Dichter hat gefühlt, daß er den Fall Desirées nicht nur mit Hypnose uns glaubhaft machen dürfe. Darum läßt er Philipp erzählen von der ihn verzehrenden Glut und von der Priorität seiner Liebe, die ihm des Nachts den Schlaf und am Tage die Besinnung raube, in deren Genuß ihr Gatte nur durch die Güte des Vaters, für Desirée also ganz zufällig, ohne persönlichen inneren Erwerb und ohne Desirées Zutun eingetreten sei. Sie dürfe ihn selbst nicht zugrunde gehen lassen, um so weniger, als sie nur äußerlich mit Charolais verbunden sei, in einer respektabeln Ehe. Er spielt alle Künste des Verführers und siegt mit dem letzten Kniff: durch die Verletzung seines Armes am erhitzten Kamin das Mitleid der jungen Gräfin hervorzulocken, die ihm als Samariterin die Brandwunde verbindet. Aber diese sorgfältige Motivierung hilft uns nicht darüber hinweg, daß der tiefe Absturz Desirées uns in seinem entscheidenden Moment unverständlich bleibt. Es muß der Bühne das Recht versagt werden, Geheimnisse aus der Tiefe der Menschennatur unerwartet aufbrechen zu lassen, die nicht vom Bühnendichter ins psychologische Gesetz des Bühnengeschehens gezwungen worden sind. Denn es bleibt dabei: die Kunst des Theaters geht durch die Sinne! Bei der „Eheirrung" der Gräfin Charolais stehen wir vor einem Rätsel; die Rätsel aber nicht nur zu stellen, sondern auch aufzulösen ist des Dichters Pflicht. Sie wird verführt — wie konnte sie sich verführen lassen, bei dieser Helligkeit und Weite ihres Geistes, im Besitz ihres Kindchens, als Tochter ihres Vaters und aus der umschirmten Festung ihrer gesellschaftlichen Position heraus? Das Glück hat ihr nie gefehlt, auch in der Ehe ist es ihr treu geblieben, und niemand hat ihre Freiheit angetastet. Wie konnte Desirée dem phrasenreichen Abenteurer durch die Gartentür in die Winternacht folgen? Darauf erhalten wir keine genügende Antwort. Künstlerisch ergreifend ist der ausbrechende Schmerz des getäuschten Grafen und sein zur Rache versteinernder Zorn. Er holt den alten Richter herbei, der im Ornat aus der Staatssitzung kommt und fordert ihn in feierlichen Worten auf, zwischen ihm und der Ehebrecherin zu richten. All seinen Schmuck hat er von sich getan; die Güter, die ihm mit der Heirat zugefallen waren, sind durch eine schriftliche Erklärung an den Schwiegervater zurückgegeben. Als ein armer Edelmann in der Kleidung von damals, als ihn das Glück zum erstenmal grüßte, blickt er fest auf seinen Degen und sein Recht. In einem erschütternden Wortkampf trotzt er dem Greise, der die ganze Verwirrung so wenig begreifen kann wie wir, das Urteil ab: Desirée hat für ihren Ehebruch den Tod verdient. Die Schuldige bittet um ihr Kind, das der Graf mitgebracht hat; es wird ihr und dem Vater von Romont geweigert. Desirée ist zum Sterben müde. Aber ihr Bestes war nur verschüttet oder unter einem bösen Blick gebunden; sie erwacht zu sich selbst und erkennt in der tobenden Rache des Gatten seine tiefe Liebe zu ihr. Durch ihren Tod, den sie über sich verhängt, erlöst sie sich und ihn.

Digitized by Google

Uralte Gedanken und Stimmungen der Menschheit gegenüber den Gründen der Natur und den Abgründen des Schicksals werden in dieser Tragödie selbständig verfolgt und in eigene Bilder gefaßt. Die Behandlung der Sprache ist von seltener Schlagkraft, abgenutzte Wendungen erhalten ihren ursprünglichen Goldschimmer und Silberklang zurück und wirken wie neu geprägtes Edelmetall. Und bis auf die eine Bruchstelle, von der wir sprachen, bei der der Dichter einer gewissen Unfreiheit gegenüber der englischen Quelle, der er das Motiv entlehnt hat, zum Opfer fiel, steht jede der Gestalten fest umrissen und in ihrem eigenen Glanze leuchtend vor uns: der Präsident, Desirée, der junge Graf und sein heißblütiger Freund, der furchtsame Rat, der verkuppelte Wirt, der zertretene Jude. Soviel Menschen, so viele Menschentypen. In manches Geheimnis des Lebens dürfen wir durch die Offenbarung dieses Kunstwerks tiefe Blicke tun, die uns erschrecken und erlösen. So kann kein Zweifel obwalten: die Dichtung deutscher Sprache hat eine bedeutsame Bereicherung erfahren durch diese Tragödie. Sie wird ihren Gang gehen über viele Bühnen; möge sie oft auf ihrem Wege einer so verständnisvollen, künstlerisch abgestimmten Regiekunst und so vorzüglichen schauspielerischen Kräften begegnen, wie es ihr bei der Berliner Aufführung in Max Reinhardts Neuem Theater beschieden war! Sie verdient es: der Feuerwein funkele im getriebenen Pokal!

Im Lessingtheater kam ebenfalls ein Talent der Neu-Wiener-Schule zum Worte: Hugo von Hofmannsthal mit dem Schauspiel: Das gerettete Venedig. Seit der junge Dichter seine viel besprochene „Elektra" so blendend modern vorgeführt hat, muß man, wenn man auch nicht so modern denkt wie er, große Hoffnungen auf ihn setzen; seine Kunst der Sprache und sein Empfindungsreichtum sind bedeutend. Hofmannsthal ist in seiner Entwickelung von dem krausen, kaum sich selbst, geschweige denn anderen verständlichen Stephan George ausgegangen. Das bedeutet nicht an letzter Stelle die Vorliebe für splendide Bücherausstattung, die sich in Luxusausgaben von numerierten Exemplaren auf echt holländischem Büttenpapier mit Titelzeichnungen, zweifarbigem Druck, Initialen und Vorsatzpapier, in Pergament gebunden gefällt. Diese Üppigkeit der Ausstattung ist wie alles Äußere am Menschen ein Symptom. Sie bekundet eine seelische Neigung für das Dekorative, Pomphafte, für weiche, schmiegsame Genußsucht, für das Schwelgen in Stimmungen, im Rausch der Farben und Töne, kurz, für eine unmännliche Männlichkeit. Es gibt nicht wenige, die diese jungen Leute — die ja mit der Zeit auch älter geworden sind — von vornherein als „verkehrte Richtung" ablehnen, als prinzipielle Gegner des bloßen Ästhetentums, der Kunst als Selbstzweck. Mir will es richtiger erscheinen, im Theater wie im Leben, nicht zu sehr Prinzipien zu reiten und Richtungen zu bekämpfen oder zu befördern, als nach reichen Persönlichkeiten, die etwas eigenes sind und zu geben haben, Ausschau zu halten und dann deren Bestes mit einer von Vorurteilen freien Liebe oder doch Aufmerksamkeit zu betrachten.

Ich will den Leser nicht lange quälen mit der Vorgeschichte dieses Stückes, die ein leckerer Bissen ist für die Herren Literarhistoriker. Da ist ein Thomas Otway, der den toten Shakespeare unverdrossen ausplünderte und dessen „Venice preserved" die Urgestalt des „Geretteten Venedig" von Hofmannsthal bildet. Zur Zeit Goethes gab es schon mehrere deutsche Be-

Digitized by Google

arbeitungen des englischen Originals, das nicht mehr zu existieren scheint. Verschiedene Briefstellen zwischen Goethe und Schiller beschäftigen sich mit dem Stück und seiner Aufführbarkeit. Der Weimarer Theaterdirektor Goethe ließ es zweimal über die Bretter gehen, nachdem es der Leipziger Student schon gesehen hatte. Schiller wie Grillparzer dachten eine Zeitlang daran, den italienischen Stoff neu zu bearbeiten. In den jetzt veröffentlichten Tagebüchern des Wiener Dramaturgen Josef Schreyvogel spielt er eine ziemliche Rolle. Auch nach Frankreich hinüber lassen sich die Fäden verfolgen. Walter Scott hat bemerkt, daß über dies Stück und seine weibliche Hauptfigur mehr Tränen geflossen seien, als über Julia und Desdemona; der englische Urdichter aber, der 1685 starb, pflückte, wie es scheint, keine Rosen; er bettelte in seiner letzten Lebenszeit auf den Londoner Straßen mit den Worten: „Ich bin Otway, der Dichter!“ Man könnte auch in dem Sichanlehnen an vorhandene und von bedeutenden Vorgängern bereits bearbeitete Stoffe eine Schwäche der Modernen sehen; aber diese Betrachtung dürfte nicht bei den Neu-Wienern Hofmannsthal und Beer-Hofmann, bei Ludwig Fulda und Gerhart Hauptmann stehen bleiben, sondern müßte gerechterweise bis zu Goethe fortschreiten — und hätte sich damit selbst korrigiert.

Wir sind im alten, herrlichen Venedig, von dessen Naturschönheit uns allerdings unser Dichter kaum mehr zu schauen gibt, als daß ab und zu jemand in den „Kanal“ geworfen werden soll. Jeder Ausblick in die Lagunenstadt ist uns verwehrt. In einer dürftigen Kellerwohnung ist Pfändung. Die schöne Belvidera, die Gattin des ehemaligen Fähnrichs Antonio Jaffier, muß mit ihren beiden Kindern ohnmächtig dem Gewaltakt zusehen. Sie hat einst bessere Tage erlebt im Hause ihres Vaters, des mächtigen Senators Priuli. Ihr jetziger Mann war des Mädchens Spielgenoß; als der Vater die Einwilligung zur Ehe ihnen dann weigerte, hat Jaffier das schöne Kind entführt. Diese Liebestat ist das einzige Kräftige, das wir von dem Mann mit den wallenden, blonden Locken hören. Im übrigen nämlich ist er eine komplette Memme. Alle fünf Minuten weint er ein bißchen, gibt geschwollene Reden von sich, die niemand ernst nimmt, und jammert, fuchtelt mit den Armen in der Luft herum und träumt. Wovon der Mann lebt und seine Familie ernährt, bleibt dunkel. Denn der Alte rückt nichts heraus, er will von seiner Tochter und ihrem Anhang nichts wissen. Jaffier, der tapfere Held, hat sich dazu erniedrigt, nach langem Antichambrieren den Herrn Senator anzubetteln, und ist kalt abgelehnt worden. In der kahlen Wohnung denkt er einen Augenblick daran, Sold als Spion zu nehmen oder als Arbeiter ins Ausland zu gehen. Doch da kommt sein alter Freund, der aus dem Dienste der Republik nach schimpflicher Behandlung entlassene Kapitän Pierre und überredet den Schwachen, in die Reihen der Verschwörer einzutreten, die den Sturz Venedigs durch die Niedermetzelung aller Senatoren und ihrer Angehörigen vorbereiten. Dieser Freund, ein Kerl aus einem Guß, treu wie Gold und kalt wie Eisen, führt den Blondlockigen zu nächtlicher Stunde in den Kreis seiner Spießgesellen. Unter diesen Desperados sind verkommene Patrizier, entlassene Söldner und als ihr Kalfaktor ein angeblicher Kaufmann, der alte Lump Renauld. Jaffier wird mit lautem Mißtrauen empfangen als Schwiegersohn des Senators und als unsicherer Kantonist. Nur Pierre vertraut ihm unbe-

Digitized by Google

dingt, weil ihn starke persönliche Erinnerungen an gemeinsam Erlebtes mit Jaffier verbinden, und trotzt den Genossen die Aufnahme des Neulings in den Blutbund ab. Jaffier fühlt sich stark und zum äußersten entschlossen; um sich Glauben zu verschaffen, stürzt er davon, reißt seine Gattin aus dem Schlaf und führt sie den Verschwörern zu. Das Liebste, was er auf Erden hat, das einzige, was das harte Schicksal ihm ließ, setzt er zum Pfande ein. Belvidera wird in das Haus des Renauld geführt — und schon in der nächsten Nacht von dem Hausherrn überwältigt. Ihr Jammergeschrei durchgellt das Haus, kann sie aber nicht retten.

Pierre hatte eine Geliebte, die feurige Aquilina. Der Senator Dolfin hat sie ihm entrissen und zu seiner Dame erhoben. Im Zimmer dieser Kurtisane, die den verlebten Gatten tödlich haßt und aufs schnödeste behandelt, kommen die Verschwörer zur Beratung zusammen. Pierre hat dem Mädel die alte Freundschaft versprochen, falls sie den Plan unterstütze. Sie kennt nur ihre Liebe, alles andere ist ihr gleichgültig. Am Morgen hat sich Jaffier unter viel Fährlichkeit zu Belvidera zurückgefunden. Sie schreit ihren Jammer vor ihm aus und sucht ihren Mann, der in allen schweren Stunden ihres Lebens nicht bei ihr ist, sondern Verschwörung macht und dessen gutmütige Schwäche sie kennt, aus dem unseligen Verbande zu lösen. Sie hört durch kluges Ausfragen und mit Hilfe ihrer gesteigerten Empfindung, welch furchtbarer Racheplan im Werke ist. Jaffier soll nun ihren Vater rächen und als Preis für sein und der anderen Senatoren Leben sich selbst und seinen treuen Pierre aus der Schlinge ziehen. Aber Jaffier hat geschworen! Als ihn jedoch Belvidera an die Schmach erinnert, die sie von einem dieser Schwurgenossen erlitten hat, ist Jaffier bereit. Er macht den Angeber; man verspricht ihm, was er wünscht, aufs Kruzifix, ohne es zu erfüllen. Unterdessen bittet Belvidera ihren harten Vater kniefällig um seine Liebe und um Schutz für die Ihrigen. Sie glaubte, für ihre Freudenbotschaft von der Errettung Venedigs mit offenen Armen aufgenommen zu werden, sieht sich aber grausam getäuscht. Sie trägt das dritte Kindchen unter dem Herzen und den Tod in der Brust. Jaffier wollte aus Liebe zu seiner entweihten Gattin Venedig und den Genossen retten; er ist also nicht schlecht, obwohl er zum Denunzianten wird, den das Volkssprichwort als den „ärgsten Schuft" abgestempelt hat. Sein Verderben aber ist seine Schwäche; er berauscht sich an lauter Gedanken, denen leider die Taten nie folgen. Der Schluß ist selbstverständlich: Pierre wird gefesselt, vergeblich versucht Aquilina ihn durch die weitgehendsten Versprechungen an die Wache frei zu bekommen. Als er hört, daß Jaffier sie alle verraten habe, krampft sich des Führers Herz im tiefsten Schmerz seines Lebens zusammen. Er fühlt sich durch die Freundschaft mit jenem besudelt und läßt sich den Atem vom Gesicht wischen, nachdem Jaffier noch einmal begütigend auf ihn eingeredet hat. Der Verräter endet im Kanal; Pierre, dem das gleiche Schicksal vom Senat bestimmt war, obwohl er als Kapitän die kühnsten Heldentaten bestanden, gestattet der Offizier der Sbirren, der zufällig ein alter Kriegskamerad von ihm ist, sich mit einem Revolver anständig zu erschießen. Venedig ist gerettet.

Man ersieht aus dem Inhalt, daß Hugo von Hofmannsthal den alten Stoff, der die Beziehung zwischen Belvidera und ihrem Gatten und Vater in den Mittelpunkt rückte, wesentlich zu einer Freundschaftstragödie

Digitized by Google

ausgenutzt hat. Die kräftige Gestalt des Kondottiere Pierre ist ihm die Hauptsache; um ihn gruppieren sich die Gestalten: der treue Freund steht neben dem treulosen Freund; die Tragik aber ist, daß dieser im besten Glauben, ja aus Liebe und aus dem Ehrgefühl für seine Frau heraus den Treubruch begeht und das Unheil heraufbeschwört. Aus diesen beiden Motiven der Liebe einerseits und der Freundschaft anderseits, die nach den verschiedensten Seiten hin in den Beziehungen der Menschen ihre Strahlenbrechungen werfen, hat der Dichter starke Effekte zu ziehen gewußt. Daß manches in diesen Beziehungen nicht klar heraustrat, hatte wohl seinen Grund mit darin, daß ein Drittel des Textes wegen der großen Länge der Arbeit für die Aufführung gestrichen worden war. Sind die Charaktere psychologisch gut angelegt und mit glücklichen Einzelzügen ausgestattet, so ist die Sprache der Tragödie von lyrischem Klang und von einer in ihren Bann ziehenden reichen Phantasie. Die Aufführung war ungleich; vor allem hat Albert Bassermann, der uns so oft entzückt, diesmal mehr geschadet als genützt. Sein Jaffier gab sich etwa wie ein Epileptiker, der chronisch betrunken ist. Man begriff gar nicht, wie die Senatortochter an diesem arbeitsscheuen Jämmerling Gefallen finden konnte. Aber Rudolf Rittner mit seiner trotzig-ehrlichen Männlichkeit, Irene Triesch mit ihren leidenschaftlichen Naturtönen und Emanuel Reicher mit seiner erstaunlichen Wandlungsfähigkeit sicherten der Aufführung das Gelingen.

Mit einem summarischen Wort sei noch des feinen, nach innen gewandten Stoffes: Die stillen Stuben von dem Dänen Sven Lange (Kleines Theater) gedacht, die von Ibsen das Entscheidende gelernt haben, sowie zweier Einakter im Deutschen und im Neuen Theater: Das Nachtmahl der Kardinäle von dem Portugiesen Julio Dantas, ein Gespräch in einem Zimmer des Vatikan zwischen würdigen Eminenzen, die sich zwischen Kapaun und Obst sanfte Enthüllungen machen über ihre erste und letzte Jugendliebe, die sie sich mit dem Schwert, mit dem Geist oder aber mit dem Herzen zu gewinnen wußten. Und die geistreiche, keck satirische Groteske: Der Arzt seiner Ehre von Paul Mongré, die das Duell als Ballast und Unsinn ausspottet. Mongré ist ein Schüler Nietzsches und hat etwas von dem starken und freien Geist des Meisters geerbt.

Digitized by Google

Streiflichter.

Was ist das Ergebnis des Bergarbeiterausstandes? So weitverzweigt und teilweise verwickelt seine Wirkungen auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete auch sind, seine Hauptwirkung und damit sein Ergebnis ist die klare Erkenntnis, daß die Arbeits- und Lohnverhältnisse im Bergbau unhaltbar sind. Schuld an den unhaltbaren Zuständen tragen so gut wie allein die Zechenbesitzer. Sie haben mit geradezu verblüffender Deutlichkeit gezeigt, daß der soziale Fortschritt ihnen Hekuba, daß ihr „Recht", das wesentlich im Profitrecht besteht, ihnen alles ist. So wenig ich ein Befürworter des Staatssozialismus bin, so sehr erkenne ich an, daß hier der Staat die Pflicht hat, mit seiner Autorität einzutreten, d. h. durch Gesetzgebung die schreiende Ungleichheit zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer auszugleichen. Es ist erfreulich, daß so gut wie alle — außer den Zechenbesitzern und ihren Organen — einig sind in der Forderung nach ausgleichender Gerechtigkeit.

Aus Rußland wird mir geschrieben: „Der Stein ist ins Rollen gekommen. Glaube man nur nicht, daß die elementare Bewegung, die auf Abschaffung des Zarismus und auf eine Verfassung hindrängt, zurückebben wird. Nein sie wird — ob heute oder morgen, oder in einem Jahre, was verschlägt's? — zur Sturmflut anschwellen und jeden Widerstand brechen. Ehe die Welt viel älter geworden, erlebt sie das Schauspiel, daß ein Volk, seit Jahrhunderten in Knechtschaft gehalten, sich befreien wird. Was bis jetzt geschehen, ist ein Discite moniti! Ob sie es verstehen?" Diese Auffassung deckt sich mit der von mir an dieser Stelle stets vertretenen: Setzt sich der Zarismus nicht an die Spitze der Reformbewegung, nimmt er nicht ihre Führung, so geht die Bewegung über ihn hinweg und dann: Vae victis! Eine furchbare Bestätigung hat diese Auffassung soeben durch die Ermordung des Großfürsten Sergius erhalten.

Meine Sympathien sind also ganz auf seiten des nach Freiheit ringenden russischen Volkes; aber das, was man derb, aber nicht unrichtig mit dem Ausdrucke: „Russen- und Gorki-Rummel" bezeichnet, mache ich nicht mit. Es steckt in ihm viel Sensationslust und die uns Deutschen leider angeborene Sucht der Ausländerei. Unsere eigenen Nöte drücken uns häufig längst nicht so wie die „hinten weit in der Türkei". Übrigens hat sich bei Gelegenheit des Gorki-Rummels die „Kreuzzeitung" ein niedliches Denunziätionchen geleistet, was ja bei diesem Blatt nicht gerade verwunderlich, immerhin aber lehrreich ist. Um zu zeigen, daß Gorki einem verdienten Schicksale verfallen sei, pickt die „Kreuzzeitung" (1. Febr.) drei (!) Stellen aus seiner Erzählung „Malwa" heraus, worin der Dichter den Sjerjoschka sagen läßt, man müsse andere gegeneinander aufhetzen, um sich selbst einen Spaß zu machen. Das Blatt versieht diese Stellen mit einem: „Hört, Hört!" Nach dieser „literarischen" Methode der Stellenauswahl läßt sich so ungefähr von jedem Schriftsteller „beweisen", daß er ein Lump ist, und wenn es die eigene Gesinnung des Schriftstellers widerspiegeln soll, was er in seinen Schöpfungen andere sagen läßt, so wäre es nicht allzuschwer, der Redaktion der „Kreuzzeitung" nachzuweisen, daß sie jüdisch ist.

Digitized by Google

Da wir gerade bei der „Kreuzzeitung“ sind: in ihrer Abendnummer vom 8. Februar steht an hervorragender Stelle die erschütternde Nachricht: „Zu dem Bericht über die Ballprobe im Kgl. Schlosse sei noch nachgetragen, daß auch Prinzessin zu Erbach-Schönburg daran teilgenommen hat.“ Nun ist die aus den Fugen gegangene Welt wieder eingerenkt. Wie genügsam muß doch der Leserkreis der „Kreuzzeitung“ sein!

Zwei große sozialpolitische Ereignisse stehen im Vordergrunde: die angenommene Kanalvorlage und die Handelsverträge. Die wasserwirtschaftliche Vorlage ist, so sehr man über Einzelheiten streiten mag, als Ganzes genommen, zweifellos ein großer sozialpolitischer Fortschritt. Längst nicht so einheitlich kann das Urteil über die Handelsverträge sein. Hier ist die Industrie der Landwirtschaft gegenüber ganz entschieden der leidende Teil. Diese Tatsache damit zu begründen, wie Graf Bülow getan, daß der Bauernstand das Rückgrat des deutschen Volkes sei, geht nicht an. Denn so sehr ein seßhafter Bauernstand zur Gesundheit Deutschlands gehört, sein Rückgrat ist er — man mag es bedauern — schon seit mindestens 30 Jahren nicht mehr. Wirtschaftlich und politisch ist Deutschlands Rückgrat die Industrie, und eben deshalb habe ich das Vertrauen, daß unsere Industrie trotz Handelsverträgen, weiter emporblühen wird. An der schließlichen Annahme der Handelsverträge ist wohl nicht zu zweifeln.

Der Regierungspräsident von Minden hat den Zorn der Zentrumspresse erregt. In einem Rundschreiben an die Landräte, worin er sich nach altertümlichen Sitten, Gebräuchen usw. seines Bezirkes erkundigt, rechnet er das „Wetterläuten und Anzünden geweihter Lichter beim Gewitter“ zum Aberglauben. Da beides stark geübter katholischer Brauch ist, liest ihm „das Zentralorgan der Zentrumspartei“, die „Germania“, den Text und erklärt (1. I. 05), „der andächtige Gebrauch von geweihten Sachen sei eine Einrichtung der katholischen Kirche und kein Aberglaube“. Allerdings, denn wie die höchste katholische Autorität auf diesem Gebiete, die Inquisitionskongregation in Rom, am 29. Juli 1903 festgestellt hat, ist es auch kein Aberglaube, „Papierbilder, welche die Madonna darstellen, in Wasser aufgelöst zu trinken oder sie zu Pillen zu drehen und zu verschlucken, um Genesung von Krankheit zu erlangen.“ Dagegen ist doch Wetterläuten abgeklärte Frömmigkeit. Muß man zu den Negern Zentralafrikas gehen, um widersinnige Formen der „Religionsübung“ kennen zu lernen? Das ultramontane Rom liegt erheblich näher.

Aus Briefen eines Offiziers, der in Südwestafrika sein junges Leben ließ, hebe ich nach der „Täglichen Rundschau“ folgende Sätze hervor: „Die Mole in Swakopmund ist ein Torso; fünfzehn Dampfer liegen auf der Reede und können nicht löschen, der längste acht volle Wochen; und er hat noch ungefähr sechshundert Tonnen Ladung an Bord. Tagelang ist die Verbindung mit der Reede unterbrochen; drei Dampfer mit Fourage mußten voll wieder abfahren. Die Eisenbahn Swakopmund-Windhuk ist eine Feldbahn, wie die Rübenbahnen an den großen Zuckerfabriken; sie kann natürlich nicht annähernd die Güter zur Truppe bringen. Die Massen von Vorräten, die hier lagern, werden zum Teil ein Raub Unehrlicher, was leider die Kriegsgerichte beweisen. In Windhuk sind die

Digitized by Google

Weißen fast alle verbittert, die Eingeborenen frech. Das Experiment mit berittener Infanterie ist gründlich mißglückt; hierher gehört im Schießen ausgebildete Kavallerie. Es kann einem schlecht werden, wenn man einen steifen Infanteriesergeanten auf einem ungerittenen Pferd bis an die Zähne bewaffnet einherreiten sieht und dahinter kommt ein gefällig sitzender Schwarzer an. Der Erste ist die Verkörperung der bewaffneten Hilflosigkeit. Das Ansehen der deutschen Soldaten leidet dadurch ungeheuer. Wenn man in deutschen Zeitungen liest, mit welchem Pomp man dort die lächerlichsten Nichtigkeiten feiert, könnte man sich ärgern." Solche Worte reden eine beredte Sprache. Ob sie an den maßgebenden Stellen beherzigt wird? Es ist leider zu bezweifeln. Besonders der letzte von mir gesperrte Satz enthält sehr ernste Wahrheit. Wir leben trotz des bitteren Ernstes der Zeit in einer Operettenatmosphäre: Maskeradenhafte Aufzüge, Klingklang und Singsang, Denkmalsenthüllungen und kein Ende drängen sich den Vordergrund. Und unsere Zeitungen, „die Stimmen der öffentlichen Meinung", machen leider mit; sie schwelgen in Berichten „über den Pomp, mit dem man die lächerlichsten Nichtigkeiten feiert". Unsere Kraft verausgabt sich in Äußerlichkeiten und unser Geld vielfach auch. Ich muß zurückkommen auf die schon im letzten Hefte erwähnte Mehrforderung im preußischen Etat von rund 100000 M. jährlich als Repräsentationsgelder für Minister. Wenn man diese Summe, die buchstäblich für „lächerliche Nichtigkeiten" ausgeworfen wird, den Notständen gegenüber hält, die unser Heimatland und unsere schwer leidende südwestafrikanische Kolonie bedrücken, dann bekundet ein Volksvertreter, der sie bewilligt, sträflichen Leichtsinn. Von oben herab wird das Repräsentieren, das Sich-Verausgaben in Äußerlichkeiten gefördert. Der Hof, der gerade in diesen Dingen ein wirklich allmächtiger Tonangeber ist, ist in bezug auf sie auf falschen Ton gestimmt, der als laut tönender Mißklang in unsere Zeit hineinklingt.

Hierüber läßt sich ein ganzes, sehr wenig erfreuliches Kapitel schreiben, dessen Niederschrift verdienstvoll wäre. Prunkhafte Veräußerlichung greift Platz auf allen Gebieten des Lebens, auf einem Gebiete zu ganz besonderem Schaden des sittlichen Empfindens: das christliche Wohltun nimmt mehr und mehr die üppige Form der Eitelkeitsjahrmärkte, genannt Wohltätigkeitsbasare an. Wäre es nicht Pflicht der Geistlichkeit beider christlichen Bekenntnisse, des evangelischen wie des katholischen, diesem groben Unfug zu steuern? Das Non olet wird nach dieser Richtung hin auf eine so derbe Weise praktisch betätigt, daß es einem innerlich wehe tut.

In Frankreich hat Combes seinen Platz geräumt, aber die von ihm betretene Bahn wird, einstweilen wenigstens, von der Regierung weiter begangen. Man tut Combes durchaus unrecht, wenn man ihn hinstellt als beschränkten „Pfaffenfresser", der kein anderes Sprüchlein gekannt habe als: Le cléricalisme c'est l'ennemi, der zugrunde gegangen sei, an der Unfruchtbarkeit dieses seines einseitigen Programms. Die so sprechen, haben vom Wesen, von der Bedeutung des „Klerikalismus", d. h. des Ultramontanismus keine Kenntnis. Ein antiultramontanes Regierungsprogramm ist ein sehr vielseitiges **Kulturprogramm**; ein Programm, das wirtschaftlich und politisch, und zwar nach innen und nach

Digitized by Google

außen, weite Ziele steckt. Ich brauche bloß an die Trennung von Kirche und Staat zu erinnern. Das alles übersieht die kenntnislose Menge derjenigen, die sich Staatsmänner, Politiker und Journalisten nennen. Zwei Tatsachen beweisen diese auf Unkenntnis fußende Verständnislosigkeit. Der „Staatsmann" Studt vergreift sich zugunsten der ultramontanen Studentenverbindungen an der akademischen Freiheit, ahnungslos darüber, daß diese Verbindungen vom Syllabusgeist durchtränkt und daß sie die bewußt unterhaltenen Pflanzstätten des politischen Zentrums sind; und zweitens der deutsche Reichstag verhandelt in oberflächlicher Weise über den ultramontanen Toleranzantrag. Von diesem Tadel der Oberflächlichkeit nehme ich allerdings die tapferen und klugen Reden der Abg. Müller-Meiningen und Hieber aus; aber was bedeutet Zwei unter so Vielen!

Eine bessere, weil passendere Gelegenheit, das ganze ultramontane System und damit die ultramontane Gefahr der Kulturwelt vor Augen zu führen, gibt es nicht, als die Beratung über den Toleranzantrag. Daß das Zentrum gerade diesen Antrag immer und immer wieder vorschiebt, beweist, wie sicher es sich fühlt in bezug auf die Unkenntnis der Mehrheitsparteien. Combes hat mit weitschauendem, staatsmännischem Blicke die klerikale Gefahr erkannt; es war ihm gelungen, die besten Kräfte des Landes dieser Gefahr gegenüber zu einigen, und ich bin überzeugt, dieser Erfolg Combes' wird ein bleibender sein. Ehe unsere politische Welt die antiultramontane Einigung nicht vollzieht, wird es nicht besser werden; die Antikultur des Zentrums zieht immer weitere Kreise, seine Forderungen werden immer dreister. Hier, im Antiultramontanismus, ist die Möglichkeit einer Einigung buchstäblich aller Kulturkräfte. Aber damit diese Möglichkeit zur Tat wird, ist Voraussetzung die Erkenntnis der ultramontanen Gefahr.

Über die Bewegung in der Studentenwelt wäre ein eigenes Kapitel zu schreiben. Möchte sie andauern und zum Siege führen! Daß die Studenten in ihrem berechtigten und mit Vornehmheit geführten Kampfe für die akademische Freiheit von den Professoren so verlassen bleiben, ist ein trübes Zeichen der Zeit. Ein noch trüberes ist die Art und Weise, wie das preußische Kultusministerium, besonders Herr Althoff, gegen die Studenten auftritt. Der Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel wird von diesem Herrn auf die ungescheuteste Weise angewandt. Gewalt und List, Wahrheit und Unwahrheit spielen durcheinander: Das geringe Ansehen, das unser Kultusministerium als Kulturförderer überhaupt noch besitzt, geht fast völlig in die Brüche; sein Bankrott ist in dem scharfen Witzwort ausgeprägt, das im Lande die Runde macht: „der Stultusminister Kudt."

Ein Wort auch zur Montignoso-Affäre. Sie ist eines der bedauerlichsten Vorkommnisse unserer Zeit. Ein Urteil über die Verteilung der Schuld in diesem Ehedrama maße ich mir nicht an, da mir die sichere Kenntnis der Einzelheiten fehlt, sicher ist wohl nur das allgemeine Urteil, daß auch hier, wie immer in solchen Dingen, Schuld auf beiden Seiten liegt. Eines muß aber, viel mehr als bisher geschehen, hervorgehoben werden. Da beide Teile katholisch sind und eine katholisch gültige Ehe geschlossen haben, so ist und bleibt die Gräfin Montignoso die rechtmäßige

Digitized by Google

Gattin des Königs Friedrich August von Sachsen. Die 1903 getätigte „Scheidung" ist nur eine tatsächliche Trennung „von Tisch und Bett", weiter nichts. Das sakramentale Band der Ehe bleibt bis zum Tode der beiden ungelöst. Diese katholisch-religiöse Auffassung, die von der ultramontanen Presse geflissentlich in den Hintergrund geschoben wird, läßt das Vorgehen des sächsischen Hofes gegen die „vor Gott und Welt" dem Könige angetraute Gattin doch in recht eigentümlichem Lichte erscheinen. Warum löst denn der Papst die Ehe nicht; er kann ja alles, wird man vielleicht fragen? Wenn er auch „alles" kann, eine nach den kirchlichen Vorschriften geschlossene und vollzogene Ehe (matrimonium ratum et consummatum) lösen, kann er nicht. Freilich besitzt auch hier Rom ein Mittel, das zu Lösung führt: es erklärt die fragliche Ehe, mag sie auch schon seit Jahrzehnten bestehen und mit Kindern gesegnet sein, sei, aus bestimmten Gründen, von Anfang an keine Ehe gewesen, die Eheleute hätten also tatsächlich im Konkubinat gelebt. Dies brutale Mittel — man denke an das vieljährige Eheleben und die Kinder — ist schon oft aus politischen wie finanziellen Gründen vom Papsttum angewandt worden. Aber im vorliegenden Falle: Friedrich August—Luise ist es unanwendbar, und zwar deshalb, weil dadurch die Kinder des Königs von Sachsen für illegitim erklärt, also unfähig zur Thronfolge würden. Wäre das nicht, so hätte der Papst ganz gewiß schon lange die Nichtigkeit dieser Ehe ausgesprochen.

Am 9. Februar fand vor der Strafkammer des Hechinger Landgerichts eine sehr lehrreiche Verhandlung statt. Der Herausgeber der „Hohenzollerischen Blätter" war der Beleidigung des katholischen Pfarrers Oskar Witz angeklagt und wurde zu 30 Mark verurteilt. Aus dem Zeugenverhör: Zeuge Polizeidiener Kalbacher schilderte ausführlich, wie er vom Pfarrer veranlaßt worden sei, das Austragen der „Hohenzollerischen Blätter" aufzugeben. Das entscheidende Gespräch zwischen Kalbacher und dem Pfarrer, das auf offener Straße stattfand, verlief folgendermaßen: Der Pfarrer: Nun, Sie schellen ja den Pfarrvacht? Kalbacher: Ja, Herr Pfarrer! Der Pf.: Das ist recht. Aber Sie tragen ja das Blatt immer noch aus! K.: Ja, das ist doch kein unrechtes Blatt. Das Blatt ist doch nicht evangelisch! Jetzt les' ich das Blatt schon zehn Jahr und hab' noch nie etwas gegen die Religion drin g'funden! 'sscht doch au's Amtsblatt. Pf.: Wenn es auch nicht gerade gegen die Religion ist, so ist es auch nicht für die Religion. Ich muß Sie nochmals ernstlich warnen, das Blatt weiter auszutragen. Wir können hier nur katholische Blätter brauchen. Es ist eine Verantwortung, es ist eine Sünde, wenn Sie das Blatt weiter austragen. K.: Ja, wenn die Sach' so ist, Herr Pfarrer, dann bleibt mir halt nix anders übrig, als nach Hechingen schreiben, daß ich's nimmer austragen könn'! Der Vorsitzende befragte dann den Zeugen, ob der Pfarrer wirklich das Austragen der „Hohenzollerischen Blätter" als Sünde bezeichnet habe, was der Zeuge ausdrücklich unter Eid bejahte. Pfarrer Witz wurde sodann als Zeuge vereidigt. Seine Aussagen wichen in keinem Punkte von denen des Angeklagten und des Zeugen Kalbacher ab. Mit Behagen zählte er alle die Schmähworte her, die er gegen die „Hohenzollerischen Blätter" sich hat zu schulden kommen lassen.

Digitized by Google

Befragt, ob er ausdrücklich das Austragen der „Hohenzollerischen Blätter" als Sünde bezeichnet habe, erklärte er, daß dies möglich sei. Er erinnere sich, gesagt zu haben, das Austragen der „Hohenzollerischen Blätter" sei nicht erlaubt. Aber „nicht erlaubt" und „Sünde" sei ja dasselbe. Er habe nur seine Amtspflicht erfüllt, über die Reinheit des katholischen Glaubens zu wachen. Die Redaktion der „Hohenzollerischen Blätter", die mir den Bericht zugesandt hat, schreibt an seinen Rand das eine Wort: „Toleranz"! Ich habe diesem charakterisierenden Worte nichts hinzuzusetzen.

20. II. 05. H.

Bücherbesprechungen.

Bismarck als Erzieher unserem deutschen Volk vorzuführen, ist gewiß ein glücklicher Gedanke. Wir haben „Lichtstrahlen" aus Börne und Schopenhauer, eine Konkordanz aus Schillers und Goethes Werken, neben Rembrandt ist uns neuerdings auch Luther als Erzieher hingestellt — hat da nicht ein Mann, wie der erste Kanzler des neuen deutschen Reiches, ein Anrecht darauf, mit seinen Mahnungen und Meinungen, seinen Gedanken und Auslassungen vom Geschlecht unserer Tage, dem auch seine Lebensarbeit gegolten hat und immer noch zugute kommt, gehört zu werden? Wird nicht heute noch bei wichtigen Wendepunkten unseres politischen und öffentlichen Lebens immer wieder die Frage laut: Was würde Bismarck in diesem Falle tun? Was würde Bismarck dazu sagen? So hat denn für jeden guten Deutschen Paul Dehn ein treffliches Haus- und Handbuch, recht eigentlich einen Hausschatz, geschaffen mit seinem Werke:

„Bismarck als Erzieher. In Leitsätzen aus seinen Reden, Briefen, Berichten und Werken zusammengestellt und systematisch geordnet" (gr. 8°, 584 S. München, J. F. Lehmann, eleg. geb. 6,00 Mk.).

Fast 2000 Aussprüche Bismarcks finden wir hier nach 34 Rubriken, denen noch Nachträge beigefügt sind, geordnet, und ein 41 Seiten umfassendes ausführliches Schlagwortregister erleichtert noch das Auffinden der einzelnen Aussprüche. Mit einem wahren Bienenfleiß, welchem wohl nichts aus der umfassenden Bismarckliteratur entgangen ist, verbindet der Herausgeber dieser Sammlung ein gesundes Urteil, welches ihm nichts Wertvolles entgehen läßt. Einige Stichproben mögen unseren Lesern einen Begriff von der Reichhaltigkeit des Werkes geben, das man immer wieder mit neuer Freude zur Hand nimmt.

In dem ersten Abschnitt „Politik" begegnen wir gleich der bekannten Begriffsbestimmung: „Die Politik ist die Lehre vom Möglichen", und dem demütigen Geständnis: „Je länger ich in der Politik arbeite, desto geringer wird mein Glaube an menschliches Rechnen." Unter „Diplomaten"

Digitized by Google

lesen wir: „Meine Diplomaten müssen auf Kommando schwenken wie die Soldaten" und „ich bin auch überhaupt gegen die Heiraten mit Ausländern, besonders bei Diplomaten". Er konnte sich rühmen: „Sprachkenntnisse, wie auch Oberkellner sie besitzen, bildeten bei uns leicht die Unterlage des eigenen Glaubens an den Beruf zur Diplomatie, namentlich solange unsere gesandtschaftlichen Berichte, besonders die ad Regem, französisch sein mußten. — Ich erst habe die französische Sprache aus unserer Diplomatie vertilgt: Ich habe als Gesandter noch französisch berichten müssen — nicht aus Frankfurt, aber aus Petersburg und Paris; unsere ganze amtliche Sprache war französisch, und erst seit 1862, seit ich Minister bin, ist sie deutsch geworden." Unter „Diplomatie und Börse" finden wir die Auslassung: „Sie betreiben in Wien eine Politik der Beichtväter und der Bankiers." Vom „Frieden" meint er: „Ich glaube, daß er auch zu erhalten ist. Freilich im Westen kann der Topf überkochen, was dort immer einmal möglich ist. Daß man vom Osten her angreift, glaube ich nicht, wenn unsere Diplomatie so geschickt ist, wie sie sein könnte" und: „Wer nur einmal in das brechende Auge eines sterbenden Kriegers auf dem Schlachtfelde geblickt hat, der besinnt sich, bevor er einen Krieg anfängt." Besonders wertvoll, namentlich für praktische Staatsmänner — wertvoller noch als selbst die Beschäftigung mit Büchmanns „Geflügelten Worten" — sind Bismarcks Aussprüche über Europa, Welt- und Kolonialpolitik, England, Frankreich, Österreich-Ungarn, Orientfragen, andere Länder und Nordamerika. Da hören wir: „Bis zum Jahre 1866 trieben wir preußisch-deutsche, bis 1870 deutsch-europäische Politik, seitdem Weltpolitik. Bei der Berechnung der zukünftigen Ereignisse müssen wir auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika ins Auge fassen." Zur Behandlung der Neger äußert er, „ohne Zweifel sei der Neger faul und müsse angetrieben werden, aber doch nicht mit unmenschlichen Mitteln. Auch habe der schwarze Soldat doch schon oft genug bewiesen, daß es ihm nicht an Mut und Opferwilligkeit fehle. Er bedaure es deshalb jedesmal, wenn er in den Zeitungen Berichte über Vorfälle lese, aus denen hervorgehe, daß die Schwarzen unmenschlich und falsch behandelt würden." Von jeder Voreingenommenheit für England ist er frei: „Dieses England mit seinen paar tausend Mann Linientruppen und seiner — dadurch halb gezwungenen — Nichtinterventionspolitik ist eine ganz gleichgültige Großmacht, die sich nur durch ewiges tantenhaftes Bevormunden einen gewissen künstlichen Einfluß geschaffen hat, den man auf seine reale Grundlage wieder zurückführen muß. Unsere Politik muß nicht notwendig antienglisch sein, aber, wenn sie englisch sein soll, so kann das sehr gegen unser Interesse laufen, das immer mehr mit den kontinentalen Mächten zu rechnen hat." Er behauptet geradezu: „Es gibt in Europa kein Gefängnis, in dem nicht ein englischer Taschendieb säße. Wenn der Diebstahl zum nationalen Trieb sich entwickelt, so fördert er die Eroberungslust. Er erniedrigt weder die Moral, noch verweichlicht er, wie es die Franzosen sind, die sich von Weibern regieren lassen." Besonders werden auch gerade jetzt seine Worte beachtet werden: „Ich glaube, daß die Zukunft in Südafrika eher den Holländern als den Engländern gehört." Aus seinen Bemerkungen über Frankreich heben wir nur folgende heraus: „Es ist in unserem Interesse, wenn England und Italien sich mit den Franzosen entzweien und wenn diese wieder in Paris Geschäfte machen, denken

Digitized by Google

sie nicht an die Rheingrenze. — Es ist recht gut für uns, daß in Frankreich die klerikale Strömung die Oberhand hat, weil dadurch seine Wehrfähigkeit geschwächt wird. Ein Bataillon, in welchem der Aumônier (Feldprediger) mehr gilt als der Major, das schlägt man leicht. Da ist viel Heucheln, aber wenig Dienst darin!" Von Österreich sagt er: „Das deutsche Element ist der bindende Kitt, der das große österreichische Staatsgebäude zusammenhält." Über Rußlands Politik urteilt er: „Es könnte eine gefährliche Zeit für Europa werden, wenn Rußland einen starken Staatsmann hervorbringen sollte, der eine gegebene kühne Politik verfolgte und vor der Aufopferung von einigen Hunderttausend oder auch einer Million Menschenleben nicht zurückschreckte. Rußland läßt sich nicht durch Gefühle leiten; es folgt nur seinem Interesse, welches glücklicherweise der Friede ist. So gelten Paradereisen, Toaste und Reden nicht viel bei russischen Staatsmännern. Um mit der Richtung der russischen Angelegenheiten in Fühlung zu bleiben, muß man genau wissen, was für ein Mann zurzeit großen Einfluß auf den Zaren ausübt." Über Deutschlands Stellung zu den Orientfragen werden wir belehrt: „Kurz und gut, wir Deutsche haben dort im Osten und Südosten nur ein Interesse, das ist die Erhaltung und Zukunft Österreichs. Darauf muß sich unsere dortige Politik beschränken." Die Bedeutung Japans wird recht gewürdigt: „Die Energie der Japaner gegenüber der Lethargie der Chinesen hat mich ganz mit Staunen erfüllt. Es gibt wohl bei uns Stimmen, die auch in den Chinesen eine Gefahr für Europa sehen. Gegenüber dem von diesem Volke durch Jahrhunderte bewiesenen Beharrungsvermögen scheinen mir derartige Vermutungen unbegründet. Vielmehr jedoch ist eine merkantile Schädigung durch Japan und die Möglichkeit des Eintretens dieses Landes als politischen Faktor zu gewärtigen."

Aus Bismarcks Aussprüchen über Fürst, Hof, Heer und Flotte buchen wir nur den über Absolutismus: „Ich halte überhaupt den Absolutismus für die unglücklichste aller Staatsformen. Sie glauben nicht, welchen Anteil an den Geschicken eines absolut regierten Landes oft der Einfluß eines raffinierten Kammerdieners besitzt." In dem Abschnitt Reichseinigung stoßen wir auf die Aussprüche: „Setzen wir Deutschland, sozusagen, in den Sattel! Reiten wird es schon können," und „Wir Deutsche sind in unserem Zusammenhange wie ein Ehepaar; wenn alles ruhig und still ist, zankt man sich wohl ein wenig, so wie es bei Mann und Frau ist. Wenn aber ein Nachbar sich reinmischt, fallen Mann und Frau vereint über ihn her. So war es bei uns Deutschen im Kampf mit Frankreich; er machte uns einig." Über deutsche Art heißt es: „Bei Romanen und Narren gehen immer zwölf aufs Dutzend, während bei uns die Selbständigkeit der Meinung auch größer ist und wir bei zwölf Köpfen auch zwölf Meinungen haben," und „der Deutsche hat an und für sich eine starke Neigung zur Unzufriedenheit." Besonders scharf läßt er sich über die Ausländer und die Deutschen im Auslande aus, aber hat er nicht heute noch recht mit der Bemerkung: „Das Ausländische hat immer einen gewissen vornehmen Anstrich für uns"? Anläßlich der Streitigkeiten mit Venezuela sind seine bereits im Dezember 1867 im preußischen Abgeordnetenhause gesprochenen Worte besonders zeitgemäß: „In diesem Augenblick geht mir zufällig eine Zuschrift zu aus Caracas in Südamerika von den dort wohnenden Deutschen,

Digitized by Google

2000 an der Zahl, die darin der freudigen Zuversicht Ausdruck geben, mit welcher sie in der neuen Bundesflagge das Symbol des Schutzes erblicken, den der große, hoffentlich bald alle Stämme umfassende Bund auch den Deutschen gewähre, welche in dem zuerst von Deutschen betretenen Tropenlande wohnen, und welche das äußere Zeichen des mächtigen Schutzes einer großen genialen Nation, als deren Glied sie sich zum erstenmal gehoben fühlen, mit besonderer Genugtuung begrüßt haben."

Unter Reichsverfassung finden wir die beherzigenswerten Sätze: „Wenn ich mich aber in andern Ländern umsehe, so muß ich doch finden, daß das Lamentieren bei uns von wenig christlicher Geduld und Demut zeugt. Es geht uns, ich will nicht sagen besser, doch aber auch nicht schlechter, als andern Völkern. Sehen wir doch von dem äußersten Westen bis zum äußersten Osten Europas die Lage der uns gleichstehenden Nationen an, von der Spitze von Morea bis zur nordwestlichen bewohnten Insel dieses Weltteils, von Gibraltar bis zur Newa: finden Sie da in irgend einem Lande Zustände, die uns Deutsche zum Ausrufe veranlassen könnten: Da laßt uns hinziehen, dem üblen und gefährlichen Zustande, der über Deutschland wie eine düstere Wolke hängt, entrinnen — und wie die Zeitungsphrasen noch lauten — und endlich in den Hafen der Befriedigung einlaufen?" Aus den Abteilungen Reichskanzler, Bundesrat, Reichstag prüfen wir nur die Charakteristik des letztern heraus, welche schon vom Jahre 1887 stammt, aber seitdem nur noch an Berechtigung gewonnen hat: „Wir haben auf eine ganz andere Haltung des Reichstages gerechnet, auf eine ganz andere Wirkung der Institution und der erhebenden, begeisternden Tatsache, daß die deutsche Nation nach Jahrhunderten des Leidens einmal einig ist, sicher in ihrer politischen Existenz, sicher in ihrer Unabhängigkeit gegen das Ausland, sicher in Gemeinschaft mit den Vertretern des ganzen deutschen Volkes ihre eigenen Angelegenheiten beraten zu können; wir haben geglaubt, daß das so erhebend wirken werde auf Leute, die die Entbehrungen von allen diesen Dingen auf sich haben lasten gefühlt, daß wir zu solchen elenden Streitigkeiten, wie sie hier vorlagen, nie gelangen würden. Darin haben wir uns geirrt!" Unter der Abteilung Inneres lesen wir: „Das Gebet im Vaterunser ‚Dein Wille geschehe!' ist mir immer maßgebend, aber verstehen tue ich diesen Willen auch nicht immer. Wir wollen den Willen der Regierung auch immer verstehen, aber wenn die Regierung selbst keinen hat, suchen wir einen oder schieben einen unter. Die Männer sind auch in der Regel nicht so weise, wie die Leute meinen. — Ich fürchte, es werden noch die Jüngeren von Ihnen Zeiten erleben, wo sie sich nach einem starken Staat umsehen und sich vergebens dann danach umsehen." Unter Gesetzgebung begegnet uns der Ausspruch: „Gesetze sind wie Arzneien; sie sind gewöhnlich nur Heilung einer Krankheit durch eine geringere oder vorübergehende Krankheit."

Auch dem Parlamentarismus zeigt sich Bismarck nicht hold: „Verständnis für Politik ist gewiß auch in anderen Ländern nicht weiter verbreitet als bei uns, aber es findet sich in anderen Parlamenten doch selten dieser Grad von Entschlossenheit im Bilden und Aussprechen von Ansichten, gepaart mit demselben Maße von Unkenntnis der Dinge wie bei uns." Ebensowenig ist er dem Partei- und Fraktionswesen gewogen: „Die Politik macht uns tot, indem sie uns hindert, unsere Interessen wahr-

Digitized by Google

zunehmen; sobald es der Parteipolitik, der Fraktionspolitik nicht paßt, so können die Interessen zugrunde gehen, und es kann darüber ausgepfändet werden oder Hungers sterben, wer will — das ist der Fraktion als solcher vollständig gleichgültig; sie fragt nur: Was nützt es meiner Fraktion? Vivat fractio, pereat mundus!" Schon im Jahre 1872 nahm er die Polenfrage sehr ernst: „Ich habe das Gefühl, daß auf dem Gebiete unserer polnischen Provinzen der Boden unter uns, wenn er heute noch nicht auffällig wankt, doch so unterhöhlt wird, daß er einbrechen kann, sobald sich auswärts eine ‚polnisch-katholisch-österreichische Politik entwickeln kann. — Diese polnische Agitation lebt doch vielleicht nur von der Gutmütigkeit des Staates. — Wir singen: ‚Fest steht und treu die Wacht am Rhein', aber noch fester steht die Wacht an Warthe und Weichsel, wo wir keinen Zoll Landes missen können."

Besonders wertvoll ist die Zusammenstellung der Bismarckschen Auslassungen über Kirchenpolitik, wobei auch für das Zentrum und den Jesuitenorden allerlei Bemerkungen abfallen. Nur weniges sei daraus mitgeteilt: „Der Friede zwischen König und Priester wird immer die Zirkelquadratur bleiben, der man nahe kommt, die man aber nicht vollständig erreichen kann. — Für das Zentrum ist Nichtherrschen schon mit Unterdrücktsein gleichbedeutend. — Die Zentrumspartei hat vieles an sich, was mich im Vergleich mit den anderen im hohen Grade anzieht und besticht. Sie hat eine sehr strenge Disziplin. Man kann mit ihr rechnen; sie hat für mich nur die Gefahr: man kann sich mit ihr nicht einlassen, ohne sich dem Geist, der in ihr lebt, mit Leib und Seele zu verschreiben; man wird auf die Dauer davon erfaßt, und es kommt immer wieder der Moment, wo es heißt: Willst du jetzt fechten, oder willst du weiter mit mir gehen? — Ich halte die heutige Leitung des Zentrums für gefährlich, nicht nur in konfessionellen Fragen, sondern hauptsächlich in nationalen. Sie bröckelt uns alles ab, was wir aufgebaut haben. — Was meine inneren Überzeugungen anbetrifft, so kann ich einen Jesuiten, bei dem ich wirklich deutsche nationale Empfindungen voraussetze, als einen sehr nützlichen Bundesgenossen betrachten und habe keine Abneigung an und für sich gegen ihn; nur sind mir solche nicht vorgekommen." Bismarck zeigte sich als ein warmer Freund der Landwirtschaft, wie er auch auf die Blüte von Gewerbe, Industrie, Handel und Verkehr bedacht war. Dagegen ist er kein Freund der Börse und meint: „Ich glaube, sie werden die Aalglätte dieses Körpers nie so vollständig überwinden, daß sie ihn greifen und zum Zahlen und zum Bluten nötigen. Es gibt zu viele Leute, die seiner bedürfen und die seine Hilfe erstreben." Von der öffentlichen Meinung und der Presse hält er nicht viel: „Was die Zeitungen über mich schreiben, das ist Staub, den ich mit der Bürste abwische, das ist mir gleichgültig. Ich lege nur Wert auf die Geschichte, was die später über mich sprechen wird." Auch über die Juden drückt er sich nicht gerade schmeichelhaft aus, bemerkt indessen: „Ich mache aber bei den Juden einen Unterschied. Die Reichgewordenen sind nicht gefährlich. Die gehen nicht auf die Barrikade und zahlen pünktlich ihre Steuern. Die Strebsamen sind's, die noch nichts haben, besonders die von der Presse. Doch sind auch hier wohl die Christen die schlimmsten und nicht die Juden." Von des Fürsten Liebe zum Arbeiterstande zeugen seine Ausführungen über Arbeiterschutz, Arbeiter-

Digitized by Google

versicherung und Sozialpolitik. So erklärt er: „Ich halte es im höchsten Maße wünschenswert, wenn die Fabrikarbeiter auf den Fuß gelangen können, auf dem die ländlichen Tagelöhner fast überall stehen, daß die Frau in der Regel nicht mit auf die Arbeit geht, sondern den ganzen Tag zu Hause bleibt, mit alleiniger Ausnahme der Zeit, wo in der Landwirtschaft Not an Mann ist, also der verschiedenen Ernteprozeduren. — Die Fabriken bereichern den einzelnen, erziehen uns aber eine Masse von Proletariern, von schlecht genährten, durch die Unsicherheit ihrer Existenz dem Staate gefährlichen Arbeitern. — Ja, ich erkenne ein Recht auf Arbeit unbedingt an und stehe dafür ein, so lange ich auf diesem Platze sein werde. Ich befinde mich damit nicht auf dem Boden des Sozialismus, der erst mit dem Ministerium Bismarck seinen Anfang genommen haben soll, sondern auf dem Boden des preußischen Landrechts.“ Aus seinen Aussprüchen über Religion seien nur zwei mitgeteilt: „Wenn ich nicht mehr Christ wäre, bliebe ich keine Stunde mehr auf meinem Posten. Wenn ich nicht auf meinen Gott rechnete, so gäbe ich gewiß nichts auf irdische Herren. Warum soll ich mich angreifen und unverdrossen arbeiten in dieser Welt, mich Verlegenheiten und Verdrießlichkeiten aussetzen, wenn ich nicht das Gefühl habe, Gottes wegen meine Schuldigkeit tun zu müssen. — Wir gewahren mit Erstaunen, daß das eben so frisch begonnene Leben schon bergab geht. Es wäre das An- und Ausziehen nicht wert, wenn es damit vorbei wäre.“ Über die Schule urteilt er unter anderem: „Nach meinem Erachten soll die Schule, wenigstens der Elementarunterricht, Staatsanstalt sein.“ Seinen Briefen an seine Braut und seine Gattin sind eine Anzahl köstlicher Worte über die Familie entnommen. Auf Deutschlands Frauen setzt er seine Hoffnung: „Was bis zum Frauenherzen vorgedrungen ist, das haftet. Die Frauen sind konservativ. Sie wirken auf das heranwachsende Geschlecht und ziehen es in ihrem Geiste groß. Sie sind mir gute Bürgen für den Bestand meines Lebenswerkes.“ Persönliche Bekenntnisse, Allerlei und Nachträge bilden den Beschluß der trefflichen Sammlung, an welcher sich jeder Deutsche immer wieder erquicken und erheben kann. Möge dieselbe deshalb in recht vielen Häusern Eingang und Anklang finden.

Dr. C. Fey.

„Römische Taktik in den Vereinigten Staaten“ von Prof. Karl Knortz. Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn in Berlin.

In dieser 80 Seiten umfassenden geistreich geschriebenen Broschüre gibt Prof. Knortz, der in der Evansville, Ind., Superintendent des öffentlichen Unterrichtswesens ist, eine mit großer Sachkenntnis zusammengestellte Geschichte der römisch-katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten und knüpft daran eine Besprechung ihrer Bestrebungen und wahrscheinlichen Zukunft. Er weist durch eine Fülle interessanter Tatsachen nach, wie anders sich diesseits des Atlantischen Meeres als jenseits der Entwickelungsgang der römisch-katholischen Kirche gestaltet hat. Seine Broschüre ist eine hochinteressante, vorteilsfreie historische Studie, die ein scharfes kritisches Urteil und ein umfassendes Wissen bei dem Verfasser erkennen läßt. Allen, die sich für die kulturgeschichtliche Entwickelung der Vereinigten Staaten interessieren, kann sie angelegentlich empfohlen werden.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alfred Kresse, Schöneberg.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Digitized by Google

3 2044 055 297 352

Harvard College Library

BOUGHT FROM THE FUND
SUBSCRIBED FOR THE
DEPARTMENT OF GERMAN

Digitized by Google

Digitized by Google